
EX LIBRIS
M.C. MIGEL LIBRARY
AMERICAN PRINTING
HOUSE FOR THE BLIND

KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1960



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.

Gebe denn, der über uns
wägt mit rechter Waage,
jedem Sinn für seine Freuden,
jedem Mut für seine Leiden
in die neuen Tage!

FRANZ GRILLPARZER

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1960

Gesamtgestaltung: Friedrich Wilhelm Hymmen

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden, Rheinstraße 73, Telefon 2 51 86. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck – auch mit Quellenangabe – nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages. Preis 2,50 DM. Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG, Mainz, Große Bleiche 46–48.

10 Jahre

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1960

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E.V.

Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.
Selbstverlag Wiesbaden

Unsere graphischen Mitarbeiter

Umschlagentwurf: Prof. Gerhard Ulrich (Gütersloh). Zeichnungen im Kalenderteil und auf den Seiten 50, 51 und 54: Fritz Fischer (Weidach über Blaubeuren). Weitere Mitarbeiter: Will Joh. Krick (Offenburg) mit Holzschnitten, Günther Büsemeyer (Quelle bei Bielefeld) mit Federzeichnungen S. 94, 95 und 134 und Hans Firzlaff (Bielefeld) mit Titelleisten. Quellennachweis der Karikaturen am Schluß des Inhaltsverzeichnisses.

Geleitwort

Von Professor Dr. Carlo Schmid

Vizepräsident des Deutschen Bundestages

Immer, wenn ich einem Blinden begegne, überfällt mich eine unerklärliche Scham. Mir ist, als sei ich es, der ihm das Licht wegnimmt; als usurpiere ich die Welt, die sich ihm verweigert. Dieses Gefühl ist schwer auszuhalten. Ich versuche es darum zu vertreiben, indem ich mich der vielen Aussagen aus alter und neuer Zeit erinnere, wonach die Blinden den Tiefenschichten des Wissens näher seien als wir Sehenden – dachte sich doch das Altertum seine Seher und seine größten Dichter blind! Aber all diese Tröste fruchten nichts; die Scham bleibt. Seltsam, daß sie am schmerzhaftesten brennt, wenn ich einem Kriegsblinden begegne, einem Geblendeten also, einem, der weiß, was die Welt im Lichte ist und dem man dieses Licht geraubt hat. Ist er denn nicht schwerer getroffen als einer, der im Dunkel wandelnd ins Leben hineingewachsen ist; der sich eine eigene Welt ertastet hat; der sich Organe körperseelisch ausgeformt hat, die ihm auf besondere Weise eine Buntheit eigener Art an dem aufschließen, was ihm als Welt begegnet? Aber der andere, der Blindgeschossene, der ist eben beraubt, dem ist ein gewohnter Zugang zur Welt abgeschnitten. Alles, was ihm an neuen Organen zuteil zu werden vermag, wird sich immer am alten Vermögen messen lassen müssen – und wer von uns könnte sagen, was dabei herausgemessen wird?

Ich bin oft solchen Menschen begegnet, und diese Begegnungen machen mich fast immer staunen: Was haben diese Kriegsblinden nicht an sich vollbracht, welche Siege haben sie nicht über die Schwerkraft des Instrumentalen ihres Leibes davongetragen! Ich denke an jene Studenten, die blind schwierigste Lehrgebiete bearbeitet haben und jedem Sehenden gegenüber bestehen. Ich denke an jene Handwerker, die blind den Stoff gestalten, als dringe ihr inneres Auge tiefer in seine Geheimnisse ein, als es das leibliche vermöchte; ich denke an jene Frauen und Männer an den Telefonvermittlungen und Schreibmaschinen, die mit Hebeln und Tasten hantieren, so sicher, wie keiner von uns es könnte; und ich denke an jene Männer, die durch nichts geschützt als eine gelbe Binde und im Geleit eines Hundes durch das Gewühl unserer Straßen gehen, mit einer Sicherheit, als seien sie all dessen enthoben, was uns Sehende immer in das Zwielicht der Angst wirft.

Aber all dies kann die Frage nicht unterdrücken, die wir an uns zu richten haben – immer wieder um eine Antwort suchend, die ohne Ausflüchte ist: „Tun wir auch alles, um diesen Menschen brüderlich zu begegnen? Tun wir auch alles, was ihnen erlaubt, als Blinde nicht nur tapfer zu sein, sondern auch zu l e b e n?"

Bonn, 15. Juni 1959

Carlo Schmid

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 2 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigene Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

10222, 10224, 92511, 92528, 92537, 92539

Aus dem Inhalt

Quellenhinweise: Historische Bildbeiträge stammen vom Kunstarchiv Arntz (Stuttgart), vom Archiv für Kunst und Geschichte (Berlin) und vom Historischen Bildarchiv Lolo Handke (Bad Berneck). Die im Jahrbuch verstreuten 19 Karikaturen sind zum Teil dem Buch Knaurs „Lachende Welt" entnommen.



Der Winter — *Scherenschnitt von Jean Huber, gen. Huber-Voltaire (1721–1786)*

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: *Bonn, Schumannstr. 35, Tel. 22335; Bundesvorsitzender: Oberstudienrat Dr. Hans Ludwig, Bonn, Schumannstraße 35; Stellvertreter: Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78*

Landesverband Bayern: *München 2, Baudrexelstraße 2 (Tel. 551020), Vors.: Karl Wendel*

Bezirk Oberbayern: München 2, Baudrexelstraße 2, Vors.: Karl Wendel

Bezirk Niederbayern: Landshut, Erlenstraße 40, Vors.: Josef Aigner

Bezirk Oberpfalz: Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk Oberfranken: Bayreuth, Lisztstraße 1, Vors.: Josef Lukas

Bezirk Mittelfranken: Nürnberg-O., Schmausenbuckstr. 25, Vors.: Hans Schatt

Bezirk Unterfranken: Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Vors.: Josef Friedel

Bezirk Schwaben: Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 19, Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: *Berlin-Neukölln, Herrfurthstraße 10–11 (Tel. 629092), Vors.: Dietrich Benkel*

Landesverband Bremen: *Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22 (Tel. 496186), Vors.: Heinrich Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: *Hamburg-Billwerder 4, Mittlerer Landweg 135, Vors.: Kurt Schulz*

Landesverband Hessen: *Frankfurt a. M., Stuttgarter Straße 21 (Tel. 331350), Vors.: Ludwig Eckert, Oberstedten/Ts., Friedrichstraße 8*

Bezirk Frankfurt a. M.: Frankfurt a. M.-Ginnheim, Am eisernen Schlag 48, Vors.: Fritz Cyrus

Bezirk Gießen: Oberwetz über Wetzlar, Vors.: Karl Jäger

Bezirk Kassel: Kassel-W., Nordhäuser Straße 60½, Vors.: Paul Canzelmann

Bezirk Marburg: Marburg, Fr.-Naumann-Straße 13, Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk Darmstadt: Darmstadt-Eberstadt, Oberstraße 33, Vors.: Georg Sauerwein

Bezirk Wiesbaden: Wiesbaden-Biebrich, Josef-Brix-Straße 25, Vors.: Willi Mikaleit

Bezirk Fulda: Fulda, Peterstor 15, Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: *Hannover-Ricklingen, Wallensteinstraße 100 A (Tel. 46166), Vors.: Joachim Schubach*

Bezirk Zentral-Hannover: Hannover-Kleefeld, Hoppestraße 5, Vors.: August Harms

Bezirk Oldenburg/Ostfr.: Oldenburg, Bachstraße 21, Vors.: August Martens

Bezirk Süd-Hannover: Göttingen, Elbinger Straße 32, Vors.: Horst Thielert

Bezirk Braunschweig: Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100, Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk Nord-Hannover: Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21 a, Vors.: Emil Rehr

Bezirk Bremen: Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk Niederelbe: Buxtehude, Ernst-August-Straße 1, Vors.: Heinz Käppe

Bezirk West-Hannover: Hameln, Am Hammelstein 7, Vors.: Willi Bursy

Bezirk Fallingbostel: Walsrade, Posener Straße 5, Vors.: Franz Sender

Landesverband Nordrhein: *Düsseldorf, Irmgardstraße 22 (Tel. 64168), Vors.: Otto Jansen*

Bezirk Aachen: Aachen, Maria-Theresia-Allee 197, Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk Bergisch-Land: Wuppertal-Barmen, Sanderstraße 196, Vors.: Willy Hemeyer

Bezirk Bonn: Bonn, Hirschgasse 23, Vors.: Dr. Josef Reinelt

Bezirk Duisburg: Friedrichsfeld b. Wesel, Hindenburgstraße 45, Vors.: Fritz Günther

Bezirk Düsseldorf: Düsseldorf-Lohausen, Lohauser Feld 76, Vors.: Johannes Franke

Bezirk Essen: Essen-Stadtwald, Grünhof 7, Vors.: Wilhelm Sänger

Bezirk Geldern–Kleve–Moers: Geldern, Meisenweg 3, Vors.: Hans Schroer

Bezirk Köln: Köln-Klettenberg, Ölbergstraße 55, Vors.: Claus Faß

Bezirk M.-Gladbach: Schiefbahn, Seidenstraße 6, Vors.: Hermann Seidel

Bezirk Rhein–Wupper–Leverkusen: Manheim (Rhein), Vereinsstraße 11, Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: *Kruft bei Andernach, Jahnstraße (Tel. Niedermendig 7 52), Vors.: Philipp Nell*

Bezirk Koblenz-Montabaur: Mayen, Bannerberg, Vors.: Franz Pung

Bezirk Pfalz: Maikammer/Pfalz, Friedhofstraße 74, Vors.: Andreas Platz

Bezirk Trier: Prüm/Eifel, Kreuzerweg 17, Vors.: Albert Dimmer

Bezirk Mainz: Mainz-Laubenheim, Ludwigstraße 6, Vors.: Georg Boller

Landesverband Saar: *Herrensohr/Saar, Karlstraße 2, Vors.: Willi Buchmann*

Landesverband Schleswig-Holstein: *Neumünster, Klosterstraße 107 (Tel. 22 20), Vors.: Bruno Eggers*

Bezirk Nord: Flensburg, Bahnhofstr. 34, Vors.: Momme Jensen

Bezirk Mitte: Kiel, Afrade 2, Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk Süd: Grabau über Schwarzenbek, Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Südbaden: *Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5 (Tel. 3 26 66), Vors.: Ing. Alfons Schramm, Freiburg, Kirner Str. 11*

Bezirk Breisgau: Friesenheim / Baden, Hebelstraße 26, Vors.: Otto Althauser

Bezirk Oberrhein: Schopfheim, Wehrer Straße 52, Vors.: Hans Brauchle

Bezirk Mittelbaden: Oberkirch / Baden, Renchener Str. 31a, Vors.: Gregor Grimmig

Bezirk Bodensee: Konstanz, Siebenbürgenweg 9, Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Westfalen: *Münster i. W., Propsteistraße 55a (Tel. 3 61 98), Vors.: Heinrich Schütz*

Bezirk Bielefeld: Bielefeld, Detmolder Straße 16, Vors.: Werner Albert

Bezirk Detmold: Detmold, Am Königsberg 12, Vors.: Karl Schleheck

Bezirk Emscher–Lippe: Marl, Martin-Luther-Straße 9, Vors. i. V.: Heinz Ratajczak

Bezirk Hellweg: Soest, Hattroper Weg 8, Vors.: Walter Acquistapace

Bezirk Mark: Iserlohn, Woestestraße 4, Vors.: Werner Fernholz

Bezirk Minden: Minden, Baustaustraße 4, Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk Münsterland: Münster, Gutenbergstraße 19, Vors.: Josef Schlüter

Bezirk Ruhrgebiet I: Bochum, Haderslebener Straße 22, Vors.: Erwin Stahl

Bezirk Ruhrgebiet II: Dortmund-Hombruch, Grotenbachstraße 10, Vors.: Wilhelm Schild

Bezirk Sauerland: Wingeshausen Nr. 172, Kr. Wittgenstein, Vors.: Adolf Gerndt

Bezirk Siegen–Olpe: Fellinghausen, Post Kreuztal, Herrstraße 5, Vors.: Erich Giesler

Landesverband Württemberg-Nordbaden:

Stuttgart-W., Seyfferstr. 90 (Tel. 63 12 70), Vors.: Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78

Bezirk Bodensee: Schwendi Kr. Biberach, Klausstraße 15, Vors.: Hermann Rieg

Bezirk Donau: Ulm a. D., Pfarrer-Schultes-Weg 20, Vors.: Karl Nägele

Bezirk Schwarzwald I: Tuttlingen, Schillerstraße 9, Vors.: Hans Haule

Bezirk Schwarzwald II: Nagold (Kr. Calw), Allmandweg 27, Vors.: Heinz Everaers

Bezirk Oberer Neckar: Tübingen, Schwabstraße 43, Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk Mittlerer Neckar: Bittenfeld, Kreis Waiblingen, Bergstr. 18, Vors.: Hans Schopf

Bezirk Unterer Neckar: Großsachsenheim, Kreis Ludwigsburg, Wiesenstr. 6, Vors.: Robert Haag

Bezirk Stuttgart: Stuttgart-Vaihingen, Wegländerstraße 24, Vors.: Rudolf Klingel

Bezirk Jagst: Gerabronn/Württ., Trüglestraße 8, Vors.: Hans Krämer

Bezirk Karlsruhe: Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28, Vors.: Albert Roth

Bezirk Heidelberg: Heidelberg, Bergheimer Straße 52, Vors.: Waldemar Bauer

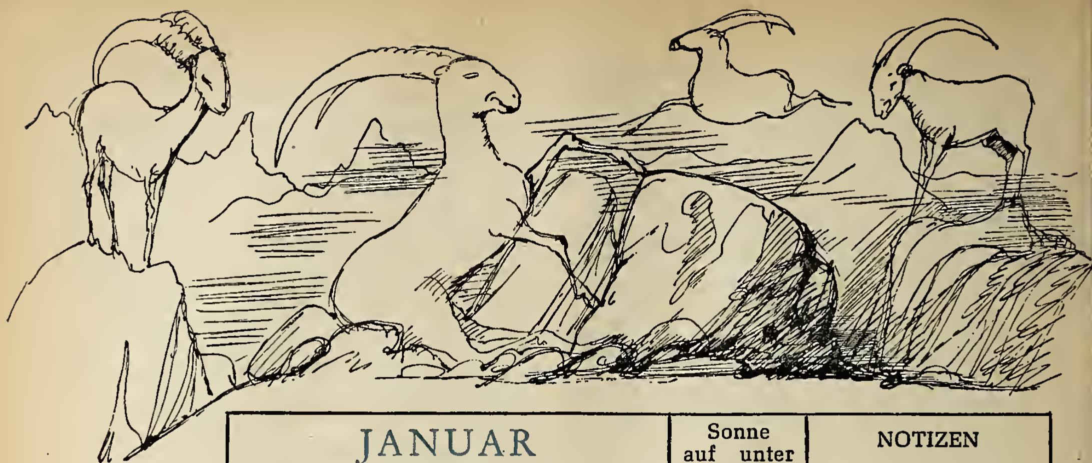
Bezirk Mannheim: Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66, Vors.: Paul Layer

Bezirk Bauland: Wertheim/Main, Eichelgasse 21, Vors.: Jakob Oberdorf

Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 108

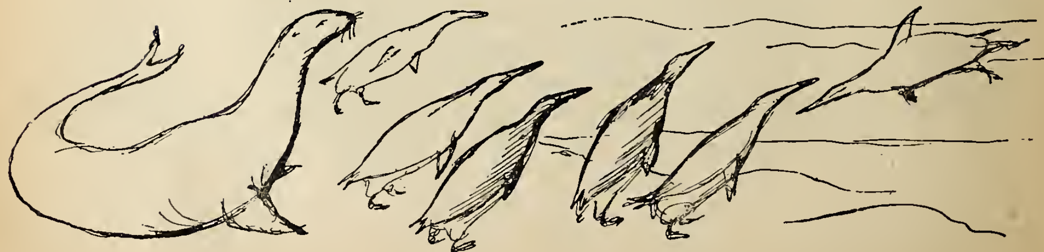
Was der Welt am meisten fehlt,
sind Menschen, die sich mit den Nöten anderer beschäftigen.
Wir haben anderen Menschen so viel zu verdanken,
und wir sollten uns immer wieder fragen,
ob wohl auch andere Menschen uns etwas zu verdanken haben.

ALBERT SCHWEITZER



JANUAR				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Fr**	**Neujahr**		8.27	16.23	
2	Sa	Abel, Seth		8.27	16.24	
3	**So**	**So. n. Neuj. / Namen-Jesu-Fest**		8.27	16.25	
4	Mo	Methusalem		8.27	16.26	
5	Di	Simeon	☽	8.27	16.28	
6	Mi	E p i p h a n i s		8.27	16.29	
7	Do	Julian		8.26	16.30	
8	Fr	Erhard		8.26	16.31	
9	Sa	Beatus		8.25	16.33	
10	**So**	**1. So. n. Epiph. / Fest d. Hl. Fam.**		8.25	16.34	
11	Mo	Theodosius		8.24	16.35	
12	Di	Reinhold		8.24	16.37	
13	Mi	Hilarius / Taufe Jesu		8.23	16.38	
14	Do	Felix	○	8.22	16.40	
15	Fr	Maurus		8.22	16.41	
16	Sa	Marcellus		8.21	16.43	
17	**So**	**2. So. n. Epiph. / 2. So. n. Ersch.**		8.20	16.44	
18	Mo	Priska		8.19	16.46	
19	Di	Sara		8.18	16.48	
20	Mi	Fabian und Sebastian		8.17	16.49	
21	Do	Agnes	☾	8.16	16.51	
22	Fr	Vincentius		8.15	16.53	
23	Sa	Emerentiana		8.14	16.54	
24	**So**	**3. So. n. Epiph. / 3. So. n. Ersch.**		8.13	16.56	
25	Mo	Pauli Bekehrung		8.12	16.57	
26	Di	Polykarp		8.10	16.59	
27	Mi	Johannes Chrysostomus		8.09	17.01	
28	Do	Karl	●	8.08	17.02	
29	Fr	Valerius		8.07	17.04	
30	Sa	Adelgunde		8.05	17.06	
31	**So**	**4. So. n. Epiph. / 4. So. n. Ersch.**		8.04	17.08	

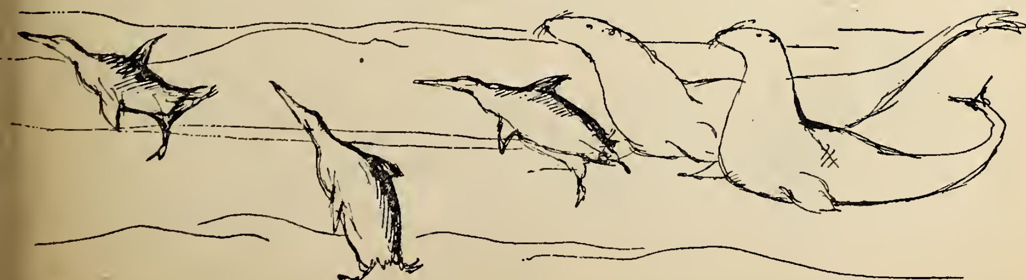
Steinbock
23. Dez.-
20. Januar





FEBRUAR				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mo	Brigitte		8.02	17.10	
2	Di	Mariä Lichtmeß		8.01	17.12	
3	Mi	Blasius		7.59	17.13	
4	Do	Veronika	☽	7.58	17.15	
5	Fr	Agatha		7.56	17.17	
6	Sa	Dorothea		7.54	17.19	
7	**So**	**Letzt. So. n. Ep. / 5. So. n.Ersch.**		7.53	17.21	
8	Mo	Salomon		7.51	17.23	
9	Di	Apollonia		7.49	17.25	
10	Mi	Scholastika		7.47	17.26	
11	Do	Euphrosyna		7.45	17.28	
12	Fr	Eulalia	○	7.44	17.30	
13	Sa	Benignus		7.42	17.32	
14	**So**	**Septuagesima**		7.40	17.33	
15	Mo	Faustinus		7.38	17.35	
16	Di	Juliana		7.36	17.37	
17	Mi	Konstantin		7.35	17.39	
18	Do	Konkordia		7.33	17.40	
19	Fr	Susanna		7.31	17.42	
20	Sa	Eucherius	☾	7.29	17.44	
21	**So**	**Sexagesima**		7.27	17.46	
22	Mo	Melanchthon		7.25	17.48	
23	Di	Serenus		7.23	17.50	
24	Mi	Schalttag		7.21	17.51	
25	Do	Matthias		7.19	17.53	
26	Fr	Mechthild, Walburga	●	7.16	17.55	
27	Sa	Nestor, Alexander		7.14	17.57	
28	**So**	**Estomihi / So. Quinquagesima**		7.12	17.59	
29	Mo	*Rosenmontag*		7.10	18.01	

WASSERMANN
21. JANUAR –
19. FEBRUAR





MÄRZ			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Di	Albinus	7.08	18.02	
2	Mi	*Aschermittwoch*	7.06	18.04	
3	Do	Kunigunde	7.03	18.06	
4	Fr	Adrianus	7.01	18.08	
5	Sa	Friedrich ☽	6.59	18.09	
6	**So**	**Invocavit / 1. Fastensonntag**	6.57	18.11	
7	Mo	Felicitas, Thomas von Aquin	6.55	18.12	
8	Di	Philemon	6.53	18.14	
9	Mi	Franziska	6.51	18.16	
10	Do	Henriette	6.48	18.17	
11	Fr	Rosina	6.46	18.19	
12	Sa	Gregor der Große	6.44	18.21	
13	**So**	**Reminiscere / 2. Fastensonnt.** ○	6.42	18.22	
14	Mo	Zacharias, Mathilde	6.39	18.24	
15	Di	Christoph	6.37	18.26	
16	Mi	Heribert	6.35	18.28	
17	Do	Gertrud	6.33	18.29	
18	Fr	Anselmus	6.30	18.31	
19	Sa	Joseph	6.28	18.33	
20	**So**	**Oculi / 3. Fastensonntag** ☾	6.26	18.35	
21	Mo	Benedikt	6.23	18.36	
22	Di	Kasimir	6.21	18.38	
23	Mi	Eberhard, Otto	6.19	18.40	
24	Do	Gabriel	6.16	18.42	
25	Fr	Mariä Verkündigung	6.14	18.43	
26	Sa	Emanuel, Ludger	6.12	18.45	
27	**So**	**Laetare / 4. Fastensonntag** ●	6.09	18.46	
28	Mo	Malchus	6.07	18.48	
29	Di	Eustasius	6.05	18.50	
30	Mi	Guida	6.03	18.51	
31	Do	Amos	6.01	18.53	

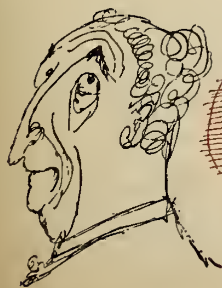
Fische
20. Febr. –
20. März





APRIL			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Fr	Theodora, Hugo		5.59	18.54	
2 Sa	Theodosia		5.57	18.56	
3 So	**Judica / Passionssonntag**		5.54	18.58	
4 Mo	Ambrosius, Isidor	☽	5.52	18.59	
5 Di	Maximus		5.50	19.01	
6 Mi	Irenäus, Notker		5.47	19.03	
7 Do	Cölestin		5.45	19.04	
8 Fr	Liborius		5.43	19.06	
9 Sa	Bogislaus, Waltraud		5.41	19.08	
10 So	**Palmarum / Palmsonntag**		5.38	19.10	
11 Mo	Ezechiel, Leo d. Gr.	☺	5.36	19.11	
12 Di	Julius		5.34	19.13	
13 Mi	Justinus		5.32	19.15	
14 Do	*Gründonnerstag*		5.29	19.16	
15 Fr	**Karfreitag**		5.27	19.18	
16 Sa	Carisius, *Karsamstag*		5.25	19.20	
17 So	**Ostersonntag**		5.23	19.21	
18 Mo	**Ostermontag**	☾	5.21	19.23	
19 Di	Hermogenes		5.19	19.24	
20 Mi	Sulpitius, Viktor		5.17	19.26	
21 Do	Adolarius		5.15	19.27	
22 Fr	Soter und Cajus		5.13	19.29	
23 Sa	Georg		5.11	19.31	
24 So	**Quasimodogeniti / Weiß.Sonnt.**		5.09	19.32	
25 Mo	Markus	●	5.07	19.34	
26 Di	Kletus		5.05	19.36	
27 Mi	Anastasius		5.03	19.37	
28 Do	Vitalis		5.01	19.39	
29 Fr	Sibylla, Petrus Märtyrer		4.59	19.41	
30 Sa	Eutropius, Katharina v. Siena		4.57	19.42	

WIDDER
21. MÄRZ–
20. APRIL



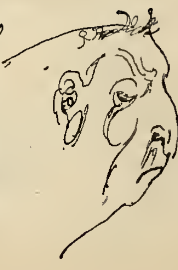






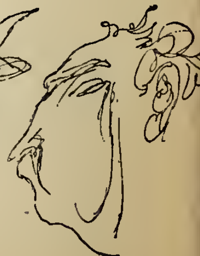
MAI				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**Misericord. Domini / Tag d. Arb.**		4.55	19.44	
2	Mo	Sigismund		4.53	19.46	
3	Di	Ottfried		4.51	19.47	
4	Mi	Monika	☽	4.49	19.49	
5	Do	Gotthard		4.48	19.51	
6	Fr	Dietrich		4.46	19.52	
7	Sa	Gottfried		4.44	19.54	
8	**So**	**Jubilate / 3. So. n. Ostern**		4.42	19.55	
9	Mo	Hiob		4.40	19.57	
10	Di	Gordian, Antonius		4.39	19.58	
11	Mi	Mamertus	○	4.37	20.00	
12	Do	Pankratius		4.36	20.01	
13	Fr	Servatius		4.34	20.03	
14	Sa	Christian, Bonifatius		4.33	20.04	
15	**So**	**Cantate / 4. So. n. Ostern**		4.31	20.06	
16	Mo	Peregrinus		4.30	20.07	
17	Di	Jodocus	☾	4.28	20.09	
18	Mi	Erich		4.27	20.10	
19	Do	Potentiana		4.26	20.12	
20	Fr	Anastasius		4.24	20.13	
21	Sa	Prudens		4.23	20.15	
22	**So**	**Rogate / 5. So. n. Ostern**		4.22	20.16	
23	Mo	*Grundgesetz verkündet 1949*		4.20	20.17	
24	Di	Esther		4.19	20.19	
25	Mi	Urban	●	4.18	20.20	
26	**Do**	**Christi Himmelfahrt**		4.17	20.21	
27	Fr	Ludolf		4.16	20.23	
28	Sa	August		4.15	20.24	
29	**So**	**Exaudi / So. n. Chr. Himmelf.**		4.14	20.25	
30	Mo	Wigand		4.13	20.26	
31	Di	Petronilla, Maria Königin		4.12	20.28	

STIER
21. APRIL–
20. MAI

Sich in einen Ochsen verwandeln ist auch kein Selbstmord.

LICHTENBERG

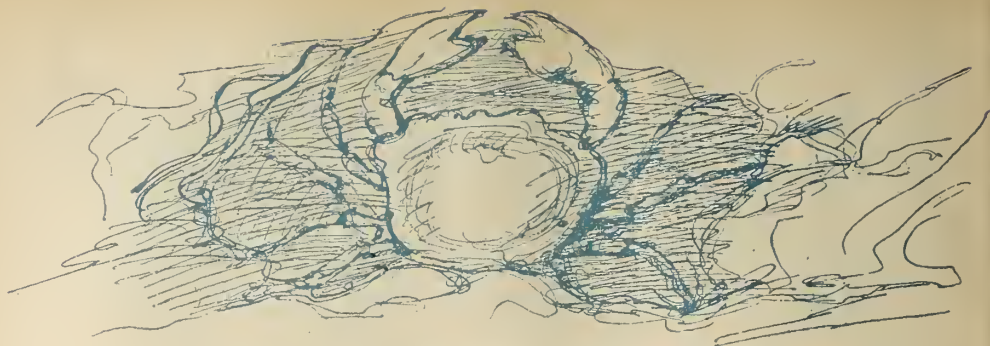





JUNI				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mi	Nikomedes, Angela		4.11	20.29	
2	Do	Marcellinus	☽	4.10	20.30	
3	Fr	Erasmus		4.10	20.31	
4	Sa	Carpasius		4.09	20.32	
5	**So**	**Pfingstsonntag**		4.08	20.33	
6	**Mo**	**Pfingstmontag**		4.08	20.33	
7	Di	Lukretia, Robert		4.07	20.34	
8	Mi	Medardus		4.07	20.35	
9	Do	Primus	○	4.06	20.36	
10	Fr	Onuphrius, Margarita		4.06	20.37	
11	Sa	Barnabas		4.06	20.37	
12	**So**	**Trinitatis / Dreifaltigkeitsfest**		4.05	20.38	
13	Mo	Tobias, Antonius von Padua		4.05	20.38	
14	Di	Elisäus		4.05	20.39	
15	Mi	Vitus		4.05	20.40	
16	**Do**	**Fronleichnam**	☾	4.05	20.40	
17	**Fr**	**Tag der deutschen Einheit**		4.05	20.40	
18	Sa	Ephraim		4.05	20.41	
19	**So**	**1. So. n. Trinit. / 2. So. n. Pfi.**		4.05	20.41	
20	Mo	Silverius		4.05	20.41	
21	Di	*Sommeranfang 10.43 Uhr*		4.05	20.42	
22	Mi	Achatius		4.06	20.42	
23	Do	Basilius, Edeltraud		4.06	20.42	
24	Fr	*Johannistag*	●	4.06	20.42	
25	Sa	Wilhelm		4.06	20.42	
26	**So**	**2. So. n. Trinit. / 3. So. n. Pfi.**		4.07	20.42	
27	Mo	*Siebenschläfer*		4.07	20.42	
28	Di	Josua		4.08	20.42	
29	Mi	Peter und Paul		4.08	20 42	
30	Do	Pauli Gedächtnis		4.09	20.42	

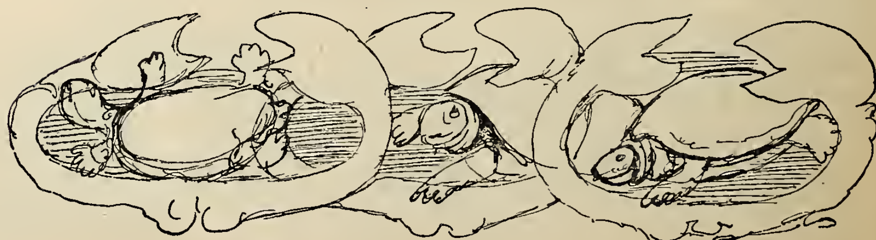
Zwillinge
21. Mai –
21. Juni

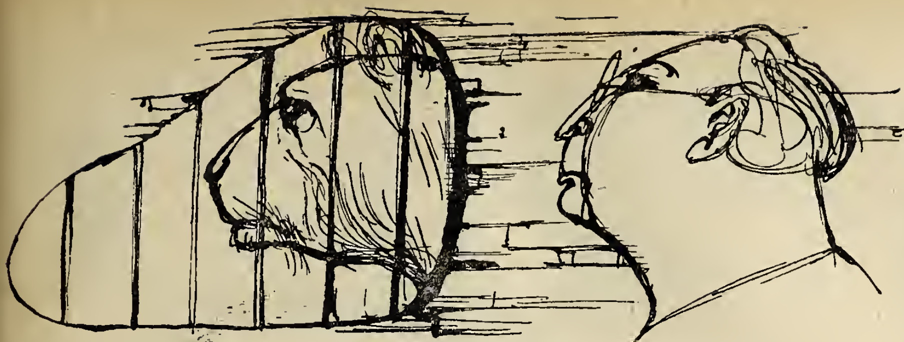




JULI				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	Theobald		4.09	20.42	
2	Sa	Mariä Heimsuchung	☽	4.10	20.41	
3	**So**	**3. So. n. Trinit. / 4. So. n. Pfi.**		4.11	20.41	
4	Mo	Ulrich		4.12	20.40	
5	Di	Anselmus		4.12	20.40	
6	Mi	Jesaias		4.13	20.39	
7	Do	Willibald		4.14	20.39	
8	Fr	Kilian	○	4.15	20.38	
9	Sa	Cyrillus		4.16	20.38	
10	**So**	**4. So. n. Trinit. / 5. So. n. Pfi.**		4.17	20.37	
11	Mo	Pius		4.18	20.36	
12	Di	Heinrich		4.19	20.35	
13	Mi	Margareta		4.20	20.35	
14	Do	Bonaventura		4.21	20.34	
15	Fr	Kolumbus	☾	4.22	20.33	
16	Sa	Ruth		4.23	20.32	
17	**So**	**5. So. n. Trinit. / 6. So. n. Pfi.**		4.25	20.31	
18	Mo	Rosina		4.26	20.29	
19	Di	Rufina		4.27	20.28	
20	Mi	Elias		4.28	20.27	
21	Do	Praxedis		4.30	20.26	
22	Fr	Maria Magdalena		4.31	20.25	
23	Sa	Apollinaris	●	4.33	20.23	
24	**So**	**6. So. n. Trinit. / 7. So. n. Pfi.**		4.34	20.22	
25	Mo	Jakobus		4.35	20.20	
26	Di	Anna		4.37	20.19	
27	Mi	Martha		4.38	20.17	
28	Do	Pantaleon		4.40	20.16	
29	Fr	Beatrix, Martha		4.42	20.15	
30	Sa	Abdon		4.43	20.13	
31	**So**	**7. So. n. Trinit. / 8. So. n. Pfi.**	☽	4.44	20.12	

Krebs 22. Juni – 22. Juli





AUGUST			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mo	Makkabäer	4.45	20.10	
2	Di	Gustav	4.47	20.09	
3	Mi	August	4.48	20.07	
4	Do	Dominikus	4.50	20.05	
5	Fr	Oswald	4.51	20.04	
6	Sa	Verklärung Christi	4.53	20.02	
7	**So**	**8. So. n. Trinit. / 9. So. n. Pfi.**	4.54	20.00	
8	Mo	Cyriakus	4.56	19.58	
9	Di	Romanus	4.57	19.56	
10	Mi	Laurentius	4.59	19.54	
11	Do	Hermann	5.01	19.52	
12	Fr	Klara	5.02	19.50	
13	Sa	Hippolytus	5.04	19.49	
14	**So**	**9. So. n. Trinit. / 10. So. n. Pfi.**	5.06	19.47	
15	Mo	*Mariä Himmelfahrt*	5.07	19.45	
16	Di	Isaak, Joachim	5.09	19.43	
17	Mi	Bilibald	5.10	19.41	
18	Do	Agapitus	5.12	19.38	
19	Fr	Sebald	5.14	19.36	
20	Sa	Bernhard	5.15	19.34	
21	**So**	**10. So. n. Trinit. / 11. So. n. Pfi.**	5.17	19.32	
22	Mo	Philibert	5.18	19.31	
23	Di	Zachäus	5.20	19.29	
24	Mi	Bartholomäus	5.21	19.26	
25	Do	Ludwig	5.23	19.24	
26	Fr	Samuel	5.24	19.22	
27	Sa	Gebhard	5.26	19.20	
28	**So**	**11. So. n. Trinit. / 12. So. n. Pfi.**	5.27	19.18	
29	Mo	Johannis Enthauptung	5.29	19.16	
30	Di	Benjamin	5.31	19.14	
31	Mi	Paulinus	5.32	19.11	

Löwe
23. Juli –
23. Aug.









SEPTEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	Ägidius	5.34	19.09	
2	Fr	Absalon, Stephan	5.35	19.07	
3	Sa	Mansuetus	5.37	19.05	
4	**So**	**12. So. n. Trinit. / 13. So. n. Pfi.**	5.39	19.02	
5	Mo	Herkules ○	5.40	19.00	
6	Di	Magnus	5.42	18.58	
7	Mi	Regina	5.44	18.55	
8	Do	Corbinian	5.45	18.53	
9	Fr	Bruno	5.47	18.51	
10	Sa	Sosthenes	5.49	18.48	
11	**So**	**13. So. n. Trinit. / 14. So. n. Pfi.**	5.50	18.46	
12	Mo	Syrus ☾	5.52	18.44	
13	Di	Amatus	5.53	18.42	
14	Mi	Irmgard	5.54	18.40	
15	Do	Nikomedes	5.56	18.38	
16	Fr	Euphemia	5.58	18.35	
17	Sa	Lambertus	5.59	18.33	
18	**So**	**14. So. n. Trinit. / 15. So. n. Pfi.**	6.01	18.31	
19	Mo	Januarius	6.02	18.28	
20	Di	Fausta	6.04	18.26	
21	Mi	Matthäus ●	6.06	18.24	
22	Do	Moritz	6.07	18.21	
23	Fr	*Herbstanfang 2.00 Uhr*	6.09	18.19	
24	Sa	Johannis Empfängnis	6.10	18.17	
25	**So**	**15. So. n. Trinit. / 16. So. n. Pfi.**	6.12	18.14	
26	Mo	Cyprianus	6.14	18.12	
27	Di	Kosmas und Damian	6.16	18.10	
28	Mi	Wenzeslaus ☽	6.17	18.08	
29	Do	Erzengel Michael	6.19	18.06	
30	Fr	Hieronymus	6.20	18.03	

Jungfrau
24. Aug. -
22. Sept.





OKTOBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Remigius	6.22	18.00	
2	**So**	**16. So. n. Trinit. / Erntedankf.**	6.24	17.58	
3	Mo	Jairus	6.25	17.56	
4	Di	Franz ⊗	6.27	17.54	
5	Mi	Placidus	6.29	17.52	
6	Do	Fides, Bruno	6.30	17.49	
7	Fr	Amalia	6.32	17.47	
8	Sa	Pelagia, Brigitta	6.33	17.45	
9	**So**	**17. So. n. Trinit. / 18. So. n. Pfi.**	6.35	17.43	
10	Mo	Gideon	6.36	17.41	
11	Di	Burchard	6.38	17.39	
12	Mi	Maximilian ☾	6.40	17.36	
13	Do	Kolomann, Eduard	6.42	17.34	
14	Fr	Kallistus	6.43	17.32	
15	Sa	Hedwig	6.45	17.30	
16	**So**	**18. So. n. Trinit. / 19. So. n. Pfi.**	6.47	17.28	
17	Mo	Florentin	6.49	17.25	
18	Di	Lukas	6.50	17.23	
19	Mi	Ferdinand	6.52	17.21	
20	Do	Wendelin ●	6.54	17.19	
21	Fr	Ursula	6.56	17.17	
22	Sa	Cordula	6.57	17.15	
23	**So**	**19. So. n. Trinit. / 20. So. n. Pfi.**	6.59	17.13	
24	Mo	Salome	7.01	17.11	
25	Di	Crispinus	7.03	17.09	
26	Mi	Amandus	7.04	17.07	
27	Do	Sabina ☽	7.06	17.05	
28	Fr	Simon und Judas	7.07	17.04	
29	Sa	Engelhard	7.09	17.02	
30	**So**	**20. So. n. Tr. / Christkönigsfest**	7.11	17.00	
31	Mo	*Reformationsfest*	7.12	16.58	

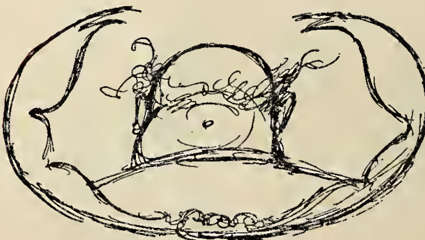
WAAGE
23. SEPT.–
23. OKT.

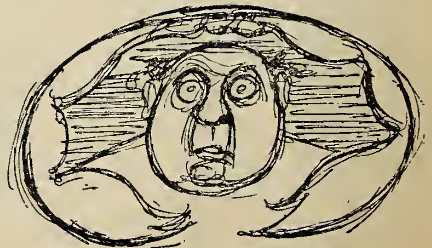


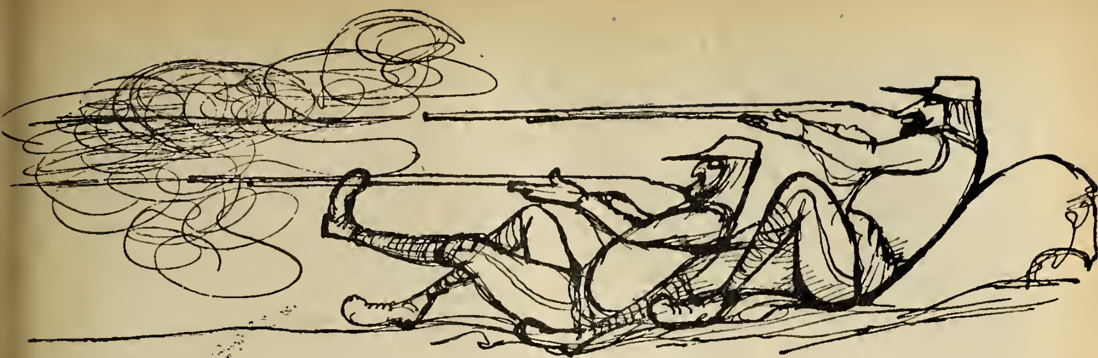


		NOVEMBER		Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Di	*Allerheiligen*		7.14	16.56	
2	Mi	*Allerseelen*		7.16	16.54	
3	Do	Gottlieb, Hubert	○	7.18	16.53	
4	Fr	Charlotte		7.20	16.51	
5	Sa	Blandina		7.21	16.49	
6	**So**	**Drittletzter So. / 22. So. n. Pfi.**		7.23	16.47	
7	Mo	Engelbert		7.25	16.46	
8	Di	Gottfried		7.27	16.44	
9	Mi	Theodorus		7.29	16.42	
10	Do	*Martin Luther*		7.30	16.41	
11	Fr	Martin, Bischof	☾	7.32	16.39	
12	Sa	Jonas		7.34	16.38	
13	**So**	**Vorletzter So. / 23. So. n. Pfi.**		7.36	16.36	
14	Mo	Levinus		7.38	16.35	
15	Di	Leopold		7.39	16.33	
16	**Mi**	**Bußtag**		7.41	16.32	
17	Do	Hugo		7.43	16.31	
18	Fr	Gelasius		7.44	16.30	
19	Sa	Elisabeth	●	7.46	16.29	
20	**So**	**Totensonntag / 24. So. n. Pfi.**		7.47	16.28	
21	Mo	Rufus		7.49	16.27	
22	Di	Alfons, Cäcilia		7.50	16.25	
23	Mi	Klemens		7.52	16.24	
24	Do	Chrysogonus		7.54	16.23	
25	Fr	Katharina	☽	7.55	16.22	
26	Sa	Konrad		7.57	16.21	
27	**So**	**1. Advent / 1. Adventsonntag**		7.58	16.21	
28	Mo	Günther		8.00	16.20	
29	Di	Eberhard		8.01	16.19	
30	Mi	Andreas		8.03	16.18	

SKORPION
24. OKT. -
22. NOV.







DEZEMBER			Sonne auf	Sonne unter
1	Do	Arnold	8.04	16.17
2	Fr	Candidus	8.06	16.17
3	Sa	Cassian, Franz Xaver	8.07	18.16
4	**So**	**2. Advent / 2. Adventsonntag**	8.08	16.16
5	Mo	Abigail	8.10	18.15
6	Di	Nikolaus	8.11	16.15
7	Mi	Agathon	8.12	18.14
8	Do	Edith / Mariä Empfängnis	8.13	16.14
9	Fr	Joachim	8.15	16.14
10	Sa	Judith	8.16	16.14
11	**So**	**3. Advent / 3. Adventsonntag**	8.17	16.14
12	Mo	Epimachus	8.18	16.14
13	Di	Lucia	8.19	16.14
14	Mi	Nikasius	8.20	16.14
15	Do	Johanna, Christina	8.21	18.14
16	Fr	Ananias	8.22	16.14
17	Sa	Lazarus	8.22	18.14
18	**So**	**4. Advent / 4. Adventsonntag**	8.23	16.14
19	Mo	Lot, Thea	8.24	18.15
20	Di	Abraham	8.24	16.15
21	Mi	*Winteranfang 21.27 Uhr*	8.25	16.15
22	Do	Beata	8.25	18.18
23	Fr	Dagobert, Viktoria	8.26	18.16
24	Sa	*Heiliger Abend*	8.26	16.17
25	**So**	**1. Weihnachtstag**	8.27	16.18
26	**Mo**	**2. Weihnachtstag**	8.27	16.18
27	Di	Evangelist Johannes	8.27	16.19
28	Mi	Unschuldige Kinder	8.27	18.20
29	Do	Jonathan	8.27	18.21
30	Fr	David	8.27	16.22
30	Sa	*Silvester*	8.27	16.23

NOTIZEN

Schütze
23. Nov. –
22. Dez.





„Mei Häusle und mei Weible"

Gewinn und Sorge des Kriegsblinden im Angewiesensein auf Heim und Ehefrau

Von Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, 1. Vors. des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Drei Dinge sind es, die das Leben des deutschen Kriegsblinden immer wieder vordringlich bewegen und letzten Endes erfüllen: die Frage nach der für ihn geeigneten beruflichen Betätigung, die Schaffung eines Eigenheimes und, was das Wichtigste ist, die Frage nach dem besten Lebenskameraden, ohne den der Beruf und das Eigenheim ihren tieferen Sinn verlieren. Daß es daneben noch viele andere Lebensinteressen und Probleme gibt, mit denen auch ein Kriegsblinder sich beständig auseinandersetzen muß, versteht sich von selbst und soll hier nicht weiter erörtert werden.

Das moderne Leben ist vielgestaltig und aufreibend, und wir alle, ob sehend oder blind, müssen ihm täglich unseren Tribut abringen und darauf achten, daß wir die Mitte nicht verlieren. Die Kriegsblinden stehen ja nicht abseits des pulsierenden Lebens in Staat und Gesellschaft. Sie haben Familien gegründet und Kinder erzogen und nehmen aktiv Anteil an allem, was Politik, Wirtschaft und Kultur dem Menschen der Gegenwart zu bieten haben. Und was hier durch die vielfachen technischen Hilfsmittel nicht erreicht werden kann, wird durch das liebende Auge und die helfenden Hände der Frauen weithin ersetzt.

Über die berufliche Betätigung der Kriegsblinden konnten die interessierten Leser unseres Jahrbuches in den vorjährigen Ausgaben manches finden, was ihrer Einsicht in die Ziele und Ergebnisse unserer Arbeits- und Berufsfürsorge förderlich sein konnte. Heute wollen wir unsere Leser einmal in das Eigenheim unserer Kriegsblinden führen, und dort lernen sie auch ihre Frauen und deren Aufgaben kennen.

Ja, das Wohnungs- und Siedlungswesen gehörte mit zu den vordringlichen Aufgaben, die unser Bund schon bald nach dem Ersten Weltkrieg in Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden in Angriff genommen hat. So wurde es möglich – und heute mag es kaum glaublich klingen –, daß die meisten Kameraden des Ersten Weltkrieges in den zwanziger und dreißiger Jahren zu ihrem Eigenheim kamen. Viele ihrer Häuser, namentlich in der Großstadt, sind im Zweiten Weltkrieg zerstört oder stark beschädigt worden und konnten erst nach dem Kriege wieder aufgebaut werden. Für die Kameraden des Zweiten Weltkrieges sind dann im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues durch Bereitstellung von Mitteln aus der öffentlichen Hand und mit Hilfe eigener kleiner Ersparnisse oder durch Kapitalisierung ihrer Grundrente überall in der Bundesrepublik Eigenheime geschaffen worden, so daß beispielsweise in Hamburg von 220 Kriegsblinden etwa 190 ihr Eigenheim besitzen. Besonders siedlungsfreudig sind die Kriegsblinden in Bayern und Baden-Württemberg, in Westfalen und Niedersachsen. Ja, eigentlich herrscht überall in jedem Landesverband und bei den meisten Kriegsblinden die Tendenz vor, sich auch unter größten Opfern und Belastungen ein Eigenheim zu schaffen und auf eigenem Grund und Boden zu stehen und zu leben.

Nicht „Besitz", sondern Heimat

Es sind eben doch nicht vorwiegend die finanziell günstigen Baubedingungen, die gerade für Schwerbeschädigte geschaffen wor-



Im eigenen, stillen Reich von Haus und Garten kann der Kriegsblinde freier atmen als anderswo. Hier lebt er auf. Johannes Wiedenhöfer aus Sürth bei Köln war vor dem Kriege Gastwirt. Damals schon war der Garten sein Hobby, er verstand viel von Pflanzen und Pflanzenpflege. Heute bedeutet ihm der Garten weit mehr: Herzensfreude, Wirkungsfeld, Heimat.
Foto: Weingarten

den sind, und die man nicht ungenützt lassen möchte. Vielmehr ist das innere Streben, sich für den Verlust des Augenlichtes andere Lebensgüter und Werte zu schaffen, die unwiederbringlich Verlorenes, wenn auch nicht ganz, so doch zu einem guten Teil ersetzen und das Gefühl des Geborgenseins, des bei sich Zuhauseseins verleihen. Aber auch dies kommt von außen her als erzieherischer Faktor mit hinzu, was die großen Bodenreformer wie Damaschke u. a. immer wieder hervorgehoben haben: daß sich die Welt durch die eigenen Fenster anders ansieht als durch die einer Mietskaserne. Echte Bodenständigkeit und tieferes Heimatgefühl können nur auf eigenem Grund und Boden erwachsen.

Und wie viele Erinnerungen knüpfen sich für uns und unsere Kinder, ja, vielleicht noch für unsere Enkel an dies Haus mit seinem Garten, an die Buddelkuhle und den Kletterbaum, für uns selbst an diesen oder jenen Obstbaum, den wir selber gepflanzt und gepflegt, und an so manchen Blumenstrauß, den unsere Frauen auf den Tisch gestellt haben! Mein Heim, mein alles!

Es sind gewiß nicht nur freundliche Erinnerungsbilder, die uns mit unserem Eigenheim verbinden; denn auch Sturm und Regen sind nicht daran vorübergezogen, weder draußen noch drinnen, aber auch sie gehören dazu, damit seine Bewohner miteinander verwachsen und reif werden und im gegenseitigen Geben und Nehmen, ein jeder mit seinen besonderen Gaben, das eigene unvollkommene Leben zu einem vollen Ganzen abrunden.

Er läßt sich nichts vormachen

Es ist immer wieder erstaunlich, mit welcher Intensität und Genauigkeit die Kriegsblinden ihr Bauvorhaben studieren und verfolgen, ja sogar beaufsichtigen. Sie machen sich eine Reliefzeichnung und haben von vornherein eine genaue Vorstellung von der Gesamtstruktur des Hauses und des Gartens. Erfahrungen aus einem früher ausgeübten handwerklichen Beruf kommen manchem dabei zustatten.

Ja, es soll kein Bauunternehmer, kein Tischler oder Maler sich einbilden, daß seine Arbeiten durch den kriegsblinden Bauherrn selber nicht kontrolliert werden und er darum da oder dort Pfuscharbeit leisten könnte! Die Erfahrung hat gezeigt, daß unsere







Beim Blumensprengen, beim Heckenschneiden oder aber (Mitte) auch beim Aufhängen van Metallblättchen, um die Vägel van den Obstbäumen zu vertreiben, macht sich unser Hamburger Kamerad Junge im Garten nützlich. Hier findet er Entspannung und Freude, wenn er aus dem Funkhaus vom Abhärdienst zurückkehrt. Fatas (3): Michaels

Kameraden Türen, Fenster und Wände sorgfältig abtasten und schwache Stellen genau finden. Vor allem aber tritt hier das Auge der Frau helfend ein, ganz abgesehen davon, daß jeder Handwerksmeister und selbst jeder Hilfsarbeiter bei der Errichtung eines Siedlungseigenheimes für Kriegsblinde besondere sittliche Verantwortung an den Tag legen sollte, auch heute noch in einer materialistischen Zeit, in der sich diese Maßstäbe um des Geldes willen leider oft verschieben. Viele unserer Kameraden sind sehr praktisch veranlagt, auch wenn sie heute nach ihrer Umschulung als Stenotypisten, Telefonisten oder in einem rein geistigen Berufe tätig sind. Gar oft konnte ich beobachten, daß sie diese oder jene Anlage selber gebastelt oder sich im Keller ein Regal für Obst und Einmachgläser angefertigt haben.

Beglückendes Tun in Haus und Garten

Ein junger Kamerad, der außer seiner Erblindung die Schrecken einer Kinderlähmung in jahrelangem zähem Kampfe leidlich überwindet, hat seine besondere Freude daran, nach dem Dienst in seiner Werkstatt, die er sich im Keller eingerichtet hat, mit Hobel und Bohrer und was an Handwerkszeug sonst dazu nötig ist, kleine Möbel herzustellen und seiner Tochter eine völlig eingerichtete Puppenstube zu werkeln, an der jeder sehende Handwerker seine Freude hätte. Ja, dieses Werkeln in der kleinen Werkstatt ist sein Hobby und bildet einen guten Ausgleich für die konzentrierte Berufsarbeit, die er täglich angestrengt leisten muß. Alles ist hier an seinem Platze, wohlgeordnet und griffbereit.

Er hat eine tüchtige Frau, wird der Leser sagen, und zum zweiten Male blitzt dieses Wort hier auf. Aber noch tritt sie nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Hier sorgt der junge Kamerad selber für Ordnung. Ein anderer bewohnt mit seiner Familie eines der früheren Kavalierhäuschen auf der Solitude und bewährt sich dort mit praktischem Sinn als sorglicher Hausvater, der seiner Frau viel abnimmt. Am liebsten möchte er auch wieder selber Auto fahren, so wie früher, aber da das nicht mehr geht, hält er den Wagen tipptopp in Ordnung. Ein kriegsblinder Ohnhänder erzählte mir mit Begeisterung von den Bäumchen und Blumen im Garten, die er selbst gepflanzt hat. Er sei glücklich, sie selber pflegen zu können, und manchmal berühre er leise mit dem Armstumpf oder auch mit den Lippen die Blüten, seine Kinder führten ihn an den Fliederstrauch oder das Nelkenbeet heran, damit er sich an dem köstlichen Duft erfreuen kann.



Con Suozzi (USA)

Im Garten kann der Kriegsblinde sich völlig allein bewegen und seine kleinen Spaziergänge erholsam und gedankenvoll zurücklegen. Hier braucht er keine neugierigen

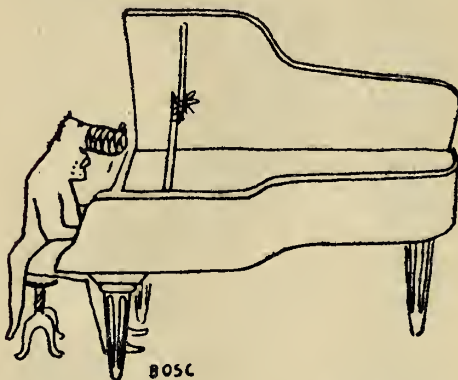
Blicke zu befürchten, keine Reaktionen des Mitleids oder der Scheu der Sehenden. Hier ist er frei und gelöst. Längst kennt er jeden Weg und Steg, und seine Hand streicht hier über einen Strauch, dort gleitet ein Blatt durch seine Finger, und der warme Frühlingswind belebt seine Züge. Mein Heim, meine kleine Welt!

Nervenwohltaten in der Wohnung

Auch in den Zimmern kann alles so zweckmäßig eingerichtet werden, daß er sich ungehemmt und sicher bewegen kann, ohne Gefahr zu laufen, anzustoßen oder eine Vase umzuwerfen. Finanzielle und bautechnische Gründe waren in den ersten Jahren des sozialen Wohnungsbaues mitbestimmend dafür, daß die Häuser und Neubauwohnungen vielfach recht klein ausgefallen sind. Es galt zunächst, möglichst viele Wohnungen auf begrenztem Raum zu schaffen, um der Wohnungsnot überhaupt entgegenzuwirken. Im allgemeinen wird bei den Kriegsblinden das Einfamilienhaus bevorzugt, obwohl es gelegentlich auch, wie in Nordrhein, Zwei- und Mehrfamilienhäuser gibt. Selbst wenn diese Häuser und Wohnungen in den ersten Nachkriegsjahren recht klein ausgefallen sind, so haben sie doch den Vorteil, daß sich der Kriegsblinde unabhängiger fühlt als in einem Mietsblock, nämlich weniger bedrängt von der Beobachtung oder auch der geringen Rücksichtnahme der anderen Mieter. Er hat Ruhe, wenn er sie braucht – und das allein schon ist viel wert! – und kann freier atmen.

Man übernimmt sich leicht ...

Zunächst einmal ist wichtig, daß die laufende monatliche Belastung für den Kameraden nicht zu groß ist. Das gilt insbesondere für jene Kameraden, die keinem Berufe mehr nachgehen können oder nur über ein geringes Einkommen verfügen. Gewarnt werden muß vor allem vor den überspannten Ansprüchen hinsichtlich der Bauweise und der inneren Raumgestaltung, die dazu führen, daß der Kamerad nicht weiß, wie er die monatliche Belastung aufbringen soll. So verständlich es ist, daß er es seiner Frau und seinen Kindern als Ausgleich für manchen Verzicht möglichst schön und angenehm machen möchte, so gilt



Bosc (Frankreich)

doch auch hier das alte lateinische Wort: „est modus in rebus“ – „ein Maß herrscht in den Dingen“.

Es sollte mit behördlicher Hilfe schon im Laufe der Zeit möglich sein, daß jeder Kriegsblinde – auch in den Industriestädten mit ihren überhöhten Grundstückspreisen – sein Eigenheim bekommt, insbesondere jeder

Ohnhänder, weil gerade für ihn der Besitz eines Eigenheims von unschätzbarem Wert ist und wesentlich dazu beiträgt, sein Selbstgefühl und seine innere Ausgeglichenheit zu fördern. Das tägliche Leben mit seinen verschiedenen seelischen und körperlichen Bedrängnissen, seinen Freuden und Leiden, kann sich hier im geschützten Bereich des Eigenheimes abspielen. Zu diesen Räumen gehört auch für ihn der Sitzplatz im Freien und der anschließende Garten. Hier sollten aber auch – neben der Bereitstellung der erforderlichen Baumittel – bei der Inneneinrichtung für die Frau alle möglichen Erleichterungen geschaffen werden, weil letztlich die Hauptlast der Arbeit, die nun ein Eigenheim auch erfordert, auf ihr liegt.

„Siedlungen" – nicht ohne Fragezeichen

Die Frage nach der geschlossenen Siedlung für Kriegsblinde bleibt umstritten. Im allgemeinen ist es nicht zu empfehlen, daß zu viele Kriegsblinde in Reihen- oder Doppelhäusern in einer Siedlung zusammenwohnen. Eng im Raume stoßen sich hier leicht die gleichen Geschicke, und es gehört viel Takt und Rücksicht dazu, dem anderen die individuelle Gestaltung seines Lebens und Haushaltes zu überlassen und sich weder im Guten noch Bösen voneinander abhängig zu machen. Ein jeder gibt den Wert sich selbst, und ob er seine Lebensweise anspruchsvoll oder bescheiden gestaltet, das ist seine Sache und geht den anderen nichts an. Es berührt uns erst dann, wenn durch seine Haltung und sein Auftreten in der Öffentlichkeit das Ansehen unserer Gemeinschaft geschädigt wird. Vor allem aber: solche Siedlungen führen leicht zur Isolierung der Kriegsblinden und erschweren die Kontakte mit den Sehenden.

Eigenheim und Garten ersetzen auch vielfach die Erholung in einem unserer Kurheime. Die Kameraden, die draußen auf dem Lande wohnen und als Handwerker tätig sind, haben oft gar nicht das Bedürfnis zu reisen und fühlen sich nur wohl in der gewohnten Umgebung. Ja, das Eigenheim – ob in der Stadt oder auf dem Lande – ist schon von unschätzbarem Wert für den Kriegsblinden und seine Familie. Hier findet er nach der beruflichen Anstrengung die nötige Stille für die strapazierten Nerven, die wohltuende Entspannung. Hier kann er sich einen häuslichen Rahmen schaffen, der seinen persönlichen und sozialen Bedürfnissen entspricht, und hier wachsen Erinnerungen, die nie vergehen.

Was wäre unser Leben ohne die Frau!

Das Wichtigste aber ist, daß der Kriegsblinde den richtigen Lebenskameraden fin-



Aus tausend kleinen Hilfsdiensten setzt sich der Tageslauf der Frauen unserer kriegsblinden Ohnhänder zusammen. Schon das Ankleiden kann nicht alleine gelingen. Unser Kamerad Henke aus Boffzen (Weser) trägt sein Schicksal in vorbildlicher Männlichkeit seit dem Ersten Weltkrieg, gründete ein Geschäft und fand dazu die Kraft, als „Turnvater von Boffzen" unter den Jungen seines Heimatortes eine wahre Sportbegeisterung zu wecken. Seine Frau erhielt das Bundesverdienstkreuz. Den Witwen unserer Ohnhänder bleibt aber trotz jahrzehntelanger Pflegeleistung, die sie dem Staat abnahmen, der Dank des Staates verwehrt. Sie leben in Sorge und Kummer, wenn sie nicht im hohen Alter noch eine Arbeit aufnehmen. **Foto: Triestram**

det, mit dem er sein Leben aufbauen und sein Heim nach eigenen inneren Gesetzen einrichten kann. Hast du, lieber Leser, schon einmal ernstlich darüber nachgedacht, was die Frau für den Kriegsblinden bedeutet und welche Aufgaben sie zu erfüllen hat? Es freut uns, wenn unsere sehenden Freunde bei Veranstaltungen unseren Frauen gelegentlich ein Lob spenden. Sie haben es verdient, und wir selber sollten damit nicht so sparsam sein, als das gewöhnlich geschieht, weil wir wie alle Männer leicht dazu neigen, alles als selbstverständlich hinzunehmen. Was wäre unser Leben und unser Heim, von dem wir oben gesprochen haben, ohne die Frau! Der Schwerpunkt in der Aufgabe unserer Frauen liegt nun einmal nicht nur in der ständigen Hilfeleistung, sondern in der schöpferischen Mitwirkung an der inneren Belebung und Gestaltung des Gemeinschaftslebens in der Familie. Gewiß ist alles „selbstverständlich", was eine liebende Frau ihrem Manne tut, aber ein freundliches Wort, eine Anerkennung zu passender Stunde erfreut das Herz und weckt neuen Mut, wenn die Müdigkeit sich einmal einstellt. „Ein Wort kann auch Tränen lindern, ein Lächeln von Sorgen befreien, ein Händedruck Leid verhindern und Liebe und Glück erneuern."

Sicher würde manches harte Wort nicht ausgesprochen und manche Meinungsverschiedenheit schneller gelöst, wenn wir unseren Frauen ins Auge sehen könnten. Und dieses Auge muß täglich in so vielen Situationen für uns mitsehen, weil uns für die Beurteilung mancher Vorgänge die unmittelbare Anschauung fehlt und wir leicht zu Fehlschlüssen gelangen.

Ein aufreibender Tageslauf

Die Frauen der Kriegsblinden haben eben nicht nur für den Haushalt, die Erziehung und Pflege der Kinder zu sorgen. Ihr Aufgabenbereich im Verlauf eines Tages ist umfassender und erfordert viel mehr seelische und auch körperliche Kraft, als das in einer Ehe Sehender normalerweise der Fall ist. Der kriegsblinde Mann bedarf bei aller Selbständigkeit, die er im Beruf und daheim bei Verrichtung vieler Lebensfunktionen erreichen kann, doch immer wieder der Hilfe und Wartung seiner Frau. Abgesehen von der Bedienung bei den täglichen Mahlzeiten, möchte er vor dem Dienst noch gerne das



Was sehende Menschen bei einem Gang durch den Park mit den Augen genießen, bleibt dem Kriegsblinden verschlossen, wenn ihm nicht seine Frau die Hand zu den Blumen führt. Mit Feingefühl tastet er die Tulpen ab und weiß sich an ihnen zu freuen.
Foto: Engel

Wichtigste aus der Zeitung vorgelesen oder etwas nachgesehen haben. Dann bringt die Frau den Kameraden zum Dienst, wenn weder Führhund noch andere Begleitung zur Verfügung stehen. Der Weg nimmt, auch wenn heute schon bisweilen ein kleiner Wagen bereitsteht, oft eine Stunde in Anspruch, eine Belastung auch dann, wenn auf dem Rückwege noch die notwendigen Besorgungen erledigt werden können! Das Autofahren in der Großstadt bedeutet im übrigen

heute auch für den geübten Fahrer eine Anstrengung, wieviel mehr für die Frau!

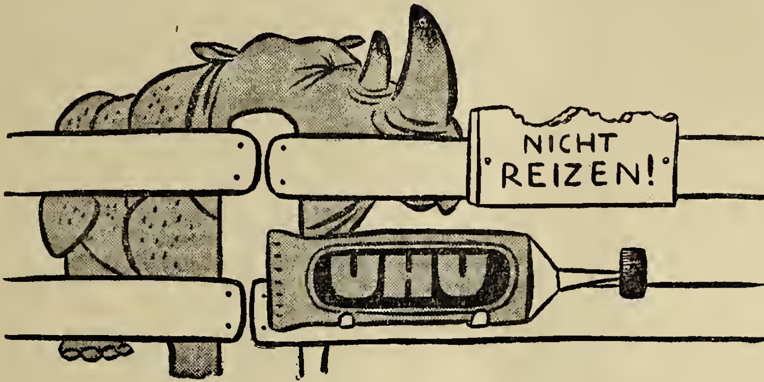
Derweil sind die Kinder daheim sich selbst überlassen, wenn keine Großmutter oder sonstige Hilfe im Hause ist, und manche Mutter ist von Unruhe erfüllt, bis sie die Schwelle des Hauses wieder überschritten und festgestellt hat, daß gottlob noch alles in Ordnung ist. Dann beginnt die Arbeit im Haus, und wenn das Frühjahr kommt, auch draußen im Garten. Da gibt es vieles zu richten, so daß Hände und Füße bis zum späten Abend kaum zur Ruhe kommen.

Was sonst der sehende Mann erledigt . . .

„Wenn du in die Stadt gehst, besorge mir dies und das, rufe bei X an, zahle die Rechnungen ein und schreibe, wenn möglich, an M . . ." Es sind oft tausend Kleinigkeiten, die jeder sehende Mann selber erledigen würde. Die Frau des Kriegsblinden muß an alles denken. Und wenn der „Gebieter" abends nach Hause kommt, soll die Frau für ihn da sein, ihm vorlesen oder eine Stunde mit ihm spazierengehen; denn der Dienst hat die Nerven sehr angespannt, und es gehört von seiten der Frau viel Feingefühl dazu, beruhigend und ablenkend auf den Mann zu wirken. Hat der Kriegsblinde gar ein Amt in unserer Organisation, so ist die Frau für ihn die einzige, aber auch die beste Hilfe. Die Arbeit im Bunde ist ihr ebenso Pflicht- und Herzenssache wie dem Kameraden. Der Bezirks- oder Landesverbandsleiter, der tagsüber im Berufe steht, erledigt nach dem Dienst die Organisationsgeschäfte, und da nur in ganz seltenen Fällen eine fremde Schreibkraft zur Verfügung steht, werden sämtliche Schreibarbeiten von der Frau erledigt. Das geschieht mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit, die jeder Nachprüfung standhält. Gilt es, eine Weihnachtsfeier oder sonst eine Veranstaltung vorzubereiten, so sind es wiederum die Frauen, die für die Ausschmückung des Saales sorgen und mit Fleiß und Geschick, oft bis in die Nacht hinein, alle Vorbereitungen treffen, damit ein guter Verlauf der Feier gewährleistet ist. So erhält auch die Organisation nicht zuletzt viele Impulse durch die Mitarbeit der Frau, durch ihre stete Bereitschaft, das Gemeinschaftsleben zu fördern und zu vertiefen.

Helferin oft auch im Beruf

Noch aufreibender ist die Beanspruchung der Frau dann, wenn sie auch im Beruf die Gefährtin und Mitarbeiterin ihres kriegsblinden Mannes ist. Das ist nicht nur bei selbständigen Geschäftsleuten der Fall oder bei Bauern, sondern vielfach auch im Behördendienst oder anderen verantwortungsvollen, geistigen Berufen. Oft findet der Kriegsblinde keine Assistentin, die sich auf seine Behinderung richtig einzustellen weiß, oft auch wird ihm die Bezahlung einer solchen Assistentin verweigert. Dann kommt die Frau mit ins Büro, um auch dort ihrem Mann zu helfen, sei es auch nur als unermüdliche Vorleserin. Selbst zu einem sachkundigen Vorlesen gehört aber mehr als das, was Abc-Schützen lernen, und meist bleibt es nicht beim Vorlesen: die Frau wird die vertraute Helferin auch im Beruf, die das spezielle Sachgebiet ihres Mannes genau kennt. Das bedeutet nicht, daß sie die Arbeit ihres Mannes tut. Zu entscheiden hat immer er, und das Für und Wider der Entscheidung kann nur er auf Grund seiner Ausbildung und Erfahrung abwägen. Aber jene Verordnung, diese Entscheidung oder einen ganz bestimmten Vorgang rasch herauszufinden, um sein Abwägen zu stützen, — das ist ihm infolge seiner Erblindung nicht möglich. Wenn solche berufstätigen Frauen mit ihrem Mann zusammen nach Hause kommen, wartet dort die Hausfrauenarbeit und wartet dort all die Beanspruchung, die jede Frau eines Kriegsblinden auf sich nehmen muß. Selbst wenn eine Hausgehilfin vorhanden ist, wird es für die Frau erst zu allzu später Stunde „Feierabend" — eine oft mörderische Beanspruchung!



Ein Ohnhänderkamerad schrieb mir einmal, daß seine Frau ein wahres Doppelleben führe. Der Kamerad hat fünf Kinder, und er wollte damit sagen, daß seine Frau im alltäglichen Ablauf jede Arbeit doppelt tun müsse, einmal für sich selber und zum anderen für den Mann, der durch die Schwere seines Leidens zu jeder Lebensfunktion der Hilfe seiner Frau bedarf. Es sind in den letzten Jahren eine Reihe technischer Hilfsmittel geschaffen worden, die auch dem kriegsblinden Ohnhänder eine gewisse Selbständigkeit verleihen und die Frau da und dort entlasten, aber es bleibt ihr auch so noch ein gerüttelt Maß an Arbeit übrig, und in einer fortgesetzten Selbstaufopferung muß sie große Teile ihrer Lebenskraft verbrauchen und auf vieles verzichten.

Mehr Erleichterungen für die Frauen!

Die Kriegsopferfürsorge muß ihren individuellen Charakter behalten. Sie soll je nach dem Bedürfnis des einzelnen und je nach den Verhältnissen in seiner Familie Lebenshilfe leisten. Aber man sollte doch behördlicherseits einmal darüber nachdenken, ob nicht gerade für den kleinen Kreis der Ohnhänder, bei denen die Verhältnisse im wesentlichen gleichgelagert sind, all solche technischen Einrichtungen wie Ohnhändertoilette, Ölheizung, Waschmaschine usw. zu gewähren sind, Einrichtungen also, die geeignet sind, die Arbeit der Frau fühlbar zu erleichtern. Die pflegerische Arbeit der Frau eines Kriegsblinden und gar noch eines kriegsblinden Ohnhänders läßt sich nicht in Stunden oder Minuten aufreihen, und es wäre auch schrecklich, wollte man sie in ein bestimmtes Tagesschema pressen. Die Frau ist überall da, wo der Mann oder die Kinder sie brauchen, und es gibt in der Familie des Kriegsblinden kein starres Programm, nach dem der Tag abläuft.

Aber es gibt eine gewisse Ordnung, nach der das Leben verläuft, und so wie Mann und Frau sich ihr Tagewerk einteilen und ihre Kinder an diese nun einmal notwendige Ordnung gewöhnen, gestaltet sich ihr Leben leichter und reibungsloser. Die Taten unserer Frauen werden in keiner öffentlichen Geschichtschronik verzeichnet stehen, aber wir wollen sie auf diesen Blättern festhalten und ihnen danken – auch in einer Plauderei auf den weiteren Seiten dieses Jahrbuches.

Was aber wird aus den Witwen?

Aufgabe eines gesunden Rechts- und Sozialstaates aber sollte es sein, die besondere Pflegeleistung der Frauen von Kriegs-

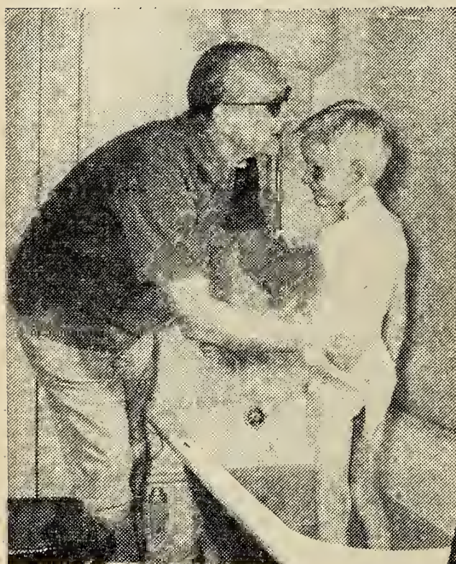
blinden und Pflegezulageempfängern auch im Versorgungsrecht anzuerkennen. Wenn man schon meint, „aus Gründen der Systematik" eine besondere Pflegeleistungszulage für unsere Witwen, wie es der Bund der Kriegsblinden in seinen Wildbader Beschlüssen gefordert hat, nicht einführen zu können, so sollte man wenigstens die im Gesetzentwurf über die Neuordnung der Kriegsopferversorgung für besondere Notfälle vorgesehene Zulage generell allen Witwen von Kriegsblinden und Empfängern einer Pflegezulage zubilligen. Wer ein Opfer an Leben und Gesundheit im Dienste des Staates gebracht hat und durch sein Leiden ständiger Wartung und Pflege bedarf, hat Anspruch darauf, daß der Staat diese erforderliche Pflegeleistung, auch wenn sie durch die Frau ausgeübt wird, gebührend anerkennt. Denn sie nimmt ja dem Staate eine Aufgabe ab, die ihm eigentlich zufällt. Es geht aber nicht allein um das materielle Sicherheitsbedürfnis, sondern vielmehr darum, die Frauen von Kriegsblinden davor zu bewahren, daß sie nach dem Tode des Ernährers zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes noch im Alter eine Arbeit außerhalb des Hauses aufnehmen müssen, zumal der Pflegedienst ihre Lebenskraft weithin verbraucht hat.

Der Bund der Kriegsblinden hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Witwen unserer verstorbenen Kameraden einen kostenlosen oder verbilligten Aufenthalt in unseren Kurheimen zu gewähren und sie auch weiterhin am gesamten Bundesleben teilnehmen zu lassen.

„Mein Heim, mein alles!" — und dies „alles" ist letzten Endes in dem Dasein der Frau beschlossen, die das Heim des Kriegsblinden erst durch ihr Wesen mit Geist und Leben erfüllt, und „manches Mannes Tat ward durch ein kluges Wort der Frauen weit geführt". Und wenn die Leser unseres Jahrbuches durch unsere Führung ein wenig Einblick gewonnen haben in das Leben und die Vielfalt der Arbeit, die unsere Frauen zu verrichten haben, bitten wir ihn, zu seinem Teil dazu beizutragen, daß die Dankespflicht gegenüber den Frauen nicht erlischt.

Nichts gesehen und viel erlebt / Notizen von einem Ausflug mit der Familie

„Du hast ja doch nichts gesehen!" war die traurig klingende Antwort eines kriegsblinden Kameraden, als ich ihm begeistert von einer eben erlebten Rheinfahrt erzählen wollte. Ich schwieg betroffen, verabschiedete mich und trat nachdenklich den Heimweg an.



Allzuviel kann der Kriegsblinde daheim seiner Frau nicht abnehmen. Aber den Jungen abends abzuwaschen, das übernimmt er gern. „Vati ist ja auch Masseur", sagt der Junge stolz. Foto: Michaels

Freilich können wir eine Landschaft, einen Wald, den wir durchwandern, ein schönes Gemälde, ein Schauspiel nicht sehen — und doch erleben, sei es durch die Augen der Begleitung, sei es durch die uns noch verbliebenen Sinne. Der würzige Duft frisch umbrochener Erde wird dem kriegsblinden Bauern mehr bedeuten als eine treffliche Schilderung; selbst der stillste Wald ist noch voll zarter Geräusche, und durch die Schuhsohlen hindurch ist der Weg zu spüren. Seit meiner Erblindung habe ich die Erfahrung gemacht, daß Wandern, Leichtathletik, Musizieren, selbstverständlich auch ein Gespräch mit alten und neuen Bekannten am runden Tisch uns ganz erfüllen können, und daß uns, wenn wir innerlich nicht zu müde geworden sind, dabei Anregungen und Selbstvertrauen gegeben werden — kurz, Voraussetzungen, um den Kontakt mit der sehenden Umwelt leichter zu finden.

Daran mußte ich am Abend des Tages denken, von dem ich hier erzählen möchte.

„Schau nur, da oben den großen Vogel, Vati, wie er kreist!" Mein Sohn nahm mich beim Arm und wies in den Himmel über uns. Ich schaute hinauf und sah natürlich nichts. Aber ich hörte einen heiseren, langgezogenen Schrei. „Es ist ein Bussard." Inzwischen blickten auch die anderen auf. „Der bewegt ja die Flügel gar nicht!" Ich erklärte, wie der

Wie gut, daß man einen klugen Vater hat! Daß der Vater blind ist, hat ja seinem Verstand nicht geschadet, obwohl es viele Leute, denen ein Kriegsblinder begegnet, anzunehmen scheinen. Ob aber diese Leute ihrer Tochter ebenfalls bei den Schularbeiten helfen könnten? Foto: Michaels

Vogel durch Thermik, also aufsteigende, wärmere Luft, höher und höher getragen wird. „Jetzt schaukelt er!" Der Vogel war vermutlich an den Rand der Thermikblase gekommen, wurde von seinen Wirbeln erfaßt und suchte mit einem Flügelschlag den Aufwind wieder zu erreichen.

Genau konnte ich es mir in der Phantasie vorstellen. Vergangenes lebte in mir auf. Wie oft habe ich als Kind, im Heidekraut liegend, dieses ruhige Kreisen der stolzen Raubvögel bewundert!

„O weh, meine Wurst ist angebrannt!" rief das Schwesterlein und brachte uns wieder auf die Erde zurück. Wir saßen nämlich um ein kleines Lagerfeuer und brieten Würste an zugespitzten Stöcken. Als die Sonne fast ihren Mittagspunkt erreicht hatte, meldete sich bei uns nach einer Wanderung auf der Schwäbischen Alb der Hunger. Meine beiden Buben hatten einen geeigneten Lagerplatz am Waldrand ausfindig gemacht, von dem aus wir einen Segelfliegerhorst überschauen konnten. Einige tausend Meter entfernt lagen zwei große Hallen, nicht weit davon eine Wetterbeobachtungsstation, dazwischen Wagen mit Motorwinden. Ganz in unserer Nähe glänzten in der Sonne die verschiedenen Typen modernen Flugzeugbaus, darunter mehrere Doppelsitzer. Das Ganze lag 945 m

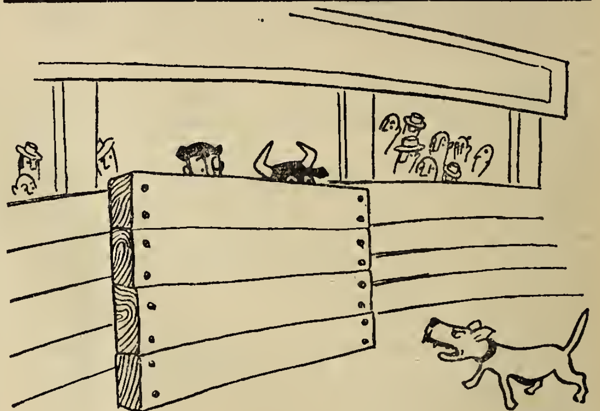
hoch und war von Waldkulissen umrahmt, die zum Albtrauf hin weit auseinandertraten und den Blick über das Vorland zum Schwarzwald freigaben. Deutlich hob sich am Horizont die Kuppe des Feldbergs ab, dazwischen das wellige, stufenartige Land mit Dörfern, Weilern und Städten, verbunden durch ein Netz von Straßen.

Wir beobachteten kauend zwei Segelflugzeuge, die in der Luft hingen und es den Bussarden gleichtun wollten. Ja, auch ich „beobachtete" mit, so lebhaft und plastisch waren die Schilderungen der Meinen. Das eine Flugzeug stieg in ähnlichen Spiralen hoch, das andere setzte in weitem Bogen zur Landung an. Vom Feldberg her zogen ballige Wolken. Ein leises Donnern war zu vernehmen, das stärker und stärker wurde, und schon fielen die ersten dicken Tropfen. Wir hatten unser Mahl beendet. Ein heftiger Gewitterguß löschte das Lagerfeuer. Unter den Tragflächen der Riesenvögel suchten wir Schutz wie die Küken bei der Glucke. Bald ließ der Regen nach und hörte schließlich ganz auf.

Eben wollten wir nach den Rucksäcken greifen, da klang es plötzlich aus dem Rumpf: „Na, das wäre ja noch mal gutgegangen!" Ein Kabinendach hob sich, und ein freundliches, wettergebräuntes Männergesicht tauchte auf. Ich fragte bescheiden, ob wir uns nicht die einzelnen Flugzeuge näher ansehen könnten. „Aber freilich!" kam es gutmütig zurück. Nun stieg ein mittelgroßer Mann aus dem Führersitz. Es war der Fluglehrer. Bald umstand uns eine ganze Gruppe junger Segelflieger. Wir hörten von Steuerknüppel, Seitenruder, Landungsklappen, von Vorzügen der „Mü 13" gegenüber dem „Spatz", warum „Grunau-Baby" sich noch behaupten kann und daß die elegante „Weihe" die beste Hochleistungsmaschine sei mit der Gleitzahl 1:26. Mir klang das vertraut, denn auch ich hatte einmal am Steuerknüppel gesessen, und in mir wurden Wünsche wach – ich verwarf sie aber sofort wieder. Da baten schon meine Kinder: „Dürfen wir mitfliegen?" Ich zögerte. „Gewiß", meinte der Fluglehrer, „wer ist der erste?"

Meine Älteste war sofort bereit. Sie wurde angeschnallt, rumpelnd löste sich das Flugzeug, vom Schleppseil der Winde gezogen, von der Erde, und fort ging's in den blauen Äther. Nach kurzem Abstecher über den Albrand hinaus zum Dreifaltigkeitsberg hin landete es nach einer Platzrunde, jubelnd begrüßt. Auch der Grasstrauß wurde nicht vergessen, den jeder erhält, der zum ersten Male die Erde verlassen hat. Die beiden Buben folgten. Dann kam ich an die Reihe.

Erinnerungen stiegen auf. Als Sechzehnjähriger saß ich zum ersten Male, mit Sturzhelm, angeschnallt, auf einem Schulgleiter und hörte das Kommando: Gummiseil ausziehen! Laufen! Los! In 20 m Höhe glitt ich etwa 150 m weit den Hang hinunter und mühte mich, eine Kurve zu fliegen. Wie stolz war ich damals, als ich den Gleiter heil zur Landung brachte! Daran konnte auch das Geschrei des Bauern nichts ändern, der mistgabelschwingend auf mich zukam und Schadenersatz für seinen Kartoffelacker ver-



Borialo (Brasilien)

langte. – Nun, das lag weit zurück! Jetzt war ich wieder angeschnallt, ohne Sturzhelm, der Pilot saß vor mir, die Kabinenhaube klappte herunter, und schon ging's rumpelnd und pfeifend in die Höhe.

Wie Musik erklang das vertraute Singen an den Tragflächen. Das leichte Absacken beim Ausklinken des Schleppseils hatte ebenfalls etwas Anheimelndes, schon schwebten wir frei. Wir zogen eine Spirale,

um durch den Aufwind am Hang Höhe zu gewinnen. Mein Pilot wies auf die einzelnen Orte und Bergspitzen hin, die zu sehen waren. Aber ich hörte nur mit halbem Ohr zu, verspürte das Zittern des Vogels, das Vibrieren in den Kurven und vernahm, wie zwei Bussarde mit klagendem Schrei in unserer Nähe schwebten. Von der Erdenschwere gelöst, atmete ich Fliegerluft! – Aber schon verloren wir an Höhe, der Pilot fuhr die Bremsklappen aus, wir setzten zur Landung an. Ein sanfter Stoß, wir berührten den Boden, rutschten ein Stück entlang – die „Kiste" stand. Ich löste die Gurte, die Haube klappte zur Seite. Jubelnd empfingen mich meine Kinder.

Der Wind hatte an Stärke zugenommen, und schon schoß meine Frau als letzte wie ein Pfeil gen Himmel. Ihr Pilot erwischte eine Thermikblase, und nun begann eine Kurbelei, die erst in 900 m über dem Flugplatz endete. Wir lagen unten im Gras und beobachteten die kreisende „Mü". Aus den Rufen und Plappereien der Kinder konnte ich mir schon ein so gutes Bild machen, daß es der liebevollen Beschreibung, die mir zwischendurch zuteil wurde, kaum bedurfte.

„Wenn das man gut geht!" dachte ich bei mir, denn ich wußte von früher, welche Gefahr ständiges, enges Kreisen bei einem Erstflug heraufbeschwören kann. Der Fluglehrer äußerte sich anerkennend über „die gute Nase" seines Kameraden.

Nach 30 Minuten aber setzte der Pilot die Klappen zur Landung an. „Da muß doch was passiert sein", sagte der Fluglehrer. „Der Walter will nur die Landebahn für sich allein haben", meinten die jungen Flieger, „es hängen noch fünf andere in der Luft, er liebt das Gedränge nicht!" Da waren sie schon unten. Der Pilot grinste verschmitzt, meine Frau kletterte blaß aus dem Vogel ...

Mit herzlichen Worten verabschiedeten wir uns. Mir aber gab dieser Tag erneut die Bestätigung, daß bei Aufgeschlossenheit gegenüber den schönen Dingen dieser Erde, bei aufnahmebereiter innerer Wachheit, und wenn uns die Hilfe der sehenden Umwelt nicht versagt bleibt, – daß unser Schicksal dann erträglicher ist, als wir es selber lange Zeit gefürchtet haben. Stunden reichen Erlebens helfen später wieder über Stunden der Depression und der Bitterkeit hinweg.

Dr. Willi Kops

Die fromme Lüge

Ein Kriegsblinder erinnert sich an bittere Stunden

Es geschah in Breslau, in der Festung. Ich weiß auch noch, wann es geschah: im März 1945. Wie es aber geschah, ich meine, auf welche Weise ich mein Augenlicht verlor, daran kann ich mich nicht erinnern. Nicht etwa, weil seitdem mehr als vierzehn Jahre vergangen sind, nein, schon damals im Lazarett wußte ich nicht, wie es eigentlich zugegangen war. Ich weiß nur, daß ich in den Gefechtsstand gerufen wurde. „Besprechung" hieß es. Sie kann nicht lange gedauert haben. Der Chef erklärte mir etwas auf der großen Karte, die an der Wand hing. Noch heute kann ich mich genau an diese Karte erinnern ...

Ja, und dann muß es passiert sein. Ich habe keine Detonation gehört, keinen Schmerz verspürt, es war, wie wenn Gottes Hand urplötzlich und lautlos das Sonnenlicht und alles Leben rings ausgeschaltet hätte.

Es dauerte fast vierzehn Tage, bis ich wieder zu mir kam und den ersten klaren, zusammenhängenden Gedanken fassen konnte; doch davon will ich nicht erzählen.

Es war einige Zeit später. Ich hatte mich von meinen übrigen Verletzungen schon soweit erholt, daß ich wieder gehen konnte, als ich zum Verbandswechsel gerufen wurde. Mir war recht sonderbar zumute. Ich wußte, daß meine Augen verletzt waren, wußte aber

nicht, wie es wirklich um sie stand, und nun sollte ich zum ersten Male bewußt erleben, wie der Augenverband gewechselt wurde. Ich hatte Angst davor, besser gesagt, mich erfüllte eine bange, sehr bange Erwartung. Die Stationsschwester führte mich in den Verbandsraum, setzte mich auf einen Stuhl und begann, mir die Kopfverbände zu lösen. Ich hörte gar nicht, daß der Oberarzt sich nach meinem Befinden erkundigte, so zitterte ich vor Aufregung.

Die Stirn und die Wangen waren bereits freigelegt und nur noch eine schmale Binde bedeckte die Augen.

„Hm, das sieht ja schon ganz gut aus", sagte der Arzt. „Die Wunden sind schön vernarbt. Ich glaube, wir können sie jetzt offen lassen."

An meinem Hinterkopf wurde eine Schlinge aufgezogen, die verdunkelnde Hülle fiel. Ich riß die Augen auf und sah ... und sah nichts. Oder doch? Vor meinem rechten Auge tanzten Funken, wie wenn man in einem stockdunklen Raum eine Wunderkerze abbrennt. War das alles? Da hörte ich den Arzt sagen:

„Ja, mit dem linken Auge ist nichts mehr anzufangen, aber ..."

Ich unterbrach ihn: „Aber das rechte ..., es flimmert ganz stark davor!"

Der Arzt schwieg eine Weile, nahm dann eine Taschenlampe und leuchtete mir damit in das rechte Auge. Ich konnte ihm genau sagen, wann er sie ein- oder ausschaltete.

„Ja", meinte er nach diesen Versuchen, „wir können jetzt noch gar nichts sagen. Es ist gut möglich, daß dieses Auge durch eine Operation ... ich meine, wir müssen abwarten."

Nach diesem Strohhalm griff ich. Immer wieder riß ich das rechte Auge auf, um mich davon zu überzeugen, daß dieses Sprühen noch vorhanden war, und glaubte bald fest daran, daß das Auge noch zu retten war.

Ich war der einzige Augenverletzte in diesem Festungslazarett, und daran lag es wohl, daß keiner es wagte, mir reinen Wein einzuschenken. Im Gegenteil. Man erzählte mir Wunderdinge von gelungenen Augenoperationen, und ich sog diese Weisheiten ein wie ein knochentrockener Schwamm. Ja, die Kameraden, wie gut und ehrlich mochten sie es doch gemeint haben!

Gewiß, ich war oft sehr niedergeschlagen, und mich überkam die Angst, es könnte immer so dunkel um mich herum bleiben,

---

Oh, eine edle Himmelsgabe ist
das Licht des Auges – Alle Wesen leben
vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
im ewig Finstern – ihn erquickt nicht mehr
der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
die roten Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts – doch leben und nicht sehen,
das ist ein Unglück – Warum seht ihr mich
so jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen
und kann dem blinden Vater keines geben,
nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
das glanzvoll, blendend mir ins Auge dringt.

FRIEDRICH SCHILLER

(Aus seinem Schauspiel „Wilhelm Tell", zum 200. Geburtstag des Dichters am 10. November 1959)



Würde und Last der Erblindung, Tapferkeit und Empfindsamkeit dessen, der im Kampf für sein Volk das Augenlicht verlor, – das alles kommt in diesem Bildwerk ergreifend zum Ausdruck. Der kriegsblinde Bildhauer Walter Richter hat Züge seines eigenen Wesens in dieser Bildnismaske darzustellen versucht.
Foto: Engels

aber ganz verließ mich auch dann die Hoffnung nicht, bis dann ... ja, ich will der Reihe nach erzählen.

Ich stand an den Pfosten meines Bettes gelehnt und unterhielt mich mit dem Kameraden, der im Bett über mir lag. Ja, wir hatten zwei-, sogar dreistöckige Betten. In der Festung, und noch dazu in einem Keller, ließ sich das nicht anders machen.

Ich erinnere mich noch ganz genau an diesen Kameraden. Er war selbst Breslauer, gemütlich, immer zu Späßen aufgelegt und gebrauchte fast nach jedem zweiten Wort den Breslauer Spezialausdruck „Lerge".

Ich schwatzte gern mit ihm, und natürlich redeten wir von meinem rechten Auge. Noch heute höre ich ihn sagen: „Mensch, Lerge, paß auf, wenn wir hier erscht mal raus sind, dann giehst de zu enem guten Augenarzt, und dann wirscht de mal sehn, wie gut de wieder sehn kannst!" Er hat das sehr oft gesagt, und ich glaubte ihm.

Ja, als ich da nun an seinem Bett stand, sagte er es wieder. Ich drang in ihn ein, als könnte er mir eine unfehlbare Antwort auf die für mich entscheidende Frage geben. Ich geriet so in hoffende Erregung, daß ich die Binde beiseite schob und ihm mein rechtes Auge zeigte.

„Wie sieht es denn eigentlich aus?" fragte ich mit zitternder Stimme und öffnete mit Daumen und Zeigefinger die Lider. Die Antwort kam prompt: „Ach, weest de, das Auge ist hin. Die ganze Pupille is weg. Nischt wie Schrammen, und ausgelaufen is es auch, aber das andere Auge, das ...!"

Er brach plötzlich ab. Ich hätte ihn auch sowieso nicht mehr verstanden, wenn er noch weitergesprochen hätte. Wie ich darauf reagierte, will ich nicht erzählen. Nur soviel: Mein Kamerad glaubte, weil er direkt vor mir saß, er hätte mein linkes Auge vor sich und hat mir so, ohne es zu wissen, die Wahrheit über mein rechtes Auge gesagt, auf das ich doch all meine Hoffnungen setzte.

Es hat lange, sehr lange gedauert, bis ich mich wieder einigermaßen in mir und in der Welt zurechtfand, und das lag wohl daran, daß ich den bitteren Weg ganz allein gehen mußte. Allein, ohne die Hilfe von Schicksalskameraden.

Erst viel später lernte ich Kriegsblinde kennen, und sie halfen mir, wie und wo sie nur konnten. Es wäre sicher leichter gewesen, hätte ich in ihrer Mitte schon damals die ersten Schritte in das neue Leben tun können. Doch: ob schwerer oder leichter, getan werden mußten sie so oder so. Dafür ist es tröstlich zu wissen, daß auf allen vergangenen und zukünftigen Wegen Kameraden, meine Schicksalsgefährten standen und stehen, um zu warten auf jeden einzelnen, um zu helfen. *Frank Forell*

Die Cowboy-Spinne mit dem Lasso

TIERKUNDE KANN RECHT MERKWÜRDIG SEIN

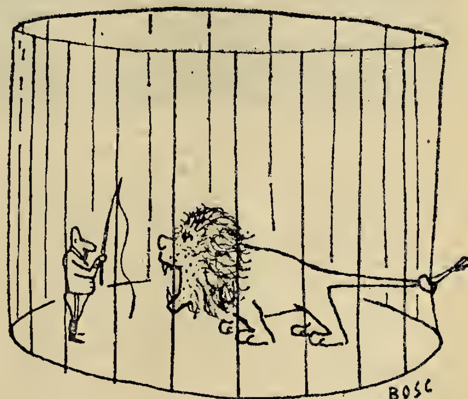
Unsere Nachbarn hatten seit vielen Jahren einen schönen hellroten Papagei besessen. Eines Tages war er gestorben. Die Leute bedauerten es sehr und jammerten, andere hätten ihre Papageien 80 und 100 Jahre lang. Eine alte Frau wollte in Paris einen Papagei gesehen haben, der über 300 Jahre alt war.

Der Streit war bald zu Ende, wir befragten einen Zoologen und wurden belehrt, daß Tiere gar nicht so alt werden, wie man in manchen abenteuerlichen Geschichten lesen kann. Der Papagei bringt es auf 50 Jahre. Karpfen, Krokodil und Schildkröte können hundert Jahre alt werden, ein Elefant erreicht 80 und der Storch 60 Jahre. Vier volle Jahrzehnte erreichen Bären, Esel und Pferde, Schwäne, Kröten und der Kuckuck. Rinder und Löwen kommen auf 25, Ziegen auf 15, Hunde auf 13 bis 15, Frösche auf zehn, Kaninchen auf sieben, Mäuse auf drei Lebensjahre. Mit 75 Tagen erreicht die Stubenfliege ihr höchstes Alter.

Wir wissen überhaupt viel zu wenig von den Tieren. Denken wir bloß einmal an die Hunde! Vor Jahren hat der englische Hundezüchter Winchpole in Liverpool inseriert, daß er Hunde von Hühnereigröße im Gewicht von 60 Gramm gezüchtet habe. Vorher gab es schon in Amerika die Tassenkopfhunde, die so klein waren, daß man sie in einer Kaffeetasse unterbringen konnte. Sie kosteten über 500 Dollar, das war viel Geld für Hunde, die niemals sehr alt wurden, weil sie immerzu kränklich waren. Hunde sind häufig „Mode" – eine Zeitlang sieht man dann überall braune Pudel oder hellfarbige Langhaardackel oder Zwergterrier. Vor einigen Jahren wurden auf der Londoner Hundeschau schwarze Pekinesen als Modehunde des Jahres erklärt. Die kleinen stumpfnasigen tibetanischen Hunde werden seit drei Jahrtausenden gezüchtet. Ein „Außenseiter" in der Färbung, ein feuerroter Pekinese mit langem Stammbaum und einem kaum aussprechbaren Namen, wurde trotz eines hohen Kaufangebotes von seinem Besitzer nicht hergegeben – und 35 000 Mark für einen jungen Hund dürfte doch gewiß ein außerordentlich guter Preis sein!

Tiere sind manchmal nicht billig. Der Panda, ein tibetanisches, bärenähnliches, auffällig geflecktes Tier, gehört zu den seltensten Objekten der Zoologischen Gärten. Ein englischer Tierjäger hat fast ein Jahrzehnt gebraucht, um zwei dieser Tiere lebend zu fangen. Er erhielt von einem amerikanischen Zoo 14 000 Mark pro Stück.

Wißt ihr übrigens, welche Gerüche Tiere lieben? Euren Hund könnt ihr mit Anisöl entzücken, während man Katzen mit Baldrian zu locken vermag. Stiere lieben den Geruch von Moschus, Löwen werden durch den Lavendelduft beinahe zahm und knurren vor Behagen, und das Kamel schnobert lüstern, wenn man ihm Tabakrauch ins Gesicht bläst.



Bosc (Frankreich)

Der Löwe wird zwar der König der Wüste genannt . . . doch er ist ein schlechter Läufer. Er ist nämlich kurzatmig! Er kann nur kurze Strecken wirklich schnell laufen – dann gibt er es auf. Er verfolgt das Wild auch nicht, sondern belauert es. Nicht viele Tiere sind ausdauernde Renner. Der Strauß bringt es auf 33 Meter in der Sekunde, die Gazelle auf 27 und der Windhund auf 25.

Mit dem Schlafen geht es bei den Tieren schon besser als mit dem Laufen! Da zeigen



Die Lüneburger Kriegsblinden haben einen besonderen Freund, den Forstmeister Lothar von Unruh. Schon oft sind sie in seinem Forsthaus zu Gast gewesen. Dann gibt es nicht nur Jägerlatein zu hören oder eine Bläsergruppe der Forstleute, sondern es gibt auch etwas zu „sehen“ wie hier das mächtige Geweih. Das Bild, das die forschenden Finger ertasten, verbindet sich mit den Erinnerungsbildern aus der schönen Zeit, da man noch sehen konnte. Lange bleiben solche ertasteten Bilder in der Erinnerung. Der Sehende ist ja ständig einer Flut von Eindrücken ausgesetzt, und nur wenig bleibt haften. Ein Blinder hat weit mehr Raum für das einzelne Erlebnis und den einzelnen Eindruck.

Fotos (2): Makovec

sie eine beachtliche Ausdauer. Murmeltier und Faultier und Siebenschläfer und Wüstenschnecke halten den Rekord – sie verschlafen manchmal zweieinhalb Jahre, ohne zu verhungern. Tiere, die einen Winterschlaf halten, können es in der Ruhe bis zu sechs Monaten aushalten. Vögel schlafen fest und viel, Eulen und Nachtschwalben sind während des Schlafens zuweilen kaum aufzuwecken. Dagegen kommen die Riesen der Tierwelt, Wale und Elefanten, mit wenigen Stunden Schlaf aus, auch Pferde begnügen sich oft mit einem Nickerchen, noch dazu im Stehen! Hunde haben einen leichten Schlaf – sie schlafen so häufig und viel, weil es ihrem Schlaf an Tiefe fehlt.

Elefanten und Robben und Affen sind die einzigen Tiere, die imstande sind, Tränen zu vergießen. Bären haben keinen Blinddarm – das habt ihr sicher auch noch nicht gewußt. Habt ihr schon einmal vom „Rosenfresser“ gehört? So wird der Kuskus genannt, ein Beuteltier, zu dessen Lieblingsspeisen blühende Rosen gehören, von denen es fünf bis sechs Stück auf einmal zu verzehren vermag. Und wenn ihr einmal Rätsel ratet, dann fragt die anderen, was teurer sei, Katzen, Flöhe oder Affen. Ein Pariser Forscher zahlt für Weibchen einer bestimmten Sorte riesiger roter Flöhe 20 Mark. Graue Birmakatzen kosten in der Schweiz tausend Franken, und für die besonders zierlichen Rhesus-Äffchen,



Mit den Händen zu sehen, das ist leider nur in einem sehr engen Umkreis möglich. Immerhin aber gewinnen die Kriegsblinden, unter ihnen auch eine erblindete Frau, von dem ausgestopften Kopf eines Elches eine vielleicht bessere Vorstellung, als es der flüchtige Blick dem Sehenden vermittelt.

die keine wilden Instinkte zeigen, sondern häuslich und friedfertig sind, muß man zwischen 600 und 1500 Mark auf den Tisch legen. Wellensittiche sind manchmal recht preiswert – doch kann es geschehen, daß für ein hervorragend gutes Zuchtpaar auch einmal 6000 Mark gezahlt werden.

Der beste Schütze in der Tierwelt ist ohne Zweifel der Schützenfisch. Er hat ein röhrenförmiges Maul und lebt hauptsächlich von Insekten. Sobald er irgendwo am Uferrande auf einem Grashalm, einem Zweig oder einem Blatt ein Insekt sieht, schwimmt er behutsam herbei und schießt aus seinem Röhrenmaul blitzgeschwind einen dünnen, kräftigen Wasserstrahl auf das Opfer, das ins Wasser fällt und seine Beute wird. Die Chinesen hatten früher so viel Vergnügen an dem geschickten Jäger, daß sie ihn in Aquarien hielten und Insekten in die Nähe brachten, die der hungrige Schützenfisch dann sogleich „abschoß".

Es ist doch seltsam, daß Fische ihre Nahrung außerhalb des Wassers suchen und andere Tiere im Wasser nach Futter fahnden. Die Wasseramsel, die auf dem sandigen Grunde klarer Bäche herumspaziert, kann sogar unter Wasser laufen!

Die Spechtmeise weist zwei Absonderlichkeiten auf: sie kann als einziger Vogel kopfabwärts den Baum hinunterlaufen, und sie ist imstande, das Flugloch ihrer Bruthöhle so zu vermauern, daß nur sie selbst hindurchschlüpfen kann, doch niemals ein größerer oder gefährlicher Vogel. Meisen kennt ihr ja alle – wißt ihr aber auch, daß ein Meisen-Elternpaar seine Jungen pro Tag mit fast 3000 Raupen füttert? Alle Gartenfreunde wissen, daß Meisen gute Insektenvertilger sind, Wissenschaftler haben es mit feinen Meßinstrumenten bewiesen. Eine Woche lang wurde ein Paar Kohlmeisen kurz nach dem Ausschlüpfen der Jungen aus den Eiern beobachtet. Von früh 4.30 Uhr bis abends 8.30 Uhr. In dieser Zeit haben die Eltern ununterbrochen Futter geholt, sind in der Stunde über 60mal zum Nest geflogen und haben pro Tag im Durchschnitt 2880 Raupen herbeigeschleppt und verfüttert. Dabei gackert kein Vogel, wenn er ein Ei gelegt hat – das tut nur die Henne. Aber auch sie gackert nicht über das gelegte Ei – es ist vielmehr eine von den asiatischen Urahnen vererbte Angewohnheit. In den ausgedehnten Steppengegenden liefen die Hennen weit vom Schlafplatz weg, um in Ruhe und ganz



Es mag für ihn manchmal bitter sein, ausgerechnet beim Bau von Fernsehgeräten mitzuarbeiten. Nie wird er die lockenden Bilder, von denen jedermann spricht, sehen können. Aber er tut seine Arbeit mit Sorgfalt und guten Mutes: er prüft Steuerungsachsen für Fernsehapparate auf ihren Durchmesser, auf Bohrung und Nietansatz mit Hilfe besonderer Meßgeräte, sogenannter Lehren. Derartige Kontroll- und Prüfarbeiten in der Industrie führen Hunderte von Kriegsblinden aus. Allerdings – die Werkstücke müssen ihm immer gebracht werden, wie hier von einer freundlichen Kollegin. Mit tastender Hand schätzt er rasch die Menge der gebrachten Achsen. *Foto: Lorz*

verborgen ihre Eier zu legen. Um zum heimischen Platz zurückzufinden, gackerten sie, worauf der Hahn durch Krähen antwortete. Auf diese Weise fand das Huhn zurück. Der Hahn verließ selten die schützende Nähe seines Schlafplatzes oder Stalles.

Aber das geschah nicht aus Faulheit. Wirklich faul sind andere Tiere, der Seehase zum Beispiel, der selbst zum Schwimmen zu bequem ist. Seine Bauchflossen bilden eine Saugscheibe, mit der er sich an größeren Fischen und sogar an Schiffen festsaugt und mitziehen läßt. Nun sperrt er einfach das Maul auf und wartet – wie im Schlaraffenland – auf die Beute, die ihm hineinschwimmt. Noch träger als der Seehase und

die vielgenannten Faultiere sind die Amazonen-Ameisen. Sie lassen sich sogar die Nahrung vorkauen und in den Mund schieben, weil sie durch Faulheit bereits degeneriert sind und gar nicht mehr selber fressen können. Ebenso stinkfaul ist die Scharlachlaus: sie setzt sich auf einer Pflanze fest, die ihr gefällt, und bleibt dann ihr Leben lang auf diesem Platze. Der Fischotter macht sich den Nahrungsfang auch recht bequem. Er strahlt nachts im Wasser eine solche Leuchtkraft aus, daß Fische davon angelockt werden. Die leuchtende Ausstrahlung geht von den feinen Haarspitzen aus – sie beruht auf einer Aufspeicherung von Elektrizität. Das kennt ihr vom Katzenfell und



Das Handweben ist ein – übrigens auch körperlich – recht anspruchsvoller Beruf. Dreißig kriegsblinde Handweber schlossen sich zu einer „Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Weber" zusammen und bauten sich rund um ihr gemeinsames Werkstatthaus eine eigene Siedlung in Langenhagen bei Hannover. Tischdecken und Kissenplatten, Trachtenschürzen und Brücken und viele andere schöne Dinge werden hier hergestellt. In künstlerischer und handwerklicher Hinsicht gelten die Arbeiten unserer Weber als vorbildlich. Schreiben Sie einmal nach Langenhagen! Zeichnung: Büsemeyer

vom Menschenhaar – manchmal hört man beim Fellstreichen oder beim Haarekämmen ein ganz leises, feines Knistern.

Mit dem Sägefisch soll man vorsichtig sein. Er wird – zumal jene Art, die im Karibischen Meere häufig ist – acht bis zehn Meter lang und bis zu 5000 Pfund schwer und ist so kräftig, daß er kleine eiserne Ketten durchbeißen kann. Die Eier des Sägefisches haben einen Umfang von 30 bis 36 Zentimeter – das ist viel, viel mehr als ein Hühnerei!

In einem hessischen Museum wird, in einem handvergoldeten Behälter, das größte erhalten gebliebene Einhorn – ein Narwalzahn von 2,72 Meter Länge – aufbewahrt. Es gibt tatsächlich merkwürdige Dinge in der Tierwelt – sogar ein Lebewesen mit drei Augen! Auf Neuseeland ist eine Brückenechse heimisch, das einzige Wirbeltier, das außer den beiden normalen Augen noch ein drittes funktionierendes Auge auf der Stirn hat. Das ist ebenso selten wie die Cowboyspinne mit dem Lasso. Eine in Queensland heimische größere Spinne hält in ihren Füßen ein vier Zentimeter langes, kleines Seil, dessen Ende klebrig ist. Dieses Lasso wirft sie nach fliegenden Insekten aus, die daran klebenbleiben, um später verzehrt zu werden. Ein ähnlich merkwürdiges Angriffs- und Verteidigungsmittel besitzt der Bombardierkäfer. Er spritzt den Gegner schußartig mit einer ätzenden Flüssigkeit an, die sich nach einem deutlich hörbaren Knall als kleines Wölkchen verflüchtigt.

Auch Hungern fällt vielen Tieren nicht schwer. Von den schrecklichen Wanzen weiß man, daß sie gut zwei Jahre lang ohne jede Nahrungsaufnahme aushalten. Viele Jahre vor dem letzten Kriege wurde dem Pariser Zoo aus dem Dschungel Indiens eine 17 Meter lange Riesenschlange geschickt. Das Reptil verweigerte jede Nahrung und blieb trotzdem noch anderthalb Jahre am Leben. Man kann sich einen derartigen „Hungerstreik" bei Tieren nur schwer vorstellen. Wir können uns manches nicht vorstellen – oder ahntest du, daß bis vor einiger Zeit die Dasselfliege das schnellste Lebewesen war? Bis vor einiger Zeit, ehe die Düsenflugzeuge schneller waren als der Schall. Denn die Dasselfliege kann, wenn auch immer nur wenige Minuten,

mit einer Geschwindigkeit fliegen, die einer Schnelligkeit von 1300 km pro Stunde entspricht. Zum Glück nimmt diese Fliegenart nicht so schnell überhand wie alle anderen Insekten. Denn der Tierforscher W. Horn hat festgestellt, daß es heute rund 750 000 Insektenarten gibt, 20 000 Vögel, beinahe 20 000 Fische, 7000 Säugetiere und rund 5500 Reptilien und Lurche. Und aus dieser Vielfalt von Tieren haben wir hier nur einige wenige herausgepickt . . . Wenn man all die Wunderlichkeiten aufzählen sollte, die es im gesamten Tierreich gibt, dann wäre des Staunens kein Ende.

Peter Omm

„Über den Schmerz nicht hinwegtäuschen . . . !"

Eine Ansprache der Dichterin Ingeborg Bachmann

Im Plenarsaal des Bundesrats im Bonner Bundeshaus wurde im März 1959 der österreichischen Lyrikerin und Hörspielautorin Ingeborg Bachmann der „Hörspielpreis der Kriegsblinden" überreicht, der ihr für ihr Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan" zuerkannt worden war. Die Dichterin hielt dabei die folgende Ansprache:

Der Schriftsteller – und das ist in seiner Natur – wünscht, sich Gehör zu verschaffen. Und doch erscheint es ihm eines Tages wunderbar, wenn er fühlt, daß er zu wirken vermag – um so mehr, wenn er wenig Tröstliches sagen kann vor Menschen, die des Trostes bedürftig sind, wie nur Menschen es sein können, verletzt, verwundet und voll von dem großen geheimen Schmerz, mit dem der Mensch vor allen anderen Geschöpfen ausgezeichnet ist. Es ist eine schreckliche und unbegreifliche Auszeichnung. Wenn das so ist, daß wir sie tragen und mit ihr leben müssen, wie soll dann der Trost aussehen und was soll er uns überhaupt? Dann ist es doch – meine ich – unangemessen, ihn durch Worte herstellen zu wollen. Er wäre ja, wie immer er aussähe, zu klein, zu billig, zu vorläufig.

So kann es auch nicht die Aufgabe des Schriftstellers sein, den Schmerz zu leugnen, seine Spuren zu verwischen, über ihn hinwegzutäuschen. Er muß ihn, im Gegenteil, wahrhaben und noch einmal, damit wir sehen können, wahr machen. Denn wir wollen alle sehend werden. Und jener geheime Schmerz macht uns erst für die Erfahrung empfindlich und insbesondere für die der Wahrheit. Wir sagen sehr einfach und richtig, wenn wir in diesen Zustand kommen, den hellen, wehen, in dem der Schmerz fruchtbar wird: Mir sind die Augen aufgegangen. Wir sagen das nicht, weil wir eine Sache oder einen Vorfall äußerlich wahrgenommen haben, sondern weil wir begreifen, was wir doch nicht sehen können. Und das sollte die Kunst zuwege bringen: daß uns, in diesem Sinne, die Augen aufgehen.

Der Schriftsteller – und das ist auch in seiner Natur – ist mit seinem ganzen Wesen auf ein Du gerichtet, auf den Menschen, dem er seine Erfahrung vom Menschen zukommen lassen möchte (oder seine Erfahrung der Dinge, der Welt und seiner Zeit, ja von all dem auch!), aber insbesondere vom Menschen, der er selber oder die anderen sein können und wo er selber und die anderen am meisten Mensch sind. Alle Fühler ausgestreckt, tastet er nach der Gestalt der Welt, nach den Zügen des Menschen in dieser Zeit. Wie wird gefühlt und was gedacht und wie gehandelt? Welche sind die Leidenschaften, die Verkümmerungen, die Hoffnungen . . . ?

Wenn in meinem Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan" alle Fragen auf die nach der Liebe zwischen Mann und Frau und was

sie ist, wie sie verläuft und wie wenig oder wieviel sie sein kann, hinauslaufen, so könnte man sagen: Aber das ist ein Grenzfall. Aber das geht zu weit . . .

Nun steckt aber in jedem Fall, auch im alltäglichsten von Liebe, der Grenzfall, den wir, bei näherem Zusehen, erblicken können und vielleicht uns bemühen sollten, zu erblicken. Denn bei allem, was wir tun, denken und fühlen, möchten wir manchmal bis zum Äußersten gehen. Der Wunsch wird in uns wach, die Grenzen zu überschreiten, die uns gesetzt sind. Nicht um mich zu widerrufen, sondern um es deutlicher zu ergänzen, möchte ich sagen: Es ist auch mir gewiß, daß wir in der Ordnung bleiben müssen, daß es den Austritt aus der Gesellschaft nicht gibt und wir uns aneinander prüfen müssen. Innerhalb der Grenzen aber haben wir den Blick gerichtet auf das Vollkommene, das Unmögliche, Unerreichbare, sei es der Liebe, der Freiheit oder jeder reinen Größe. Im Widerspiel des Unmöglichen mit dem Möglichen erweitern wir unsere Möglichkeiten. Daß wir es erzeugen, dieses Spannungsverhältnis, an dem wir wachsen, darauf, meine ich, kommt es an; daß wir uns orientieren an einem Ziel, das freilich, wenn wir uns nähern, sich noch einmal entfernt.

Wie der Schriftsteller die anderen zur Wahrheit zu ermutigen versucht durch Darstellung, so ermutigen ihn die anderen, wenn sie ihm, in Lob und Tadel, zu verstehen geben, daß sie die Wahrheit von ihm fordern und in den Stand kommen wollen, wo ihnen die Augen aufgehen. Die Wahrheit nämlich ist dem Menschen zumutbar.

Wer, wenn nicht diejenigen unter Ihnen, die ein schweres Los getroffen hat, könnte besser bezeugen, daß unsere Kraft weiter reicht als unser Unglück, daß man, um vieles beraubt, sich zu erheben weiß, daß man ent-



Alljährlich verleihen die Kriegsblinden in Vertretung aller Rundfunkhörer den deutschen Hörspielpreis, den „Hörspielpreis der Kriegsblinden", an den Autor des geglücktesten Hörspiels, das von einem deutschen Sender im Laufe eines Jahres gebracht wurde. Neun der angesehensten deutschen Kritiker bilden zusammen mit neun Kriegsblinden die Jury. Im Frühjahr 1959 erhielt Ingeborg Bachmann, die bekannte österreichische Lyrikerin, den Hörspielpreis aus der Hand des Vorsitzenden des Bundes der Kriegsblinden, Dr. Hans Ludwig (rechts). In der Mitte Bundesminister Theodor Blank. Der Preis besteht aus der Kleinplastik eines kriegsblinden Bildhauers, hier ist es der „Pfefferfresser" von Walter Richter. Foto: Munker

täuscht, und das heißt: ohne Täuschung zu leben vermag. Ich glaube, daß dem Menschen eine Art des Stolzes erlaubt ist – der Stolz dessen, der in der Dunkelhaft der Welt nicht aufgibt und nicht aufhört, nach dem Rechten zu sehen.

Eine festliche Pause zwischen zwei Arbeiten wie die heutige, ist zugleich eine Bedenkzeit; sofern sie meine Bedenkzeit ist, erbitte ich sie für die vielen Fragen, die Sie zu Recht noch stellen könnten und auf die erst immer neue Arbeiten und Bemühungen versuchen können, Antworten zu sein.

So komme ich zum Dank für die Ehrung, die Sie mir heute widerfahren lassen. Weil man, wenn man seinen Dank sagt, es nicht nur im allgemeinen tun mag, will ich ihn richten an jene, die oft meine Arbeit und die so vieler Autoren erst ermöglicht oder erleichtert haben durch ihre Großzügigkeit, an die deutschen Rundfunkanstalten; darüber hinaus an die Hörer, die ich gefunden habe, die unbekannten, deren Namen ich nicht kenne; vor allem aber und sehr besonders an die Kriegsblinden, die mehr noch als alle anderen Gehör schenken dem Wort und die, als eine würdige Instanz, diesen Preis vergeben. – Ich danke Ihnen.



5 seltsame Liebesbriefe

DOKUMENTE EINER LEBENSWENDE

Frau Erika S. wohnt im Ruhrgebiet. Im vorigen Jahr ist ihr Mann, ein Kriegsblinder des Zweiten Weltkrieges, nach kurzer Krankheit gestorben. Er war zuletzt Telefonist in einem großen Industriebetrieb gewesen und hatte seinen Dienst „vorbildlich" – so sagte die Firma – versehen, obwohl ihm eine zusätzliche Verwundung zu schaffen machte. Als wir Frau S. besuchten, um sie in ihren Sorgen zu beraten, zeigte sie uns ein paar Briefe, die ihr Mann – damals ihr Verlobter – seinerzeit aus dem Lazarett an sie geschrieben hat. Frau S. erlaubte uns, diese Briefe abzuschreiben und sie zu veröffentlichen. Es sind Briefe, wie sie im Grunde jeder Kriegsblinde einst nach Hause geschrieben hat, an die Mutter, an die Frau, an die Freundin. Wir geben den Text der Briefe ohne jede Veränderung wieder, ganz als schlichte Dokumente. Sie sollen beim Leser keine sentimentale Rührung hervorrufen, sondern sollen vielmehr nur deutlich machen, wie schrecklich und einschneidend das Ereignis der Erblindung das Leben jedes Kriegsblinden bestimmt hat. Der erste dieser Briefe lautet:

Litzmannstadt, 5. 3. 1943

Liebste Erika!

Mach Dir keine Sorgen. Es geht mir ganz gut. Ich liege hier im Lazarett. Ich war so dämlich, auf eine Mine zu treten. Habe aber Glück gehabt. Mein ganzer Kopf ist zwar verbunden, aber der Kopf ist zum Glück drangeblieben. Wundere Dich nicht über die fremde Handschrift. Ich diktiere diesen Brief einer Schwester. Auch meine Augen sind nämlich verbunden. Schöner werde ich ja bestimmt nicht aussehen, wenn ich nach Hause komme. Aber eine große Schönheit bin ich ja nie gewesen. Ich denke, daß ich in drei oder vier Wochen aus dem Lazarett entlassen werden kann. Dann kriege ich bestimmt erst einmal ordentlich Urlaub, bevor ich wieder zur Kompanie zurück muß. So ganz dolle Schmerzen habe ich nicht mehr. Einmal bin ich schon operiert worden, morgen soll wohl die zweite Operation kommen. Aber mach Dir nur keine Sorgen. Hier sind sehr gute Ärzte und auch nette Kameraden. Und richtige weiche Betten. Zuerst wurde ich gefüttert wie ein Kind. Aber ich kann das jetzt allein. Nur der Mund und die Nasenspitze gucken aus dem Verband hervor. Aber es ist gar nicht so einfach, gleich zu erkennen, was man ißt. Dabei gibt es die leckersten Sachen. Schick mir bloß kein Päckchen hierher.

Wenn ich einen ordentlich langen Genesungsurlaub kriege, ob wir dann wohl heiraten können? Ich stelle mir jetzt die Hochzeit schon immer genau vor. Ich glaube, der Krieg dauert doch noch lange, und wenn er vorbei ist, werde ich doch nicht gleich ent-

lassen. Sollen wir wirklich so lange warten? Ich kann Dir nicht alles so schreiben, weil ich ja diktieren muß, und wenn Du hierher schreibst, so wird mir Dein Brief vorgelesen, dreimal täglich, wenn ich will. Hierher reisen kannst Du aber nicht. Du kriegst keine Einreise ins Gouvernement, und wenn Du vielleicht wirklich ankommst, dann bin ich längst in einem anderen Lazarett.

Viele liebe Grüße und Küsse

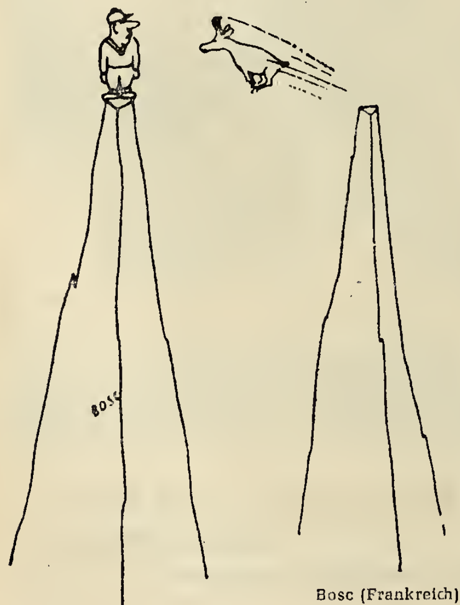
Dein Günther

*

Litzmannstadt, den 18. März

Meine liebe Erika!

Du bist ein tapferes Mädel, Du wirst mir bestimmt helfen, daß ich bald wieder ganz munter bin. Ich habe immer noch den Verband um den Kopf. Überall sind kleine Splitter. Hoffentlich kommen meine Augen wieder ganz in Ordnung. Ich kann noch nichts recht erkennen, wenn der Verband mal abgenommen wird. Ich habe deswegen ziemlich Angst, aber der Augenarzt beruhigt mich immer. Schreiben kannst Du mir jetzt nicht, weil ich verlegt werden soll, vielleicht nach Berlin. Denk Dir, von meinem Regiment, vom Kommandeur persönlich, wurde mir das EK I zugeschickt. Das war schon vor meiner Verwundung beantragt, das wußte ich. Das wird bei unserer Hochzeit sicher einen guten Eindruck machen. Aber nun weiß ich nicht, wie lange ich noch im Lazarett bleiben muß. Ich merke, daß man mich doch für einen schwierigen Fall



Bosc (Frankreich)

hält. Daß ich immer den Verband um die Augen habe, ist zum Verrücktwerden. Hier ist auch einer, der ist richtig blind. Ich glaube, wenn mir das passiert, so würde ich mir eine Pistole besorgen. Der Mann liegt im Nebenzimmer in seinem Bett und sagt nie ein Wort. Hier im Zimmer sind wir vier Kameraden, und einer von ihnen ist ebenfalls technischer Zeichner. Da gibt es immer viel zu erzählen. Ein anderer ist Kellner. Ihm ist ein Auge herausgenommen. Er meint, daß er jetzt nicht mehr Kellner sein kann, weil er zur einen Seite hin die Gäste und die Tische nicht mehr erkennen kann. Übrigens meinen die hier, daß ich gar nicht wieder an die Front muß. Stell Dir vor, ich würde demnächst Zivilist! Aber wir müssen Geduld haben. Mir ist unheimlich zumute, das sage ich ganz offen. Mach Dir deswegen aber bitte keine Sorgen. Das ist wohl nur so ein Koller von mir.

Ich denke oft an Dich und bin immer

Dein Günther

*

Breslau, den 27. 3. 43

Liebe Erika!

Heute muß ich Dir leider etwas sehr Trauriges schreiben. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich begreife alles nicht. Es ist vorbei mit mir.

Ich bin im Lazarettzug nach Breslau gefahren worden und bin hier in der Augenklinik. Seit vorgestern weiß ich Bescheid. Ich war zuerst ganz verzweifelt, aber jetzt bin ich schon etwas ruhiger. Du wirst sehr weinen, und das tut mir weh, aber es hilft alles nichts, wir müssen Klarheit haben. Also, meine beiden Augen sind kaputt, ich kann nichts mehr sehen, nur noch etwas hell und dunkel, und das wird niemals besser werden. Ich werde Dich nicht mehr sehen können. Ich kann jetzt nicht weiter diktieren. —

Jetzt geht es wieder. Es ist also aus. Blind. Ich kann dieses widerliche Wort nicht hören. Eines weiß ich, ich will keinem zur Last fal-

len. Vielleicht komme ich in ein Heim, wo andere sind. Nach Hause gehe ich nicht mehr. Nun hör zu, und sei vernünftig! Es ist bestimmt am besten, wenn wir uns trennen. Du hast Dich mit einem gesunden Mann verlobt und nicht mit so einem Wrack, wie ich es jetzt bin. Ich müßte immer Angst haben, daß Du nur aus Mitleid bei mir bleibst oder aus Pflichtgefühl. Das ist aber nicht das Richtige. Es hat keinen Zweck, und am besten schreibst Du mir nie wieder. Ich wäre sogar froh darüber, denn es wäre ja nur eine Quälerei. Du findest bestimmt einen anderen und einen guten Mann, so hübsch wie Du bist und nett. Mich hat das Schicksal eben getroffen. Warum nur bin ich nicht gestorben? Aber Du sollst darunter nicht leiden. Den Verlobungsring schicke ich Dir in den nächsten Tagen. Ich wollte es heute nicht tun, damit Du nicht erschrickst. Aber glaub mir, es hat keinen Zweck. Ich weiß ja auch gar nicht, wie ich was verdienen soll. Mit der eigenen Firma ist es Essig. Also auch Armut! Höchstens Besenmachen, habe ich gehört. Das ist nichts für Dich, und daß Du mich noch ernähren sollst, das kommt nicht in Frage. Nein, es ist das Beste, wenn Du mich schnell vergißt. Ich meine das ganz ehrlich. Ich werde Dir auch nicht wieder schreiben und nichts mehr von mir hören lassen. Alles ist schrecklich. Dieser verfluchte Krieg. Gestern hat mir der Professor die Wahrheit gesagt. Mir wurde ganz schlecht danach. Es ist so furchtbar, das zu wissen, daß man nichts mehr sehen kann. Ich kann es Dir gar nicht sagen.

Aber Du sollst keine Klagen mehr von mir hören. Am besten ist es, Du denkst, ich wäre gefallen. Ich bin ja auch tot bei lebendigem Leibe. Überlege alles in Ruhe, Du wirst mir recht geben. Die Schwester hat mir versprochen, daß sie alles so hinschreibt, wie ich es sage. Geh auch nicht mehr zu meiner Mutter, dann heult Ihr bloß beide zusammen. Wenn ich daran denke, ist es beinahe das Schlimmste. Du wirst bestimmt einen anderen finden. Ich kann nicht mehr –

Also leb wohl! Zum letzten Male

Dein Günther

*

Breslau, 7. April

Liebe Erika!

Warum hast Du es nicht so getan, wie ich es gesagt habe? Als Dein Brief kam, habe ich direkt geweint. Ich bin noch ziemlich nervös. Es ist wirklich fabelhaft, was Du schreibst, und es ist sehr lieb von Dir. Aber Du kannst nicht einfach schreiben, daß Du mich eben liebst. Ich bin ja jetzt ein ganz anderer als früher. Vielleicht kennst Du mich überhaupt

nicht wieder. Bestimmt kennst Du mich nicht wieder. Nein, so einfach ist es nicht. Du schreibst, ich soll mich erst einmal beruhigen. Ich bin schon viel ruhiger geworden, das kannst du mir glauben. Ich liege auch schon gar nicht mehr im Bett. Zweimal am Tage darf ich aufstehen. Aber dann muß mich jemand führen, weil ich sonst gegen den Tisch und die Wand renne. Nur den Weg in den Waschraum finde ich schon alleine. Überall stoße ich mich, und wenn ich in den Verbandsraum oder in den Garten geführt werde, so weiß ich nicht, wo ich bin. Es ist wie ein dicker Nebel um mich her. Ich kann noch gar nicht glauben, daß das mein Leben lang so weitergehen soll. Mich hat ein Kriegsblinder aus dem ersten Weltkrieg besucht und hat mir eine Blindenuhr gebracht und mir allerlei erzählt. Das ist ja alles gut und schön, aber das ist doch kein Leben mehr. Nie wieder etwas sehen können! Keinen Himmel, keine Blume, kein Kind, nicht mal einen Film, eine Zeitung! Und wir wollten immer mal in die Alpen fahren.

Ich will kein Opfer von Dir annehmen. Guck mal, ich wäre immer von Dir abhängig wie ein Baby und wäre kein Mann mehr. Es wäre ein trauriges Leben mit uns beiden. Nein, es wird nicht gehen. Du meinst es bestimmt gut, aber ich will das nicht. Es hat keinen Zweck, daß Du herkommst. Aus der Klinik soll ich entlassen werden, wohl in ein Heim. Hör Du jetzt auf mit dem Schreiben, Du wirst mir später bestimmt recht geben. Dein Günther

*

Breslau, den 17. April

Meine herzliebste Erika!

Jetzt komme ich nicht mehr gegen Dich an. Gestern kam Dein lieber Brief, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Eigentlich wollte ich mir Deinen Brief gar nicht mehr vorlesen lassen, dann war ich schließlich doch zu neugierig, dann habe ich mich geärgert, weil Du so dickköpfig bist, und seit heute früh um fünf, draußen sangen die Vögel, fange ich an, mich zu freuen. Da sprichst Du plötzlich wieder vom Heiraten, als ob nichts passiert wäre. Natürlich ist es eine dumme Frage, ob ich Dich noch liebe. Aber ich will Dir etwas sagen: Komm meinetwegen her, aber schreibe mir bloß nicht, wann Du kommst. Komm heimlich, und setz Dich hier in den Lazarettgarten. Da werde ich meist so zwischen 11 und 12 Uhr spazieren geführt. Manchmal gehe ich auch schon mit einem kleinen Rohrstöckchen alleine. Da kannst Du mich sehen, und Du wirst bestimmt erschrecken, denn ich weiß, daß ich lauter dunkle Spuren von der Mine im Gesicht habe. Über die kaputten Augen trage ich noch eine Binde. Da im Garten kannst Du mich ja ansehen und Dir in Ruhe überlegen, ob es nicht doch besser ist, daß Du ganz still wieder wegfährst. Ich würde Dir das niemals übelnehmen. Es wäre vielleicht sogar eine Erleichterung für mich. Ich bin jetzt ganz ruhig. In ein paar Wochen fange ich an, in einem Umschulungslazarett Blindenschrift zu lernen. Ich habe jetzt schon Kriegsblinde kennengelernt, die Schreibmaschine schreiben können und ins Büro wollen. Auch Masseure gibt es. Also, Du brauchst Dir meinetwegen keine Sorgen zu machen, ich beiße mich schon durch. Du brauchst nicht das Gefühl zu haben, daß ich ohne Dich zugrunde gehe. Ich möchte niemals, daß Du mich deswegen heiratest. Das Mitleid mußt Du Dir ganz aus dem Kopf schlagen. Ich bitte Dich, entscheide noch gar nichts. Du mußt innerlich ganz frei sein, wenn Du herkommst, ich meine, frei dazu, daß Du schleunigst wieder abfährst, wenn Du mich gesehen hast. Wenn Du aber bleibst und bei mir bleibst, so möchte ich später keine Minute lang in meinem Leben das Gefühl haben, daß Du mich nicht gern, weißt Du, nicht auch mit einem bißchen Egoismus geheiratest hast. Mit Opfergang und so, das will ich nicht.

Mir kommt alles so furchtbar kompliziert vor mit uns beiden. Vielleicht grüble ich zuviel. Ich muß ja auch immer daran denken, was mir zugestoßen ist, und dann habe ich oft keine Lust mehr, weiterzuleben. Es kann sein, daß alles ganz anders wird, wenn Du kommst. Hoffentlich kommst Du während der Fahrt nicht in einen Bombenangriff. Nochmals: wenn ich nie wieder etwas von Dir höre, ist es auch gut. Ich stehe dann wenigstens nicht in Deiner Schuld.

Immer und von Herzen

Dein Günther



Ein Kriegsblinder aus der „Grande Armée" Napaleons, der Brigadier Millat aus dem 8. Kürrassierregiment. „Das Bild ist den Helden der Armee und allen Menschenfreunden gewidmet", so heißt es in der alten Bildunterschrift. Aber den großen Kürrassierhelm hält ein kleines Mädchen den „Menschenfreunden" hin – für mildtätige Gaben. Heute braucht kein Blinder mehr zu betteln, aber die helfende Hand des Menschenfreundes braucht er auch heute, um ein erfülltes Dasein mitten im Leben führen zu können. Das alte Original dieses Bildes befindet sich übrigens im Blindenmuseum zu Berlin-Steglitz.

Platz bei den zweiten Geigen

Erzählung von A. G. Morris

Zehn Jahre. Ein Jahrzehnt. Das ist ziemlich lange. Auch wenn die Zeit im Fluge vergeht. In zehn Jahren kann man ganz oben und ganz unten sein. Sie können mir glauben, ich habe mein Teil erlebt und bin noch nicht dreißig. 1947 war ich noch ein Junge und fing gerade meine Ausbildung als Berufsmusiker an. Als Geiger.

Ich war zu jung für den Krieg, darum hatte ich das Studium nicht unterbrechen müssen. Insofern hatte ich Glück. Andere Jungen waren verwundet, krank und aus der Übung nach Hause gekommen. Und da war ich, mit geschmeidigen Fingern und viel Übung. Ich konnte alles spielen. Technische Schwierigkeiten haben nie für mich existiert. Man konnte mir alles zu spielen geben. Paganini, Sarasate, Bach. Meine Finger irrten sich nie. Ich hatte alles, um ein Heifetz, ein Oistrach zu werden. Es klingt wie Prahlerei, nicht wahr? Ich hatte den Welterfolg in der Tasche, nur eine Kleinigkeit fehlte mir. Eine absurde kleine Kleinigkeit: Selbstvertrauen. Ich hatte Lampenfieber und war nervös. Meine Nerven trieben mich fast zum Selbstmord. In meinem eigenen Zimmer, wenn ich allein war, war ich ein Maestro. Und ich wußte es. Ich war jeder musikalischen Schwierigkeit, jedem technischen Problem gewachsen, ich hatte eine Lösung für alles. Doch wenn auch nur ein einziger Mensch, selbst ein Freund, hereinkam und mir zuhörte, war alles aus. Mein Selbstvertrauen war dann einfach weg. Nun besteht aber eben ein großer Teil der Virtuosität im Selbstvertrauen. Ein leichter Anfall von Zweifel oder Zögern, und man ist erledigt. Man pfuscht. Man verpatzt das Staccato. Man kommt aus dem Takt. So wußte im Grunde außer mir selbst niemand, wie ich wirklich spielen konnte.

Im Konservatorium beurteilten mich die Kollegen und Lehrer als fleißigen, nervösen Kerl, aus dem ein guter Orchestermusiker werden konnte. Bei allen Examen, Prüfungen und Konzerten versagte ich vollkommen. Und doch wußte ich, daß jeder, der mir unbemerkt hinter der Tür meines Zimmers zugehört hätte, einen der besten Geiger Europas hören würde. Nun also, ich bekam eine Stelle in einem Provinzorchester am letzten Pult der zweiten Geige. Bitte, denken Sie nicht, ich schimpfe immer nur. Es gefiehl mir dort. Ich war umgänglich und beliebt.

„Der gute alte Jack. Immer zu einem Streich aufgelegt.“ Jawohl, ich amüsierte mich, wie junge Männer das zu tun pflegen.



Zeichnungen: Fritz Fischer

Wir tranken und wir hatten Mädchen. Und die Mädchen mochten mich, abgesehen davon, daß ich nicht genug Geld hatte. Halten Sie mich für zynisch? Wahrscheinlich haben manche Männer von Anfang an Glück, aber ich lernte Phyllis kennen. Sie war schön wie ein Bild. Golden, weich, weiß und seidig. Und wie ich allmählich merkte: hart wie Stahl.

„Du bist ein netter Junge, Jack“, sagte sie.

Ich küßte sie. Wieder und wieder.

„Jawohl, ein netter Junge, aber ich liebe keine zweiten Geigen.“

Da hatte ich es. Phyllis liebte keine zweiten Geigen ... Ich versuchte, sie zu überreden und zu erweichen. „Aber höre, Phyl, ich kann spielen. Wenn du mich nur hören könntest ...“ Sie lachte. „Warum beweist du es dann nicht?“ sagte sie und ließ mich stehen.

Bald darauf dachte ich, ich bekomme eine Chance. Richardson, unser Dirigent, hatte ein Gehör wie ein Luchs, und eines Abends fiel ihm die Qualität meines Tons auf. Denn wenn ich mit den anderen zusammenspielte, war ich gar nicht mehr nervös. Jedenfalls hörte Richardson mich damals.

„Aber Jack", sagte er zu mir, „Sie stellen ja Ihr Licht unter den Scheffel. Haben Sie eine Stradivari gestohlen?"

Ich errötete und stotterte. Die Freunde klopften mir auf die Schulter. „Das ist deine Chance, Jack." Damals wollten die Leute mir noch wohl. Ein Versager hat mehr Freunde als ein Erfolgreicher.

Aber ich will Ihnen erzählen, was geschah. Richardson ließ mich kommen, und ich ging in freudiger Stimmung in sein Privatzimmer. Er bot mir einen Stuhl und zu trinken an. Ich war ganz ruhig und dachte: „Bestimmt kann ich heute spielen. Nur Mut ... bestimmt –"

„Ja, Jack", sagte Richardson, „ich glaube, Sie sind ein Wundertier. Haben Sie jemals als Student Preise gewonnen oder ein Stipendium?"

„Nein, Sir. Ich hatte nie den Mut, mich um so etwas zu bewerben."

„Aha. Ich verstehe. Nun, vielleicht entwickeln Sie sich langsam. Spielen Sie mir



jetzt etwas vor. Bitte, ohne jedes Lampenfieber. Wir sind ja ganz unter uns."

Da hatte ich es. Auf dem Präsentierteller. Man wollte mir helfen. Ich brauchte nur zu spielen. Ich holte meine Geige aus dem Futteral. Beim Stimmen fühlte ich mich sicher wie ein Felsen und dann, gerade als ich dachte, mir kann nichts passieren, fing meine rechte Hand zu zittern an. Es war eine Art Schüttelfrost und dabei schwitzte ich.

„Sir, ich kann es nicht ..."

„Los, Jack, versuchen Sie's!"

Das übrige brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Jedenfalls zeigte Richardson viel Verständnis. Er legte mir seinen Arm um die Schulter.

„Es tut mir leid, mein Lieber. Es reicht doch nicht für die erste Geige. Noch nicht."

Und schon war ich draußen.

„Wie ist es gegangen, Jack?"

„Durchfall."

„Armer Kerl. Gehen wir eins trinken."

Ich bekam Phyllis immer seltener zu sehen. Natürlich hörte sie von meinem Mißgeschick. Alle hörten davon, und ein paar hämische Seelen schmückten die Geschichte noch aus. „Der alte Jack hat beim Vorspielen ein furchtbares Fiasko gemacht. Er hat beinahe geheult."

Jedenfalls war ich dann nicht mehr soviel mit den Kollegen zusammen. Mir war zu traurig zumute. Dieser Durchfall war ein Nagel zu meinem Sarg. Und doch war ich noch immer überzeugt, daß ich spielen konnte. Es gab nur eins. Ich schloß mich ein und übte, bis meine Finger wund waren und mein Hals schmerzhaft steif.

So wartete ich auf meine Chance. Ich mußte meinen Militärdienst machen, aber drei Jahre darauf, als ich wieder am letzten Pult der zweiten Geige saß, starb ein alter Onkel und hinterließ mir hundert Pfund. Das war nicht viel, aber ich konnte etwas damit anfangen. Ich konnte damit die Kosten für ein Konzert bestreiten.

Insgeheim mietete ich den kleinen Tonhallensaal. Ich sagte niemandem etwas, und doch kam es herum. Zufällig traf ich Phyllis, und sie machte sich vor allen Leuten über mich lustig.

„Bald wirst du uns nicht mehr kennen, Jack. Muß man dich jetzt schon Menuhin oder Kreisler titulieren?"

„Sei nicht albern, Phyl, du weißt, ich habe mir nie etwas eingebildet..."

„Das will ich hoffen. Das fehlte ja gerade noch. Wann wirst du nicht mehr die zweite Geige spielen, Jack?"

Keine sehr gutartige junge Frau. Aber ich war noch immer verliebt in sie, und sie konnte nichts Verkehrtes tun, also schwieg ich.

Ich beschloß, keinen Begleiter für das Konzert zu nehmen. Sonaten spielen bedeutete, mit einem Begleiter proben, und das traute ich mir wegen meiner Nervosität nicht zu. Ich wollte ganz auf mich selbst gestellt sein und beschloß daher, Solostücke von Bach, etwas Paganini, Spohr und Bartók zu spielen. Ein anspruchsvolles Programm, aber es war damals das einzig Mögliche für mich.

Wollen Sie noch mehr von meinen Demütigungen und Fehlschlägen hören? Dann reden wir also von meinem Konzert.

Der Saal war ziemlich besetzt, vor allem mit „Freikärtlern", einer gewissen Anzahl Freunden und den paar hoffnungsvollen Enthusiasten, die in jedes Konzert laufen, weil sie hoffen, eine Entdeckung zu machen. – „Jawohl, ich war bei seinem ersten Auftreten dabei."

Im Künstlerzimmer hinter der Bühne probierte ich die Geige aus. Herrlich! Und gleichzeitig übte ich Autosuggestion. Ich kann es. Ich weiß, ich kann es. Ich muß es können! Punkt acht trat ich auf das Podium, um es mir zu beweisen. Und ich konnte es nicht. Es war fürchterlich. Ich kann nicht einmal davon erzählen. Es war ähnlich wie Seekrankheit. Ich wollte nichts als sterben. Ich pfuschte und rutschte durch einen Satz von Bach, ein Präludium in E-Dur. Meine Hände waren klatschnaß. Und nicht einmal ein gnädiger Vorhang war da, hinter dem ich mich hätte verstecken können.

Also stürzte ich vom Podium und ließ mich nicht mehr blicken. Kein Mensch kam zu mir ins Künstlerzimmer. Nur der gute, alte Saaldiener, der durch fünfzig Jahre Tausende von Künstlern betreut hatte, tröstete mich. „Sie dürfen sich nicht aufregen, Sir", sagte er, und „gerade die Besten fangen oft mit einem Durchfall an."

„Danke."

Und die Presse ... soll ich Ihnen die Kritiken erlassen?

„... Herrn Jack Sperlings Konzert war kurz, doch nicht kurz genug. Zum Geige-



In der Frühstückspause kann man ein wenig mit dem Nachbarn plaudern, über Fußball, über Gemüsebau oder vielleicht sogar über Politik. In der Fabrik haben die Kollegen längst begriffen, daß der Kriegsblinde nicht ein bemitleidenswertes Wrack ist und bestimmt nicht dumm. Man hört sich seine Meinung gern an.



Die Bezirksvorsitzenden des Bundes der Kriegsblinden sind für die ganz individuelle Betreuung jedes einzelnen Kameraden zuständig. Hier besucht der Vorsitzende des Bezirks Ruhrgebiet II, Wilhelm Schild (Dortmund), einen Kameraden an seinem Arbeitsplatz in der Fabrik. Fühlt sich der Kamerad wohl? Entspricht die Arbeit seinen Fähigkeiten, oder könnte er mehr leisten? Ist die Betriebsleitung zufrieden? Zeigen die Kollegen Verständnis und Hilfsbereitschaft? Drückt irgendwo der Schuh? Fotos (2): Vogler

spielen braucht man zwei sichere Hände und einen klaren Kopf . . ."

Das stimmte. Und doch wußte ich, ich konnte spielen. Ich brauchte nur einen Ansporn, einen Anstoß. Eine Art Einspritzung.

Eine ganze Woche lang traute ich mich nicht nach Hause. Ich brachte es einfach nicht fertig, vor das Orchester oder Phyl zu treten. Also riskierte ich meine Stelle und verkroch mich in einem billigen Hotel. Und eben dort passierte mir die phantastische Geschichte. Mir wurde gesagt, ein Herr wünsche mich privat zu sprechen. „Wo ist er?" „Er wartet in der Halle, Sir . . ."

Die Halle war muffig und leer. Dort erwartete er mich. Ein riesiger, behaarter Kerl mit rotem Gesicht und einem großen Bart. Sein Händedruck war überwältigend.

„Ich war in Ihrem Konzert, junger Mann."
„Da tun Sie mir leid, Sir!" sagte ich.

Er lachte. „Fein. Sie haben den Humor noch nicht verloren. Und ich weiß, daß Sie spielen können. Sie brauchen nur mehr Selbstvertrauen."

Das saß. „Höchst einfach, was?" sagte ich.

„Nichts als gute Nerven gehören dazu", erwiderte er. „Sie können doch spielen, wenn Sie allein sind, oder nicht?"

„Woher wissen Sie das?" fragte ich.

„Ich weiß vieles, das ist mein Beruf."

Ich glaube, in diesem Augenblick fing ich zu zittern an. „Wer sind Sie denn?" fragte ich.

„Nun, natürlich der Teufel . . ." Er sagte das so schlicht, als ob er Schmidt oder Müller sagte. Ich fürchtete für meinen Verstand. „Machen Sie keine schlechten Witze", sagte ich mit weichen Knien.

„Mein lieber Herr Sperling", erwiderte der Teufel. „Ich verstehe nur zu gut, daß ich in diesem Jahrhundert außer Mode bin. Der Allmächtige ist das ebenfalls. Trotzdem kann ich Ihnen geben, was Sie brauchen."

„Im Austausch für meine Seele?" fragte ich, noch immer bemüht, spöttisch zu erscheinen.

„Nein, nein", winkte er ab. „Sie sind sehr unbedeutend, junger Mann, es lohnt nicht,

sich in dieser Weise mit Ihnen zu befassen. Sie werden es nicht glauben, aber ich liebe Musik. Musik ist die Versuchung an sich. Wollüstig. Aufreizend. Sie könnten mir ein nützlicher Diener sein. Akzeptieren Sie doch mein Geschenk ohne Hintergedanken."

In diesem Augenblick war ich fast überzeugt, doch noch nicht ganz. Der Teufel bestellte, freundlich lächelnd, Kognak.

„Wie schwer ist es doch, Gläubige zu finden", sagte er mit einem Seufzer und warf eine Tablette in mein Glas. „Vielleicht hilft ein bißchen Zauberei." Mein Kognak



schäumte und sprudelte, bis er blau wurde. Als ich ihn kostete, schmeckte er überaus würzig.

„Sie", rief ich, „sind Sie wirklich der Teufel?" Er blickte mir in die Augen. „Sie müssen nur glauben", sagte er und trank sein Glas aus, „und Sie werden alles bekommen, was Sie sich wünschen. Was ein junger Mann sich wünscht. Frauen, Gott segne sie, Geld, Schmeichler, Ruhm. Alles auf Grund der einen Eigenschaft, die Ihnen fehlt: Selbstvertrauen. Und Sie werden bald aus eigenen, freien Stücken zum Teufel gehen."

„Schließen wir einen Pakt ab?" fragte ich wieder ängstlich.

„Nein", sagte er. „Aber hier haben Sie einen Beweis meiner Aufrichtigkeit. Hundert Pfund in Noten. Sie müssen innerhalb von drei Monaten ein weiteres Konzert geben, sonst verfällt mein Versprechen ..." und mit diesen Worten war er verschwunden.

Man rede mir nicht von Fegefeuer. Ich habe es erlebt, während ich auf das zweite Konzert wartete. Meine besten Freunde sagten, ich sei verrückt. Ich verlor auch noch das bißchen Selbstvertrauen, das mir noch geblieben war. Mein Haar wurde grau. Phyl sagte, sie könne mir vielleicht vergeben, daß ich mich einmal lächerlich gemacht habe, aber eine Wiederholung nicht. Richardson dagegen war großartig. Er nannte mich blutrünstig und hartnäckig.

„Jack", sagte er, „hier bei uns ist immer eine Stelle für Sie frei."

Als ich aufs Podium hinauskam, waren etwa zwanzig Leute im Saal. Sadisten? Oder Kritiker? Oder ist das dasselbe?

Es war mir vollkommen gleichgültig. Endlich fühlte ich die ganze Meisterschaft, die ich schon immer besessen hatte, wenn ich allein war. Meine Hand war sicher. Mein Gehirn arbeitete präzis. Und der Teufel führte mir den Bogen. Ich glaube, während ich spielte, wurden Boten ausgesandt, oder man telefonierte, denn es wurde voller und voller, und als ich endete, war kein leerer Platz mehr im Saal.

Das war der Anfang meines Ruhms. Ich wurde belagert. Ich unterschrieb mein erstes Autogramm. Die Zeitungen hoben mich in den Himmel. Die großen Gastgeberinnen rissen sich um mich. Jawohl, ich stieg hoch über Phyllis und Richardson und die Kollegen im Orchester. Ein- oder zweimal spielte ich Concertos am alten Ort. Es war wie ein Traum.

Ich glaube nicht, daß ich mich schlechter aufführte, als irgendein anderer junger Mann, der den gleichen Versuchungen ausgesetzt war. Ich hatte wirklich alles, fast etwas zuviel. Ich amüsierte mich großartig, bis es mich anwiderte.

Ich hatte Abenteuer und Liebesgeschichten bis zum Ekel. Und ich hatte Midas' Hand. Ich nahm Geld und Geld und Geld ein und gab es wieder aus für Geschenke, für Brillanten, Smaragde und Pelze ... Immer aber arbeitete ich. Ich übte und übte. Ich bot dem Publikum etwas für sein Geld. Und manchmal dachte ich, um mich zu demütigen, an die zweiten Geigen. Wo immer ich spielte, nickte ich ihnen extra zu. Denn sie waren die ewig Übergangenen.

Ich hielt Ausschau nach dem Teufel, aber es dauerte volle fünf Jahre, bis ich ihn wiedersah. Und dann sagte in irgendeinem Hotel ein unterwürfiger Angestellter: „Ein Herr möchte Sie sprechen, Sir."

Und da war er. Massig und groß wie je und streckte mir die Hand hin. „Nun also, Herr Sperling, Sie haben es geschafft."

„Ja, Sir, dank Ihnen. Und ich habe überall nach Ihnen Ausschau gehalten."

„Ich bin viel gereist", sagte er. „Unsere Wege haben sich erst hier wieder gekreuzt. Ich bin stolz auf Sie, mein Junge. Mein Einfall war kein schlechter Witz."

„Wieso ein Witz?" fragte ich.

„Daß ich der Teufel bin."

„Sind Sie es denn nicht?"

„Mein lieber Junge, Sie überschätzen mich", sagte er, „aber Sie müssen jetzt einmal erwachsen werden!"

Mir zitterten die Knie, und mein Magen zog sich zusammen, aber ich mußte meine Rolle spielen.

„Es war ein großartiger Einfall", sagte ich, „aber natürlich habe ich keinen Augenblick daran geglaubt ..."

„Natürlich nicht", sagte er, „natürlich nicht. Trotzdem war Ihnen der Gedanke eine Stärkung in einer niedergedrückten Stimmung. Das ist eben Psychologie, verstehen Sie, Suggestion. Guter Zuspruch, eine Einspritzung von Mut. Und es hat genützt."

„Sehr, Sir. Ich schulde Ihnen allen Dank für meine Karriere. Die Vorstellung des Teufels hat sich fast ebenso bewährt wie der Teufel selbst!" Wir lachten gemeinsam über die ganze Episode und tranken einen Toast auf den Teufel. Ich zahlte ihm sogar, ganz gegen seinen Willen, die hundert Pfund zurück, die er mir geschenkt hatte. „Vom Teufel konnte ich sie nehmen, Sir, aber nicht von Ihnen ..."

In Wirklichkeit war er ein exzentrischer, schottischer Millionär, mit einer Leidenschaft für Geigenspiel und erstaunlichem musikalischem Feingefühl. So trennten wir uns als Freunde. Jawohl, aber ...

Als ich das nächstemal aufs Podium trat, fehlte etwas. Zuerst war es kaum fühlbar. Eine leise Nervosität vor gewissen, schwierigen Passagen. Den Rest meiner Geschichte haben Sie bereits erraten. Ich hatte den Teufel nicht mehr im Rücken. Nur noch mein schwaches Ich.

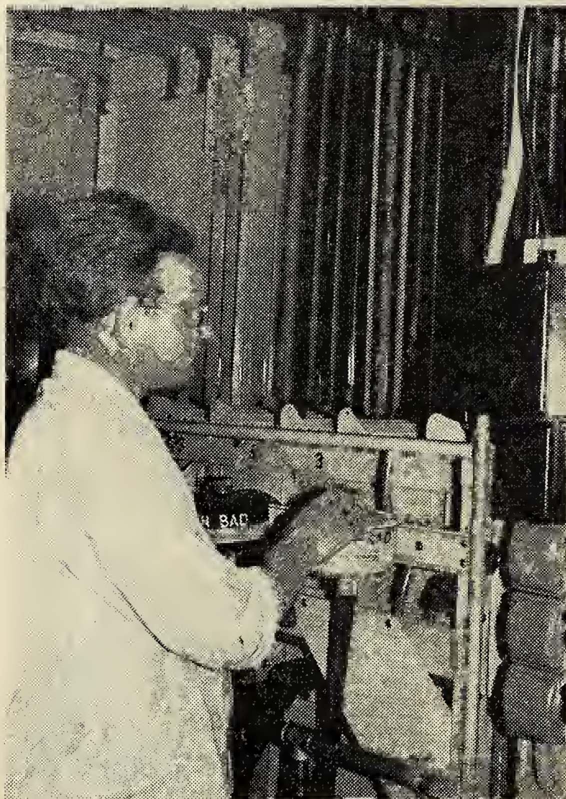
Nach und nach verlor ich mein Selbstvertrauen. Ich hatte Gedächtnislücken. Ich fing an, technische Schnitzer zu machen. Schließlich brach ich zusammen. Und war wieder da, wo ich angefangen hatte. Man sagte, ich trinke oder nehme Drogen. – Der Mensch ist ein überaus kompliziertes und zartes Wesen. Ich ging einfach vor die Hunde. Und das Experiment konnte nicht wiederholt werden.

Aber manche Menschen sind gut. Richardson benahm sich fabelhaft. Er nahm mich zurück in meinen sicheren Hafen bei den zweiten Geigen. Ich bin kein Erfolg, was? Sie irren sich. Denn sehen Sie, ich habe eine Frau gefunden, der das nichts ausmacht. Und das ist besser als aller Ruhm, bei Tag und auch bei Nacht.

Zweifach in der Dunkelkammer

Erst hieß es: „Nein, Sie haben leider nicht die Hände dazu!"

Riesenapparate klappern, Uhren ticken, Flüssigkeiten plätschern in dem stockfinsteren, langgestreckten Raum. Man sieht nichts. Aber man hat das Gefühl, als könne man jede Sekunde von irgendeinem Automatenarm ergriffen werden, und man tastet hilfesuchend nach der Hand des Mannes, der in diesem dunklen Reich regiert. Niemand kennt sich hier so aus, wie er, der 33jährige donaudeutsche Bauer Johann Bock. Es ist noch nicht lange her, seit er diesen Automaten der Farbfilmentwicklung in Darmstadt bedient. Er findet sich in seinem dunklen Automatenraum genau so gut zurecht wie die anderen Arbeiter im hellerleuchteten Labor.



In der Dunkelkammer zu arbeiten, das macht dem Kriegsblinden Johann Bock nichts aus. Er bedient einen großen Roboter in einem Darmstädter Farbfilm-Entwicklungslabor. In Amerika ein typischer Blindenberuf, in Deutschland noch neuartig.

Für Johann Bock nämlich ist es gleichgültig, ob er in einem Raum mit hellen Fenstern arbeitet oder ob es rings um ihn dunkel ist. Seine beiden Augen sind aus Glas, kunstvoll und fein gemacht, als ob es strahlende und lebendige Menschenaugen wären. Aber er kann nicht wahrnehmen, ob draußen die Sonne scheint. Die künstlichen Augen sind gewissermaßen nur Schmuckstücke, sind nur dazu da, den sehenden Mitmenschen und Kollegen den Umgang mit dem Kriegsblinden zu erleichtern und die Narben der leeren Augenhöhlen milde zu verdecken. Unwillkürlich schaut man ja auch einem Erblindeten immer in die Augen, wenn man mit ihm spricht, so als ob diese Brücke des Blicks auch hier herstellbar wäre. Unbefangen erzählt uns Johann Bock, was er tut und wie alles kam.

Die Farbfilmgesellschaft Mediacolor baute sich eine vollautomatische Anlage zur Entwicklung ihrer Farbfilme. Sieben Meter lang und drei Meter breit ist der raffinierte Apparat. 300 Filmrollen in der Stunde führt der Kriegsblinde in den Automaten ein und überwacht die Arbeitsweise.

Als er sich um die Stellung bewarb, blickte ihm der Labor-

leiter auf die Hände und sagte: „Nein, Sie haben leider nicht die Hände dazu. Es tut mir leid, aber mit diesen Bauernhänden läßt sich die Arbeit nicht schaffen." Johann Bock wollte es trotzdem versuchen. Er wollte sogar vier Wochen lang ohne Gehalt arbeiten. Er ließ sich seine Arbeit erklären und sagte dann zu den anderen: „... und bedauern soll mich keiner. Zu helfen braucht ihr mir auch nicht. Wenn ich etwas kaputtmache, dann werft ihr mich eben 'raus." Man half ihm, und man warf ihn nicht hinaus, als er etwas kaputtmachte. Und heute ist das ganze Labor von seiner Arbeit begeistert.

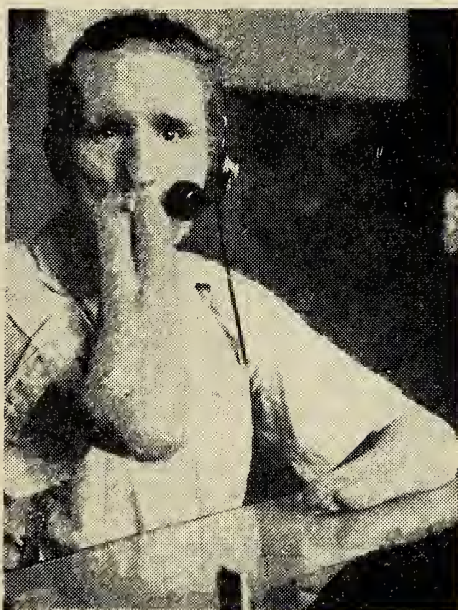
Tatsächlich ist Johann Bock hier in der Dunkelkammer allen sehenden Kollegen, die vor ihm diese Arbeit versucht haben, weit voraus. Abgesehen davon, daß es einen sehenden Menschen bedrückt und beklemmt, täglich von früh bis spät im Dunkeln zu arbeiten, allenfalls im schwachen Lichtschein einer roten Lampe, ist Johann Bock hier auch viel sicherer und behender. Ihm macht es ja nichts aus, ob der Raum dunkel ist oder hell, er hat gelernt, sich ohne Licht zurechtzufinden und zu behaupten. Er lebt ja ständig gewissermaßen in einer Dunkelkammer, und während der Arbeitszeit also „doppelt".

Merkwürdigerweise sind in Deutschland kaum noch andere Blinde in Dunkelkammern tätig, während es in Amerika geradezu üblich ist, für solche Arbeiten blinde Menschen heranzuziehen. Was hat nun Johann Bock zu tun? Er macht die eingelieferten Filme für die Fahrt durch die Roboter-Entwicklungsmaschine fertig. Dieser Roboter nimmt dreihundert Filme zwischen die Zähne, transportiert sie durch eine genau berechnete Folge von Rädern und hat nach eindreiviertel Stunden die Zelluloidstreifen entwickelt und getrocknet – fertig zum Kopieren. Gefüttert wird dieser Roborter also von dem Kriegsblinden Johann Bock. Er klemmt die Filme – viele nebeneinander – an Stangen fest, und diese Stangen werden in die Maschinen eingehängt. Johann Bock muß sehr schnell arbeiten und sehr genau.

In seinem dunklen Labor stehen die Laugen nebeneinander. Jede hat ihre eigene Uhr. Hochglanzfolien muß er in Handarbeit entwickeln. In der einen Lauge badet der Film nur eine Minute, in der anderen sechs, dreizehn oder vierzehn Minuten. Er stellt die Uhren ein – seine Fingerspitzen fühlen es: jeder halbe Zentimeter bedeutet eine Minute. Wenn die Zeit abgelaufen ist, klingeln die Uhren. „Klingeln sie nicht alle gleich?" „Aber nicht für mich!" sagt Johann Bock. Er hört früher als seine sehenden Kollegen, wenn etwas fehlerhaft ist. Das Arbeiten des Apparates klingt dann anders. Kurz, er ist in den dunklen Arbeitsräumen so zu Hause, wie daheim in der hellen Wohnung. „Aber ich

muß doch manchmal raus aus der Kammer", sagt er, „wegen der Luft. Vormittags mache ich eine Zigarettenpause, am Nachmittag zwei."

Seine eigentliche Heimat liegt fern im alten volksdeutschen Siedlungsgebiet in Jugoslawien, nahe der ungarischen Grenze. Hier wuchs er auf dem elterlichen Anwesen auf und war ein junger Bauernbursche, als er zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurde. Kaum 18 Jahre alt war er, als er in Rußland sein Augenlicht verlor. Anfangs waren es



Durch die „Krukenberg-Spaltung" hat der kriegsblinde Ohnhänder Jakob aus Dortmund eine Greifmöglichkeit zurückgewonnen. Mit Elle und Speiche kann er sogar eine Zigarette halten und vor allem seine Telefonanlage in den Dortmund-Hörder Hüttenwerken, zusammen mit einem sehenden Kollegen, verblüffend selbständig bedienen. Foto: Vogler

schlimme Wochen und Monate, als er in Glatz im Lazarett lag und dann in Prag, mit vielen anderen Kriegsblinden zusammen, die sogenannte Grundausbildung erhielt, also die Blindenschrift und das Schreibmaschinenschreiben erlernte. Diese Zeit der äußeren und inneren Heilung wurde durch das Kriegsende überschattet und unterbrochen. Johann Bock kam in Gefangenschaft – es war in Bad Ischl –, aber er konnte diese leidvolle Zeit wenigstens insofern nutzen, als er das Bürstenmacherhandwerk erlernte. Später fand er seine Eltern nach ihrer Aussiedlung aus Jugoslawien in einer bayerischen Kleinstadt wieder, er zog zu ihnen und arbeitete als Bürstenmacher. Nur Stufe für Stufe ging der volle Anschluß ans Leben vonstatten. 1950 Übersiedlung nach Darmstadt, immer noch Arbeit als Bürstenmacher, aber die Aufträge sind spärlich und bringen kaum mehr als eine Nebenbeschäftigung ein. Im Grunde ist Johann Bock arbeitslos, bis er 1955 einen Arbeitsplatz in einem Elektrobetrieb findet. Er ist dankbar dafür, aber eine endgültige Lösung ist selbst zwölf Jahre nach der Verwundung noch nicht gefunden. Man muß Geduld haben als Kriegsblinder und darf nicht so rasch aufgeben. Und Johann Bock gibt nicht auf, er resigniert nicht und greift mutig zu, als ihm im November 1957 ein kriegsblinder Kamerad einen günstigeren Arbeitsplatz vermittelt, der ihn innerlich besser ausfüllt. Wieder einmal beweist sich hier die Kraft der gegenseitigen Hilfe der Kriegsbinden, die Kraft der „Selbsthilfe". Der eine steht dem anderen bei, stetiger und verständnisvoller, als es die beste Behörde tun kann.

Aber das alles nur am Rande. Der Lebensweg von Johann Bock unterscheidet sich ja kaum vom Lebensweg so vieler kriegsblinder Kameraden, die ebenfalls nur langsam, nur Stufe für Stufe in ein erfülltes Dasein zurückgefunden haben.

Sonderbar ist es ja: er macht Bilder, die er niemals sieht, ausgerechnet ein Kriegsblinder arbeitet zur Freude der Augen. Aber er kann ja das, was er tut, mit einer festen Vorstellung verbinden, mit den kostbaren Erinnerungen, die er aus jener Zeit hat, da er noch sehen konnte. Er sagt selbst: „Die Arbeit macht mir richtig Spaß, ich bin wirklich glücklich über diesen Arbeitsplatz."

Der Chef des Labors, Edward Goll, ist mit der Arbeit des Kriegsblinden sehr zufrieden. Und das macht unseren tüchtigen Kameraden so glücklich. Er weiß, daß er im Leben wieder seinen Mann steht.

Nebenbei: Seit 1955 ist er glücklich verheiratet und hat einen kleinen Sohn. Daß er auch auf Frau und Sohn stolz ist, versteht sich am Rande.

Durchschaut

Es ist Samstag mittag, kurz vor Ladenschluß. Im Geschäft wirbeln die Verkäuferinnen nur so hin und her, ballen sich die Menschentrauben vor der Theke. Jeder hat es eilig, alle sind aufgeregt. Wer versuchte da nicht, sich ein bißchen vorzudrängen, ein bißchen nur, wenn es der Nachbar nicht merkt!

Ein Kriegsblinder betritt den Laden, geführt von seinem Hund. Dieser bleibt stehen, denn er weiß nicht mehr, wohin er seinen Herrn führen soll, das Gedränge ist



Ein Scherenschnitt von Jean Huber, gen. Huber-Voltaire (1721–1786): „Ausritt zur Jagd"

zu groß. Der Kriegsblinde tastet sich mit seinem Stock an das äußere Ende des Ladentisches vor. Dort bleibt er vorläufig stehen. Warenbezeichnungen und Gewichtsangaben, Maße, Namen und Zahlen schwirren durch die Luft. Lauter als gewöhnlich hört er plötzlich in seiner Nähe die Aufforderung der Verkäuferin: „Sie wünschen bitte, mein Herr?" Der Kriegsblinde ist im ersten Moment nicht ganz sicher, ob er gemeint ist. Auch kann er nicht antworten, weil er sich um seinen in Bedrängnis geratenen Hund kümmern muß. Ein resoluter Herr neben ihm benutzt schnell die Gelegenheit, seine Kaufwünsche vorzutragen. Die Verkäuferin reagiert nicht, fragt noch einmal den Kriegsblinden, wieder drängt sich der Resolute vor. Die Verkäuferin macht ihn höflich darauf aufmerksam, der Kriegsblinde habe Vortritt. „Ich habe ihn nicht gesehen!" ruft der Resolute barsch, „und außerdem war ich eher dran!" Die Verkäuferin bleibt ruhig. Jeder der Umstehenden ist davon überzeugt, daß der Resolute den Kriegsblinden gesehen haben muß, daß er lügt. Warum nur? Er will es einfach nicht zugeben. Wie kann auch ein Kriegsblinder die Lage überblicken? Oder hat dieser doch etwas bemerkt? „Nehmen Sie ihn nur erst dran, Fräulein!" sagt er, „ich habe Zeit!" — „Es ist ein Unrecht", antwortet die Verkäuferin, „der Herr hat es genau gesehen und will es nicht zugeben!" — „Zwingen Sie ihn nicht dazu", sagt der Kriegsblinde ruhig, „wenn es ihm schwerfällt, sein Mißgeschick einzugestehen."

Draußen wartet der Resolute auf den Kriegsblinden. „Entschuldigen Sie, bitte, ich habe es natürlich gesehen!" spricht er ihn an. „Ach so!" antwortet der Kriegsblinde, „Sie sind der Herr aus dem Laden!" „Ich hätte es natürlich gleich zugeben sollen", fährt dieser fort, „entschuldigen Sie, bitte! Es ist mir sehr unangenehm!" „Lassen Sie's nur gut sein!" beruhigt ihn der Kriegsblinde, „eine kleine Alltagssünde, mehr nicht!" — „Aber woher wußten Sie", will der Resolute wissen, „daß ich Sie tatsächlich bemerkt hatte, daß ich es nur nicht eingestehen wollte?"

Sie gehen ein Stück gemeinsamen Weges. Der Kriegsblinde versucht, es seinem Partner zu erklären: „Es ist nicht so ganz leicht für Sie, das alles zu verstehen. Sehen Sie, viele Menschen wollen uns helfen, aber ebenso viele haben auch Angst, uns anzusprechen. Sie versetzen sich in unsere Lage und stellen sich vor, wie furchtbar es für sie sein müßte, auf einmal nichts mehr sehen zu können. Sie erschrecken innerlich und tun lieber so, als ob sie nichts bemerkt hätten." Der Resolute meint, es könne im Grunde auch niemand verstehen, wie es einem Kriegsblinden innerlich zumute sei. „Nicht nur das", fährt der Kriegsblinde fort, „man muß sich auch innerlich überwinden, und wer ist dazu schon immer bereit? Es ist leichter, so zu tun, als ob man nichts bemerke, als sich einzugestehen, daß man etwas tun müsse!"

Der Resolute sagt: „Das ist eine Erklärung für mein Verhalten, gut! Aber noch keine Antwort auf die Frage, wieso Sie mich durchschauten!"

Der Kriegsblinde lacht: „Dazu gehörte nur etwas Aufmerksamkeit. Sehen Sie, es war



Immer wieder gilt die neugierige Frage dem Funktionieren der Blindenuhr. Dabei ist das Prinzip höchst einfach: über den Zeigern befindet sich kein Glas, der Finger kann sie abfühlen, und die Ziffern sind durch erhabene Punkte gekennzeichnet, wobei die Stundenzahlen 3, 6, 9 und 12 mehrere Punkte aufweisen. Auf die Minute genau läßt sich die Zeit abtasten. Das gleiche System gibt es auch für Armbanduhren.

Foto: Genzler

ein komischer Widerspruch, als Sie sagten: ‚Ich habe ihn nicht gesehen – und außerdem war ich eher dran!' Woher wollten Sie das wissen, wenn Sie mich nicht gesehen hatten?" Beide lachen nun, der eine etwas beschämt, der andere möglichst freundlich, damit es nicht wie ein Triumph klänge.

Sie kommen an die Haltestelle. Eine Straßenbahn ist im Begriff, abzufahren. „Wollen Sie noch schnell einsteigen?" fragt der Resolute. „Nein, bitte kein Experiment!" wehrt der Kriegsblinde ab, „uns fährt manche Bahn vor der Nase weg, weil wir nicht noch schnell aufspringen können, wir stehen oft noch an der Kreuzung, wenn die Sehenden längst drüben sind. Wir haben gelernt, viel Geduld zu haben, und das hat obendrein den Vorteil, ein bißchen Menschenkenntnis zu gewinnen. Und wenn man sich selber kennt, durchschaut man bald auch die anderen Menschen, gerade weil man sie äußerlich nicht sehen kann!" Wilfried M.

Am weißen Stab

Volkskundliche Betrachtungen über den „neuen" Blindenstock

Wie haben sich doch die Zeiten gewandelt! Nirgendwo kommt uns dies besser zu Bewußtsein als auf der Straße: Wo früher gemächliche Kuhgespanne dahinzuckelten, wo etwa knarrende Fuhrwerke, von starken Pferden gezogen, über das Kopfsteinpflaster rollten, wo zwischendurch sich ganze Gruppen von Kindern in fröhlichen Kreisspielen tummeln konnten, da flitzt heute unablässig das vorbei, was man insgesamt den „fließenden Verkehr" nennt: dröhnende Laster, gleitende Limousinen, endlose Schlangen von Autos. Die Menschen an und auf der Straße sind nicht mehr „Menschen", sondern nur noch Fußgänger oder gar Verkehrsteilnehmer. Kinder oder ältere Leute warten ängstlich an den Übergängen, bis der Augenblick kommt, wo sie gefahrlos die Straße überqueren können – um wieviel unsicherer und unbeschützter muß sich ein Blinder in diesem Gewühle vorkommen?

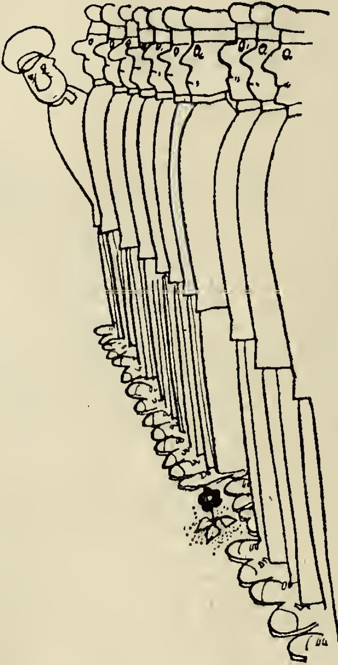


Der weiße Stock ist das moderne Verkehrsschutzzeichen für Blinde in aller Welt. Auch in der Bundesrepublik ist der weiße Stock jetzt eingeführt worden, da er besser erkennbar ist als die gelbe Armbinde. Nur Blinde, nicht auch andere Körperbehinderte, dürfen den weißen Stock tragen. Eine Bitte an alle: Nehmt Rücksicht auf die Träger des weißen Stocks!

Daher ist es erfreulich, wenn sich die Verbände der Zivil- und Kriegsblinden für die Einführung eines weißen Blindenstocks an Stelle der bisher üblichen gelben Armbinde eingesetzt haben; erfreulich insbesondere deshalb, weil damit ein uraltes Zeichen in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendet und, so hoffen wir zuversichtlich, darüber hinaus im Zusammenleben mit unseren blinden Brüdern wirksam wird.

Was hat es mit dem weißen Stock auf sich? Nun, in unserer Gegenwart kann er seinen

Träger als Verkehrsbehinderten kennzeichnen. Besinnen wir uns aber einmal auf frühere Rechtsanschauungen, so geht seine Bedeutung schon tiefer: Im germanischen Recht galt die Straße als befriedeter Raum, sie genoß gegenüber anderen Orten erhöhten Rechtsschutz. Das bedeutete zum Beispiel für die Beurteilung von Straßenraub, daß derartige Untaten doppelt hart bestraft wurden. So war einmal die Straße als Verkehrsader – man denke an den Händler, den Boten, den



Ursinus (Deutschland)

Reisenden oder Pilger – gesichert. Zum anderen genoß der auf Reisen Befindliche meist den besonderen Schutz eines Herrn und mußte dies bei Gelegenheit durch ein „Geleit", den späteren Paß, ausweisen. Bereits Karl der Große hatte den Witwen, Waisen und Wehrlosen an Gottes Statt „Schutz und Schirm" für alle Tage und alle Zeiten verheißen, und schon jene Zeit kannte den Stab als Friedzeichen. Es liegt nun ganz im Sinne mittelalterlichen Denkens, wenn sich in der Folgezeit ein ganzer Kranz vieldeutiger Symbolik um den Stab gebildet hat. Uns interessiert hier nur der weiße Stab, der heute wiederum imstande sein wird, unseren Blinden auf den erheblich gefährlicheren Straßen der Neuzeit sicheren Schutz und Geleit zu garantieren.

Stecken, Stock oder Stab gehörten wohl zu den ersten Werkzeugen friedlicher, aber auch kriegerischer Bewältigung unserer Umwelt. So nimmt uns nicht wunder, daß sie in dieser doppelten Form (als Fried- oder Kriegs-, als Rechts- oder Unrechtszeichen) wiederkehren. Noch heute schnitzen sich unsere Buben – sofern sie noch im Besitze eines Taschenmessers sind! – an Rain oder Waldrand einen Stecken, um ihn dann zuzuspitzen, zu ringeln, zu biegen oder zu schälen. Den Altvorderen war dies insofern ein sinnvoller Brauch, als sie durch das Entfernen der Rinde zugleich die unter der Rinde wirksamen guten oder bösen Kräfte – man vergleiche ihre Auffassung von der durch Elfen, Alben oder Feen belebten Natur – freilegten. Auch im geschälten Stab wirkten noch Kräfte weiter, und der Leser möge sich beiläufig an all die Rutenfeste, Pritschenbräuche, Austreibebräuche usw. erinnern, um so ein offenes Auge für die uns nun sinnvoll erscheinende Verwendung von Rute, Stecken oder Stab zu bekommen. Wer als Wanderer oder Pilger durch die fast endlosen Wälder gehen mußte, konnte sich auf seinen Stab verlassen – nicht nur als leibliche Stütze oder willkommene Waffe, auch als Gefährte aus der Welt des Übersinnlichen. Da der geschälte Stab bald nachdunkelte, wurde mit weißer Farbe nachgeholfen, aus dem Wander-, Pilger-, Geleits- und Hirtenstab wurde nun auch der Stab aller sonstigen Schutzbedürftigen: Die von Breughel so eindringlich gemalten und von Timmermans ebenso geschilderten Blindenscharen gingen am Stock und riefen durch ihr Zeichen zum Mitleiden, zum Helfen auf.

Allerdings muß in diesem Zusammenhange auch von der gegensätzlichen Bedeutung des weißen Stockes die Rede sein, wenn unsere Betrachtung nicht einseitig bleiben will und dann dem mittelalterlichen Denken eben nicht voll Ausdruck geben würde. Eine Ulmer Urkunde von 1525 berichtet: „... also straft man ain puren umb 8 guldin und die von Baltringen und Mietingen umb 16 Guldin als anfenger an dem Ort, und müstent die puren ir guder, ieglicher siner herschaft überantwurten, und gab den puren wise stecklin zu einem friedzeichen zu Ulm." Hier wurden also die Anführer des Baltringer Haufens, welche in Oberschwaben den Bauernaufstand entfacht hatten, schwer bestraft, um Hab und Gut gebracht und danach, um sie vor weiteren Folgen zu schützen, mit einem weißen Stecklein versehen.

Es wird ersichtlich, daß der weiße Stab auch als Rechtszeichen Bedeutung hatte. So sei angeführt, daß ein Basler Urteil von 1690 einen Bestraften vor der Ausweisung rettet, indem es ihm aufträgt, immer einen weißen Stab mit sich zu führen. Es wird – führen

wir noch an, daß Unterhändler ebenfalls weiße Stäbe zu tragen hatten – nun deutlich, daß dieses Zeichen allen Bedrängten, Schutz- oder Rechtlosen zugebilligt wurde – gleich, ob sie durch fremde oder eigene Schuld in diese Lage geraten waren. Man wird sich nun fragen, inwieweit eine solche Kennzeichnung auch praktischen Sinn haben konnte. Hierzu müssen wir die mittelalterliche Auffassung von den guten Werken heranziehen: Nur allzuleicht wähnen wir, daß wir unsere Pflicht gegenüber unseren blinden oder armen Nächsten in der Weise getan haben, daß wir irgendwelche Beiträge an die dafür zuständigen Vereine oder Organisationen geleistet haben; das Mittelalter versuchte kaum, die Scharen der Fahrenden in unserem heutigen Sinne zu versorgen oder „abzugelten"; vielmehr war es der Auffassung, daß jeder vom Schicksal sichtbar Bedrängte von Gott als eine Gelegenheit, gute Werke zu vollbringen, in die Welt gestellt worden sei. So konnte der weiße Stab ein stummer Mahner, ein ständiger Aufruf sein, helfend einzugreifen. Mit der Bezeichnung „Blindenstock" – dies mag unsere Betrachtung deutlich gemacht haben – ist nur seine verkehrstechnische Aufgabe und seine augenscheinliche praktische Benutzung angedeutet. Es gibt, wenn wir genau hinhorchen, auch innerhalb der Begriffsreihe Stecken, Stock und Stab eine Wertung, die uns den „Stab" an die oberste Stelle treten läßt und die es nach all dem bisher Gesagten wünschenswert erscheinen läßt, von einem „Blindenstab" zu reden.

In einer Welt ständiger optischer Überflutung, in einer Umgebung, die wegen der ständig sich mehrenden Verkehrsdichte zu einem großen Teil vom gesunden Auge bewältigt werden muß, mag sich der Blinde schutz- und hilflos vorkommen. Er ist in einem ganz neuen Sinne ein „Wanderer zwischen zwei Welten" geworden. Möge ihm der weiße Blindenstab zu einem Straßenrecht und – ganz im ursprünglichen Sinne – zu seinem Straßenfrieden verhelfen; möge uns Sehende aber auch der weiße Stab Kunde vom schutzlosen Bruder geben und mahnend an unser Gewissen pochen, ihm in allen Lagen zu helfen. W. Pabst (Türkheim)

Der schlimmste Konkurrent des Blindenhandwerks

Wir begrüßen das Urteil des Bundesgerichtshofs gegen die „Blindenseife"

„Nein, ich brauche nichts. Ich habe auch erst in der vorigen Woche Blindenseife gekauft. Mehr Geld kann ich jetzt für die Blinden nicht ausgeben." Derlei Antworten müssen unsere Vertreter, die den Hausfrauen die Besen und Bürsten unserer kriegsblinden Handwerker anbieten, immer wieder hören. Eine wahre Flut von Seifenvertretern, so scheint es, hat das Land überschwemmt und macht es dem Blindenhandwerk immer schwerer, all die unter Fleiß und Mühe hergestellte Ware zu verkaufen.

Ganz klar und eindeutig sei unseren Lesern und Freunden gesagt: Das Blindenhandwerk stellt keine Seife her, und die Arbeitsfürsorge-Einrichtungen des Bundes der Kriegsblinden haben nicht das geringste mit dem Verkauf sogenannter „Blindenseife" zu tun. Wer also einem unserer kriegsblinden Handwerker helfen will, auch nur einem einzigen aus der Reihe der vielen Hunderte, die auf einen Auftrag warten, der hilft nicht dadurch, daß er sogenannte „Blindenseife" kauft. Das muß zur Aufklärung immer wieder gesagt werden.

Eine scharfe Warnung dieser Art, ausgegangen von den beiden Handwerkerfürsorge-Einrichtungen der Zivilblinden und der Kriegsblinden in Niedersachsen, war Gegenstand eines Prozesses, der – wie schon in der vorhergehenden Instanz – vom Bundesgerichtshof in Karlsruhe mit einem ganz eindeutigen



Urteil gegen jene Firmen abgeschlossen wurde, die sich dem Vertrieb sogenannter Blindenseife widmen. Wir geben im folgenden die wichtigsten Absätze aus den Entscheidungsgründen dieses Urteils bekannt. Für manche unserer Leser mag es interessant sein, in der sachlichen und etwas verklausulierten Sprache des Juristen zu hören, was das höchste deutsche Gericht bewogen hat, gegen den Vertrieb von „Blindenseife" so energisch Stellung zu nehmen. Jene Warnung, die in niedersächsischen Zeitungen erschienen war, wird vom Gericht als berechtigt anerkannt.

Aus zwei Gründen, so sagt der Bundesgerichtshof, sei der Vertrieb von sogenannter „Blindenseife" unzulässig: Er verstoße gegen das Blindenwaren-Vertriebsgesetz sowie gegen das Gesetz, das den unlauteren Wettbewerb unterbindet. Wörtlich heißt es dazu:

„Das Verbot des Feilhaltens von ‚Blindenseife' und des Aufsuchens von Bestellungen für ‚Blindenseife' auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten oder ohne vorherige Bestellung von Haus zu Haus ergibt sich unmittelbar aus §§ 1, 2 BliWVG (Blindenwaren-Vertriebsgesetz) in Verbindung mit der dazu erlassenen Durchführungsverordnung vom 31. Mai 1954, in deren Warenverzeichnis Seife nicht mit aufgenommen worden ist. Mit Recht erachtet das Berufungsgericht entgegen der Ansicht der Klägerin auch die Werbung und den Verkauf durch telefonische Anrufe nach diesen Bestimmungen für verboten. Das Blindenwaren-Vertriebsgesetz . . . will den betrügerischen Mißbrauch, der sich beim Vertrieb von Blindenwaren und angeblichen Blindenwaren breitgemacht hatte, abstellen und zugleich den erlaubten Vertrieb von Waren fördern, die in ihren wesentlichen, das Erzeugnis bestimmenden Arbeiten von Blinden in Handarbeit hergestellt werden . . . Das Gesetz bedeutet insoweit eine Ausnahme von dem sich aus § 1 UWG (Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb) ergebenden grundsätzlichen Verbot einer ‚gefühlsbetonten' Werbung, soweit sie, wie hier, edle Gefühle wie Mitleid, Hilfsbereitschaft und Mildtätigkeit des Umworbenen auszunutzen sucht und damit in unsachlicher, wettbewerbswidriger Weise von den im Leistungswettbewerb für die Willensentschließung des Käufers wesentlichen Umständen ablenkt . . . Der Beklagte (also das echte Blindenhandwerk; die Redaktion) wehrt sich im Interesse seiner Mit-



Morgen mittog bin ich mit meinem Auftrog fertig, so denkt bekümmert der kriegsblinde Bürstenmocher Broun in Stoufenberg bei Gießen. Hoffentlich douert es nicht lönger ols vierzehn Toge, bis ein neuer Auftrog von der Kriegsblinden-Hondwerkerfürsorge in Kossel kommt, und hoffentlich ist es ein schöner großer Auftrog, vielleicht über 150 Hondfeger . . . Foto: Jung



Auf seine Dahlien kann er stolz sein, dieser kriegsblinde Kleingärtner aus dem Münsterland. Die tastenden Hände gleiten über die schweren Blüten und wecken eine sehr genaue Vorstellung von ihrer Schönheit und Eigenart. Viele Kriegsblinde verstehen es – wenn auch erst nach jahrelanger Übung –, im Garten selbständig zu arbeiten. Foto: Dürrich

glieder mit Recht gegen die hierin liegende Gefahr einer Abschöpfung der sozialen Kaufkraft."

Weiter heißt es in den Entscheidungsgründen des Bundesgerichts-Urteils: „Die Frage, ob der Vertrieb der Erzeugnisse der Mitglieder der Klägerin (seifenherstellende Firmen; die Redaktion) unter der Bezeichnung ‚Blindenseife' zulässig ist, läßt sich aber, wie bereits der Hinweis auf die ‚gefühlsbetonte' Werbung zeigt, nicht allein auf Grund des Blindenwaren-Vertriebsgesetzes beurteilen. Die wesentliche Grundlage der Beurteilung bildet das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb (§§ 1, 3 UWG) ... Es liegt bei allen Vertriebsarten der von den Mitgliedern der Klägerin hergestellten Seife eine Irreführung der Kundschaft vor, so daß sich die Unzulässigkeit der Art der Werbung in jedem Fall aus § 1 UWG ergibt."

„Das Berufungsgericht sieht", so fährt das Urteil des Bundesgerichtshofs fort, „eine Irreführung des Publikums in zweierlei Hinsicht als gegeben an:

a) Nach der rechtlich nicht zu beanstandenden Auffassung des Berufungsgerichts verbindet zumindest ein nicht völlig unbeachtlicher Teil des Publikums mit dem Begriff ‚Blindenseife' oder Blindenware die Vorstellung, die Seife sei in ihren wesentlichen, das Erzeugnis bestimmenden Arbeiten von Blinden in Handarbeit hergestellt. Hierzu weist das Berufungsgericht mit Recht darauf hin, daß Seife aber gerade deshalb, weil sie ... von Maschinen und folglich nicht von Blinden, selbst wenn diese die Maschinen bedienen, hergestellt werde, nicht in dem Katalog der Blindenwaren aufgenommen worden sei.

b) Des weiteren ist ein nicht unerheblicher Teil der Käufer ... der Ansicht, daß bei einer Blindenseife ein wesentlicher Anteil des Verkaufserlöses den Blinden zugute komme. Die Vorschrift des § 5 Abs. 4 BliWVG beschränkt gerade aus der Erwägung heraus, daß der Hauptanteil des Verkaufserlöses für Blindenwaren nicht den Vertretern zugute kommen sollte, die Anzahl der Vertreterausweise grundsätzlich auf einen je zwei vollbeschäftigte Blinde. Bei den Mitgliedern der Klägerin (also den seifenherstellenden Firmen; die Redaktion) erhält der Vertreter von dem Kleinverkaufspreis von 1 DM je Stück Seife 0,40 DM. Bei der GDB (Gemeinschaft Deutscher Blindenfreunde; die Redaktion) flossen darüber hinaus dem Generalvertreter noch 0,10 DM zu, während der GDB selbst für ihre gemeinnützigen Zwecke nur ein Reingewinn von 0,08 DM verblieb. Der Lohnanteil der beschäftigten Blinden beträgt, wie auch der Bundeswirtschaftsminister in seiner Stellungnahme vom 12. September 1954 festgestellt hat, etwa 0,02 DM je Stück. Diese wenigen Pfennige, die die beschäftigten Blinden in Form von Arbeitslohn erhalten, und die 8 Pfennig, die den Blinden im übrigen durch die GDB in anderer Form zugute kamen, stellen keinen wesentlichen Anteil des Kauferlöses dar, zumal die Vertreter allein mindestens 0,40 DM je Stück beanspruchen. Das Berufungsgericht unterstellt, daß diese Sätze im Seifenhandel üblich sind. Diese Tatsache würde aber nichts an der Irreführung eines nicht unerheblichen Teils des Publikums ändern, sondern vielmehr zeigen, daß eben Seife kein Artikel ist, mit dem die Blinden, die nicht anderweitig voll



Fechner (Deutschland)



einsatzfähig sind, in ihrer Gesamtheit geholfen werden kann ..."

Bemerkenswert ist der folgende abschließende Satz im Urteil des Bundesgerichtshofs: „Mit Recht weist das Berufungsgericht darauf hin, daß die Bekanntgabe der Prozente, die den einzelnen Beteiligten vom Verkaufspreis tatsächlich zufließen, bestimmt keine werbende Wirkung gehabt haben würde."

Nachdem der Bundesgerichtshof des weiteren die Richtigkeit der Auffassung bestätigt hat, „der Verkauf der sogenannten Blindenseife sei schlechthin unzulässig", heißt es zum Schluß der umfangreichen Begründung wörtlich: „Nach der zutreffenden Auffassung des Berufungsgerichtes stellte die gesetzwidrige Werbung der Mitglieder der Klägerin ebenso wie die telefonischen Anrufe der unbekannten Vertreter für ‚Blindenseife' einen rechtswidrigen Angriff gegen die eingerichteten und ausgeübten Blindenhandwerksbetriebe der Mitglieder des Beklagten dar. Wie das Berufungsgericht ohne Rechtsverletzung feststellt, sind die Mitglieder des Beklagten (also die blinden Handwerker; die Redaktion) notwendig in erster Linie auf den Markt an der Haustür angewiesen. Wenn die auf diesem Markt vorhandene Kaufkraft aber von ‚Blindenseife'-Vertretern bereits weitgehend abgeschöpft ist, wird der Absatz der von den Mitgliedern des Beklagten hergestellten Waren unmittelbar beeinträchtigt . . . Der Gesetzgeber hat die Privilegierung der von voll arbeitseinsatzfähigen Blinden maschinell hergestellten Waren abgelehnt, um dem erhöhten Vertretereinsatz und der Behinderung des Absatzes echter Blindenware zu begegnen. Für Blindenware ist der Markt eben nicht unbeschränkt aufnahmefähig."

Wir haben diesen Argumenten und dieser Entscheidung des höchsten deutschen Gerichtes nichts hinzuzufügen. Der Vorstand des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V. hat in einer offiziellen Entschließung „mit besonderer Genugtuung" dieses Urteil des Bundesgerichtshofs begrüßt.

Unsere Leser aber können wir nur immer wieder darauf hinweisen, daß sie sich von Vertretern, die Blindenware anbieten, den „Blindenwaren-Vertriebsausweis" zeigen lassen sollten. Dieser Ausweis ist nicht von einer Firma und nicht von einem Fürsorgeverein ausgestellt, sondern von einer Behörde, in der Regel dem Regierungspräsidenten. Der Ausweis – und übrigens auch die Ware – zeigt das gesetzliche Schutzzeichen für Blindenware: zwei zur Sonne gestreckten Hände.

Die dargebotene Hand

In einem Zimmer des Sozialamtes in der Wilhelmstraße in Kassel sitzt eine ältere Frau einem Mann gegenüber. Er trägt eine dunkle Brille. Die Frau ist die Mutter eines 20jährigen, der vor ein paar Tagen zur Bundeswehr eingezogen wurde. Der Mann ist der zuständige Inspektor für die Durchführung des Unterhalts-Sicherungs-Gesetzes.



Eine freundliche Kollegin hilft dem Kasseler Stadtinspektor Conzelmann, als er durch die Drehtür das Rathaus betritt. Solche unaufdringliche und selbstverständliche Hilfe ist leider selten. Entweder scheuen sich die Mitmenschen, sich überhaupt dem Blinden zu nähern, oder sie tun zuviel und stützen und schleppen ihn, als ob er schwerkrank und obendrein gelähmt wäre. Erste Bitte: immer erst ansprechen!

Mit ruhiger Stimme gibt er der Frau Auskunft, greift nach einem Formular auf seinem Schreibtisch, auf dem noch ein Tonbandgerät und eine Schreibmaschine stehen. Er erklärt der Frau, die 80 DM Rente bekommt und von ihrem Sohn – einem Kraftfahrer – regelmäßig unterstützt wurde, viele Fragen. „Sie bekommen von dem Tage an, an dem Ihr Sohn eingezogen wurde, eine Beihilfe nach diesem Gesetz", sagt er. Die Frau steht auf, und auch der Beamte erhebt sich. Sie streckt die Hand aus, um sich zu bedanken. Und nun bemerkt sie etwas, das ihr vorher entgangen war: Der Mann ist blind! Ihre Hand bleibt unbeachtet, er weiß nicht, daß ihm eine Hand entgegengestreckt wird. Nicht ein einziges Mal hat er eine unsichere Bewegung gemacht. Es schien, als beobachte er die Frau, während sie sprach. Aber die ausgestreckte Hand sah er nicht.

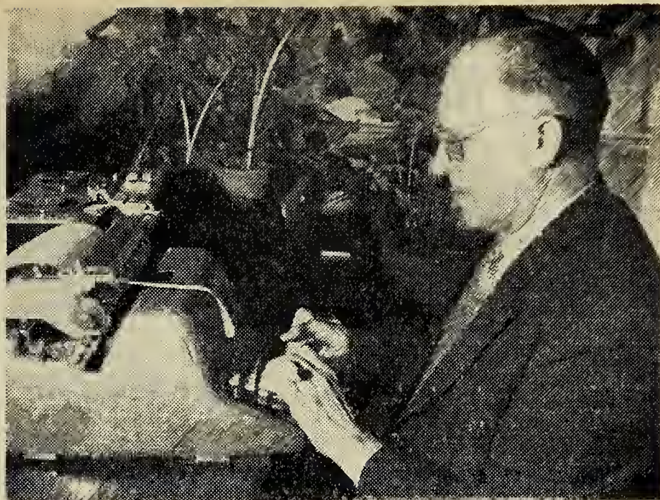
Paul Conzelmann ist Kriegsblinder. Er ist einer von den sechs Männern, die trotz ihrer Erblindung zum Teil verantwortungsvolle Posten in der Stadtverwaltung von Kassel innehaben. Sie erledigen ihre Arbeit mit erstaunlicher Sicherheit und haben guten Kontakt mit dem Publikum. Nur eines ist ihnen zuwider: wenn man davon Aufhebens macht. „Wir wollen keine Ausnahme-Menschen sein", sagen sie.

Stadtinspektor Conzelmann hat drei Aufgabengebiete: Er beschäftigt sich mit Erziehungs- und Ausbildungsbeihilfen, mit der Fürsorge für Zivilblinde und dem Unterhalts-Sicherungs-Gesetz.

„Ich fühle mich wohl hier. Und meine Arbeit macht mir Spaß", sagt der blinde Inspektor. Man merkt, daß die Arbeit für ihn weit mehr bedeutet als eine lästige Vorbedingung zum Geldverdienen.

Für die vielen Menschen, die mittags in der Kantine der Stadtverwaltung essen, ist es schon zu einem alltäglichen Bild gewor-

Immer wieder ist die Verwunderung groß, wenn ein Sehender beobachtet, wie ein Kriegsblinder eine ganz normale Schreibmaschine bedient. Die kleinen Hilfsmittel sind kaum wahrnehmbar: hier und da ein erhabener Punkt auf einer Taste, um den Fingern eine größere Sicherheit zu geben, dazu ein paar Markierungen auf der Papierschiene, das ist alles. Schreiben nicht auch Sehende „blind"? Natürlich muß man das Zehnfingersystem beherrschen und muß sich gut konzentrieren können. Die meisten Kriegsblinden haben daheim auch eine Reiseschreibmaschine, damit sie selbständig ihre private Post erledigen können. Hier steht die Maschine im Büro des kriegsblinden Stadtinspektors Conzelmann in Kassel. Fotos (2): Baron



den, wie die sechs blinden Männer von Kolleginnen betreut werden. Hier, in diesem vollbesetzten Raum, in dem hastig die Mahlzeiten eingenommen werden, verlieren die Männer, die man oft nur an der dunklen Brille erkennt, schon einmal einen Teil ihrer sonstigen Sicherheit. Wie selbstverständlich haben sich die Kolleginnen bereitgefunden, den Blinden zu helfen.

So ist Frau Waltraud Strube im wahrsten Sinne des Wortes die „rechte Hand" von Paul Conzelmann. Wenn er auch in seinem Büroraum kaum Hilfe braucht, so ist er doch dankbar für die Führung seiner Mitarbeiterin auf dem Weg von der Wilhelmstraße zum Rathaus, für ihre Betreuung in der Kantine.

Es ist nicht viel, was Waltraud Strube oder eine ihrer Kolleginnen für diese Blinden tun. Aber es ist beispielhaft, und es erfordert viel Einfühlungsvermögen. Denn nur allzuleicht kann Betreuung aufdringlich werden. Und diese Männer möchten nur dann eine Hilfe, wenn sie unbedingt notwendig ist.

In seinem Büro ist Paul Conzelmann weit selbständiger, wie man annehmen sollte. Wichtige Unterlagen spricht er auf Tonband, um sie jederzeit greifbar zu haben. Anmerkungen schreibt er selbst fast völlig fehlerfrei auf seiner Schreibmaschine. Aber Paul Conzelmann gibt sich nicht damit zufrieden, daß er sein Selbstvertrauen in den Jahren nach dem Kriege, in dem er sein Augenlicht verlor, wiedergewonnen hat. Er hilft auch als Bezirksleiter des Bundes der Kriegsblinden den vielen, die das gleiche Schicksal getroffen hat, wieder einen Weg in ein erfülltes Leben zu finden.

Eines lernte ich bei diesem Besuch: Blinde brauchen und wollen kein Mitleid, kein törichtes Bedauern. Sie brauchen Menschen, die sich in ihre Lage einfühlen können, Menschen, die auf den Blinden zugehen. Sie brauchen die dargebotene Hand, auch wenn sie die Hand nicht sehen. Und die sechs Blinden, die bei der Stadtverwaltung in Kassel arbeiten, haben solche Menschen gefunden.

Als man anfing, im Meer zu baden

KURIOSE BADESITTEN VON ANNO DAZUMAL

Auffallend groß ist die Vorliebe der Kriegsblinden für Seebäder. Der Bund der Kriegsblinden besitzt auf der Insel Borkum ein eigenes Kurheim, das Aufenthalt für vierwöchige Kuren bietet. Die Kurkosten selber trägt der Staat. Es stehen noch acht weitere Kriegsblindenkurheime zur Verfügung, schönere und besser ausgestattete Häuser als das auf Borkum. Aber jedes Jahr liegt die Zahl der Anmeldungen für das Borkumer Heim weitaus an der Spitze, und viele, viele Kriegsblinde müssen abgewiesen werden.

Diese merkwürdige Vorliebe ist erklärbar: der weite Strand gibt dem Kriegsblinden freien Auslauf, er kann sich bewegen, kann laufen und springen, und auch beim Tummeln im Wasser findet er ein Stückchen Freiheit wieder, das ihm im Alltag versagt ist. Luft, Wind, Wasser, Sonne – das alles kann er weit eher ohne Augen empfinden und genießen als etwa die Schönheiten des Hochgebirges oder einer fremden Stadt. Auch kann er an der See – wie die Sehenden rings am Strand – auf vergnügte und freundliche Weise mit seiner Familie zusammen sein. Klima und Bäder verhelfen außerdem gerade bei den für Kriegsblinde typischen Leiden zu einem Kurerfolg, den der Arzt meist als „sehr gut" bezeichnet.

So hat es also seinen besonderen Sinn, wenn wir uns hier einmal daran erinnern lassen, wie es denn vor hundert Jahren in den Seebädern zuging.

*

Obwohl die Menschen im Altertum keine Scheu hatten, im Meere zu baden, war es später bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht gebräuchlich, ein Seebad zu nehmen. Wer, wie Bartholomäus Zastrow in seinen Erinnerungen aus dem 16. Jahrhundert erzählt, in jugendlichem Übermut dennoch auf den ausgefallenen Gedanken kam, mit anderen Knaben zusammen am Strande zu baden, wurde von seinen Eltern dafür so hart gestraft, daß er gehorsam gelobte, es zeitlebens nie mehr zu tun.



„Lustige Gesellschaft im Seebad", so nannte ein französischer Zeichner im Jahre 1880 sein kesses Bild. In Deutschland gab es etwas so Unerhörtes wie Familienbäder damals noch nicht.



„Die Schaumgebarene" nannte der Zeichner dieses Bild aus dem Jahre 1910. Die Mienen des galanten Handtuchhalters lassen erkennen, daß man das Bild damals für reichlich frivol hielt.

In Deutschland, das mit der Errichtung von Seebädern anderen europäischen Ländern erst verhältnismäßig spät nachhinkte, ist Otto Christoph Janus, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Arzt und Pfarrer auf der Insel Juist lebte, als der Begründer des Seebäderwesens in die Geschichte eingegangen. Als er durch seine ärztliche Tätigkeit erkannt hatte, welche Heilkraft im Meere liegt und welche gesundheitlichen Vorzüge das Seeklima besonders bei hartnäckigen Katarrhen der Atmungsorgane besitzt, wandte er sich an Friedrich den Großen mit einer Eingabe und schlug darin die Erbauung einer Seebadeanstalt vor.

In seiner Eingabe wies Janus darauf hin, „daß die Seeluft immer mit kleinen Salzteilen angefüllt sei, welche den menschlichen Körper sowohl durch Einhauchen als auch von außen durchdringen, und durch ihre auflösende Kraft das Unreine aus demselben wegschaffen können". Der preußische König stand dem Plan des friesischen Pfarrers sehr wohlwollend gegenüber, aber das Gutachten der von ihm zu Rate gezogenen Ärzte fiel in der damaligen Zeit, als die Menschen ihren Körper noch so wenig wie möglich dem reinigenden Wasser und der erfrischenden Luft aussetzten, nicht zugunsten eines Seebades aus.

Auch Lichtenberg, dem großen Göttinger Gelehrten, der die kräftigende Wirkung des Meerwassers in einigen englischen Badeorten kennengelernt hatte, wurde einige Zeit später mit einem von Hufeland unterstützten öffentlichen Aufruf für die Errichtung von Seebädern noch kein unmittelbarer Erfolg zuteil. Es dauerte noch bis zum Jahre 1793, bis in Doberan an der mecklenburgischen Ostseeküste das erste deutsche Seebad gegegründet wurde.

An der deutschen Nordseeküste begeisterte man sich für die Idee des Pfarrers Janus erst, als der Rostocker Professor Samuel Gottlieb Vogel vier Jahre später auf die Benutzung der Seebäder zu Heilzwecken hingewiesen hatte. Nun wurde das erste deutsche Nordseebad aber nicht auf Juist eröffnet, wie es Janus geplant hatte, sondern auf der Insel Norderney, für die sich der Landphysikus Dr. von Halem einsetzte.

„Zur Errichtung einiger Badeanstalten", schrieb er in einer 1797 an den Präsidenten der ostfriesischen Stände gerichteten Eingabe, „ist vorzüglich die Insel Norderney bequem, teils wegen ihres flachen Strandes, teils wegen ihres Zusammenhanges mit dem festen Land zur Zeit der Ebbe". „Auch zweifle ich nicht", so führte er optimistisch weiter aus, „daß, wenn man den Nutzen der Seebäder allgemein kennen wird, sich die Zahl der Badenden, welche dort ihre oft lange entbehrte Gesundheit wieder erlangen werden, von Jahr zu Jahr vermehren wird."

Von den 5000 Talern, die die ostfriesischen Stände für diesen Zweck bewilligten, ließ



Im Seebad 1890: Ein Rückenguß, offenbar für Damen, die sich nicht in die Wellen trauen. Und der schamlose Herr aus dem Nebenwagen guckt mit Fernglas zu.



„Frau Biedermann, schön langsam, überhasten wir uns nicht! Immer die Würde wahren; einzig die Würde unterscheidet den Menschen von allen übrigen Lebewesen . . ." – das schrieb der französische Zeichner Honoré Daumier (1808–1879) unter diese Lithographie.

Dr. von Halem in dem kleinen Inseldorf, das damals erst aus 106 Häusern bestand, ein strohgedecktes „Konversationshaus" mit einem Speise- und Tanzsaal und mit vier Zimmern erbauen. Die Inselbewohner richteten inzwischen ihre niedrigen Stuben zum Vermieten ein, und am 1. Mai 1800 gab der Landphysikus bekannt, daß die erste Saison im nächsten Monat beginnen könne. Während ihres Verlaufes wurde das erste deutsche Nordseebad bereits von 250 Badegästen aufgesucht, was unter den damaligen Verhältnissen als ein ungewöhnlicher Erfolg anzusehen war. Ein halbes Jahrhundert später waren es auch noch erst 2077 Badegäste in der Saison.

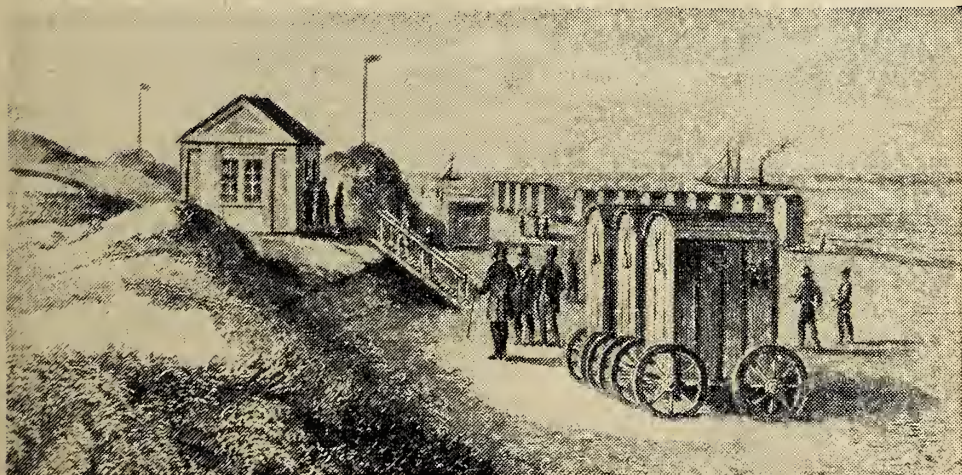
Diese langsame Entwicklung der ersten deutschen Seebäder erklärt sich aus den damaligen umständlichen Badegebräuchen, die mit dem ungezwungenen Badebetrieb, wie er jetzt überall am Nord- und Ostseestrand herrscht, nicht das geringste gemein hatten. Man badete damals nach englischem Vorbild von vierrädrigen, kabinenähnlich eingerichteten Badekarren aus. Im „Herrenbad" wurden die Badegäste von den Wärtern auf dem Rücken nach den im Wasser stehenden Badekarren getragen. Im „Damenbad" konnten sie die Badekarren dagegen am Strand besteigen und wurden von den Wärterinnen so weit ins Meer geschoben, wie es zum Baden erforderlich war. „In dem Badekarren", so heißt es in einem ärztlichen Ratgeber aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, „durchschreitet der völlig Entkleidete an Hand des Badewärters oder der Wärterin den Raum bis zu den überstürzenden Wellen und empfängt diese, den Rücken nach ihnen gewandt, in halbsitzender Stellung".

Solcher Badeprozedur konnte selbst ein so gesetzter Mann wie Wilhelm von Humboldt nichts abgewinnen. Als ihn seine für alles aufgeschlossene Frau Caroline 1816 bat, sich nach den Seebädern zu erkundigen, antwortete er ihr von Frankfurt aus, wo ihm Oelsner von seinem Aufenthalt in Le Havre und Dieppe erzählte, daß man in einer Wanne, einer Karriole oder am offenen Meer ein Seebad nehmen könne. „Bloßes Spazierengehen", heißt es in seinem Briefe über die letzte Bademethode, „im Meer, so tief man will, mit einem oder sicherer zwei Matrosen

am Arm, dies ist die gewöhnlichste Art auch bei Frauen, die natürlich ganz bekleidet bleiben. Die Matrosen sind nach Oelsners Beschreibung unumgänglich notwendig. Er hat sich sogar mit einem einmal in Lebensgefahr befunden und ist von einer Welle umgerissen worden. Man badet sich meist in der Ebbe, bei der Flut ist das Wasser nicht rein. Nur muß man tief hineingehen, da ist der Boden unsicher, auch kommen manchmal plötzlich Wellen und Windstöße. So kann man sich nicht hineinwagen ohne einen Matrosen." Nachdem er ihr dann noch geschildert hatte, wie von einer Karriole aus gebadet wird, schloß er: „Oelsner versichert, diese Karriolen seien so umständlich und unbequem, daß kein Mensch sie mehr als einige Male brauche. Du siehst, daß das alles sehr fatal ist. Immer zwei Knaben am Arm haben, nimmt alles Pläsier, und die enge Wanne kann auch nicht angenehm sein."

Angesichts dieser kurios anmutenden übergroßen Ängstlichkeit, die man in jener Zeit vor dem Baden im Meer hatte, nimmt es nicht wunder, daß die Seebäder keinen schnelleren Aufschwung erlebten. Vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, blieb das Badeleben am Strande bis ins 20. Jahrhundert hinein recht unfrei und rückständig. Lange Zeit durften die beiden Geschlechter nur zu verschiedenen Tageszeiten voneinander getrennt baden, damit sich die Damen und Herren nicht gegenseitig in Badekleidung zu sehen bekamen. Ehe die – allmählich immer sportlicher gewordenen – Badeanzüge aufkamen, trugen die Damen duftige, bis an die Knöchel reichende Badehemden. Diese blieben jedoch oft auf der Oberfläche schwimmen und enthüllten unter Wasser die Reize, die sie verdecken sollten, so daß man sich vielfach gezwungen sah, den Saum des Badehemdes mit Blei zu beschweren.

Zu der Einrichtung von Familienbädern, in denen der Vater nicht mehr von der Mutter und den Kindern getrennt zu baden brauchte, entschloß sich der Verband der deutschen Nordseebäder erst zu Anfang unseres Jahrhunderts, und zwar lediglich aus Konkurrenzgründen. Man wollte dadurch verhindern, daß so viele Deutsche nach England, Frankreich und den Niederlanden fuhren, wo die Familienbäder schon seit Jahrzehnten zu den Selbstverständlichkeiten gehörten. Allerdings ging es auch in den Familienbädern anfangs nicht ohne strenge polizeiliche Verfügungen ab. Als in Zoppot 1903 ein Familienbad eröffnet wurde, war es Vorschrift, daß der Badeanzug der Damen „nur aus Flanell oder



Genau vor hundert Jahren, in der Anfangszeit der Seebäder, entstand dieser Stahlstich vom Badestrand auf Norderney, vom Badestrand für Herren übrigens, wohlgemerkt. Die Badekarren wurden hinaus ins Meer ***geschoben, damit man dort ein bescheidenes Bad nahm.***

einem Wollstoff nach Art der sogenannten Reformkleidung faltig gefertigt sein durfte und bis zum Halse schließen mußte". Selbst die Herren durften nur „einen bis zum Halse schließenden" dicken Badeanzug tragen.

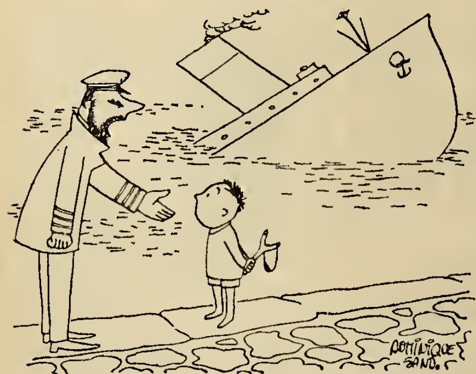
Wahrlich eine kuriose Entwicklung bis in die heutige Zeit, in der jedes größere Seebad in einer Saison einige zehntausend Badegäste zählt und ihnen an abgetrennten Strandabschnitten hinsichtlich der Bekleidung überhaupt keine Vorschriften mehr macht. Ob es sich allerdings bei so viel Großzügigkeit um eine Kulturerrungenschaft handelt, oder um das, was man Fortschritt nennt — das ist eine zweite Frage.

Vermerkt sei am Rande, daß wir Kriegsblinden genötigt sind, uns wie unsere so ängstlichen Ahnen im Wasser führen zu lassen. Es ist zunächst zwar schön, dann aber doch reichlich riskant, als Blinder allein ins Meer hinaus zu schwimmen. Die Orientierung geht bald verloren, wenn man den Lärm des Strandlebens nicht mehr hört oder wenn bei unruhiger See das Getöse der Wellen rings nicht mehr unterscheiden läßt, wo der Strand ist. Da muß schon jemand an unserer Seite schwimmen, und wenn es durch die Brandung geht, fassen wir lieber Mutti am Händchen, so wie sich der scheue Badegast einst auf seine Matrosen verließ. H. U.-H.

„Sylter Welle"

Ein heißes Getränk, gemischt aus Rum, Rotwein, Zucker und einigen geheimnisvollen Zutaten, wird in Westerland und anderen Badeorten der Küste unter dem Namen „Sylter Welle" verabreicht. Es soll selbst auf den rauhesten Seemann nicht ohne Wirkung bleiben. Im letzten Sommer wäre ich beinahe ein Opfer der „Sylter Welle" geworden. Dies verdanke ich aber nicht der Trinklust, sondern meiner Freude am Schwimmen. Es ist nämlich keineswegs so, daß ein Kriegsblinder nur behaglich und tranig hinter dem Ofen sitzt — oder im Sommer brav in der Laube oder im Strandkorb. Nein, man kann auch als Kriegsblinder ein Abenteuer erleben — wenn man es wagt.

Ein kräftiger Südwest trieb hohe Wellen an Küste und Strand der Insel Sylt, als mein Begleiter und ich den Dünenwall überschritten. „Schau dir nur das Meer an! Zwei Brandungswellen! Das wird eine Hatz! Macht es nicht Freude, das Leben?" Wir warfen ungeduldig die Arme in die Luft, suchten mit Geschrei das Tosen der Brandung zu übertönen und liefen, so schnell wir konnten, dem Strande zu. Unter meinen Füßen spürte ich kaum den Sand, schon waren wir mitten in den Wogen. Sie reichten bis zur Brust. Wir faßten uns an, drängten weiter und sprangen hoch durch die erste Brandung. Immer noch Grund unter den Füßen, so näherten wir uns der zweiten Brandungswelle. Ein Durchkommen auf gewöhnliche Art war unmöglich. Zweimal versuchten wir es. Da schrie mein Begleiter: „Wir müssen tauchen!" Das war's. Wir tauchten unter dem über mannshohen Brecher hinweg und schwammen nun mit einem Gefühl von Freude und von Stolz auf die eigene Kraft in der offenen See.



„Gib sofort her!" Sand (Frankreich)

Inzwischen blies der Wind mehr und mehr von Süd und nahm an Stärke zu. Mein Begleiter berührte meine Schulter und brüllte in mein Ohr: „Umkehren! Wir treiben ab!"

Jetzt begann ein Kampf mit den entfesselten Elementen. Ich beschloß, mit meinen Kräften sparsam umzugehen, und ließ mich von der Welle in Richtung Strand tragen. Wenn sie sich aber brach — es war gut zu spüren — und zurückrollte, kraulte ich heftig, um das Gewonnene bis zur nächsten Welle zu halten. Sie kam und brachte uns ein gutes Stück dem Ufer näher. Damit wurde aber auch der Rücksog stärker. Es kam jetzt darauf an, das Letzte an Kraft einzusetzen. Nur schwach noch hörte ich durch den Lärm den Zuruf meines Begleiters. Ich war allein, nur ahnen konnte ich, wie weit es bis zum Strand war. Aber die Richtung war an den Wellen zu erkennen, wenigstens die Richtung...

Nach Minuten wurde mir klar: hier geht's um dein Leben! Bei der fünften großen Welle spürte ich plötzlich Boden unter den Füßen. Im Wellental stehend, wollte ich etwas verschnaufen, aber schon war der nächste Brecher da und riß mich wieder ins Meer hinaus. Es war zum Verzweifeln! Noch eine



Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

letzte Anstrengung! Wieder spürte ich Grund, schwamm aber mit äußerster Anspannung trotzdem weiter, und endlich reichte mir das Wasser im Wellental bis zur Hüfte.

Zwei kräftige Arme packten mich; von ihnen gezogen, strebte ich dem rettenden Ufer zu. Meinem Begleiter war ebenfalls in letzter Minute jemand zu Hilfe gekommen. Nun lagen wir beide keuchend vor Erschöpfung am Strand.

Eine „Sylter Welle", diesmal heiß, weckte unsere Lebensgeister. Dabei erzählte man uns, daß an diesem Nachmittag fünf Personen ertrunken waren ...

Sylter Wellen haben es in sich. Nicht nur für trinkfeste Seebären, auch für geübte Schwimmer! Dr. Willi Kops

Dreimal Handstand

Pinelli fuhr jeden Tag mit seinem Fahrrad durch die Stadt. Tag für Tag fuhr er los. Ganz früh am Morgen, wenn die Arbeiter unterwegs waren — saß auch Pinelli auf seinem Rad. Er kannte alle Straßen. Nicht mit Namen, nein, doch es gab keine Straße, die er übersah, keine einzige Straße, durch die er nicht schon gefahren war. Jeden Tag dieselbe Tour. Pinelli war unermüdlich.

Am liebsten fuhr er durch die stillen Vorortstraßen. Er fuhr eigentlich nur, um immer wieder in diese verkehrsarmen Straßen zurückzufinden. Mittags, wenn die Kinder kamen, beugte er sich weit vor: da waren sie. Er schaute jetzt nicht mehr auf, fuhr noch ein wenig schneller, dann sauste er auch schon um die Ecke. Die Kinder hatten ihn gesehen. Sie warteten bereits auf ihn und erzählten ihren Freunden: Paßt auf, heute mittag kommt er: Pinelli.

„Pinelli, Pinelli ...", riefen sie, „Pinelli, Pinelli, fall nicht vom Rad. Gleich fällt er, schaut nur, wie er fährt." Pinelli machte jetzt zweimal, sogar dreimal einen Handstand. Er fuhr etwas langsamer, das Rad wackelte. Er versuchte noch einmal einen Handstand, die Kinder waren bereits zurückgeblieben: „Pinelli, Pinelli", riefen sie noch immer, „fall nicht vom Rad!"

Seit Tagen war Pinelli krank. Er war alt geworden. Die Wirtin brachte ihm Tee und Tabletten: „Sie müssen wieder gesund werden, Herr Pinelli. Ja, ich weiß, Sie mit Ihrem Radfahren, das ist ja Unsinn. Sie werden nie wieder radfahren. Das Rad — das kommt mir überhaupt aus dem Zimmer." Pinelli schaute zu seinem Rad. Dort in der Ecke stand es. Er würde gesund werden und wieder radfahren — wie einst.

Nach zwei Wochen ging es Pinelli besser. Die Wirtin schimpfte noch, weil er schon aufstand. Er schloß sich in sein Zimmer ein und putzte sein Rad. Einen ganzen Tag lang putzte er sein Rad. Er schminkte sich, er sah noch immer recht krank aus; und dann saß er eine Nacht vor seinem Fahrrad. Er wartete, daß es Tag werde. Die Kinder, sie würden wieder rufen: „Pinelli, Pinelli, fall nicht vom Rad." Und sie würden staunen — wenn er seinen Handstand machte. Die Nacht wollte nicht enden — es war doch Tag geworden.

Mittag, wie hatte Pinelli darauf gewartet. Die Kinder kamen aus der Schule ... sie kannten ihn nicht mehr. Vierzehn Tage waren vergangen. Ein paar riefen, als er durch die Straße fuhr: „Ach, das ist bloß Pinelli, er kommt hier manchmal vorbei, er macht nur einen Handstand. Er macht immer nur einen Handstand." *Horst Bingel*

Blind und gelähmt

Überraschungen und Überlegungen bei einem Besuch im Krankenzimmer

Auf dem Wege zum Versorgungskrankenhaus konnte ich mich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Ich bin zwar selber kriegsblind – aber dies? Blind und gelähmt zugleich... Mußte sich dieser furchtbare Schicksalsschlag nicht auch auf die Gemütsverfassung auswirken? Wie würde mein Besuch von dem Patienten aufgenommen, der mich sowenig kannte wie ich ihn?

Als wir dann durch die Tür traten und uns die lautstarke Übertragung eines Fußball-Länderspieles entgegendrang, waren meine Bedenken gewichen. Dieses Krankenzimmer war nicht der Ort weltabgewandter Verzweiflung. Ich drückte eine magere Hand, hörte einige undeutliche und ob der Störung unwirsche Worte, dann wurde der Lautsprecher abgeschaltet. Wenige Sekunden später waren wir in eine muntere Unterhaltung über die Spiele der Oberliga verwickelt, wobei ich mich als vollkommener Laie, mein Gegenüber sich aber als gewiegter Kenner entpuppte. Auch an den späteren Gesprächen merkte ich, daß der seit vielen Jahren ans Bett gefesselte Kamerad Bierer keineswegs vom Monde stammte. Er hatte über viele Dinge eine eigene und klare Vorstellung, die ich ihm in meiner Voreingenommenheit nicht zugetraut hätte. Am meisten wurde ich von der Ruhe und Einsicht beeindruckt, mit der er über sich und seine Lage sprach.

Würde ich mich jetzt weiter in Bewunderung über den Patienten ergehen, könnte man leicht zu der tröstlichen Meinung verführt werden, der Mensch könne mit gutem Willen und Ergebung in das Unabänderliche auch ein solches Schicksal leidlich bestehen, oder, wie man so trefflich zu sagen pflegt, sogar meistern.

Aber ein Krankenzimmer ist keine Idylle, und der Leidende sollte nie Gegenstand einer übertriebenen, wirklichkeitsfremden Verklärung werden. Gewiß kann auch das kleinste Krankenzimmer ein Universum des Geistes bergen, oder bescheidener ausgedrückt: der Blinde und Gelähmte kann noch des Geschehens der Welt teilhaftig bleiben, nicht zuletzt durch den Rundfunk und das Tonbandgerät. Manchem wird sein Leid ein



Ganz schlimm hat es jene getroffen, die ständig ans Bett gefesselt sind. Rundfunk- und Tonbandgerät erschließen zwar ein bißchen von der Welt, aber beschönigen läßt sich hier nichts mehr. Es bleibt uns nur übrig, mit allergrößter Hochachtung zu bezeugen, daß diese Kriegsblinden – wie hier unser Kamerad Bierer in Tübingen – nicht ein Leben des Klagens und Jammerns führen. Geduld und Tapferkeit ist ihnen selbstverständlich geworden. Das Leben ist ihnen wieder etwas wert. Foto: Göhner

Tor zu innerer Veredelung öffnen, aber nie wird er sich über seine leibliche Gefangenheit hinwegtäuschen.

Kein noch so erhebendes Spiel des schöpferischen Geistes wird die Sehnsucht überwinden, die Welt wieder in ihrer vollen Schönheit zu schauen und sich in ihr mit gesunden Gliedern zu tummeln. Auf jeden glückhaften Traum folgt ein jähes Erwachen, nach jedem befreienden Gedankenflug wird die Fessel um so spürbarer. Der Wille zum Leben ist angeboren, daß aber Lebensbejahung daraus werde, das erfordert unendliche Kraft. Diese Erfahrung aus dem Krankenzimmer bewegt und verpflichtet uns zugleich: Auch das schwerste Schicksal ist zu ertragen, wenn es durch unsere tätige Liebe und Verantwortung mitgetragen wird. F. M.

Das Geheimnis der magnetischen Stimme

Von Oberlin Smith und dem Jahre 1888 zum Koffertonbandgerät

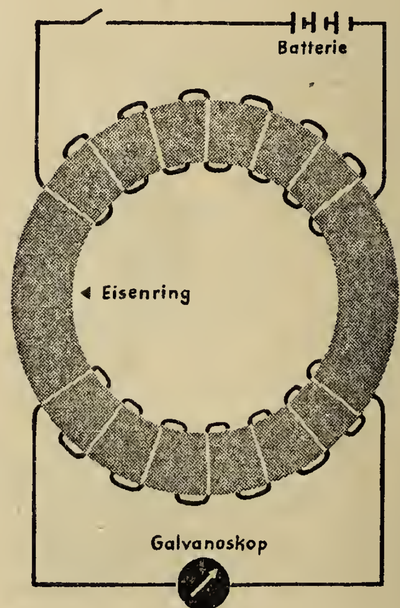
Wir allesamt sind technischen Wundern gegenüber abgestumpft. Bewegte Bilder durch die Luft zu senden und daheim im Zimmer anzusehen, menschliche Stimmen rund um den Globus zu schicken (und zu empfangen), ist eine Selbstverständlichkeit geworden, über deren Funktionieren nachzudenken nicht mehr zu lohnen scheint – über deren Störungen zu schimpfen man aber berechtigt ist. Künstliche Erdsatelliten – Strom aus Atomkraft? – Man nimmt es zur Kenntnis.

Vielleicht kann der Durchschnittsbürger nichts anderes tun. Die Technik ist ihm und seinem Begriffsvermögen längst davongelaufen. Wenn er einem technischen Beruf nachgeht, wird er von diesem seinem „Fach" vieles oder alles wissen, die anderen Branchen hingegen bleiben auch ihm weitgehend verschlossen. Wir alle erkennen das; wir haben uns damit abgefunden, daß sich unsere technische Welt nur noch von Spezialisten regieren läßt.

Aber manchmal juckt es uns doch in den Fingern, nachzuschlagen und uns über das Wie und Warum zu informieren. Um zum Thema zu kommen: Wie funktioniert das Tonbandgerät? Jener kleine Koffer mit den beiden sich drehenden Spulen, den vielen Tasten und der faszinierenden Möglichkeit, die Stimmen unserer Lieben festzuhalten, beliebig oft wiederzugeben – und sie zu löschen, um das Tonband ein zweites und drittes Mal zu verwenden. Warum kann ein schmales Kunststoffband mit einer glänzenden und einer stumpfen Oberfläche Töne konservieren, ohne daß wir ihm vor oder nach dem „Aufsprechen" etwas ansehen?

Man muß weit zurück in die Geschichte der Physik greifen, um die Wurzel dessen freizulegen, was wir heute magnetische Tonaufzeichnung nennen. Hans Christian Oersted fand 1820 in Kopenhagen den lange vermuteten, bis dato aber niemals bewiesenen Zusammenhang zwischen Magnetismus und Elektrizität. Beiläufig fast sah er, wie eine Magnetnadel in der Nähe eines Drahtes ausschlug, wenn dieser von elektrischem Strom durchflossen wurde – wobei die Richtung des Ausschlages von der Richtung des Stromflusses abhing! Strom erzeugt magnetische Kraftlinien, stromdurchflossene Spulen wirken wie Magnete und ziehen Eisen an, eisengefüllte Spulen entwickeln einen stärkeren Magnetismus bei gleicher Stromstärke als Spulen ohne Eisenkern . . . und so weiter.

Die zweite Frage: Kann der Magnetismus Strom liefern? Im August 1831 gab der eng-



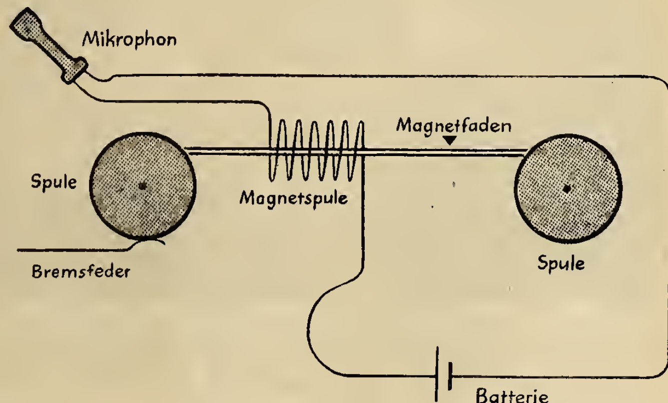
Der „Faradaysche Ring" entschleiert die Geheimnisse der Induktion. Sobald der Batteriestromkreis geschlossen wird, schlägt im unteren Stromkreis das Galvanoskop aus.

lische Physiker Michael Faraday der Welt eine positive Antwort; der „Faradaysche Ring" läßt eine Magnetnadel immer dann ausschlagen, wenn die zweite Wicklung über eine Batterie geschlossen wird. Der geniale Engländer hat diese Erscheinung in kurzer Zeit in allen ihren bemerkenswerten Eigentümlichkeiten erforscht und sie „Induktion" genannt. Das war der Beginn der elektrischen Ära, denn die Induktion erst erlaubte uns den Bau von Dynamomaschinen, von Fernsprechgeräten, von Funkanlagen und – von Magnettongeräten. Irgendwo und irgendwie lag es in der Luft: wenn elektrischer Strom Magnetismus – und Magnetismus elektrischen Strom erzeugen kann, so müßte sich die in Wechselstrom umgewandelte menschliche Sprache auch auf einem Träger speichern und dann beliebig von Magnetismus in elektrischen Strom und von diesem in Schall umwandeln lassen.

Dieser Träger muß durch einen Elektromagneten im Rhythmus von Sprache und Musik magnetisiert werden, und umgekehrt mußte dieser Träger die festgehaltenen magnetischen Impulse wieder an eine geeignete Einrichtung zum Umformen in elektrischen Strom abgeben. Das Geheimnis, das Wie, ist die magnetische Ausrichtung winziger Metallteile (Stahl oder Eisen) durch die magnetischen Kraftlinien. Diese neugewonnene Richtung, der „Magnetismus" also, konnte über lange Zeit beibehalten werden. Ein entsprechend geformter Elektromagnet müßte davon zu beeinflussen sein.

Der Amerikaner Oberlin Smith dürfte der erste gewesen sein, dem diese Methode brauchbar erschien. Am 8. September 1888 beschrieb er sie in der längst eingegangenen Zeitschrift „The Electrical World" unter dem Titel „Über einige mögliche Formen des Phonographen". Offensichtlich knüpfte er an die zehn Jahre zuvor von Thomas Alva Edison gemachte Erfindung der mechanischen Schallaufzeichnung an. Smith schlug vor, feinverteilte Eisenfeilspäne oder Stahlstaub in Baumwollfäden einzuarbeiten, denn jedes Partikel sei ein vollständiger Magnet. Seiner Meinung nach ließ sich damit eine brauchbare Maschine zur Aufzeichnung von Telefongesprächen bauen.

Wir wissen heute nicht mehr, ob sie von Smith je gebaut worden ist. Praktisch ausgenutzt wurde das Prinzip der magnetischen



Der amerikanische Ingenieur Oberlin Smith schlug im Jahre 1888 diese Methode für die Aufzeichnung von Telefongesprächen vor. Die Anordnung enthielt bereits wesentliche Merkmale des heutigen Tonbandgerätes. Smith schlug vor, feinverteilte Eisenfeilspäne oder Stahlstaub in Baumwollfäden einzuarbeiten. Ob er die Maschine je gebaut hat, weiß heute niemand mehr. Auf jeden Fall verdient Oberlin Smith großen Erfinderruhm.

Tonaufzeichnung erst von dem dänischen Erfinder Valdemar Poulsen, dessen „Telegraphon" aus dem Jahre 1898 sozusagen ein Rückschritt gegenüber den Vorschlägen von Smith war, denn er benutzte als Tonträger einen 1 Millimeter starken Klaviersaiten-Stahldraht. Ließ man diesen mit gleichmäßiger Geschwindigkeit an einem zweckmäßig geformten Elektromagneten vorbeilaufen, den man mit Strömen eines Mikrofons speiste, so wurde der Draht an den einzelnen Stellen mehr oder weniger stark magnetisch und behielt diesen Magnetismus. Umgekehrt: ließ man den „besprochenen" Draht am gleichen Magneten ein zweites Mal vorbeilaufen und ersetzte das Mikrofon und seine Speisebatterie durch ein Telefon, so hörte man die Aufzeichnung.

Der Großvater des Tonbandgerätes war geschaffen, aber das damalige Baby mußte noch manche Kinderkrankheit überwinden. Beispielsweise lief der Draht mit 2,5 Meter pro Sekunde, so daß eine Minute Sprechzeit 150 Meter Draht verschlang. Dünnerer und langsamer laufender Draht setzte leider die aufgespeicherte Energie herab, also sank die Wiedergabelautstärke ..., denn man lebte ja um die Jahrhundertwende noch ohne Verstärkerröhren. Trotzdem behauptete sich die magnetische Tonaufzeichung all die Jahre hindurch, und die Erfindung der Elektronenröhre ab 1905 zeigte einen neuen Weg.

Die Qualität der aufgebrachten Sprache und vorzugsweise der Musik (an die man anfangs überhaupt nicht dachte) hängt von vielen Faktoren ab, etwa von der Geschwindigkeit des Tonträgers und von der Struktur des magnetischen Materials. Je feiner dieses pulverisiert ist, desto höhere Frequenzen lassen sich übertragen. Daher kamen schon nach 1920 einige Erfinder auf den Gedanken, Metallstaub auf biegsame Unter-



Eine so noble und vollkommene Fernsprechvermittlungsanlage bedienen nicht alle kriegsblinden Telefonisten. Aber das Prinzip ist immer das gleiche: wo sonst kleine Lämpchen aufglühen, springen hier Stifte hoch, die rasch von der tastenden Hand erfühlt werden. Im Vordergrund links ein Philips-Tonbandgerät als „akustisches Notizbuch" für Vermerke und Meldungen.

lagen, etwa auf Papierstreifen, aufzubringen. Damit hätte man die Unzahl winziger „Magnete" geschaffen, die sich den Kraftlinien des „Sprechmagneten" entsprechend ausrichten.

Unabhängig von diesen amerikanischen Vorarbeiten kam Fritz Pfleumer (Dresden) im Jahre 1928 auf die gleichen Gedanken und erhielt für sein Papierband mit Eisenpulver das Deutsche Reichspatent 500 900 erteilt – um es später, bei einer genauen Überprüfung der Vorerfindungen, wieder zu verlieren. Aber Papier war letztlich doch unbrauchbar, es riß und war nicht feuchtigkeitssicher. Daher wurde 1932 die Badische Anilin- und Sodafabrik AG (BASF) mit Untersuchungen über bessere Bandmaterialien beauftragt. Auftraggeber war die AEG, die in der Folgezeit die Tonbandgeräte unter der Fabrikmarke „Magnetophon" herstellte, während die BASF das Bandmaterial herstellte. Man fertigte es aus Acetylzellulose und bettete das Eisenpulver in seine Oberfläche ein. 1934 wird dieses „Magnetophon" die Sensation der Funkausstellung in Berlin – zumindest in Fachkreisen! Immer weitere Verbesserungen wurden gefunden, und schon 1936 war Sir Thomas Beecham hell begeistert von der Qualität einer Aufnahme seiner Londoner Philharmoniker mit dem „Magnetophon"; immerhin kannte man ja damals noch nicht die Langspielplatte aus Kunststoff . . . und das Nadel- und Plattenrauschen der alten Schellackplatte ist ja unbestritten ein Ärgernis gewesen. Schließlich setzten 1940 v. Braunmühl und Weber den Punkt auf das „i", indem sie eine neue Art der Vormagnetisierung mit Hochfrequenz erfanden und die Geräusche ganz beträchtlich verminderten. Man fand später auch neue Bandmaterialien, etwa eine Mischung aus Polyvinylchlorid- und Eisenoxydpulver, die zu den bekannten 6,4 Millimeter breiten Bändern ausgewalzt wurde.

Inzwischen ist die Fertigungstechnik vorangeschritten, die Bänder wurden reißfester, empfindlicher bezüglich der aufgesprochenen Töne und wesentlich dünner. Parallel dazu verließ das Tonbandgerät die Sphäre der Rundfunkstudios und wurde in jahrelanger Entwicklung zum handlichen Gebrauchsgerät für jedermann, nicht zuletzt für unsere blinden Mitbürger.



Der Führhund und das Tonbandgerät – die guten Freunde und treuen Helfer des Kriegsblinden. Seit man sich bei den Hörbüchereien „sprechende Bücher" ausleihen kann, ist das Leben des Kriegsblinden reicher geworden. Foto: Grundig Radio-Werke

Ganz wichtig für diese positive Entwicklung erscheint uns der Umstand, daß sich viele Firmen bei uns und in der ganzen Welt etwa ab 1950 mit der Entwicklung und Fertigung dieser Geräte befaßten. Konkurrenz hebt nicht nur das Geschäft, sondern senkt auch die Preise. Während die großen und teuren Studiomaschinen für die Rundfunksender früher einmal gegen 12 000 DM kosteten (und heute rd. 5000 DM), liefert die Industrie Tonbandkoffer für weniger als 400 DM, die vor allem auch hinsichtlich des Bandverbrauchs günstig sind. Valdemar Poulsens „Telegraphon" schnurrte mit 250 cm pro Sekunde ab; die ersten AEG-„Magnetophone" liefen mit 78 cm – und heute lassen sich sehr gute Sprach- und brauchbare

Musikaufzeichnungen mit einer Bandgeschwindigkeit von 4,75 cm pro Sekunde anfertigen. Auch ist die Bedienung ganz einfach geworden, und der Tonbandamateur findet zahllose Zusatzgeräte und Hilfsmittel, so daß er Schmalfilme vertonen, eigene Hörspiele aufnehmen, Dia-Reihen besprechen und überhaupt mit Tönen „zaubern" kann.

*

Welch ein Weg des technischen Fortschritts! Oberlin Smith schrieb 1888 zum Schluß seines erwähnten Aufsatzes: „Ich habe nicht die Zeit und nicht einmal ein hinreichend ausgestattetes Laboratorium, um die vorgeschlagenen Ideen zur logischen Erkenntnis ihres Erfolges oder Mißerfolges zu führen. Deshalb übergebe ich sie der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß einige der zahlreichen Experimentatoren auf diesem Gebiet in ihnen einen Keim zum Guten finden mögen, aus dem etwas Nützliches ersprießen möge."

Sie haben es gefunden – sowohl das Gute als auch das Nützliche. Karl Tetzner

Erst bis 20 zählen!

Das war im Winter 48/49, zur Zeit der Berliner Blockade. Wir waren in der S-Bahn unterwegs und waren auf dem Bahnhof Gesundbrunnen ausgestiegen. Die Züge waren damals alle furchtbar überfüllt, und es gab ein großes Gedränge vor der Sperre. Für meine Frau war es also besonders schwierig, mich sicher durch die Menschenmenge zu führen, und wir kamen nur sehr langsam vorwärts. Da bekam ich plötzlich einen heftigen Stoß in den Rücken, und eine wütende Männerstimme keifte:

„Mensch, mach doch, daß de weiter kommst! Denkste vielleicht, ick will deinetwejen hier übernachten?"

Ich drehte mich zu ihm um: mehr verblüfft als empört. Wie ihn mir meine Frau später beschrieb, war es ein kleiner verhungerter Kerl in mittleren Jahren. Schäbig gekleidet, wie damals die meisten Menschen in Berlin, und mit einer schlecht sitzenden scharfen Brille vor den Augen. Ich hatte ihm sicher den Weg versperrt. Als ich mich umdrehte, sah er wohl erst, mit was für einer Sorte Mensch er es bei mir zu tun hatte. Ich hörte, wie er erschreckt nach Luft schnappte, und dann sagte er, weinerlich und verstört: „Ach, entschuldige tausendmal, Kamerad! Det hab' ick ja nicht jesehn! Nee, det wollt' ick wirklich nicht! Kannste mir wirklich glauben, Kamerad!"

Nun hätte er sich ja in keinem Fall so benehmen dürfen, auch nicht dem gesündesten Menschen gegenüber. Aber damals, zur Zeit der Trockennahrung und der Stromsperren, waren wir in Berlin wohl alle etwas verrückt.

Der Kampf um das nackte Leben rieb uns alle auf, und auch mir sind damals öfter die Nerven durchgegangen. Aber an diesem Tage war ich in einer ausnehmend friedlichen Stimmung, und ich hätte die Sache gern mit ein paar Worten abgetan, wenn nicht die anderen Leute gewesen wären. Der Vorfall war natürlich beobachtet worden, und alle, die ihn gesehen hatten, waren empört darüber. Es hagelte saftige Bezeichnungen, wie sie im Norden Berlins bei solchen Gelegenheiten üblich sind, auf den Missetäter hernieder, und mir schien, man war drauf und dran, ihn zu verprügeln.

Ich habe es nun aber gar nicht gern, wenn ich Aufsehen errege, noch weniger, wenn sich fremde Menschen meinetwegen streiten oder gar prügeln. Im allgemeinen kommt das ja auch kaum vor, denn gerade meine kaltschnäuzigen Berliner Landsleute sind Blinden gegenüber von einer geradezu rührenden Hilfsbereitschaft. Das bewies ja auch die Empörung, die alle Zeugen dieses Vorfalles ergriffen hatte. Mir aber wurde die ganze Sache jetzt peinlich. Ich mußte etwas tun, um die Gemüter zu beruhigen. Einen aufgeregten Berliner kann man am besten durch einen schnodderigen Flachs besänftigen. Ich gab also meiner Stimme einen ironisch-teilnahmsvollen Klang und sagte zu meinem Angreifer: „Junge, Junge, du bist aber mächtig mit'n Nerven runter. Geh doch mal zum Onkel Doktor und laß dir 'ne Zementspritze verpassen."

Das Geschimpfe flaute sofort ab, einige Leute lachten. Ein Mann klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Mensch, du hast aber 'n Jemüt wie 'n Krokodil!"

„Ja, ja", sagte ich, „aber leider nicht so'n guten Magen!"

Jetzt lachten alle, und ein Mann rief: „Ja, den könnte man jetzt gut gebrauchen!" Und eine Frau sagte versonnen: „Was man damit so alles verdauen könnte!"

Sie waren mit ihren Gedanken wieder beim Essen angelangt, dem Thema Nr. 1 der



Im Walde — Holzschnitt von Will Joh. Krick

damaligen Zeit. Die Aufregung war vorüber, und die Leute verliefen sich. Auch wir konnten endlich die Sperre passieren. Der Urheber des ganzen Spektakels kam hinter uns her und bat nochmals um Entschuldigung. Er war wirklich ehrlich zerknirscht. Ich sagte ihm ein paar tröstende Worte und gab ihm den Rat, künftig erst einmal bis 20 zu zählen, ehe er anderen Leuten ins Kreuz boxe. Darüber mußte auch er lachen, und sein Lachen klang viel angenehmer als sein weinerliches Gerede. So endete also dieses so ärgerlich begonnene kleine Erlebnis in allgemeiner Heiterkeit. Ja, ja, wenn man selbst nicht die Nerven verliert, bleibt man Herr auch der peinlichsten Situation.

Den guten Rat, erst einmal langsam bis 20 zu zählen, habe ich übrigens seither öfter von meiner lieben Frau zu hören bekommen...

Werner Glienecke

Dörfliche Karriere

„Was, um elfe san Sie schon bsuffa...?"

Da gibt es in der Nähe von Augsburg das stattliche und schöne Dorf Stettenhofen, und in Stettenhofen ist Josef Reitenberger einer der angesehensten Bürger. Man möchte sagen, er hat in seinem Dorf Karriere gemacht. Er ist Ehrenvorsitzender und Gründer des Sportvereins, er sitzt im Gemeinderat, ist aktiv im Veteranenverein tätig, schreibt die



„Blitzschlag tötete Pferd auf der Weide", mit dieser Überschrift wird Josef Reitenberger gleich seinen kleinen Bericht für die Zeitung beginnen. Für die Neuigkeiten im Dorf Stettenhofen ist er der zuständige „Lokalberichterstatter". Noch viele andere Ämter hat er neben seiner Tätigkeit in Werkstatt und Geschäft. Foto: Engert

Ortsneuigkeiten für die Lokalausgabe einer großen Augsburger Zeitung und wurde sogar zum Präsidenten der Stettenhofener Faschingsgesellschaft ernannt. „Keiner kann das besser als du", meinte dazu der Faschingsprinz mit ehrlicher Überzeugung.

Das Verwunderliche an dieser Karriere ist – jedenfalls für den Ortsfremden – die Tatsache, daß Josef Reitenberger nichts mehr sehen kann. Ein Gesichtsquerschuß durch einen russischen Scharfschützen am Dnjepr hat ihm beide Augen gekostet. Er war damals 22 Jahre alt, und es war für ihn ein bitterer Schlag, als ihm der Arzt in einem Feldlazarett eröffnete: „Die Hoffnung, daß Sie jemals noch etwas sehen können, ist gleich Null." Für den jungen Gebirgsjäger schien damals die Welt einzustürzen. Mit seinen Plänen, einmal Ingenieur zu werden, war es vorbei.

In einem Umschulungskursus erlernte er die Blindenschrift und das Maschineschreiben und erwies sich darin bald als so geschickt, daß er als Stenotypist auch einen anspruchsvollen Platz in einem Büro ausgefüllt hätte. Aber als er nach Abschluß der Umschulung im März 1946 nach Stettenhofen heimkehrte, fand er keine Stellung. Weit und breit wollte man von einem kriegsblinden Stenotypisten nichts wissen, und das Wirtschaftswunder mit seinem Bedarf an Kräften hatte noch nicht begonnen.

Zum Glück hatte er während der Umschulung nebenbei auch das Bürstenmachen gelernt. So machte er kurzentschlossen eine Werkstatt auf, und seine Frau Barbara, die

er im Umschulungsheim kennengelernt hatte, ging ihm tüchtig zur Hand. Anno 1949 schloß der tatenfrohe Kriegsblinde seiner Bürstenmacherei ein Seifen- und Parfümeriegeschäft an, das seine Frau und seine Mutter führen. Zwei Jahre darauf ließ er das Einfamilienhaus der Eltern aufstocken, denn seine Familie wurde größer. Josef Reitenberger ist heute stolzer Papa von drei Mädchen und einem Buben.

Im Jahre 1951 war es auch, daß der Kriegsblinde den Sportverein Stettenhofen wieder aus der Taufe hob. Bei seinen Spaziergängen mit dem Führhund hatte Josef Reitenberger festgestellt, daß die jungen Leute abends immer untätig herumstanden. Bei diesen jungen Leuten fiel seine Idee auf guten Boden. Der Verein, der vor Jahren schon einmal bestanden hatte, wurde wieder gegründet. Josef Reitenberger wurde einstimmig zum Vorsitzenden gewählt, und er kann kein schlechter Vorsitzender gewesen sein, denn bald wurde auch ein Sportfeld, ja, sogar ein Klubheim erstellt. Heute hat der Verein, dem Josef Reitenberger jetzt als Ehrenvorsitzender vorsteht, mehr als hundert Mitglieder. „Man muß die Umwelt davon überzeugen, daß man etwas leisten kann, auch wenn man nicht sieht", so lautet ein Leitmotiv dieses aktiven Kriegsblinden.

Man bekam in der Öffentlichkeit Respekt vor dem Wirken dieses Mannes, den man ursprünglich ja nur freundlich bemitleiden wollte. Die Art, wie er sein Leben meisterte, imponierte mehr und mehr. So wurde er vor zwei Jahren als parteiloser Kandidat in den Gemeinderat gewählt. Auch das war keine schlechte Wahl, und er hat sich durch seine sachliche Mitarbeit viel Anerkennung verschafft. Ja, und als dann die Stettenhofener Vereine einen Vergnügungsausschuß für den Fasching bildeten, da brauchte man den Kriegsblinden ebenfalls.

Merkwürdig, so werden manche unserer Leser sagen, daß man sich ausgerechnet von einem Kriegsblinden gute Laune verspricht und Humor! Aber Josef Reitenberger – wie die meisten seiner kriegsblinden Kameraden in Nord und Süd – kann vergnügt und fidel sein, wenn es darauf ankommt, und er sagt uns: „Ich habe als Sehender lange nicht so gerne getanzt wie heute."

Komische Dinge können dabei passieren. So bat er einmal in einem Lokal im Nachbardorf seine Tänzerin, ihn doch am Schluß des Walzers wieder zu der Reihe der Männer zu führen. „Wissens, ich seh' doch nichts mehr", fügte er hinzu, worauf die Tänzerin schallend lachte und ahnungslos meinte: „Was, um elfe san Sie schon so bsuffa, daß Sie nix mehr sehn?"

Ein solcher Irrtum ist wohl das schönste Lob, das einem Kriegsblinden zuteil werden

kann. Was im übrigen das Tanzen angeht, so ist bei Reitenberger natürlich immer „Damenwahl". Er erkennt dabei seine Tänzerinnen gleich an der Stimme, wie er ja auch bei einem Gang durch den Ort die Leute beim Gruß an der Stimme erkennt.

Einer von vielen. Einer von all jenen, die sich nicht unterkriegen ließen . . .

Eine fatale Verwechslung

Es standen nicht oft Gewitterwolken an ihrem Ehehimmel, nur manchmal, und zwar besonders dann, wenn unser Kamerad Alexander spazierengehen wollte und seine Frau keine Lust oder auch keine Zeit dafür hatte. Völlig in Harnisch geraten konnte sie, wenn sich ihr lieber Mann einen Dämmerschoppen im „Blauen Engel" genehmigen wollte und sie ihn dorthin auch noch begleiten sollte. Doch endigten ihre Uneinigkeiten fast ausnahmslos – und das spricht für den heroischen Opfersinn von Alexanders Frau Mathilde – mit ihrem Nachgeben. Sie war eben ihrem Alexander von Herzen gut! Was hätten auch die Leute gesagt, wenn sie ihren Mann so allein, nur mit dem Spazierstock in der Hand, hätte auf den Straßen herumlaufen lassen!

Ihr weiblicher Scharfsinn – oder war es ihre Bequemlichkeit? – brachte sie schließlich auf den Gedanken, einen Führhund anzuschaffen. Alexander könnte dann selbständig zur Arbeit, selbständig nach Hause, sogar selbständig zum Dämmerschoppen gehen. Alexander war erst gar nicht so recht dafür, bis ihm endlich klar wurde, wie viel Freiheit, und zwar Freiheit von jeder Aufsicht, er mit dem Hunde gewinnen würde. Also kam der Hund ins Haus.

Prinz war ein prächtiger, rassereiner Schäferhund, der seinem Namen in jeder Hinsicht volle Ehre machte. Er wurde zum guten und treuen Freund. Es dauerte nicht lange, bis Prinz den Weg zum „Blauen Engel" kannte. Natürlich kannte Prinz auch den Weg zur Arbeit, zur Schwiegermutter, zum Friseur. Aber, daß er den Weg zum „Blauen Engel" kannte, das war eine besonders großartige Sache. Was hatte es doch früher für Ärger und Unstimmigkeiten gegeben, wenn Alexander mal ein Glas Bier trinken wollte! Jetzt war das eine einfache Sache. Auch Prinz kam auf den Geschmack. Es war doch einfach wunderbar, seine von der Hitze des Lokals und vom Tabaksqualm vertrocknete Hundekehle an der Tropfbierschüssel, die unter dem Bierfaß stand, zu laben und dann einen ähnlich seligen Zauber zu empfinden wie das Herrchen. Ja, auch ein Hundeleben lohnt zu leben! Und außerdem war manchmal unter dem Stammtisch Alexanders eine sehr liebreizende und stattliche Schäferhündin zu finden, die dem guten Prinz sehr anziehend erschien.

Einmal nun, als Alexander zu später Stunde wegen einer Geburtstagsfeier die Farbe vom „Blauen Engel" schon recht deutlich angenommen hatte und schlechten Ge-



Mingote (Spanien)



Bis vor kurzem war Anton Habermeier als Musiker tätig. Aber die Nachtarbeit ist für einen Kriegsblinden auf die Dauer zu anstrengend. Man fand für ihn einen Arbeitsplatz bei der Firma Grundig in Nürnberg. Er sortiert, zählt und verpackt Schallfolien für Diktlergeräte. Seinem Akkordeon ist er trotzdem treu geblieben, wenn auch nur im Hausgebrauch für Frau und Tochter. *Fotos (2): Lorz*



wissens nach Hause gehen wollte, griff er mit schon recht unsicher gewordener Hand zu dem Führhundgeschirr, das er dem Prinzen immer abzunehmen und über die Stuhllehne zu hängen pflegte, tastete unter dem Tisch nach dem Hundefell und legte dem Tier mit einiger Mühe das Führhundgeschirr um. Rings palaverte und sang man, alle waren in recht fortgeschrittener Stimmung, verulkten mit ein paar Worten unseren Alexander, der sich auf unsicheren Beinen verabschiedete, und ließen ihn ziehen.

Die frische Luft tat gut. Alles rings war still. Fröhlichen Mutes begann Alexander ein soeben ausgedachtes Lied zu singen: „Oh, du mein lieber Bengel, führ mich jeden Tag zum ‚Blauen Engel'..." Weiter kam er nicht. Im gleichen Augenblick nämlich rannte er mit dem Kopf gegen etwas Hartes, offenbar gegen einen Telegrafenmast, denn es telegrafierte an der Stirne, und es funkte vor den Glasaugen. „Mach keinen Quatsch, wenn ich singe", brummte er vorwurfsvoll zu seinem Hund. Im nächsten Augenblick aber landete er mit dem Bauch in einem Blumenbeet. War denn der Prinz von allen guten Geistern verlassen? Und offenbar war er doch in den Stadtpark gelaufen. „Ich will doch nach Hause, aber nicht hier herumkriechen wie ein Regenwurm!" jammerte er vor sich hin, als er sich wieder aufrappelte. Aber daß es im Stadtpark nicht allein duftende weiche Blumenbeete gab, sondern auch stämmige Bäume und wild herabhängende Zweige, davon konnte sein Kopf einige Kostproben abbekommen. Jedesmal funkten in seiner Finsternis lauter Sterne, ähnlich wohl wie im Traum eines Studenten, der das erste Semester Astronomie betreibt.

Zielstrebig und fleißig zog ihn der Hund aber weiter, ganz ohne Rücksicht darauf, ob sein Herr gegen Bäume rannte oder über eine Raseneinfassung stolperte. Mal blieb der Hund stehen, mal zwang er den armen Alexander, wie ein wilder Urmensch durchs Gebüsch zu rasen. Als der Hund wieder einmal innehielt, wohl um etwas zu beschnuppern, ließ sich Alexander in seiner Erschöpfung und Verzweiflung kurzerhand auf den Boden nieder. „Ach, Mathilde, er führt mich in die Irre, nein, direkt in die Irrenanstalt!" stöhnte er. Dann schimpfte er mit seinem Hund. Aber bald wurde ihm klar, soweit ihm in seinem Zustand etwas klarwerden konnte, daß er von dem Hund ja ganz abhängig war und daß es darauf ankam, ihn umzustimmen und wieder zu einem friedlichen und freundlichen Begleiter zu machen. So bettelte er denn: „Prinz komm, lieber Prinz, sei wieder vernünftig..."

Da spürte er – als Häufchen Unglück zwischen Blumenbeeten sitzend – plötzlich eine

Hundeschnauze an seiner Schulter. Nanu? Der Hund stand vor ihm und nicht neben ihm, seine Hand lag doch begütigend auf dem Fell! Der Prinz hatte doch keinen langen, biegsamen Schwanenhals! Alexander stellte mit einiger Mühe und recht verstört fest, daß zwei Hunde bei ihm standen, zwei Schäferhunde, und allmählich dämmerte ihm, was geschehen war: Er hatte in der Wirtschaft dem falschen Hund, der ahnungslosen Bianca des Stammtischfreundes, das Führhundgeschirr übergestreift. Bianca hatte angenommen, der fremde Herr wolle sie freundlicherweise spazierenführen, und hatte sich nach Herzenslust im Stadtpark ergangen. Prinz aber war in der Wirtschaft wohl wieder einmal an der Tropfschüssel gewesen und war dann schlechten Gewissens dem seltsamen Gespann gefolgt. Alexander wurde jetzt halbwegs nüchtern, rappelte sich auf, legte dem Prinz das Führhundgeschirr um und befahl: „Nach Hause!“ Was aus der Bianca werden sollte, die ihn so feurig durchs Gebüsch hatte rasen lassen, das war ihm ganz egal.



Mathilde hatte mit wachsender Unruhe gewartet. Als der Heimgekehrte in das helle Licht der Dielenlampe trat, erschrak Mathilde. Wie sah er aus! Beulen am Kopf und Schrammen, ein Riß im Mantel, ohne Hut, mit wirrem Haar. Nur einen Augenblick lang blieb



Das Akkordean ist das am meisten verbreitete Instrument unter den deutschen Kriegsblinden. Schon in den Umschulungslazaretten, wenigstens während der ersten Kriegsjahre, konnte jeder Kriegsblinde kostenlos Akkordeonunterricht und dazu auch kostenlos ein Instrument erhalten. Viele unserer Kameraden hat das Musizieren schon damals über manche schwere Stunde hinweggeholfen. Andere Kriegsblinde, die erst in den bitteren Nachkriegsjahren umgeschult wurden, holen den Unterricht bisweilen heute nach so dieser aus Ostpreußen vertriebene Kamerad. Sein Lehrer hat ein besonderes System für den Akkordeonunterricht bei Blinden ersonnen. ***Foto: Eifert***

Mathilde stumm vor Ergriffenheit und Staunen. Dann verkündete sie mit der ihr eigenen Energie: „Das ist dein letzter Besuch im ‚Blauen Engel' gewesen. Du hast dich in eine Schlägerei eingelassen – widersprich mir nicht! – und das als Blinder! Aber dazu wirst du nicht noch einmal Gelegenheit haben. Nun schäm dich und geh zu Bett, du Rowdy!"

Prinz senkte – an Stelle seines in dieser Minute dazu nicht fähigen Herrn – schuldbewußt das Haupt. E. O.

„Möchten Sie über die Straße?"

Man hat es heutzutage als Blinder nicht leicht, sich allein durch das Großstadtgewimmel zu tasten. Mehr noch: Es ist beinahe unmöglich geworden. In einer stillen Vorortstraße kann man sich zwar zur Not orientieren, aber im Zentrum ist es einerseits zu laut und andererseits wieder zu leise: die Autos huschen fast lautlos vorüber. Vorgestern ist wieder ein Kriegsblinder verunglückt. Ich werde ihn nachher im Krankenhaus besuchen.

Ja, es ist schwer geworden für uns Blinde; zumal wenn man bedenkt, daß durchaus nicht alle Blinden einen ständigen Begleiter zur Verfügung haben. Die Kriegsblinden in den Vereinigten Staaten haben während der Umschulung monatelang gelernt, ohne Begleitung durch die Großstadt zu gehen. Uns hat das niemand beigebracht.

Sollen gerade wir in unseren vier Wänden hockenbleiben und warten, bis sich einer findet, der etwas Zeit für uns hat? Oder sollen wir es trotz allem wagen und die Gefahren, die im Straßenverkehr drohen, auf uns nehmen? Es ist schwer zu sagen! Gefahrvoll ist so ein Unternehmen, bei dem man sich allein auf sein Gehör und seinen Stock verlassen muß in jedem Falle. Es sei denn...

Was denn? Ja, ich meinte: Es sei denn, daß alle Verkehrsteilnehmer auf die gelbe Binde oder neuerdings auf den weißen Stock achten würden.

Ist das etwa immer noch nicht so? Leider nicht! Man steht an der Bordsteinkante wie an dem Ufer eines reißenden Stromes und muß oft sehr, sehr lange warten, bis sich der Fährmann findet, der einen sicher übersetzt. Für einen Blinden gibt es fast keine Furt mehr. Der Strom reißt nicht ab und hemmt auch nicht für einen Augenblick seinen wilden Lauf.

Und die Fährleute, um bei diesem Bild zu bleiben? Haben heute keine Zeit mehr! Jeder hat es eilig und muß auf sich selber achten. Keine Zeit, keinen Raum für andere, für den Schwächeren, sie haben nur noch sich selbst, wenn es hochkommt. Findet sich mal einer, dann...

Was dann? Ach, schon gut! Ich beginne ungerecht zu werden! Es gibt ja auch andere, freundliche Begegnungen...

Wieso ungerecht? Ich wollte sagen: Findet sich mal einer, dann stellt er sich in den meisten Fällen so ungeschickt wie nur möglich an, aber ich weiß: ich werde ungerecht! Und Ungeschick ist ja keine Zeiterscheinung. Oder doch?

Kein Ausweichen, bitte! Weshalb ungerecht? Weshalb? Hm, das muß ich erklären. Nun gut, ich will erzählen.

Es ist noch gar nicht so lange her. Ich stand gerade an einer sehr belebten Kreuzung. Allein, nur mit Stock, versteht sich. Ich wartete, wartete darauf, von einem Sehenden über die Straße gebracht zu werden. Natürlich trug ich die gelbe Binde mit den drei schwarzen Punkten und dem Eisernen Kreuz auf dem Arm. Ich wartete also. Ich weiß

nicht wie lange, aber ich wartete eine ganze Weile. Endlich trat jemand an mich heran und fragte etwas verlegen:

„Wollen ... wollen Sie über die Straße?"

Dumme Frage, dachte ich, sagte aber – wie ich mir einbilde sehr höflich – „ja, bitte!" Ich glaube jedenfalls, daß ich das sehr höflich gesagt habe.

Eine, wie mir schien, kräftige Männerhand faßte mich am Handgelenk, eine andere schob sich beherzt unter meinen Oberarm bis in die Achselhöhle und packte zu, als müßte sie einen Betrunkenen stützen oder doch mindestens einen Gelähmten. Ich lächelte etwas und tröstete mich damit, daß es die meisten hilfsbereiten Menschen so tun, denn: was wissen sie schon von uns Blinden? Ach, seien wir doch dankbar, wenn einmal jemand nicht gedankenlos an uns vorübergeht! Zaghaft und übervorsichtig geleitete mich der Mann über die Straße. Ich dachte gerade daran, was das wohl für ein Mann sei, als sich mein Fuß hart an der Bordkante stieß. Ich kam trotz der Mühe meines Begleiters, mich aufzufangen, ins Straucheln, und plötzlich sah ich Sterne. Ich war mit dem Kopf an einen harten Gegenstand geschlagen.

„Ent — — entschuldigen Sie", stammelte mein Begleiter, murmelte noch ein paar verlegene, unsichere Worte und entfernte sich sehr schnell.

Ich weiß nur, daß ich in diesem Moment nicht nur eine Beule an der Stirn, sondern auch entsetzliche Wut im Bauch hatte. Ich tastete mich zähneknirschend weiter. Es hatte wohl sonst keiner mein Mißgeschick beobachtet, strich an der Häuserzeile entlang und fand schließlich den Eingang zum Friseurgeschäft, das ich aufsuchen wollte. Der Eingang war ja gut zu riechen.

Es waren noch einige Männer vor mir, ich mußte warten! Unauffällig betastete ich meine Stirn und preßte die Hand für einige Augenblicke darauf. „So ein Trottel!" zischte ich in mich hinein und konnte nur schlecht meinen Ärger verbergen, wenngleich mich insgeheim mein Gewissen schon warnte, den gutwilligen Helfer nicht zu schmähen.

„Der nächste bitte!" Das galt nicht mir. Die Haarschneidemaschine brummte, und der Meister klapperte mit der Schere. Die Beule an meiner Stirn war noch etwas größer geworden. Dafür nahm aber meine Wut allmählich ab. Ich ließ den ganzen Vorgang noch einmal an mir vorüberziehen.

Warum meinen die Leute nur immer, sie müßten einen schier über die Straße tragen? Und vor lauter übertriebener, aufgeregter Hilfsaktion vergessen sie das Natürlichste und Wichtigste und lassen mich gegen einen Briefkasten oder Laternenmast stolpern.

„Wünscht der Herr das Haar angefeuchtet?" Der Herr wünschte es nicht, und ich überlegte, ob ich es nicht auch trocken lassen sollte.

Aber wirklich! So ein ...! Das war mir noch nie passiert. Mich gegen einen Laternenpfahl rennen zu lassen! Sicher war es ein Laternenpfahl, was sonst?

Ich merkte, daß wieder die Wut in mir hochkroch. Da bezwang ich mich und erinnerte mich meines Grundsatzes, den ich mir für solche Fälle zurechtgezimmert hatte. Nämlich den: daß die Hilfsbereitschaft uns Blinden gegenüber mit den unbeholfensten

Händen getan wird, deshalb aber vielleicht gerade um so mehr Güte und helfendes Wollen dahintersteckt. Der Mann hatte es gewiß nur gut gemeint, nur hatte er es eben zu gut gemeint. Ja, warum sind die meisten Menschen so unbeholfen, wenn sie jemandem helfen? Woran mag das liegen? Allein an Phantasielosigkeit, allein an der Unfähigkeit also, sich in die Lage des anderen zu versetzen?

Ich preßte meine Hand wieder auf die Stirn und überlegte. Aller Ärger war mit einem Male wie weggewischt, und ich sah plötzlich eine andere Straßenkreuzung – und ich sah mich vor mir. Nur ganz kurz sah ich das Bild, aber es genügte, um mir einen leisen Flug von Schamröte über das Gesicht zu jagen.

Damals, an der Straßenkreuzung, ich war etwa siebzehn Jahre und konnte also noch sehen, ja, ich stand da und sah unweit von mir einen Mann warten, mit einem Stock in der Hand, einer dunklen Brille vor den Augen und einer gelben Binde um den Arm, auf der drei schwarze Punkte zu sehen waren, dazwischen ein kleines Eisernes Kreuz. Ein Kriegsblinder also, und mir lief ein Frösteln den Rücken hinunter. Ich beobachtete ihn verstohlen und bemerkte, daß er die Straße überqueren wollte. Ich überwand mich schließlich. Ich kam mir sehr mutig vor, als ich auf ihn zuging und ihm meine Hilfe anbot, die er dankend annahm.

Auch ich hatte damals den Mann so ungeschickt wie nur möglich am Arm gefaßt und führte ihn so behutsam wie nur möglich auf die Fahrbahn. Was war es nur? Irgendwie fühlte auch ich mich damals befangen und sah den Mann von der Seite her scheu an. Er hatte Narben im Gesicht, und ich spürte förmlich selbst, wie die Splitter schmerzhaft eingedrungen waren. Blind!

Ich versuchte, mir das einen Augenblick lang vorzustellen. Wieder lief mir das Frösteln den Rücken hinunter, und ich hatte es plötzlich sehr eilig, über die Fahrbahn zu kommen. Ich zog den Mann mit mir fort, noch ungeschickter als vorher, und dann geschah es. Auch ich hatte ihn nicht auf die Bordkante aufmerksam gemacht. Er stolperte, und nur mit Mühe fing er sich mit meiner Hilfe wieder auf.

Ich sah die vorwurfsvollen Blicke vorbeieilender Passanten, stammelte etwas wie eine Entschuldigung und lief einfach davon, ohne mich auch nur einmal nach dem Mann umzusehen. Daß ich dieses Erlebnis nur so völlig vergessen konnte!

Ich tastete nun wieder nach meiner Stirn, als wollte ich diese Gedanken abstreifen, diese Erinnerung wegwischen, und stieß an die Beule. Ja, da hatte ich dem Mann von vorhin auch schon verziehen. Was hatte er dafür gekonnt, daß gerade da, wo ich ins Stolpern geraten war, ein Laternenpfahl gestanden hatte? Ich hatte damals nur mehr Glück gehabt, sonst wäre es diesem Kriegsblinden genauso ergangen.

Da tippte mir eine Hand auf die Schulter. „Sie sind dran!"

Das war der Friseur. „Zwei Schritte! Genau vor Ihnen steht der Stuhl!" sagte er. Ich erhob mich und wunderte mich, daß sich keine ungeschickte Hand unter meinen Arm schob.

„Hier, die linke Armlehne!" sagte der Friseur wieder und führte meine Hand daran. Die Selbstverständlichkeit, mit der er das tat, überraschte mich sehr angenehm.

„Haare schneiden?" – „Ja!"

„Wie immer?" – „Bitte!"

Ich lauschte jedem seiner Handgriffe, und ich freute mich, daß dieser Mann sich gerade so verhielt, als ginge er nur mit Blinden um. Die Haarschneidemaschine brummte, dann klapperte die Schere, und ich hatte meine Beule an der Stirn vergessen. Nur einmal, als der Friseur mit dem Kamm an sie stieß, erinnerte ich mich daran. Er war sicher nur deswegen darangestoßen, damit ich nicht vergesse, wie ich mich früher selbst benommen habe. *Franz F.*



Wenn für sehende Menschen die Arbeit oft nur ein notwendiges Übel ist, um Geld zu verdienen, so bedeutet für den Kriegsblinden die Arbeit weit mehr: Selbstbestätigung, Ermutigung, Freude, Behauptung im Leben. Das sieht man auch diesen beiden Nürnberger Kriegsblinden Fritz Beyer und Franz Schön an, die als gewissenhafte Einschreiber neuer Schreibmaschinen tätig sind. Sie kennen die Konstruktion der Maschinen ganz genau, und so bereitet es ihnen auch keine Schwierigkeit, mal eine Schraube nachzuziehen, wo es nötig ist. **Foto: Lorz**

Sarkey macht ein Geschäft

ERZÄHLUNG VON C. CROUDACE

Sarkey wartete eben solange, wie seine dreißigjährige Erfahrung ihm riet zu warten, dann schlug er zu. Es war ein sauberer, sicherer, mit der linken Hand geführter Schlag. Sieben Faden tief, unter dem Kiel des Bootes, krümmte ein Hecht seinen stromlinienförmigen Leib im plötzlichen Todesschmerz, als ein Haken Nr. 13 seinen Gaumen durchbohrte.

Ungeschickt und doch mit überraschender Schnelligkeit holte der Fischer seine Angel herein. Der Hecht leistete Widerstand gegen den unbarmherzigen Zug nach oben, doch Sarkey stemmte die Füße gegen die Reling und brachte seinen Fang an die Oberfläche.

Gerade als er ihn über Bord ziehen wollte, sauste ein dunkler, wohlbekannter Schatten durch das graugrüne Wasser. Einen Augenblick vergrößerte sich der Zug an der Angel und ließ dann plötzlich fast ganz nach. Nur



der blutende Kopf des Hechts, dessen wilde Kinnladen noch schwach schnappten, war an der Angel geblieben.

„Diese verdammte Robbe!" fluchte Sarkey. „Wieviel macht das, Joe?"

„Elf", konstatierte der Maschinist bitter. „Elf Hechte hat sie heute vormittag so zugerichtet. Acht Schilling das Stück hätten wir dafür gekriegt. Über vier Pfund."

„War es die gleiche, Sarkey?" fragte ein Mitglied der Mannschaft.

„Jawohl", sagte er, „immer der gleiche schräge Schwimmer."

Diese bestimmte Robbe hatte sie die ganze Woche geplagt. Schon als Sarkeys Boot, die „Unverwüstliche", mitten in der Fischerflotte der Bucht vertäut war, hatte die Robbe sie entdeckt. Und als sie losgefahren waren und über dem schwimmenden Schwarm von Fischen auf die Küste zusteuerten, war die Robbe ihnen gefolgt, ungefähr alle Viertelstunde aufgetaucht und hatte sie mit großen, sanften Augen angeblickt.

Sie kannten sie an der Art ihres Schwimmens, sie behielt die eine Seite immer im Wasser und ging nie sehr tief herunter.

Zum Glück war in dieser Saison der Fang gut gewesen, und die Raubzüge der Robbe hatten ihnen nicht viel ausgemacht. Trotzdem war es, gelinde gesagt, ärgerlich, mit so einem Schmarotzer geschlagen zu sein. Sarkey hatte die größte Lust, ihn loszuwerden. Doch waren Robben in bestimmten Gebieten gesetzlich geschützt, so auch in diesem, wo bereits die Fischschwärme von der ständig wachsenden Zahl der Robben ernstlich dezimiert oder vertrieben waren.

Sarkey nahm den Haken ab, machte einen neuen Köder von gefrorenen Sardinen an und warf die Angel zurück ins Meer. Der Kopf des Hechts fiel unbeachtet auf Deck. Dort lag er, großäugig, das unsympathische spitze Maul weit offen. Die hervorstehenden ungleichen vorderen Zähne der kurzen oberen Kinnlade schimmerten bösartig, ganz wie die rasiermesserscharfen kleineren an den Seiten. Grausam, fast obszön, sah dieser Vetter des gefürchteten Hais aus, und doch waren seine Kiemen so zart gefranst und schön wie rote Chrysanthemen.

Die Angel rollte glatt ab, bis der Köder etwa sechs Faden tief gesunken war. Sarkey saß zusammengekauert in seiner alten Ölhaut, und die Angelschnur schnitt in seine bandagierten Finger ein.

Inzwischen hatten alle anderen Schiffe der Flotte Kurs heimwärts genommen, denn der Fischschwarm hatte sich gelichtet. Die „Unverwüstliche" lag eine Meile von der Küste vor Anker, und die Fischer räumten schon ihre Angeln weg. Das Schiff hob und senkte sich unter dem Anprall der kalten, grauen See. „Vierzig Jahre alt und so seefest wie am Tage, da ich es gekauft habe", dachte Sarkey.

Doch seine Träumerei wurde von dem Zug eines Fisches an seiner Angel unterbrochen. Wieder wartete er eben lange genug, um den Angelhaken in die richtige Stellung zu be-

kommen, ehe er zuschlug und die Leine einholte. Er arbeitete rasch, aber nicht rasch genug, denn schon in dem Augenblick, da er den Fisch über Bord holte, sah er, daß ein Stück von der Größe eines wohldimensionierten Koteletts aus dem Schwanz gebissen war.

Zwanzig Fuß weiter weg tauchte ein runder Kopf aus dem Wasser, und Sarkey blickte wieder einmal in die großen, unschuldigen Augen der Robbe.

„Stell den Motor an, Joe“, sagte er ruhig. „Und hol den Anker ein. Ich will hinter dieser Robbe her.“ – Gesetz hin, Gesetz her, schließlich gab es für alles eine Grenze!

Er gab dem Hecht am Draht einen Schlag aufs Maul, damit er ruhig wurde. Der frisch hereingeholte Fisch leuchtete wie geschmolzenes Silber und in seinem Schimmer waren alle Regenbogenfarben.

„Ich werfe diesen Burschen zurück“, sagte er grimmig, „bleibt mit dem Netz daneben.“

Der Anker kam triefend über Bord, der Motor bebte und Sarkey schleuderte den Hecht in die wogende See. Die Robbe packte ihn fast sofort und geriet in die teerigen Maschen des Netzes.

„Vorsicht“, warnte Sarkey die Mannschaft, „Netze sind teuer.“

Die Männer holten das Netz ein, und die Robbe lag bald auf Deck. Sie lag ganz still und blickte mit furchtlosem, ziemlich rührendem Blick durch die Stricke. Sarkey nahm die Keule auf, die er zum Erschlagen des Hechts gebraucht hatte.

„Es ist ein Krüppel“, rief einer der Leute.

Sarkey hob die Keule. In diesem Augenblick sah er, daß die Robbe eine Flosse verloren hatte, vielleicht war sie ihr in einem Kampf abgebissen oder von einer Schiffsschraube abgeschnitten worden.

Er zögerte und fühlte, wie die Mannschaft ihn beobachtete. „Darum also stiehlt der arme Teufel Fische vom Haken“, dachte er, „wahrscheinlich ist er nicht rasch genug, um selbst Fische zu fangen.“



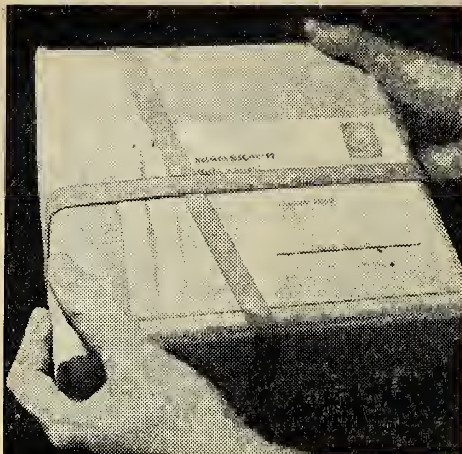
Zeichnungen: Büsemeyer

Mit einem Seufzer ließ er die Keule sinken. „Also gut, Leute!“ sagte er schließlich, „werft ihn wieder hinein.“

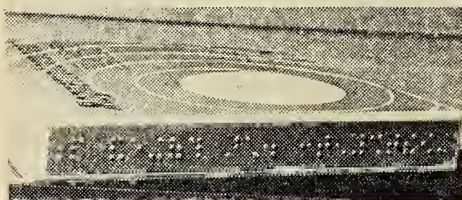
Mit starrem Blick beobachtete er, wie sie die Robbe zurück ins Meer warfen und das glatte, dunkle Geschöpf in seiner unverkennbar schrägen Lage vom Schiff wegschwamm. Nachdenklich rieb Sarkey den Stumpf seines eigenen rechten Armes, den er vor ungefähr zwanzig Jahren bei einem Unfall verloren hatte.

Er wandte sich zu Joe, seinem Mechaniker: „Worauf warten wir?“ rief er, „fahren wir heim!“

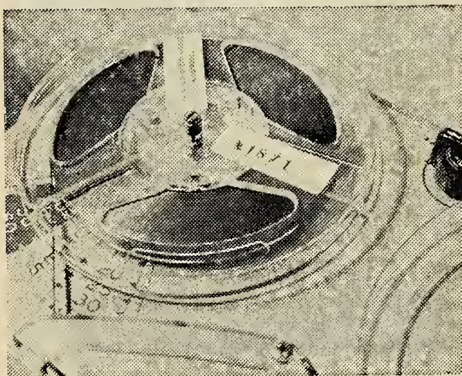
Ein Zittern lief durch die „Unüberwindliche“, als Joe Gas gab. Es war ein gutes Schiff, obwohl es vierzig Jahre alt war. „Ein Geschäft hast du gemacht, Sarkey“, hatten die Leute damals zu ihm gesagt. Er lächelte ein bitteres Lächeln. Ein Geschäft – fünfhundert Pfund für einen guten rechten Arm.



Immer, wenn ein solches Päckchen ankommt, ist es für den kriegsblinden Empfänger eine frohe Stunde. In dem Päckchen befinden sich nämlich Tonbandspulen mit aufgesprochenen Buchtexten, olsa „sprechende Bücher" ous einer Blindenhärbücherei. Zwei breite Gummibänder genügen als Verschluß und erleichtern dem blinden Empfänger das Auspocken und später auch das Einpocken. Die Pöckchen benötigen nur das Blindenschriftparta van 4 Pfennig.



Rund zwei Stunden Varlesezeit sind in einem salchen niedrigen Korton enthalten. An Stelle eines gedruckten Buchrückens ist ein Streifen aufgeklebt, der in Blindenschrift den Titel nennt.



Und so liegt die Spule dann ouf dem Gerät. Der schmale Streifen des Tonbandes läuft ab, und der Kriegsblinde hört den Vorleser, der var langen Monoten in der Hörbücherei den Text eines schönen Buches in das Mikraphon gesprachen hot.

Was sind denn „sprechende Bücher"?

Für einen erblindeten Menschen gibt es oft leere Stunden oder leere Viertelstunden am Tage. Ein Sehender greift dann zur Zeitung, zur Illustrierten, er geht ins Kino oder in eine Kneipe, er geht zum Radrennen oder auf den Fußballplatz; er besucht eine Kunstausstellung oder ein Museum, er schaltet den Fernsehapparat ein, oder er fotografiert, malt oder bastelt, geht ins Schwimmbad oder geht zur Jagd, liest ein Buch oder jätet Unkraut im Garten – ach, vieles könnte man aufzählen, was die Mußestunden angenehm macht.

All das kann der Kriegsblinde nicht. Vieles von dem, was Ihnen, lieber Leser, Freude macht, ist dem Kriegsblinden grausam und endgültig verschlossen. Er kann Rundfunk hören und tut es gern, aber die Auswahl an Programmen und Sendern ist nicht so groß, daß immer etwas zu hören wäre, was ausfüllt und Freude macht. Was bleibt? Etwa nur ein stumpfes Dösen? Ein träges Nichtstun?

„Lesen": wird es dem Sehenden eigentlich bewußt, daß er liest, wo er geht und steht? Die Reklame an den Wänden, die Linien-Nummer an der Straßenbahn, der Kalender auf dem Tisch, die Aufmachung der Zigarettenschachtel, die Briefe und Zettel bei der Arbeit, ja, und doch auch das Buch zur Feierabendzeit – das Lesen spielt ständig eine große Rolle. Nun gibt es zwar auch viele Kriegsblinde, die lesen können, nämlich mit den Fingerspitzen: die winzigen Punkte der Blindenschrift werden von geschickten Blinden so rasch abgetastet, daß sie auf das Lesetempo etwa eines langsamen, dann und wann etwas holprigen Vorlesers kommen. Aber dieses Lesen ist sehr anstrengend, wenigstens wenn man es nicht nur für zehn Minuten betreibt, und die meisten Späterblindeten haben auch nicht die ausdauernde, hartnäckige Geduld aufgebracht, die nötig ist, bis die Blindenschrift beherrscht wird.

Wer es kann und mit Genuß die Blindenschrift zu lesen versteht, der ist übrigens gut dran: große Bibliotheken halten in der Bundesrepublik rund 25 000 verschiedene Bücher für ihn bereit, ob Kriminalroman oder hebräische Grammatik, ob Goethe oder moderne Autoren aus aller Welt.

Aber für die anderen blieb bisher nur das Vorlesen. Aus der Zeitung ein bißchen vorlesen, einen Brief aus der Verwandtschaft, – das ist eine alltägliche Aufgabe für jede mit einem Kriegsblinden verheiratete Frau. Aber ein Buch vorlesen?

Hier ergaben sich oft quälende Probleme: viele Frauen nämlich können nicht vorlesen, sie haben einfach nicht das Talent dazu, oder aber es strengt sie – besonders im Alter – viel zu sehr an. Und außerdem: sie haben

allzu selten Zeit dazu. Immer dann, wenn gerade der Mann etwas vorgelesen haben möchte, hat die Frau zu bügeln oder das Abendessen vorzubereiten oder ist sonstwie vom Haushalt oder den Kindern in Anspruch genommen, und der Tag dieser Frauen ist lang, weil sie ja durch den Dienst des Begleitens und all die anderen ständigen Hilfen übermäßig belastet sind.

Mit dem Vorlesen hatte der Kriegsblinde also bisher seine liebe Not, und manche schöne Stunde floß ungenutzt und träge dahin, wenn es nicht gar zu jenen selbstquälerischen Grübeleien kam, die einen Kriegsblinden in einsamen, leeren Stunden schon einmal zu überfallen pflegen, besonders dann, wenn er sich des Verlustes seiner Augen einmal wieder voll bewußt wird . . .

Heute aber hat der Kriegsblinde einen Vorleser neben sich, der jederzeit zur Stelle ist, wenn es gewünscht wird, einen Vorleser obendrein, der nicht nur ausdauernd, sondern auch kunstvoll und ohne Tadel spricht – und der nicht gebeten werden muß, also den Kriegsblinden zum Schuldner macht. Keines Angehörigen Dienste sind in Anspruch zu nehmen, im Gegenteil, der Kriegsblinde kann in Freiheit und Selbständigkeit handeln: er legt ein Tonband auf und hört die Stimme des Vorlesers . . .

Dieses Tonband, das „sprechende Buch", wird dem Kriegsblinden von der für sein Land zuständigen Blindenhörbücherei als kleines Päckchen ins Haus geschickt, mehrere Spulen meist, je nach Länge des bestellten Buches. Sechs bis acht Stunden Vorlesedauer, das ist so der Durchschnitt für ein Buch. Nach acht Tagen wird das Päckchen – übrigens zum Blindenschriftporto von vier Pfennig – an die Bücherei zurückgeschickt, und ein neues Buch kommt ins Haus. Noch ist es nicht überall soweit, daß man nicht bis zum nächsten Buch etwas warten müßte. Die Hörbüchereien befinden sich noch im Aufbau, die Auswahl an Buchtiteln – rund tausend mag es geben – und an Buchkopien – rund viertausend oder fünftausend – ist noch nicht reich genug. Außerdem steigt auch mit jeder Woche die Zahl der Benutzer. Für das Jahresende 1959 rechnet man mit mehr als viertausend Blinden, die ein Tonbandgerät besitzen und Bücher ausleihen möchten. Die Zahl wird weiter steigen.

Die ärgste Schwierigkeit beim Aufbau der Hörbüchereien liegt aber nicht auf rein organisatorischem, sondern auf finanziellem Gebiet. Magnettonbänder (wir berichten an anderer Stelle über deren Erfindung) sind äußerst teuer. Ein einziges „Buch", das dem blinden Entleiher zugeschickt wird, kostet allein mit seinem Materialwert im Durchschnitt etwa 50 Mark, oft 70 oder 90 Mark. Eine teuere Bibliothek also! Dazu kommen erhebliche Aufwendungen für den Betrieb, vor allem im technischen Bereich: Techniker müssen angestellt werden, kostspielige Geräteanschaffungen fallen ins Gewicht, das Registrieren und Versenden und schließlich auch das Sprechen bringen Aufwendungen mit sich, denen die Blindenverbände niemals gewachsen wären.



Nicht mehr die Familie oder eine bezahlte Vorleserin bemühen zu müssen und nicht mehr abhängig zu sein vom guten Willen und von der freien Zeit der anderen – das allein schon ist eine Wohltat für den Kriegsblinden, der sich aus dem Katalog einer Blindenhörbücherei ein Buch ausgewählt hat und zuschicken ließ. Hier lauscht der stellv. Bundesvorsitzende des Bundes der Kriegsblinden, Dr. jur. Franz Sonntag (Stuttgart). Er ist Initiator und Vorsitzender der „Süddeutschen Blindenhörbücherei". *Fotos (4): Pabst*

So hat sich auf diesem Gebiet ein ganz neues, segensreiches Tätigkeitsfeld für die

Hauptfürsorgestellen der Länder ergeben, und mit Dankbarkeit sei hier vermerkt, daß die Hauptfürsorgestellen wirklich umfassende Hilfe leisten, auch in der Mitverantwortung für jede Bücherei, ebenso – und nicht zuletzt – auch in der Erleichterung, die bei der Anschaffung eines Tonbandgerätes gewährt wird. Es gibt ja nur wenige Kriegsblinde, die in der Lage wären, aus eigener Kraft und mit der eigenen Brieftasche ein Tonbandgerät zu bezahlen. Rund fünfhundert Mark sind ja für das Gerät aufzubringen, Geräte mit größeren Schikanen kosten achthundert Mark. Ohne staatliche Hilfe wäre also schon diese Voraussetzung gar nicht zu schaffen.

Im Laufe der letzten Zeit hat sich also eine ganz neuartige Partnerschaft zwischen der Behörde und dem Bund der Kriegsblinden entwickelt, die Partnerschaft als gemeinsamer Träger des Hörbüchereiwesens, Hand in Hand auch mit den Verbänden der Zivilblinden. Sechs Hörbüchereien gibt es: die „Deutsche Blinden-Hörbücherei" in Marburg, die den Anfang machte, sodann die Hörbücherei Nordrhein-Westfalen in Münster, die Süddeutsche Hörbücherei in Stuttgart, die Bayerische Hörbücherei in München, die Berliner und schließlich auch die Hamburger Hörbücherei, bestimmt für die Länder Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Bremen.

Wir Kriegsblinden aber sind dankbar dafür, daß wir endlich wieder einen Zugang zum Buch gefunden haben, Zugang zu einer Bereicherung unseres Geistes und unserer Phantasie, ob wir nun Unterhaltung oder Belehrung, Dichtung oder Reisebeschreibung vorziehen – das Buch ist für uns neu entdeckt.

Ein Unfall

Er wußte nicht genau, warum es ihn gerade heute abend noch einmal auf die Straße, unter Menschen zog. Die Klänge des Orchestrions, die zerhackt vom scharfen Glockengebimmel der Schiffschaukel vom Jahrmarkt herüberwehten, hatten ihn wohl an Kindertage erinnert. Damals hatte es für ihn nichts Schöneres gegeben, als mit dem Fünfziger in der heißen kleinen Faust und mit brennenden Augen durch die Budenstadt zu schweifen. Die Augen – seitdem sie im letzten Kriegsjahr blicklos geworden waren, hatten sein Leben schmerzhaft verändert. Aber die Erinnerung an alles, was sie einmal gesehen hatten, war noch ganz lebendig. Sie fügte sich jetzt mit dem Duft von heißen Mandeln und den verworrenen Klangfetzen wieder zu einem runden Bild zusammen.



Der Einsame — Holzschnitt von Will Joh. Krick



„Adrian, der Tulpendieb", dieser Roman von Otto Rombach umfaßt in Blindenschrift sieben Bände großen Formats und hat das stattliche Gewicht von rund 20 Pfund. Das gleiche Werk auf Tonband gesprochen hält die Mitarbeiterin der Hörbücherei in ihrer rechten Hand: sieben Bänder im Gesamtgewicht von nicht einmal zwei Pfund. Trotz dieser Erleichterungen durch den Tonbandverleih der Blindenhörbüchereien bleiben viele Kriegsblinde – besonders bei anspruchsvoller oder wissenschaftlicher Literatur – dem Punktschriftbuch treu. Insgesamt mag es jetzt etwa 1200 Titel in den Katalogen der Hörbüchereien geben, aber sicher 30 000 Titel in den Punktschrift-Bibliotheken. *Foto: Pabst*

Behutsam tastete er sich durch die Schaulustigen, ließ sich schieben. Vorbei am Leierkastenmann und den Zuckerbuden, wo es den türkischen Honig gab, an den Karussells und dem billigen Jakob bis ans Ende des Platzes, von dem schon von weitem das eigenartige Sausen und Rattern der Achterbahn an sein Ohr drang. Er mußte nur noch wenige Schritte von dem hohen, wirren Gerüst entfernt sein, das von bunten Lämpchen wie mit großen Stecknädelköpfen eng besetzt war, als ein spitzer Schrei den brodelnden Lärm zwischen den Buden zerschnitt. Hart neben ihm sauste etwas mit unglaublicher Wucht in die Tiefe. Es traf ihn fast wie ein Schlag. Etwas Unfaßbares mußte geschehen sein. Um ihn strömten Menschen zusammen. Nervöses, entsetztes Stimmengewirr: „... zuerst das Rote Kreuz, dann die Polizei ... kennt sie jemand?" Ein Wagen der Bahn hatte sich in zwölf Meter Höhe in einer Kurve gelöst: unter geborstenem Holz und verbogenem Blech lag eine Frau. Er hörte sie stöhnen. Er drängte sich aus dem immer dichter werdenden Gewühl um die Unglücksstelle wie benommen auf den freien Platz hinaus, der hinter den Budenreihen lag.

Auch das Schreckliche ist mir verhüllt, dachte er, nicht nur das Schöne. Die Blindheit kann auch zur Schonung werden. Der Anblick des Entsetzlichen blieb mir entzogen ...

„Hast du meine Mutter gesehen?" hörte er eine vom Laufen ganz atemlose Kinderstimme unmittelbar neben sich. Das Mädchen hatte keine Furcht vor ihm; es sah nicht, daß er blind war. „Sie wollte mich abholen, ich hab' Angst gehabt, mit ihr dort zu fahren ..." Er ahnte, daß sich etwas Düsteres, Unwiderrufliches für die Kleine ereignet hatte. „Ich weiß nicht, wo deine Mutter ist, komm, wir werden sie schon finden", sagte er leise und zog das Mädchen behutsam mit sich fort. Am anderen Ende des Jahrmarkts lag das Polizeirevier. Dorthin ließ er sich führen, ohne daß dem Kind recht klar wurde, wie er sich führen ließ. Es glaubte, selber geführt zu werden. Er ging sehr langsam und zögernd.

Der Raum war fast leer. Ein Beamter hatte den Telefonhörer am Ohr und notierte etwas: „Nein, ein vierjähriges Mädchen haben

wir bis jetzt noch nicht gefunden ... unsere Leute sind alle draußen ... sie muß schrecklich aussehen." Der Blinde schob sich mit dem Kind an die Schranke. Was er zu Protokoll zu geben hatte, war rasch erledigt. „Tja, wenn Sie die Kleine zunächst mit nach Hause nehmen wollen – ihr Vater ist nämlich gestorben; ob sie Verwandte hat, wissen wir nicht genau. Ihre Adresse haben wir, und Sie sind uns ja bekannt" – sagte der Uniformierte noch. Dann stand der Blinde wieder draußen. Drang immer noch von fern der Heulton des Unfallwagens durch die Dämmerung? Das Mädchen hatte längst zu weinen aufgehört und schob seine kleine Hand behutsam in die des Mannes. „Onkel – kaufst du mir eine Zuckerstange, wenn wir Mutti gefunden haben?" Gerd Nieden

Das Plakat in der Bahnhofshalle

Erinnerung eines Kriegsblinden aus dem Ersten Weltkrieg

Gibt es für bestimmte Ereignisse in unserem Leben so etwas wie eine Vorahnung? Über diese Frage ist schon viel geredet und geschrieben worden. Zufall sagen die einen, dumme Gedanken die andern! Dritte wieder suchen ihre Erklärungen in den Sternen! Nun, es soll hier weder der einen noch der anderen Meinung das Wort geredet sein. Ich will lediglich von einem Erlebnis aus dem Ersten Weltkrieg erzählen, das mich damals sehr stark in seinem Bann hielt, ein Erlebnis, das mich noch heute nachdenklich stimmt, so oft ich daran erinnert werde. – So ging es mir auch kürzlich wieder, als mir von der Wiedererstehung der Deutschen Kriegsblindenstiftung vorgelesen wurde. Erinnerungen wurden wieder lebendig. als wäre es gestern gewesen, und alles durch ein Plakat, das mir damals wie ein Wegweiser in das Schicksal erschien. Und das kam so:

Es war Ende Februar 1916. Die Sonne schien bereits verhältnismäßig warm und die Stare meldeten den Frühling an. In den Gärten zeigte sich das erste Grün. An geschützten Stellen blühten Schneeglöckchen. Nichts verriet, daß im Westen und im Osten schon seit mehr als anderthalb Jahren der Krieg tobte.

Ich stand mit meiner Mutter im Bahnhofsgebäude meines Heimatortes und war im

Begriff, an die Front zurückzufahren. Der Zug hatte etwas Verspätung, und die Türe zum Bahnsteig war noch geschlossen. Eine Beinverletzung hatte mir einige Wochen Feldlazarett und anschließend drei Wochen Erholungsurlaub eingetragen. Es war mein erster und sollte auch mein einziger Fronturlaub sein. Meine Mutter war mitgekommen. Sie war mehr um die Pakete als um mich besorgt. Denn was war nicht alles für die Kameraden mitzubringen! Ich war aufgeräumt und guter Dinge, um ihr dên Abschied nicht allzu schwer zu machen. So standen wir denn, während meine Blicke die an den Wänden aufgehängten Reklameplakate musterten. Plötzlich fiel mein Blick auf ein über der Ausgangstür angebrachtes Plakat in Buntdruck, auf dem in großen und schwarzen Lettern zu lesen war: „Deutsche Kriegsblindenstiftung für Landheer und Flotte. Spendet den erblindeten Kriegern!" Darunter das Bild: ein müde aussehender Mann mit ausdruckslosem Gesicht, den Blick ins Leere gerichtet. An der linken Brustseite die Ordensspange, die Hände auf den Stock gestützt. Die Sitzgelegenheit ein aufgeworfener Steinhaufen von Findlingen. So saß er da, und mir war, als wären seine lichtlosen Augen auf mich gerichtet.

Ein beklemmendes Gefühl nahm meine Sinne gefangen, das Bild ließ mich nicht mehr los! Gab es denn so etwas? Konnte man im Felde denn das Augenlicht verlieren? Und als Blinder in die Heimat kommen? Nie war der Gedanke in mir aufgekommen, noch nie hatte ich etwas Derartiges gehört oder gelesen. Immer hatte ich da draußen nur an das eine gedacht: Heldentod oder Heimatschuß, schlimmstenfalls Verlust eines Armes oder Beines, wie es von meinen Schulkameraden den einen oder anderen schon erwischt hatte. – Aber blind nach Hause kommen, nein, das konnte doch nicht möglich sein! Und doch muß es so etwas geben, denn sonst hinge das Plakat nicht hier. Meine Stimmung war plötzlich verändert, und ich hatte alle Mühe, es vor meiner Mutter zu verbergen. Ich sagte ihr nichts davon und war froh, daß ihr das Plakat entgangen



Hudibras (Dänemark)

war. Die Gedanken aber, die ließen mich nicht mehr los und stiegen mit mir in den Zug und wurden so zum Begleiter auf der Fahrt an die Front. Beim Abschied sah ich noch einmal in das sorgenerfüllte Gesicht meiner Mutter und fühlte, wie sie mit den Tränen kämpfte. Hatte ihr Mutterherz doch etwas gespürt?

Der Zug rollte davon, und vom Abteilfenster aus sah ich die Mutter zum letzten-

mal mit erzwungenem Lächeln mir nachwinken. Ich sah zum letztenmal, wie die Heimat sich in der Ferne verlor, wie sich ein Dunstschleier der Dämmerung über die Landschaft legte.

Ein halbes Jahr später. Im Osten hat die sogenannte Märzoffensive den Russen an der Nordfront den gewünschten Erfolg nicht gebracht; im Westen sind vor Verdun die deutschen Hoffnungen in einem Meer von Blut erstickt. Jetzt rollt die sogenannte Brussilow-Offensive über Wolhynien und Galizien. Mein Regiment, die „schwarzen Husaren", ist jetzt im Raum Tarnopol. Seit zwei Tagen hält das Regiment eine vielumkämpfte Höhenstellung besetzt. Seit gestern schießt sich der Gegner mit allen Kalibern ein. Durch unseren Nachrichtendienst wissen wir, daß am nächsten Tag um elf Uhr dreißig der Angriff zu erwarten ist.

In der Nacht wird alles für die Abwehr vorbereitet. Ich habe mit mehreren Kameraden vor dem Laufgraben einen Granattrichter gut ausgebaut. Wir haben 1500 Schuß und 90 Handgranaten. – Um 5 Uhr morgens setzt das Trommelfeuer ein. Die Minuten kriechen, die Stunden werden endlos. Die Gedanken klammern sich an Erinnerungen, an Hoffnungen.

Und da – da ist wieder das Plakat mit der Aufschrift „Deutsche Kriegsblindenstiftung für Landheer und Flotte". Der abgedankte Krieger schaut mich an, ich muß an meine Augen denken. Herrgott, nur das nicht! Nur das nicht!

Auf die Minute treten die Russen zum Angriff an. In mehreren Wellen und tief gestaffelt, weiter rückwärts in ganzen Kolonnen. Das Trommelfeuer bleibt auf unseren Stellungen, das ist die Methode des Generals Brussilow. Die Hölle bricht los, ein mörderisches Abwehrfeuer setzt ein. Werden wir sie aufhalten? Ich lasse mir Patronen zureichen. Alles in mir ist Maschine. Die ängstlichen Gedanken sind erstickt. „Jetzt Handgranaten" schreie ich meinen Kameraden zu und will noch die Kammer meines Gewehres leerschießen. Da – ein harter Schlag ins Gesicht! Ein brennend heißer Schmerz zischt durch den Kopf; das Gewehr fällt mir aus den Händen. Ich glaube zu schweben und höre Musik. Die Grabenwand rutscht ein und drückt mich auf die unten kauernden Kameraden. Es ist still um mich, Nacht.

Drei Tage später erwache ich in der Zuchthauskapelle Drohobitsch aus dem unfreiwilligen Schlaf. Aus dem Zuchthaus war ein Kriegslazarett geworden. Kopf und Augen sind durch einen dicken Verband verhüllt. Es ist immer noch Nacht. Mehr läßt das Denken nicht zu.

Aus der anderen Ecke des improvisierten Lazarettsaales höre ich Stöhnen und dazwischen den schmerzgequälten Ruf eines anderen Kameraden „Macht endlich Licht, es ist doch dunkel". Ich höre ihn wieder und wieder. Als ich nach Stunden wach bin, höre ich ihn immer noch. Am nächsten Tage war er still. Ein gütiger Engel hatte ihm das andere Licht gebracht. Mir aber blieb der quälende Gedanke: was ist mit meinen Augen? Niemand will mir darauf die Antwort geben.

Erst nach Wochen, zwischen Hoffen und Bangen, erfahre ich die Wahrheit. Ich befand

mich jetzt in einer Nürnberger Augenklinik. Das eine Auge zerfetzt, das andere ohne Netzhaut, ohne Sehnerv. Eine seltsame Ahnung hatte sich erfüllt. Jetzt gehöre ich zu ihm, dem abgedankten Krieger auf dem Plakat! Zu ihm, dem Kameraden mit den lichtlosen Augen und der Ordensspange an der Brust. Welch eine Ironie des Schicksals!

Bald darauf erhalte ich die damals übliche Trostspende, einhundert Mark, von der Stiftung. Drei Jahre später wurde ich in den Vorstand der „Deutschen Kriegsblindenstiftung" berufen. Ein seltsamer Weg liegt hinter mir! Jenes Plakat aber habe ich heute noch vor Augen ... *P. H.*

Der dritte Gefährte

Ihr Sehenden begegnet wohl einmal einem Kriegsblinden: auf der Straße, in Verkehrsmitteln, im Theater, beim Tanz, oder ihr erlebt ihn bei seiner Arbeit als Masseur, als Telefonist, in der Auskunft eines Bahnhofs, im Büro, in der Fabrik, oder ihr seht ihn mit Kameraden zusammen – und ihr verwundert euch: ruhig-gesammelt oder heiter-gelöst ist sein Gesicht, bedächtig oder lebhaft, aber sicher seine Redeweise, aufrecht, manchmal ein wenig zu aufrecht der Körper, zuversichtlich sein Gang, zielbewußt sein Hantieren, und frei und unbeschwert sein Lachen – nichts von Bedrückung, nichts von Verzweiflung, trotz seiner Blindheit. Wohl kann er nicht sehen, wohl bedarf er gelegentlich eurer Hilfe, aber sonst unterscheidet er sich nicht von den Menschen, mit denen er lebt. Das eben verwundert euch. Das macht: ihr nehmt die Weggefährten nicht wahr, die unsichtbar, ihm selbst nicht bewußt, immer treulich um ihn sind. Ihrer einer gleicht einem stillen ernsten Mann mit klaren Zügen und guter Haltung, der andere Weggefährte gleicht einer jungen Frau mit hellen Augen und freudigem Wesen. Sie heißen Tapferkeit und Fröhlichkeit. Diese beiden helfen ihm, daß er getrost sein Leben erfüllt, daß er gern lebt in dieser lieben Welt, die er kennt: mit Licht und Farbe, Raum und Weite, Wald und Meer, mit blauem Himmel und Wolkenzug und mit der Unendlichkeit der Sternennacht. Er hat seine gute Arbeit, in der er Tüchtiges leistet, und er kann in seinem Lebenskreis beweisen, was er wert ist. Und überall gehen seine beiden Weggefährten mit ihm.



Oft werden kriegsblinde Väter bedauert, weil sie niemals ihre Kinder sehen. Sie sind aber trotzdem stolze und liebevolle Papas und wissen sich von ihren Kindern ein gutes Bild zu machen. Die Nase unseres Bielefelder Kameraden Werner Albert interessiert den Sprößling Stefan ungemein. Von Beruf ist der Vater Masseur in einer angesehenen Klinik.

Aber ihr irrt euch, wenn ihr einen Kriegsblinden zu kennen glaubt und allein diese Seite seht. Das Bild ist trügerisch.

Still im Hintergrund nämlich hält sich noch eine dritte Gestalt, unsichtbar auch sie, aber je und je beunruhigend gespürt von dem Tapferen, dem Fröhlichen: groß ist sie, und wie eine mütterliche Frau, dunkel ihr Haar, dunkel ihr Gewand, dunkel und tief ihre großen Augen. Da kommt etwa einmal sein Kind auf ihn zugesprungen, das er nie gesehen hat; da kommt seine Frau zu ihm ins Zimmer – er trägt von ihr das Bild einer jungen Frau in sich, so wie er sie vor fünfzehn, achtzehn Jahren beim Urlaub zum letztenmal sah; da steht er nach einem herzhaften Weg mit Freunden auf einer Höhe und weiß, daß er von hier ein gutes Stück dieser schönen Erde sehen könnte, die an-



Mit seinen Jungen unterm Weihnachtsbaum zu spielen, das macht dem kriegsblinden Vater Freude, aber auch hierbei muß er lauschend und tastend eine große Konzentration aufwenden. Wohltuend ist für ihn immer wieder die große Unbefangenheit der Kinder. *Foto: Dürrich*

zuschauen er nie hatte satt werden können, und er fühlt nur den Wind der Ferne.

Dann tritt die dritte, die dunkle Gestalt, die Schwermut, zu ihm, und die anderen beiden Gefährten weichen beiseite, und sie legt ihre Arme um ihn. Da geschieht es dann, daß der Aufrechte seinen Kopf sinken läßt und bitter wird oder traurig, bis ihn die Schwermut wieder aus ihren Armen entläßt und dem stillen Manne Raum gibt und der Mut ihm zurückkehrt. Dann wagt sich auch, zaghaft noch und mit sorgendem Blick zurück auf die dunkle Gestalt hinter ihm, die Fröhlichkeit zu ihm und streicht ihm über die Stirn, daß die verhaltene, immer drohende Gegenwart der Schwermut nur noch wie der schwingende Nachhall eines tiefen Glockentons zurückbleibt, immer, immer hörbar.

Kreuzung

„Ich hätte Sie beinahe überfahren ... Ein paar Schatten, die springen, wahllos, ziellos. Schatten, ja, Schatten. Wie komme ich auf Schatten? Ich bin sehr erregt, entschuldigen Sie: Sie müssen es wohl ebenso sein. Ich habe vergessen zu fragen: Sagen Sie erst einmal, es ist Ihnen nichts passiert?"

Der, den das anging, der bis jetzt noch kein Wort geredet hatte, war etwa fünfunddreißig Jahre alt. Vor Sekunden fuhr dieses Auto auf ihn zu. Viel zu schnell. Ein Omnibus kam aus der anderen Richtung. Er

sprang zur Seite. Die Straße war wieder frei. Das entgegenkommende Auto wich aus. Jetzt stand es dort drüben. Die Scheinwerfer blendeten.

„Fast hätte ich Sie überfahren. Ich habe es immer eilig gehabt. Zu eilig. Was wollten Sie gerade sagen? In meinem Alter sollte man's nicht mehr eilig haben. Entgegnen Sie nichts. Ihre Antwort kann ich erraten. Mit sechzig – na ja. Sie würden mir einen Gefallen tun, mit mir einen Kaffee zu trinken, etwas zu essen – vielleicht. Bitte, nicht nein, nachdem ich Sie fast – Sie verstehen schon... Ich möchte wissen, daß Ihnen nichts passierte."

Sie gingen.

„Etwas essen? Zwei Kaffee, bitte. Sie trinken Kaffee?", beim Ober bestellte er. „Schön, daß Ihnen nichts passierte. Mein Sohn, ein ähnliches Unglück, er lebt nicht mehr. Verstehen Sie, daß ich aufgeregt war? Ich fahre sonst langsam." *Horst Bingel*

Auch eine Waffenreinigung

Von jeher war ich ein Feind aller Waffen, und seitdem ich ein Opfer des Krieges geworden bin, verabscheue ich sie vollends. Nur eine Ausnahme mache ich dabei, und das sind alte preußische Schutzmannssäbel.

Einer meiner Urahnen, der Vater meiner Großmutter mütterlicherseits, war nämlich königlich preußischer Schutzmannshauptwachtmeister gewesen. Ich habe ihn nicht mehr persönlich gekannt, sondern nur sein Brustbild in Öl, das neben dem seiner Ehehälfte in der guten Stube meiner Großeltern über dem Plüschsofa hing. Von diesem Bild sehe ich in meiner Erinnerung vor allem einen langen, geteilten Vollbart und einen mindestens 30 Zentimeter langen Schnauzbart, die fast die ganze Fläche des Bildes einnahmen. Darüber waren dann noch die Augen zu sehen, die den Eindruck erweckten, als ob sie, mit strengem Blick, die häufigen Familienzusammenkünfte überwachten.

Sonst waren von diesem Urgroßvater nur noch zwei alte Schutzmannssäbel vorhanden. Diese hingen aber nicht in der guten Stube, sondern – mit Verlaub gesagt – auf dem Klosett und dienten dem profanen Zweck, die häufigen Klosettverstopfungen zu bekämpfen, wofür sie sich nicht einmal besonders gut eigneten.

Nun hatten meine Großeltern neun Töchter, von denen meine Mutter die älteste war. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, von der ich hier erzähle, waren von diesen Töchtern noch sechs unverheiratet, aber sehr heiratslustig. Es war deshalb häufig der Fall, daß in der Familie junge Herren als eventuelle Ehekandidaten zu Gast waren. Wenn man nun gemütlich in der guten Stube beisammen saß, war es unausbleiblich, daß das Gespräch auch auf das Bild des Urahnen und seine bedeutende Persönlichkeit kam. Wenn dieses Thema erreicht war, warf eine der Tanten uns Enkelsöhnen einen Blick zu. Zwei oder drei von uns begaben sich daraufhin aufs Klosett und reinigten die Säbel von häßlichen Flecken, die sie sich bei ihrer jetzigen, friedlichen Verwendung zugezogen hatten. Dann wurden sie dem Besucher feierlich präsentiert, gleichsam als sichtbare Beweise für die Solidität der Familie. Der Gast wurde auch gebührend darauf hingewiesen, daß es sich nicht etwa um gewöhnliche Schutzmannssäbel handelte, sondern um echte, königlich preußische Schutzmanns-



Consigli (Italien)

hauptwachtmeistersäbel, und es wurden ihm die Unterschiede eingehend erklärt. Ich weiß diese Unterschiede heute nicht mehr und erinnere mich nur, daß sie sehr bedeutender Art waren. Wenn der Gast das Haus verlassen hatte, kamen die Säbel wieder auf ihren gewöhnlichen Platz.

Nun waren meine Tanten, was Männer anbelangt, sehr wählerisch und hatten einen erheblichen Verschleiß an Heiratskandidaten. So kam es, daß immer häufiger neue Bewerber zum Antrittsbesuch erschienen. Dabei hatte sich die Sache mit den Säbeln bei uns Neffen schließlich so gut eingespielt, daß wir uns, sobald ein neuer junger Mann aufkreuzte, wortlos und unaufgefordert aufs Klosett begaben und mit dem Waffenreinigen begannen. Im Laufe der Jahre kamen denn auch die meisten meiner Tanten tatsächlich unter die Haube, und so schlief auch der gute, alte Brauch der Säbelparade ein. Die neugebackenen Onkel stocherten jetzt selbst pietätlos mit dem Säbel im verstopften Klosett herum, und das Bild meines Urgroßvaters war rissig und unansehnlich geworden und moderte irgendwo in der Rumpelkammer.

Heute haben meine Großeltern und meine vielen Tanten längst das Zeitliche gesegnet. Das Haus, in dem sie gewohnt haben, ist dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen, und dabei sind wohl auch die beiden alten Schutzmannshauptwachtmeistersäbel den Weg alles Irdischen gegangen.

In meiner Erinnerung aber leben sie fort als die einzigen Waffen, an die ich mit Heiterkeit denken kann. Werner Glienecke

Der Intelligenztest

Joe Smith und Jim Waker lasen in der berühmten Zeitschrift „Big Mo" die letzten Ergebnisse über die Forschungen, wieviel Intelligenz ein Mensch haben muß und wieviel er haben kann. Anschließend kamen unter der Überschrift: „Testen Sie Ihre Umgebung" einige praktische Hinweise.

Schon am Abend startete der erste Versuch bei Smiths.

„Nick, geh mal rüber in die Kneipe und hol mir für einen Cent zehn Flaschen Bier!" so hört man Vater Smith zu seinem Filius im Forschertone sagen. Der schiebt auch, folgsam wie Smith jun. ist, zum größten Erstaunen seines Daddys los in Richtung Gasthaus.

Auch bei Wakers wird die Intelligenz des jüngsten Sprößlings ernsthaft geprüft: „Donald, geh mal rüber in die Kneipe und sieh nach, ob ich dort bin. Wenn ich dort sitze, dann sage, daß ich doch sofort nach Hause kommen möchte, weil Ma das Abendbrot fertig hat." Auch Donald macht sich, ohne groß nach wieso und warum zu fragen, schweigend auf den Weg.

In der Kneipe treffen sich Donald und Nick. Hört man Nick sagen: „Mensch, Donald, ich hab vielleicht einen dummen Vater! Mein Vater schickt mich hierher. Ich soll für einen Cent zehn Flaschen Bier holen. Dabei weiß er doch ganz genau, daß ich nur fünf Flaschen tragen kann."

„Aber meiner erst", meint Donald zu Nick gewandt, „meiner schickt mich auch hierher. Ich soll nachsehen, ob er hier ist. Dabei ist doch das ganz unnötig. Wenn er wissen will, ob er hier ist, dann braucht er doch nur von Hause aus anzutelefonieren und nachzufragen ..." *E. Werthmann*

Wo bestelle ich Besen, Bürsten und Matten?

Wenn Sie einem kriegsblinden Bürstenmacher über deprimierende Stunden der Untätigkeit hinweghelfen wollen, so richten Sie Ihre Bestellung an eine der folgenden Anschriften:

Bayerische Kriegsblindenarbeitsfürsorge
gem. GmbH., München 2, Baudrexelstraße 2, Ruf 5 10 20
Zweigniederlassungen:
Augsburg, Georgenstr. 43 a, Ruf 57 94
Bayreuth, Lisztstraße 1, Ruf 51 38
Würzburg, Erthalstr. 3, Ruf 82 72 und
Lager und Büro Nürnberg, Schmausenbuckstraße 25

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge für Nordbaden, Württemberg und Hohenzollern,
GGmbH., Stuttgart-W., Forststr. 52 A, Ruf 6 96 66

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen, *gem. GmbH.,*
Dortmund, Voßkuhle 39—41, Ruf 2 50 61
Abteilung Köln, Neußer Wall 14 a, Ruf 7 67 55

Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
gem. eGmbH., Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5, Ruf 3 26 66

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz
Hauptstelle Kruft bei Andernach, Jahnstraße, Ruf Niedermendig 752
Zweigstelle: Neustadt a. d. Weinstr., Gartenstraße 35 a, Ruf 20 45

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Hessen,
gem. GmbH.,
Kassel, Ludwig-Mond-Str. 39, Ruf 157 00

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Niedersachsen und Bremen,
GGmbH., Hannover-Wiesenau, Bachstraße 4, Ruf 66 69 59
Geschäftsstellen:
Bremen, Osterdeich 14, Ruf 2 77 27
Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8, Ruf 5 70
Braunschweig, Broitzemer Str. 230, Ruf 2 43 59
Leer, Conrebbersweg 42, Ruf 23 82
Oldenburg i. O., Kasinoplatz 1, Ruf 71 01

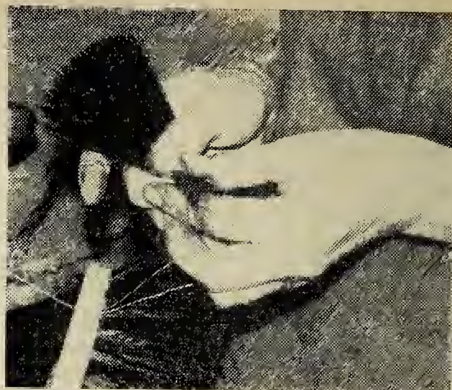
„St. Georg", Gemeinnützige Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für die Länder Schleswig-Holstein und Hansestadt Hamburg,
GGmbH., Hamburg-Bahrenfeld, Theodorstraße 41, Ruf 89 20 64

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin E. V.
Berlin NW 21, Stromstr. 25, Ruf 35 34 46

Anfragen sowie Aufträge, die sich über das gesamte Bundesgebiet erstrecken, nimmt entgegen:

Deutsche Kriegsblindenhandwerkerfürsorge GmbH. zu Bonn, Geschäftsstelle: Bayreuth, Lisztstraße 1, Ruf 51 38

Hier zu kaufen ist ja Ehrensache!



Warum denn immer noch Bürstenmacher?

„Wenn es so schwer ist, die Besen und Bürsten Ihrer kriegsblinden Handwerker zu verkaufen, so muß man doch fragen: Warum vermitteln Sie denn Ihre Handwerker nicht in ganz andere Berufe? Warum denn immer noch Bürstenmacher? Das ist doch kein moderner Blindenberuf, und Bürsten werden in Fabriken hergestellt, nicht besser vielleicht, aber doch billiger."

Häufig hören die maßgebenden Mitarbeiter des Bundes der Kriegsblinden diese Frage, und sie klingt durchaus logisch. Die kürzeste Antwort würde lauten: „Nennen Sie uns für unsere Bürstenmacher gleich gute Berufe, und wir wären glücklich!"

Wie oft schon haben wir darüber gegrübelt, wie oft schon haben wir Experimente gemacht und Untersuchungen angestellt, um ganz neue Tätigkeitsgebiete für unsere Handwerker zu erschließen! Immer vergebens. Diejenigen Kriegsblinden, die heute noch Bürstenmacher oder Mattenflechter sind, müssen in diesem Beruf verbleiben.

Und wir müssen weiterhin die Öffentlichkeit bitten, uns zu helfen, damit wir diesen unseren Kameraden Arbeit verschaffen können. Es geht dabei übrigens erst in zweiter Linie um den Lohn – obwohl mancher auch auf diesen Lohn angewiesen ist –, es geht vor allem darum, diesen Kriegsblinden das deprimierende Gefühl zu nehmen, nutzlos zu sein, es geht darum, ihrem Tageslauf einen Inhalt zu geben. Das Nichtstun ist schlimm für einen Menschen, der nichts mehr sieht. Die grauen, leeren Stunden zwingen zu quälenden Grübeleien, der Mensch wird unfroh, weil er sein Leben für überflüssig halten muß.

Kurz, es ist nicht ein althergebrachter Trott, von dem wir uns aus Bequemlichkeit nicht trennen könnten, sondern es ist bitterer Zwang, wenn wir auch weiterhin dem Blindenhandwerk treu bleiben müssen.

Bevor wir dafür die schlagenden Gründe angeben, sei mit einigem Stolz berichtet, was wir in den letzten Jahren in dem Bemühen darum, die Anzahl unserer Handwerker zu verringern, erreicht haben. Die Abwanderung in andere Berufe wurde unter dem Stichwort „Weg vom Blindenhandwerk!" planmäßig gefördert. Allein in den drei Jahren von 1953 bis 1956 sind etwa 500 kriegsblinde Handwerker in andere Berufe vermittelt worden. Nach dem Kriege gab es anfangs die überhaupt nicht zu bewältigende Zahl von 2800 kriegsblinden Handwerkern in der Bundesrepublik, 1956 waren es noch 1564, heute sind es etwa 1280 einschließlich der ganz selbständig tätigen Handwerker und der Handweber. Die vom Handwerk abgewanderten Kriegsblinden sind größtenteils während des Krieges infolge einer unverantwortlich kurzsichtigen Praxis der Wehrmachtsfürsorge in den für sie weder angemessenen noch notwendigen Beruf des Handwerkers gedrängt worden, ohne daß viel danach gefragt wurde, ob für all diese vielen Bürstenmacher später auch Arbeit vorhanden sei. Sehr mühsam und in enger Zusammenarbeit mit den Hauptfürsorgestellen und den Arbeitsämtern gelang es, andere und bessere Arbeitsplätze zu finden. Bemerkenswert ist es dabei übrigens, daß die abgewanderten Handwerker keineswegs vornehmlich Industriearbeiter geworden sind. Von den in den letzten drei Jahren in andere Berufe übergewechselten Handwer-



Sehr oft findet man unter unseren Bürstenmachern außer der Erblindung auch zusätzliche weitere schwere Verletzungen, hier zum Beispiel die Amputation des rechten Unterarms. Trotzdem gelingt die Arbeit, sogar der Beschnitt mit der sogenannten Bankschere (unten).
Fotos (2): Vogler



kern sind zum Beispiel 91 Telefonisten geworden, 51 Stenotypisten und nur 34 Industriearbeiter.

Jetzt aber ist die Grenze erreicht: Von den 1280 im Handwerk verbliebenen Kriegsblinden ist kaum einer noch in einen anderen Beruf zu bringen. Zwei Hauptgründe sind dafür entscheidend: Diese Handwerker haben unter den Folgen zusätzlicher schwerer Verwundungen zu leiden, sind also in einem Betrieb nicht einsatzfähig, oder sie wohnen in entlegenen ländlichen Gebieten, in denen es weit und breit keine Betriebe gibt, die Kriegsblinde einstellen könnten.

Man muß sich einmal klarmachen, daß der Verlust beider Augen in sehr vielen Fällen,



Wenn das doch jeder wüßte: Dies ist das Kennzeichen für alle gesetzlich anerkannte Blindenware! Auf dem Ausweis des Vertreters, der Sie aufsucht, muß sich dieses Zeichen befinden. Dann können Sie ihm vertrauen. Nur Behörden stellen diese Ausweise aus!

ja, in der Mehrzahl der Fälle mit anderen Verwundungen verbunden war: mit einer Verstümmelung der Hände oder Beine, vielfach leider auch mit Hirnverletzungen, Lähmungen, gelegentlichen Krampfanfällen, Gesichtsentstellungen, Gleichgewichtsstörungen, sehr oft auch – und das ist bei Blinden doppelt belastend – mit Einschränkungen des Hörvermögens, von kleineren, aber nicht weniger bitteren Folgen ganz abgesehen. (So haben schätzungsweise 800 bis 1000 Kriegsblinde auch den Geruchssinn verloren und damit die normale Ausprägung des Geschmackssinnes. Das mindert nicht nur manche Lebensfreude, es schränkt auch die Orientierungshilfen ein.)

Die aufgezählten schweren Folgen zusätzlicher Verwundungen machen es vielen Kriegsblinden ganz und gar unmöglich, außerhalb der eigenen Wohnung zu arbeiten. Sie würden einen Achtstundentag in einem Betrieb gar nicht durchstehen, und außerdem würde ihre doppelte Behinderung nur selten eine Beschäftigung erlauben, die für den Betrieb nützlich wäre, also mehr als ein Almosen, und die nicht durch ein Übermaß von Rücksichtnahme große seelische Belastungen mit sich brächte.

Diese Kriegsblinden also fallen für einen anderen Berufseinsatz aus. Soweit sie überhaupt noch zu irgendeiner Beschäftigung in der Lage sind, muß es eine Tätigkeit in den eigenen vier Wänden sein, in der eigenen Werkstatt. Was aber kann ein Blinder hier tun? Was kann er anfertigen? Hier und da ist es gelungen, mit Fabriken Abmachungen in der Weise zu treffen, daß einem solchen Kameraden Werkstücke ins Haus gebracht werden, die zusammenzumontieren sind. Aber diese Möglichkeit bleibt die Ausnahme. Die Tätigkeit im Blindenhandwerk ist hier also nicht zu umgehen. Der Kriegsblinde kann sich seine Arbeitszeit je nach seiner Kraft einteilen, und rasch ist eine Pflege zur Stelle, wenn es ihm plötzlich schlecht geht.

Mit der anderen Gruppe, nämlich jenen Kameraden, die auf dem flachen Lande wohnen, steht es nicht viel besser. Der Einwand nämlich, daß doch diese Kriegsblinden einfach in die Großstadt ziehen sollten, ist leider nicht stichhaltig. Man bedenke: Der Kriegsblinde ist in seinem Dorf aufgewachsen, er kennt hier die Menschen und sie kennen ihn, er kennt die Wege und kann sich in seiner Phantasie aus seiner früheren Erinnerung heraus ein gutes Bild von Ort und Landschaft machen. Ließe es sich wirklich verantworten, diesen Kriegsblinden aus seiner ihm so vertrauten Umwelt herauszureißen? In der Stadt wird er weder so leicht die menschlichen Kontakte finden noch die immer wieder ermutigende Sicherheit der Orientierung. Dazu kommt oft, daß der Kriegsblinde ein kleines Anwesen geerbt oder sich ein kleines Häuschen gebaut hat. Es ist ihm niemals zuzumuten, dieses mit Not und Sorge bewahrte oder aufgebaute Eigentum zu verlassen. Welchen anderen Beruf soll er ausüben als den des Bürstenmachers? Selbst wenn er es auf sich nimmt, täglich mit dem Omnibus in die Kreisstadt zu fahren, so

findet er dort kaum eine Firma oder eine Behörde, die einen Arbeitsplatz für einen Kriegsblinden hat. Sehr oft aber sind schon diese Fahrten zur Kreisstadt kaum möglich. Auch dieser Kriegsblinde muß also daheim in der eigenen Werkstatt arbeiten. Was soll er dort tun? Wer uns einen brauchbaren Vorschlag macht, kriegt einen Preis ...

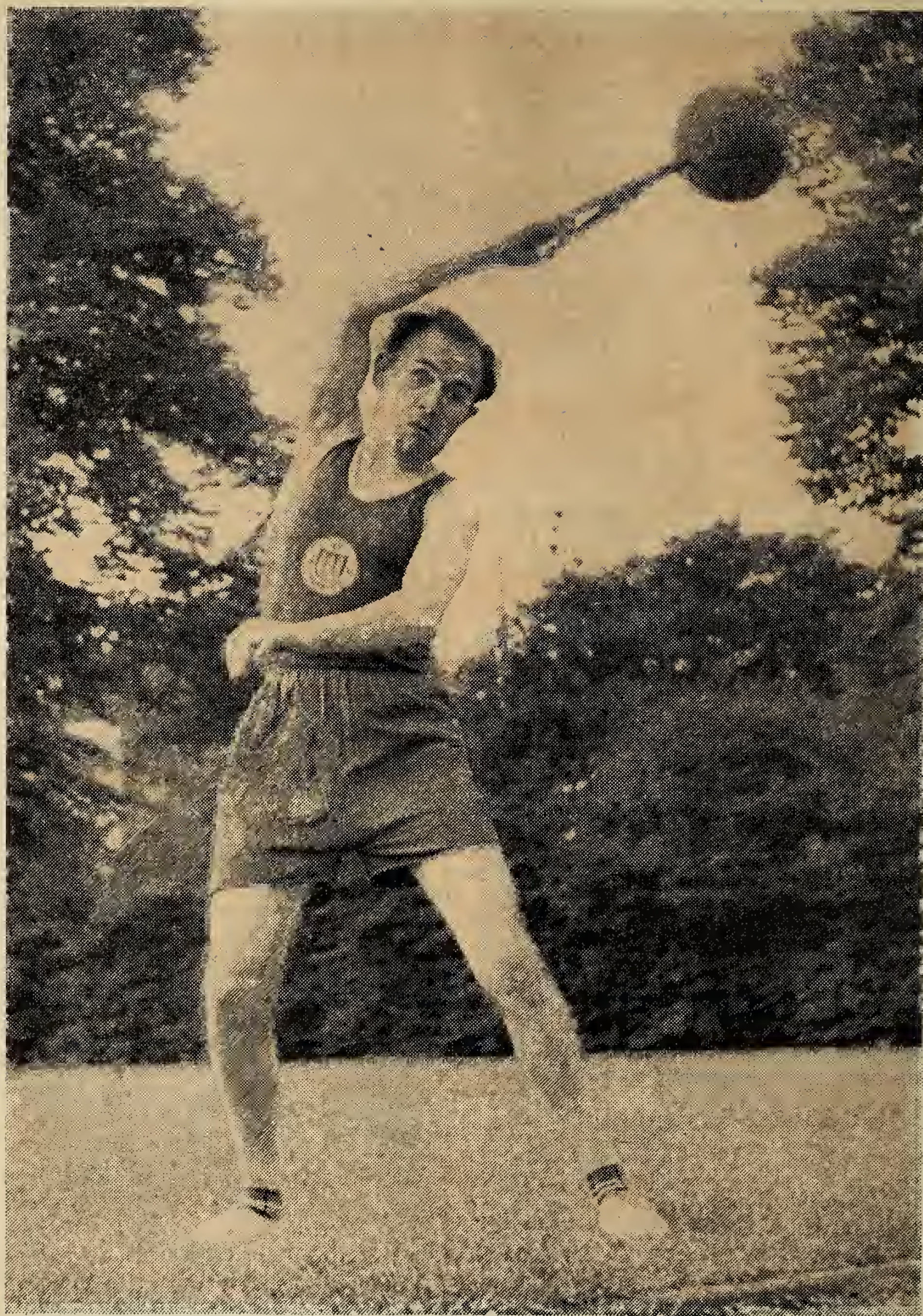
Nun muß aber endlich auch folgendes gesagt werden: Eine Tätigkeit als Bürstenmacher oder Mattenflechter ist ein ausgesprochen schöner Beruf, wenigstens für Blinde! Es ist nämlich ein Irrtum, von oben herab anzunehmen, daß es ganz einfach sei, eine Kleiderbürste oder einen Handfeger einzuziehen. Auch für diesen Berufszweig gibt es Meisterprüfungen, und mancher Kriegsblinde hat diese Meisterprüfung bestanden. Eine saubere Handwerksarbeit zu liefern, das erfordert Aufmerksamkeit und will gelernt sein. Mehr aber noch: Die tastenden Finger des blinden Handwerkers lassen erkennen, ob das einzelne Stück gut geraten ist. Anders als in fast allen übrigen Blindenberufen kann hier der Kriegsblinde mit Hilfe seiner Finger gewissermaßen „sehen", was er geleistet hat. Es ist keine automatische Arbeit, in die er wenig persönlichen Ehrgeiz setzen könnte, es ist auch nicht eine Arbeit, die er nicht selber kontrollieren könnte, wie es etwa bei einem kriegsblinden Maschinenschreiber der Fall ist – nein, beim Handwerker hat der Tag einen überschaubaren, stolzen Ertrag. Das löst Freude und eine tiefe Befriedigung aus. Wenn nun gar Spezialstücke anzufertigen sind, genau vorgeschriebene technische Bürsten für die Industrie, Autowaschbürsten oder Waren mit neuartigen Einzugsstoffen, so ist dieser Stolz auf die geglückte Leistung besonders groß. Zu bedenken ist auch, daß der Beruf sehr abwechslungsreich ist. Die Kataloge der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge enthalten 150 und noch mehr verschiedene Sorten von Waren, und zu den verschiedenen Formen kommen ja auch verschiedene Einzugsstoffe vom Roßhaar bis zum Perlon, vom Kokos bis zur Piassava-Faser.



„Ein Geschenk für mich? Etwas für meine Hand, und kein Ring?"

Ein schöner Beruf also, und leider auch ein unentbehrlicher. In der Liste der Berufe, die von Kriegsblinden ausgeführt werden, steht er immer noch an der Spitze. Von denjenigen Kriegsblinden, die berufstätig sind, also nicht infolge ihres Alters oder zusätzlicher Leiden allein von der Rente leben, ist jeder vierte im Blindenhandwerk beschäftigt. Mit Abstand folgen dann erst die Telefonisten.

Die große Zahl der Handwerker macht dem Bund der Kriegsblinden verständlicherweise einige Sorgen. Um jeden kleinen Auftrag muß gerungen werden. In jedem Bundesland gibt es eine zentrale Verkaufsstelle, die gleichzeitig auch den Einkauf der Rohstoffe besorgt. Diese zentralen Stellen der Kriegs-



Ins Dunkle und Ungewisse hinein den Ball zu schleudern, dazu mit einer Drehung des Körpers, das erfordert Konzentration und sicheren Orientierungssinn. Nicht jeder kriegsblinde Sportler wird mit dieser Übung fertig. **Foto: Michaels**

blinden-Handwerkerfürsorge bemühen sich mit äußerster Hingabe darum, daß der einzelne Handwerker nicht tagelang die Hände in den Schoß legen muß und seinen Depressionen ausgesetzt ist. Aber oft gelingt es nicht, ja, aus Tagen der Untätigkeit werden bisweilen quälende Wochen...

Darum immer wieder unsere Bitte: Weist unsere Vertreter nicht ab! Jede Bestellung, auch die kleine Bestellung der Hausfrau, hilft uns weiter. Niemand aber versäume, sich von einem Vertreter den Ausweis zeigen zu lassen! Es muß der gelbe Blindenwaren-Vertriebsausweis sein, vom Regierungspräsidenten ausgestellt, gekennzeichnet durch das gesetzliche Schutzzeichen: zwei zur Sonne gestreckte Hände! Wer diesen Ausweis vorzeigt, dem können Sie ohne Einschränkung vertrauen! H.

Falsche Kost

Meine Frau rief mich an meiner Arbeitsstelle an, sie müsse am späten Nachmittag noch einen Besuch machen und werde zum Abendbrot nicht zu Hause sein, sie stelle aber Speis und Trank für mich bereit. „Laß dir's gut schmecken!" sagte sie.

Nach Dienstschluß eilte ich heimwärts, so gut man eben „eilen" kann, wenn man nichts sieht. Mein Appetit war groß. Und da fand ich auch alles liebevoll hergerichtet: das Krüglein mit dem guten schwäbischen Most, auf einem Teller mit Butter bestrichene Schwarzbrotschnitten, darauf reichlich Wurstscheiben gelegt – das alles war bald ertastet. Nun habe ich eine Vorliebe für Meerrettichsenf, und ich wußte, im Küchenkästchen lag eine Tube mit echtem Düsseldorfer Mostrich, extra scharf! Meine Frau gab mir wohl immer ein wenig davon, aber sie meinte: Allzuviel ist ungesund! Da ich nun so schön allein war, so ganz ohne Aufsicht und Kontrolle, beschloß ich, die Gelegenheit auszunützen. Ich suchte also die Mostrichtube, fand sie auch und bestrich meine Wurstbrote dick mit der köstlichen Würze. Dann biß ich kräftig hinein. Doch oh weh – mein Mund wollte sich nicht mehr öffnen! Ich hatte die falsche Tube erwischt, es war „Uhuline", mit der ich meine Brote restlos bestrichen hatte. Ich brauchte hinterher für den Spott nicht zu sorgen.

Doch es sollte noch besser kommen! Seit Wochen konnte ich nachts nur einige Stunden schlafen und lag lange wach. So beschloß ich, einmal ausnahmsweise ein Schlafmittel einzunehmen. Gedacht, getan! Da stand in unserer Hausapotheke ein Fläschchen, als Schlafmittel mir vor Monaten empfohlen. Davon einen Eßlöffel voll, so lautete wohl die Anweisung. Meine Frau legte mir Fläschchen und Eßlöffel auf der Kommode zurecht. Ein Hörspiel im Radio fesselte mich jedoch, so kam ich erst spät ins Schlafzimmer. Ich tastete also leise nach dem Fläschchen mit der Arznei. Den Eßlöffel konnte ich ja nicht verwenden, nahm vielmehr einen kräftigen Schluck aus dem Fläschchen; etwas zuviel



Durch Zuruf gesteuert, das hat sich als die beste Orientierungsmethode für den Kurzstreckenlauf im Blindensport erwiesen. Die blinden Läufer werden einzeln gestartet, sie kämpfen gegen die Zeit und gegen ein undurchdringliches dunkles Gewoge, das allzeit um sie ist. Übrigens war der Läufer (der Kriegsblinde König aus Bremen) vor 24 Jahren „olympiaverdächtig", aber eine Krankheit warf ihn damals zurück.

davon würde, so hoffte ich, meinen Schlaf nur vertiefen. Ach Gott, wie schmeckte das komisch, wie begann es in meinem Mund zu brennen! Schnell hinaus ins Badezimmer und ausgespuckt! Es dauerte lange, bis mir wieder behaglich war, es dauerte bis zum anderen Morgen. Was hatte ich da eingenommen? „Rheumasan", jenes Mittel, das uns der Masseur im Kriegsblindenheim auf den nackten Rücken träufelt und erst zerreibt, wenn es dort wie Feuer brennt, gut gegen Rheuma! (Ich muß bemerken: das Mittel mag zwar sehr scharf riechen, aber mein Geruchssinn ist zerstört.) Das Fläschchen mit dem Schlafmittel hatte daneben gestanden; ich hatte meine gute Frau, die mir die Arznei geben wollte, zu lange warten lassen, sie war unterdessen eingeschlafen.

Und die Moral von der Geschicht?
Kamerad, vergiß als Blinder nicht:
willst meiden falsche Kost, sei schlau
und horche stets auf deine Frau!

Hans Haule

Mit meinem Führhund im Schneetreiben

Es war an einem recht kalten Januartag, als ich mich eines Abends, kurz vor Einbruch der Dunkelheit, mit meinem Führhund auf den Weg machte, um Bauern in zwei Nachbardörfern aufzusuchen. Ich betrieb damals ein für einen Kriegsblinden recht ungewöhnliches Geschäft, nämlich einen Handel mit Getreide und künstlichen Düngemitteln. Meine Kunden, die Bauern weit und breit, konnte ich aus begreiflichen Gründen meist nur am späten Abend oder morgens in aller Frühe antreffen. Meine Gänge, die sehr oft zu regelrechten Wanderungen wurden, fanden also zu einer sonst im Berufsleben nicht gerade üblichen Tageszeit statt. So also auch an diesem Januartag vor vielen Jahren.

Seit Tagen lag etwa 20 Zentimeter hoher Schnee. Aber das konnte weder mich noch meinen Rolf stören. Freudig tippelte der Hund in dem schmalen, von Schulkindern und vom Briefträger ausgetretenen Fußweg vor mir her. Fast täglich war ich unterwegs, auch im Winter, und für meinen Führhund war das ein ideales Leben, denn er hatte auf diesen oft sehr ausgedehnten Wegen durch Wälder und Felder viel Arbeit und vor allem manches Schöne für seine Hundenase. Das erste Dorf, das ich besuchte, war etwa drei Kilometer entfernt. Als ich dort fertig war, riet man mir allgemein zur raschen Umkehr. Man schilderte mir, wie sich der Himmel bedrohlich bewölkt habe, und ich bemerkte auch selber, daß der Wind immer heftiger wurde. Aber ich dachte, daß die Verfinsterung nur mit der einbrechenden Nacht zusammenhänge, und da ich die drohenden Wolken ja nicht sehen konnte, ließ ich all die Warnungen meiner Bauern unbeachtet und stiefelte weiter. Ich hielt den Weg ins nächste Dorf für unaufschiebbar, ich wollte dort – sechs Kilometer von meinem Heimatort entfernt – noch ein paar hübsche Geschäfte abschließen, und oft war ich doch schon bei Schneewetter draußen gewesen!

Kaum hatte ich den Windschutz der Gehöfte verlassen, wurde es recht ungemütlich. Der schneidende Ostwind verwandelte sich mehr und mehr in einen Sturm, dem ich entgegenstapfen mußte. Ich zog die Wintermütze tiefer über den Kopf und schlug den Kragen meines Lodenmantels fester um den Hals. Rolf kannte den Waldweg und ging ihn sonst gern und mit besonderem Eifer, weil manches Häslein und manches Reh den Wald kreuzten, für seine Nase also allerlei interessante Neuigkeiten wittern ließen. Ich erreichte auch das zweite Dorf, und zwar zu einem Zeitpunkt, als ein Schneefall in einer Stärke einsetzte, wie ich ihn selten erlebt habe. Ich spürte es im Gesicht und fühlte es

bald auch mit den Stiefeln. Meinen Rolf aber schien das nicht zu kümmern. Er führte mich brav von einem Bauerngehöft zum anderen. Rolf wußte, welche Gehöfte nicht zu meiner Kundschaft gehörten, und ließ die Zufahrten links liegen, selbst bei finsterer Nacht.

Endlich war an die Heimkehr zu denken. Der Schneesturm dauerte noch unvermindert an. Im Dorf zu übernachten, kam nicht in Frage, weil kein Telefon vorhanden war und ich also meine liebe Frau nicht hätte benachrichtigen können. Ich merkte, wie sorgenvoll mich die Bauern ziehen ließen, aber mir schien der Rückmarsch gar nicht so gefährlich, zumal ich ja den Sturm im Rücken hatte. Die Dunkelheit würde meinem Rolf schon nichts ausmachen, das hatte er ja hundertfach bewiesen.

Ich hatte aber nicht daran gedacht, daß der Hund bei hohem Neuschnee, in den wir einsanken, und bei diesem Sturm auch seine Nase nicht benutzen konnte, also kaum mehr Möglichkeiten in der Orientierung hatte als ich. Noch merkte ich es nicht, denn anfangs ging alles glatt, dann aber schien mir der Schnee von allen Seiten zu kommen, und von dem schmalen, ausgetretenen Fußweg war längst nichts mehr zu spüren, weder mit dem Stock noch mit den Füßen. Auch Rolf wurde nun unsicher, er wich ein wenig nach links, dann wieder nach rechts aus, blieb plötzlich stehen und war erst nach gutem Zureden zum Weitergehen zu veranlassen. Eine fast unglaubliche Leistung des Hundes war es, daß er mich trotzdem gegen keinen Baum und keinen querhängenden Ast anrennen ließ.



Blumen am Arbeitsplatz, das lieben diese beiden Kriegsblinden genauso wie Sehende. Sie pflegen ihre Blumen auch selber und freuen sich daran, wenn sie die Ranken und Blüten abtasten.



Es erfordert ein Höchstmaß an ständiger Konzentration, an einer Maschine zu arbeiten, ohne sehen zu können. Durch die unaufhörliche Anspannung aller verbliebenen Sinne ist jede Berufsarbeit für einen Kriegsblinden doppelt so anstrengend wie für einen Sehenden. (Ein Foto aus den Leitz-Werken in Wetzlar, wo auch kriegsblinde Feinmechaniker arbeiten.)

Als er nun aber eine völlig andere Richtung einschlug, dann wieder eine andere und wieder eine andere, stand für mich fest, daß wir planlos irgendwo herumirrten. Nun erst wurde mir doch recht ungemütlich in meiner Haut. Ein Zurück konnte es nicht geben. Es blieb nur übrig, sich dem Hunde anzuvertrauen. Es ging einen leichten Hang hinunter, meinem Gefühl nach aufs freie Feld. Mir wurde noch unbehaglicher zumute und offenbar auch meinem Rolf. Wieder blieb er stehen und war nicht zu bewegen, weiterzugehen. Mit der Eisenspitze meines Stockes tastete ich durch den Schnee hindurch auf die Erdoberfläche, vor allem in der Hoffnung, vielleicht eine Wagenspur zu finden. Was ich aber fand, ließ mich erschrecken: mein Stock fuhr tief in den Erdboden, wir mußten also in ein Moor geraten sein. Also zurück! Jeder weitere Schritt nach vorn könnte zum Verhängnis werden! Vorsichtig den Boden unter der Schneedecke weiter abtastend, versuchten wir festes Land zu gewinnen, und man wird verstehen, wie sehr ich aufatmete, als das endlich gelungen war. Wir waren wieder im Wald.

Doch wohin nun weiter? Laut und immer wieder rief ich um Hilfe, aber alle Hilferufe verhallten im Sturm. Rolf lag wieder fest im Geschirr. Das war gut, denn mein in Schweiß gebadeter Körper hätte bei dem Unwetter und dieser Kälte ein langes Stehenbleiben kaum ausgehalten. Plötzlich stand Rolf mit einem Ruck still, legte seinen Kopf fest an mein linkes Knie, um mich nach rechts abzudrängen. Das bedeutete doch etwas, ich kannte ihn doch! Auf mein zaghaftes Kommando „Voran" machte er eine scharfe Rechtsbewegung und legte sich fest ins Geschirr. Nanu? Er ging doch nach der verkehrten Seite, der Wind blies mir jetzt ins Gesicht! Rolf aber blieb eisern, und halb hoffend, halb beunruhigt folgte ich ihm. Tatsächlich, unter dem hohen Schnee war ein Wagengeleis zu ertasten! Endlich, endlich waren wir wieder auf einem Weg. Auch der Schneefall hatte inzwischen aufgehört, so daß ich guten Mut schöpfte. Der Weg schien an einem Wald entlang zu führen. Es war für mich zu spüren, daß an der einen Seite Bäume standen, an der anderen nicht. Kaum kann ich erklären, wie ich das wahrzunehmen verstehe...

Meine Hallo-Rufe stieß ich weiter in die Nacht hinaus, so laut ich noch konnte. Viel Sinn mochte es nicht haben, aber es war beruhigend. Und Beruhigung brauchte ich, denn langsam machte sich doch eine wachsende Ermüdung und Erschöpfung bemerkbar, und die vom Hund eingeschlagene Richtung behagte mir nicht. Ich wußte jedoch, daß es in solchen Fällen meist richtig ist, dem Hund den Willen zu lassen, und so folgte



Als „Hahn im Korbe" kann sich dieser kriegsblinde Industriearbeiter fühlen. Man sieht, daß er bei seinen Kolleginnen beliebt ist. Trotz des frohen Geplauders unterbricht er aber nicht einmal seine Arbeit. Oder tut er nur so, weil gerade ein Fotograf da ist? Als es seinerzeit hieß, ein Kriegsblinder sei von der Fabrik eingestellt worden, erwarteten die Arbeiterinnen einen Trübsalbläser, der für keinen Spaß zu haben sei. Heute ist er es, der eine trübe Stimmung unter den Kollegen verscheuchen kann. Foto: Lorz

ich ihm. Immer energischer ging er voran, zuweilen sogar durch hohe Schneewehen, immer toller im Tempo, und endlich, als ich nahe daran war, zu kapitulieren, hielt Rolf nach etwa einer halben Stunde unvermutet an, zog mich zur Seite, und als ich mit meinem Stock erwartungsvoll umhertastete, stellte ich geradezu erschrocken fest: wir standen vor einem Hoftor ...

Ein tiefer Dankesseufzer mag sich meiner Brust entrungen haben. Selbstverständlich bekam Rolf zunächst einmal das wahrlich verdiente Lob. Doch dann galt es festzustellen, in welchem Dorf wir gelandet waren. Es mußte ja weit weg von meinem Wohnort sein, da wir ja anfangs in der richtigen Richtung mit dem Wind im Rücken, nun aber seit Stunden gegen den Wind marschiert waren. Wie immer, so zeigte mir Rolf auch jetzt mit seiner Schnauze den Tordrücker. Das Tor war fest verrammelt, Rufen und Klopfen blieben ergebnislos. Ich zog den Handschuh aus und griff wieder zum Türknopf. Den kannte ich doch? Aber nein, das konnte doch nicht sein – das erste Haus in meinem Wohnort? Nun, es mochte in dieser Gegend den gleichen Türknopf mehrfach geben. Oder aber? Dann mußte hundert Meter weiter der nächste Bauernhof sein. Schnellen Schrittes dort hin! Ich rief meinem Rolf eifrig zu: „Such Tür!" Und nach knapp hundert Schritten hielt er wieder an und zeigte mir mit seiner Nase einen zweiten Türdrücker, ebenfalls fest verrammelt. Und tatsächlich – auch diesen Drücker kannte ich. Nun war ich obenauf, es beunruhigte mich nicht mehr lange, daß mein Rufen und Klopfen ergebnislos blieb. Es war ja auch schon tief in der Nacht. Den Weg nach Hause fanden wir nun auch ohne Hilfe.

Jetzt wurde mir auch klar, daß sich der Wind in den letzten Stunden um 180 Grad gedreht haben mußte. Trotz dieser verwirrenden Drehung des Windes hatte sich mein guter Rolf nicht getäuscht, wohl aber sein Herr.

Am anderen Tage erfuhr ich dann, daß einige Bauern meine Hilferufe doch gehört hatten und mit Laternen im Walde nach mir gesucht hatten. Es waren Einwohner des ersten Dorfes gewesen, die ich aufgesucht hatte; und sie hatten schon angenommen, daß ich mit meinem Hund auf das dünne Eis eines Sees geraten sei. Sie hatten meine Fußspuren auch tatsächlich auf dem dicht am See entlangführenden Weg entdeckt, hatten diese Spuren unruhig verfolgt bis hin zum Anfang der Dorfstraße meines Wohnortes. So nahe war die Rettung durch die Mitmenschen gewesen! Ich war ganz beschämt, als ich es hörte, und als man mir dann erzählte, daß ich auf den grundlosen Moorwiesen bis unmittelbar zum Rande eines Flusses geraten war, lief mir noch nachträglich ein Schauer über den Rücken. Der Fluß hatte zwar eine Eisdecke, zum Teil aber nur mit leicht überfrorenen Stellen. Rolf mußte

hier die Gefahr rechtzeitig gespürt haben, obwohl das Auge wohl kaum etwas bemerkt hätte, zumal in der Dunkelheit nicht.

Übrigens ging es mir einige Jahre später noch einmal ähnlich mit meiner Flora. Auch für Flora waren Wege bei Dunkelheit und auch bei Schnee sonst kein Problem, aber als eines Tages während meiner Wanderungen hoher Neuschnee fiel, da wurde auch Flora mitten im Walde unsicher und schnürte mehrere Stunden lang kreuz und quer durch den nächtlichen Wald, bis wir schließlich auf einen anderen Wanderer trafen. Er wollte mit einem kurzen Gruß vorübergehen, blieb aber dann auf meine Frage hin doch stehen, so daß ich meinen Standort ermitteln konnte.

Seitdem bin ich bei Schneestürmen oder auch nur bei frisch verschneiten Wegen schön folgsam bei Frauchen am warmen Ofen geblieben. Damit aber niemand über Führhunde schlecht denkt, sei noch einmal gesagt, daß all meine Hunde absolut sicher und zuverlässig arbeiteten, und zwar gerade auch des Nachts. P. V.



Müller (Holland)

„Zu leise"

Angenehm ermüdet vom Bade, vom Spaziergang oder Essen, saß man im Gesellschaftsraum unseres Kurheims in Bad Münster zu abendlicher Stunde gemütlich beieinander. Geredet wurde teils laut, teils lauter, an einem Tisch klopften Skatbrüder mit Gebums und den üblichen spaßigen Ausrufen die Karten auf den Tisch. Eine Frau las mit leicht überhöhtem Stimmaufwand aus einer Zeitung vor. Sie kam dabei zu einer ironisch bissigen Betrachtung über eine in Bayern geplante Satzung für einen neuen Orden, dessen Verleihung an gewisse seltsam anmutende Bedingungen geknüpft werden sollte. Die Ausdrucksweise der Zeitung war so komisch, daß die Sprecherin öfter durch Gelächter unterbrochen wurde. Lachen lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, und es drang auch in die Gespräche an den übrigen Tischen hinein. Da die bewußte Kameradenfrau deutlich und flüssig sprach, verfiel einer der Kameraden einem Irrtum und fragte in dem Glauben, den Rundfunk zu hören, zu allgemeiner Heiterkeit in den Raum hinein: „Kann man das nicht ein bißchen lauter stellen? Wir verstehen hier hinten nichts!"

Walter Thomas (Celle)

„Die Guten unter uns sehen Sie gern"

Bundesminister Theodor Blank über den Platz der Kriegsblinden im Volk

Wir alle unterschätzen nicht, was Geld und Geldeswert bedeuten. Niemandem entsteht ein Vorwurf daraus, daß er sich um eine Besserung seiner wirtschaftlichen Lage bemüht. Aber es ist doch ein bewegendes Gefühl, gerade von den Kriegsblinden daran erinnert zu werden, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt.



Als erster deutscher Kriegsblinder erhielt Dr. Hans Ludwig, Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden, das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik. Staatssekretär Anders vom Bundesministerium des Innern (rechts) überreichte die hohe Auszeichnung. Dr. Ludwig, geboren 1892, erblindete im Ersten Weltkrieg und hat als Blinder – unter damals doppelt schwierigen Umständen – Abitur und akademische Prüfungen bestanden. Seit Jahrzehnten ist er ehrenamtlich für seine Schicksalskameraden tätig.
Foto: Engels

In der Unruhe unserer Zeit ist leider viel Gefahr, daß wir den Sinn für das Maß der Dinge verlieren. Der Blick für die Werte des Lebens wird unscharf. Man hat nicht mehr ursprünglichen Kontakt mit dem, was die Fülle und Schönheit und den Reichtum dieses Lebens ausmacht, was Substanz hat und was von Dauer ist. Und das sind sie es, die deutschen Kriegsblinden, die durch ihr Dasein und durch die alljährliche Ehrung eines Dichters der weitverbreiteten Richtungs- und Ruhelosigkeit Einhalt gebieten. Vielleicht können Sie es gerade deshalb, weil Sie nicht in Versuchung sind, das an der Oberfläche Befindliche ungebührlich hoch zu schätzen.

Es steht einem Sehenden sicher nicht an, vom Schicksal der Blindheit zu reden. Aber Sie werden mir gestatten, daß ich versuche, mir Gedanken darüber zu machen, was wir Sehenden von Ihnen lernen können. Das ist unendlich viel, wenn ich's mir recht überlege. Wichtig scheint mir vor allem dies: daß den Blinden mehr als den Sehenden die Fähigkeit geworden ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Die Dinge dieser Welt haben nicht nur ihre Farbe, sondern auch ihren Klang, und dieser Klang spricht zu Ihnen deutlicher, Sie vernehmen ihn unfehlbarer als die Sehenden. Die falschen Töne, denen wir täglich ausgesetzt sind, können Sie nicht täuschen. Die Echtheit eines Wortes erkennen Sie besser, mit größerer Sicherheit, und zwar nicht nur an dem, was es aussagt, sondern auch daran, wie es gesprochen wird.

Das gibt Ihnen eine Reife der Einsicht, auf die wir alle angewiesen sind. Die blinden Mitbürger gehören zu den Wissenden unseres Volkes. Ihr stilles Urteil bereichert das Bewußt-

sein aller in unschätzbarer Weise. Ich möchte Ihnen, den Kriegsblinden, heute sagen, daß Sie zu uns gehören, nicht nur als Objekt unserer Sorge und Hilfe – das versteht sich von selbst –, sondern auch als ein Teil unseres besseren Ichs, nach dem wir in unseren guten Stunden, die leider nicht zahlreich sind, auf der Suche sind.

Lassen Sie mich auch davon sprechen, daß Sie zu den Erziehern unseres Volkes gehören. Ich glaube mich nicht darin zu irren, daß wir unsere kleinen Sorgen und Schmerzen schon wieder viel zu wichtig nehmen. In allen Fleiß und alle Tüchtigkeit mischt sich auch eine gute Portion Sentimentalität, wenn die eigene Person nicht so gut davonkommt, wie man es erwartet hat. Die Widrigkeiten des Daseins sollen deshalb durch möglichst hohe Schutzwälle ferngehalten werden. Dennoch – und vielleicht ist es gut so – bricht immer wieder über diesen und jenen das Schicksal herein, gegen das es gar keine Sicherheit gibt, außer in der Kraft des eigenen Herzens. Das lehren Sie uns. Das ist die Erkenntnis, die wir von Ihnen gewinnen, wenn wir noch willens sind, Erkenntnisse zu gewinnen. Darum möchten wir Sie in unserer Mitte haben. Wir möchten Sie nicht missen. Wir wollen Sie sehen – ich lege diesmal vor Kriegsblinden den Ton auf das Wort „sehen" –, weil wir von Ihnen lernen können, und deshalb sehen die Guten unter uns Sie gern.

So gehört es wohl zu dieser Stunde, daß auch wir Dank abstatten, Dank an unsere blinden Freunde überall im Lande, denen wir helfen wollen, wo immer wir können. Unseren blinden Freunden möchten wir aber auch sagen, daß sie uns durch ihr Beispiel mehr helfen können, als wir ihnen helfen können. Wir sprechen ihnen für diese Hilfe den Dank aus, der ihnen gebührt.

(Aus einer Rede Minister Blanks anläßlich der Verleihung des „Hörspielpreises der Kriegsblinden" am 17. März 1959 in Bonn.)



Ministerialrat Dr. Herbert Rhode, Kriegsblinder des Ersten Weltkriegs, erhielt anläßlich seines Eintritts in den Ruhestand das Große Verdienstkreuz. Bundesminister Theodor Blank (rechts) überreichte seinem bisherigen Mitarbeiter, der in den letzten Jahren das Referat „Ausland" der Abteilung Kriegsopferversorgung des Bundesarbeitsministeriums geleitet hat, die hohe Auszeichnung. Dr. Rhode hatte in diesem Ressort die Versorgungsangelegenheiten von rund 22 000 deutschen Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen zu lenken, die jenseits der Grenzen der Bundesrepublik in aller Welt leben. Foto: Munker

Ein Besuch beim Masseur

Da saß ich eines Abends in einer gemütlichen Gastwirtschaft am Rande einer Großstadt des Ruhrgebietes. Während ich gelangweilt in meinem Kartoffelsalat herumstocherte, musterte ich die anderen Gäste, wie man das so zu tun pflegt. Nichts Auffälliges war zu bemerken. Nur eins wunderte mich: an meinem Nebentisch saßen drei Männer und spielten ihren Skat, und immer, wenn einer der Spieler eine Karte auf den Tisch legte, wurde das ausgespielte Blatt angesagt. Eine merkwürdige Spielmethode! Scherzend wandte ich mich zum Nebentisch:

„Sie spielen wohl mit Ansagen?“

Da machte mich einer der Männer darauf aufmerksam, daß ein Mitspieler kriegsblind sei. Um ihm das Abfühlen der aufgespielten Karten, die durch winzige erhöhte Punkte markiert waren, zu ersparen, wurde jedes Blatt eben angesagt.

Nun wurde dieser langweilige Abend für mich doch noch sehr interessant, und er leitete eine mir noch heute sehr wertvolle Bekanntschaft ein. Die Sicherheit und der Frohsinn des kriegsblinden Skatspielers gefielen mir sehr gut, und so suchte ich nach Beendigung des Spiels mit ihm ins Gespräch zu kommen. Ich erfuhr, daß er von Beruf Masseur war und daß er im Osten sein Augenlicht verloren hatte. Ich muß gestehen, daß ich mich bisher noch nie über Leben oder Berufe der Kriegsblinden orientiert hatte, und so wollte es mir nicht einleuchten, daß ein Blinder den Beruf eines Masseurs ausüben könnte.

„Daß Sie massieren können“, so meinte ich, „und daß Sie also mit Ihren Händen die Muskulatur eines Patienten fachgerecht bearbeiten können, das will ich Ihnen meinetwegen glauben. Sie sind ja staatlich geprüft, wie Sie sagen. Aber zum Beruf des Masseurs gehört noch mehr als dieses Walken und Klopfen der Muskeln! Sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß Sie eine Praxis genau so ausüben können wie Ihre sehenden Kollegen! Dazu gehört doch auch die Bedienung verschiedenster Geräte, wenn ich nicht irre.“

„Sie sagen Ihr Mißtrauen wenigstens frei heraus“, lachte der Kriegsblinde, „und das finde ich viel sympathischer als so viele heuchlerische Redensarten, die ich oft zu hören kriege. Ich mache Ihnen einen Vorschlag! Gerade morgen habe ich sehr viel mit



Gefangene — Holzschnitt von Will Joh. Krick

meinen Geräten zu tun; kommen Sie doch früh um 8 Uhr in meine Praxis ins Krankenhaus und schauen Sie sich alles selber an!" Dieser Vorschlag gefiel mir. Ich hatte ohnehin Urlaub, und das Wetter taugte zu nichts.

Also sitze ich am nächsten Morgen mit noch einigen Patienten pünktlich im Wartezimmer. Da geht auch schon die Tür auf, und es tritt mit einem freundlichen „Guten Morgen" mein Bekannter vom Vorabend herein. Fast hätte ich ihn nicht erkannt, denn er sieht in weißer Hose und im weißen Kittel mit kurzen Ärmeln ganz verändert aus. Ich nehme nun im Behandlungsraum Platz und beobachte, was sich tut. Schon tritt der erste Patient herein.

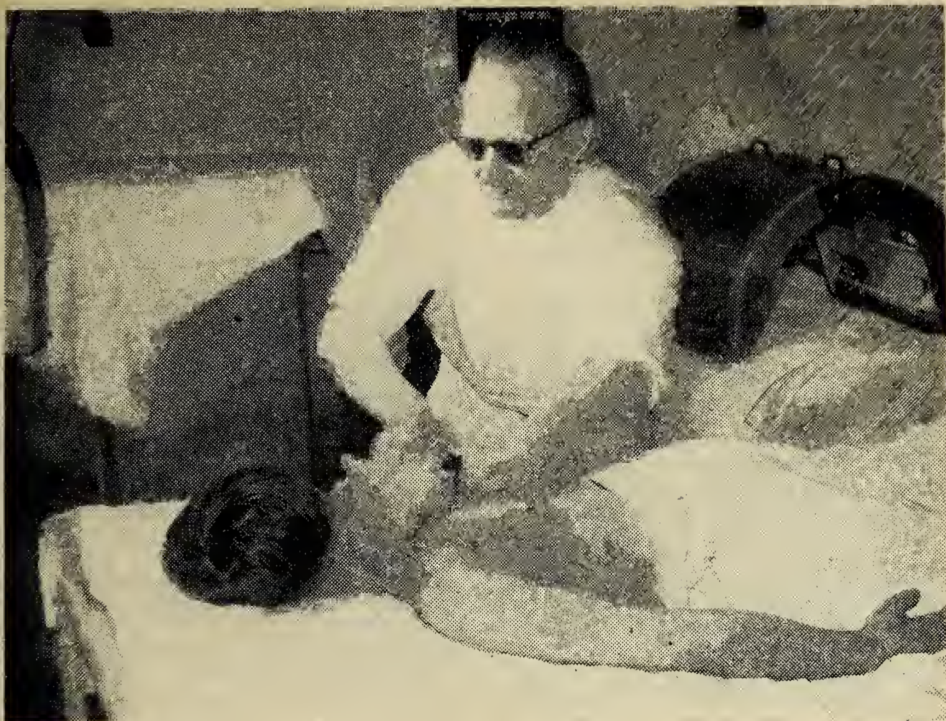
Ich bin sehr verblüfft, weil der Masseur den Hereintretenden offenbar sofort an der Stimme erkennt und beim Namen nennt. Er bittet den Patienten, aus einer auf dem Tisch stehenden Kartei seine Karte herauszusuchen. Der Patient trägt Datum und Quittung ein – das Rezept ist an der Karte angeheftet – und legt die ausgefüllte Karte neben den Kasten auf den Tisch. Jede Kleinigkeit scheint hier also genauestens ausgeklügelt zu sein. Währenddessen schreibt der Masseur etwas für mich Unleserliches auf einer sechstastigen kleinen Schreibmaschine für Blindenschrift und erklärt dazu:

„Zur Kontrolle und für die Abrechnung, die ich am Abend mit einer Schwester mache, benötige ich meine Notizen."

Der Patient hat es sich inzwischen auf einem Ruhebett bequem gemacht, neben dem ein großer Apparat steht, ein Kurzwellen-



Ein ungewöhnlicher Lehrer und eine ungewöhnliche Schule: der Kriegsblinde Werner Gresch, der 1944 in Kurland das Augenlicht verlor, ist als Lehrer im Telegrafen- und Fernsprech-Betriebsdienst an der Fernmeldeschule Bochum tätig. Man merkt an diesem Bild, daß ihn die jungen Damen respektieren. Er ist der einzige bei der Bundespost tätige kriegsblinde Lehrer. Bei der Bundesbahn in Homburg ist sogar ein kriegsblinder Ohnhänder in ähnlicher Weise als Lehrer tätig. **Foto: Vogler**



Der Beruf des Masseurs ist ein echter und sehr glücklicher Blindenberuf. Die angesehensten Mediziner bestätigen, daß sich der Blinde gerade für diesen Beruf gut eignet, und bestätigt wird es auch durch die Dankbarkeit vieler Patienten. Dies Foto wurde in den Hamburger Universitätskliniken aufgenommen.
Foto: Michaels

gerät. Der Patient leidet nach überstandener Magenoperation noch an leichten Beschwerden, die durch die Bestrahlung beseitigt werden sollen. Nach kurzem, geschicktem Abtasten legt der Masseur dem Patienten eine Gummiplatte – die Elektrode – auf den Magen und eine zweite ins Kreuz. Einige Schalter und Hebel werden mit erstaunlicher Sicherheit bedient. Auf einer an der Wand hängenden Badeuhr, die am Rande des Zifferblattes mit Einkerbungen versehen ist, stellt der Masseur genau 20 Minuten ein. Ich beginne, mir das Staunen abzugewöhnen, und ich verstehe jetzt einen Ausspruch vom Vorabend: „Wir sehen mit den Fingern!"

Eine Frau betritt den Raum, ein Arm liegt in der Schlinge. Auf ihrem Rezept lese ich eine Reihe mir unverständlicher Fremdwörter. Der Masseur kennt sich jedoch auch in dieser Gelehrtensprache aus: es handelt sich um eine Nervenentzündung, und die Heilbehandlung soll durch Ultraschall erfolgen. In einer Nebenkabine steht dieses geheimnisvolle Ultraschallgerät, und auch dessen Schalter und Hebel werden mit sicherer Flinkheit bedient. Hier muß ein Amperemeter beobachtet werden. Nun bin ich aber wirklich neugierig, wie ein Blinder das machen will! Aber ich erfahre, daß die Scheibe fehlt und der Rand mit Einkerbungen versehen ist, und daß auch hier also mit dem Finger abgelesen werden kann.

Eine Flasche mit der Aufschrift Paraffinöl ist mit einem Griff zur Hand. Die Schulter der Frau wird vorsichtig eingerieben. Noch einmal wird das Gerät kontrolliert, und es wird

ein daran befindlicher Wecker eingestellt. Die Schultern werden mit einem hammerähnlichen Instrument sehr sacht und so lange bestrichen, bis der Wecker ertönt. Als wir die Kabine verlassen, berichtet der Kriegsblinde: „Diesen Apparat bediene ich erst seit anderthalb Jahren, und es hat sehr viel Mühe und Übung gekostet, bis ich eingearbeitet war. Eine unsachgemäße Handhabung kann ja schwerste Schäden für den Patienten zur Folge haben . . ."

Inzwischen hat eine Mutter ihr vierjähriges Mädel gebracht, das beim Anblick des Masseurs jämmerlich zu weinen anfängt. Das Kind soll Höhensonne bekommen. „Das Weinen ist nur Angst vor dem weißen Kittel", seufzt die Mutter, „denn die Kleine kann es nicht vergessen, daß sie kürzlich von einem Arzt eine Spritze bekommen hat."

„Dem können wir gleich abhelfen!" Mit diesen Worten entledigt der Masseur sich des Kittels, und mit einer Süßigkeit wird das Kind vollends versöhnt. Aber noch einmal muß der Masseur sein pädagogisches Geschick aufbieten, als es zum Anlegen der Schutzbrille kommt. Rasch erhält auch die mitgebrachte Puppe eine Schutzbrille, und der Frieden ist wiederhergestellt. Wecker und Höhensonne werden eingeschaltet.

Wenig später wird ein junger Mann auf einem Wagen hereingefahren. Sein rechtes Bein liegt ganz in Gips, er hat sich bei einem Motorradunfall die Kniescheibe gebrochen. Durch das lange Liegen ist die gesamte Beinmuskulatur sehr schlaff geworden. Eine Massage wäre nötig, ist aber natürlich durch den Gips hindurch nicht auszuführen. Was macht man da?

„Ich schicke mit diesem Elektrisiergerät Stromstöße in das Bein", erklärt mir der Masseur, „so werden die Muskeln zum Zusammenziehen veranlaßt, kräftigen sich dadurch und degenerieren nicht weiter." Nach Einstellung des Gerätes und nach einer Probe am eigenen Arm hält der Masseur eine Elektrode an einen bestimmten Punkt des Oberschenkels und die andere an das freie Fußende. Nun sind also beide Hände des Masseurs besetzt, auch ist das Amperemeter mit einer Scheibe versehen, so daß ihm doch keine Möglichkeit mehr bleiben kann, die Stromstärke festzustellen.

„Hier sind Sie aber nun doch im Nachteil gegenüber Ihren sehenden Kollegen!" sage ich lauernd. „Wie stellen Sie jetzt die Stromstärke fest?"

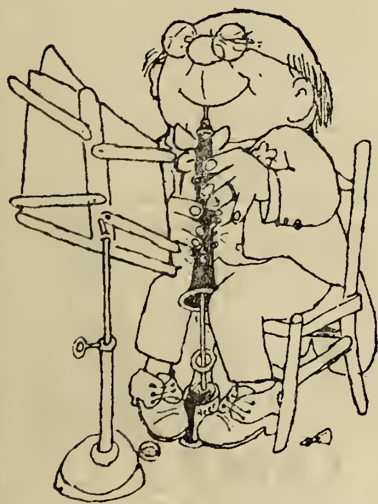
Gelassen klingt die Antwort: „Das war auch nicht einfach! Ich mußte erst eine eigene kleine Erfindung machen. Sehen Sie hier an den Zuführungskabeln die kleine Konstruktion? Sie erlaubt es mir, mich in den Stromkreis mit einzuschalten, und so stelle ich

Stärkeveränderungen sofort fest und kann den Stromkreis rasch unterbrechen, um den Patienten vor Verbrennungen zu bewahren."

Mit „Glückauf!" betritt ein älterer Mann den Raum. Auf seinem Rezept steht: Ischias, Behandlung: Heißluft und Massage. In einer freien Kabine legt er sich ächzend auf ein Ruhebett, und rasch ist er mit dem Heißluftbügel versehen. Auch hier stellt der Masseur einen Wecker ein.

So geht es in bunter Reihenfolge Stunde für Stunde. Manche Patienten verschwinden nach Beendigung der Bestrahlung mit dem Masseur in einer Kabine. Am Klatschen und am leisen Stöhnen, das aus der Kabine dringt, merke ich, daß dort zwischendurch die eigentlichen Massagen durchgeführt werden. Ein paar neugierige Blicke überzeugen mich davon, daß dort die kranken Körperteile mehr oder weniger fest, je nach der Art der Krankheit, durchgewalkt oder vorsichtig mit geschickten Handgriffen massiert werden.

Gegen Mittag kommt die Arbeit in der Station an die Reihe. Ich darf mitkommen, und der Kriegsblinde ist es, der mich mit erstaunlicher Orientierungsfähigkeit durch lange Flure in ein Krankenzimmer führt. Hier liegt ein Patient mit Schenkelhalsbruch. Durch das lange Liegen sind die Beine schwach geworden und müssen sich allmählich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Der Masseur läßt den Patienten die Beine langsam anziehen und strecken. Dabei leistet er mit seiner Hand Widerstand. Dieser Kraftaufwand des Patienten kommt einem leichten Gang sehr nahe, und rasch ist der Kranke erschöpft.



Die Oboe — Hoffnung (England)

Zur Heilgymnastik gehört auch, was ich kurz darauf in einem anderen Raum beobachten kann. „Hier wird geturnt", sagen die beiden elfjährigen Jungen, die uns dort erwarten, und der Masseur ergänzt: „Meine beiden Freunde haben durch schlechte Haltung einen runden Rücken bekommen." Er macht den beiden einige Übungen vor, bei denen es auf tiefes Einatmen und kräftiges Wölben der Brust ankommt. Durch Handanlegen an Brust und Rücken überzeugt er sich, daß die Übungen von den Jungen auch richtig ausgeführt werden. Nachdem die beiden tüchtig in Dampf geraten sind, dürfen sie sich anziehen, müssen aber versprechen, zu Hause fleißig zu üben.

Nach dem Mittagessen treffe ich den Masseur in den Baderäumen wieder an. Hier ist alles hell und freundlich und mit weißen Fliesen ausgelegt. Gerade bereitet der Masseur eine Moorpackung für einen Patienten zu. Auch hier sind die Handgriffe verblüffend sicher, bis der Patient mit einer Reihe von Decken zugedeckt ist. Ein anderer Patient, der unter hartnäckigen Beschwerden am Knie leidet, soll mit Fangopackungen behandelt werden. Auch diese Packung wird von dem Kriegsblinden ohne jede Hilfe zugerichtet, obwohl auch dazu sehr viel Geschick gehört.

Sehr interessant ist für mich besonders die Zubereitung eines Moorbades, weil sich der Kriegsblinde hier eines Thermometers bedient, das aus Stab, Zifferblatt und großem Uhrzeiger besteht. Es läßt sich durch Abfühlen also sogar die Temperatur feststellen. Bei Temperaturen über 40 Grad kommt es sehr auf das Einhalten der vorgeschriebenen Temperatur an, so erfahre ich. Nicht weniger interessant ist ein „Stangerbad", eine merkwürdig geformte Holzwanne, an deren Fußende sich ein großer Schaltkasten befindet. Der Masseur seufzt:

„Das Schaltschema habe ich meinem Gedächtnis durch stures Pauken eingeprägt."

Auswendig kennt er auch den Inhalt eines großen Regals. Hier liegen wohlgeordnet die

verschiedensten Badezusätze, vom Schlankheitsbad bis zum Schwefel- oder Schaumbad. Ich stelle den Masseur auf die Probe, und tatsächlich: er kennt sie alle an der Lage und Verpackungsform. Am späten Nachmittag bin ich vom Zusehen fast ermüdeter als der Masseur von der Arbeit, obwohl er körperlich und nervenmäßig ständig auf das höchste beansprucht gewesen ist. Endlich klingt ein kräftiges „Feierabend" durch den Raum. „Jetzt komme ich an die Reihe, jetzt bin ich mein eigener Patient!"

Mit diesen Worten nimmt er mich an den Arm, und wir verlassen das Krankenhaus. Im stillen denke ich, daß unser Weg nun zu jener gemütlichen Gaststube des Vorabends führt. Aber ich irre mich. Der Masseur geht mit mir — zum Sportplatz. Einige Sportkameraden warten schon auf ihn, und bald sehe ich ihn mit den verschiedensten Geräten hantieren.

„Sind Sie denn dazu nicht viel zu müde?"

„Müde bin ich schon, sogar sehr müde. Aber das hier ist das richtige Mittel, um frisch und spannkräftig zu werden." Und schon läuft er lachend an der Hand eines Begleiters auf die Laufbahn und dreht einige Runden.

Gustav v. H.

Die Frauen mit den meisten Überstunden

Allerlei aus dem Alltag der Ehe eines Kriegsblinden

Andere Männer gucken in den Spiegel und wissen: dein Haar ist in Ordnung, dein Schlips sitzt richtig, aber dort an der Stirn hast du einen schwarzen Fleck, vielleicht eben hingewischt, als du die Briketts aus dem Keller holtest...



Immer muß sich der Kriegsblinde von seiner Frau bedienen lassen, beim Frühstück zum Beispiel auch mit dem Streichen der Brote. Am Kaffeetisch ist übrigens besonders schwer das Essen von Torte. Da muß bei jeder Gabel geholfen werden. Deshalb gibt's oft Kleingebäck, wie hier.

Der Kriegsblinde aber kennt sein Spiegelbild nicht, er weiß nicht, wie er aussieht. Und so muß er seine Frau fragen, bevor er aus dem Hause geht: „Schau mal nach, ob alles in Ordnung ist..."

Aus hundert kleinen Diensten dieser Art setzt sich das tägliche Helfen zusammen, die „Pflegeleistung" der Ehefrau eines Kriegsblinden. Wenn es nur um kleine Handreichungen ginge, etwa nur darum, beim Mittagessen dem Manne das Fleisch zu zerkleinern, mal einen Brief vorzulesen, die Zigaretten einzukaufen oder ihm die Fingernägel zu schneiden, wäre der Tageslauf nicht gar so belastet. Aber — es geht eben um mehr als derlei Handreichungen, und außerdem: die Handreichungen summieren sich, nicht weil der Mann ständig bedient zu wer-



Trotz Rundfunk und trotz Hörbücherei gehört das Vorlesen immer noch zur täglichen Aufgabe der Ehefrau eines Kriegsblinden. Was in der Zeitung steht, in einer Illustrierten oder einem Brief, will und muß der Kriegsblinde wissen. Man sieht hier: er interessiert sich sogar auch für die Anzeigen, denn auch die Anzeigen und ihre Methode sind ja ein Stück unserer gegenwärtigen Welt. Foto: Dürrich

den wünscht, sondern weil er ohne stete Hilfe nicht zurechtkommt.

Zu diesen Handreichungen kommen zeitraubendere Hilfen. Da ist zum Beispiel das Begleiten zu nennen. Nur jeder vierte Kriegsblinde ist Führhundhalter – in einer Etagenwohnung ist ein Schäferhund nicht gut zu halten, und der offenbar gesunkene Stand der Dressur läßt den Hund im Großstadtverkehr nicht mehr zuverlässig genug erscheinen. Im übrigen haben aber die Frauen dort, wo ein Hund im Hause ist, zusätzliche Arbeit mit der Zubereitung des Futters und aller übrigen Versorgung des Hundes, sind also nicht sehr viel besser dran als jene Frauen, die ihren Mann stets zu begleiten haben. Zu jedem Ziel läßt sich der Hund im übrigen auch nicht mitnehmen. Zu einer Behörde, zum Arzt, durch die Drehtür des Postamts – da muß auch dann, wenn ein Führhund da ist, die Frau mitgehen, falls sie nicht überhaupt ihrem Mann den Weg abnimmt. Wenn es etwa darum geht, eine Überweisung bei der Post vorzunehmen, so ist es in anderen Ehen der Mann, der – vielleicht beim Heimweg von der Arbeitsstätte – eben bei der Post vorbeigeht. In einer Kriegsblindenehe muß das die Frau tun, ganz abgesehen davon, daß sie auch das Formular ausfüllen muß, was sonst der Mann zu tun pflegt.

Das ständige Begleiten also – es kostet eine gute Zeiteinteilung für die Frau, und der Tageslauf hat für ein Mittagsschläfchen dann keinen Platz mehr. Man muß ja bedenken, daß die Frau dann, wenn sie ihren Mann zu irgendeinem Ziel gebracht hat, zum Arbeitsplatz etwa, auch wieder heimkehren muß, also jeweils doppelte Wege hat: früh am Morgen 40 Minuten hin, 40 Minuten zurück, am Abend das gleiche, das sind nach Adam Riese 160 Minuten täglich, also mehr als zweieinhalb Stunden. Welche andere Hausfrau hat diese zweieinhalb Stunden übrig? Gewiß, viele Kriegsblinde haben Auswege ersonnen: Arbeitskollegen nehmen sie mit, zumindest von irgendeinem Treffpunkt an, oder die Fahrt wird mit dem Tandem, dem doppelsitzigen Fahrrad, gemacht.

Aber dann heißt es plötzlich: „Ich muß zum Zahnarzt!" Für den Sehenden kein Problem, für den Kriegsblinden aber bedeutet es, die Hilfe seiner Frau in Anspruch zu nehmen. Drei- oder viermal, bis die Behandlung beendet ist, muß sie ihren Mann von der Arbeitsstelle abholen, muß mit ihm im Wartezimmer sitzen, muß mit ihm wieder zurück – ein Leerlauf vieler Stunden, den sich eine Hausfrau, zumal wenn Kinder da sind, nur dann leisten kann, wenn sie gewissermaßen Überstunden macht. Begleiten zu einem Friseur, Begleiten zu einem Vortrag (der die Frau gar nicht interessiert), Begleiten zum Rathaus, um den Personalausweis verlängern zu lassen, Begleiten zur Übungsstunde im Versehrtensportverein, Begleiten zu einem Treffen mit den früheren Mitschülern, Begleiten zu einem Spaziergang, weil der Mann wieder einmal so starke Kopfschmerzen hat oder weil er frische Luft braucht, Begleiten hierhin, Begleiten dorthin – das ist nun einmal so, sagt sich die Frau des Kriegsblinden, und sie seufzt nicht. Sie begleitet mit stets gleicher Treue und heller Aufmerksamkeit.

Ein „Dösen" nämlich ist ihr nicht erlaubt: Jede Bürgersteigstufe muß angekündigt wer-

den, auf jeden stur entgegenkommenden Passanten, der ihren Mann gleich anrennen wird, auf jede Pfütze, jeden im Wege liegenden Stein ist zu achten. Dazu aber tut sie ihrem Mann die Liebe an, ihm dies und das zu beschreiben, was unterwegs zu sehen ist. Sein Bild von der Umwelt soll ja lebendig und zutreffend bleiben. So wird jeder Gang auch gleichzeitig zu einer Art Reportage, wie sie ein Rundfunksprecher zu geben pflegt.

Versuchen Sie spaßeshalber einmal, mit knappen, plastischen Worten ein Gebäude zu beschreiben! Bald werden Sie merken, wie schwierig das ist. Aber erst einmal die Beschreibung eines fremden Menschen, eines Gesichtes! Oft ist es sehr mühsam, die richtigen Worte zu finden, und für einen Kriegsblinden kostet es gleichermaßen Geduld, bis er endlich in seiner Phantasie eine Vorstellung gewinnt.



Hewison (England)

Zum Sprechen – und auch Sprechen ist anstrengend – gehört das Vorlesen. Was alles liest der sehende Mensch im Laufe eines Tages! Zeitungen, Illustrierte, Prospekte, Plakate, nochmals Zeitungen, dazu all das, was der Beruf bringt: Briefe, Akten, Rundschreiben, Gebrauchsanweisungen, Verordnungen, Bekanntmachungen. Ja, wir gehen lesend sogar über die Straßen: Schriftzeilen in den Schaufenstern, über den Kinos, an den Häuserfronten, Straßenschilder, Autobusbeschriftung – wohin das Auge sieht, gibt es etwas zu lesen. Und am Abend folgt vielleicht die Lektüre eines Buches.

Es gehört wohl zu einem der wenigen Vorteile der Erblindung, daß man dieser Überschwemmung mit Lesestoff und unwichtigen Bildern nicht ausgesetzt ist. Aber der Kriegsblinde, der ja nach einem engen Kontakt mit der Welt der Sehenden strebt, darf sich nicht ausschließen. Er will informiert sein, er will mitreden können, er will teilhaben an dem, was die Welt bewegt. Viel gibt ihm der Rundfunk, aber was in der Heimatstadt passiert ist und all das, was in den knappen Rundfunknachrichten nicht erwähnt wird, das muß ihm die Ehefrau zugänglich machen. So wird nicht nur die Post vorgelesen, nicht nur diese oder jene Drucksache, – es folgt auch die Tageszeitung.

Ein Sehender sitzt gemütlich in der Ecke und liest, während seine Frau das Abend-



Auf der Alster in Hamburg kann man oft eine Kriegsblinden-Ruderriege im Boot beobachten.

brot vorbereitet oder Strümpfe stopft. Ein Kriegsblinder aber muß seine Frau bitten, ihm die Zeitung vorzulesen, und wieder ist ihr tägliches Hausfrauenprogramm um ein Stückchen knapper geworden. Ein Glück, daß die Blindenhörbüchereien jetzt wenigstens das Vorlesen langer Romane weniger nötig zu machen beginnen! Manche Kriegsblindenfrau hat wohl unter der Einsicht gelitten, daß sie eine schlechte Vorleserin ist oder daß sie es einfach nicht durchhielt, länger als eine halbe Stunde zu lesen.



Der „Schlußsprung", also der Weitsprung aus dem Stand gehört zu den Standardübungen im Blindensport. Es werden Weiten von 2,60 m, ja sogar von 2,80 m erreicht. Oft machen die Ehefrauen beim Übungsnachmittag der Versehrtensportgemeinschaft mit.

Fotos (2): Michaels

Noch vielerlei Dienste wären aufzuzählen, die täglich von der Frau eines Kriegsblinden verlangt werden. Jetzt heißt es, eine Telefonnummer herauszusuchen, dann wieder, ein neues Farbband in die Schreibmaschine einzuspannen, dem Mann eine Zigarre anzuzünden – immer wieder, so könnte man es auf die einfachste Formel bringen, leiht sie ihrem Mann das Augenlicht, immer wieder sieht sie für ihn, und er hat es längst gelernt, mit ihren Augen zu sehen, und für ihn gilt es dabei, sich dennoch – gerade in geistiger Hinsicht – als eine selbständige Persönlichkeit zu behaupten, also ein eigenes Bild von der Welt, einen eigenen Standpunkt zu bewahren, obwohl so vieles erst gefiltert durch das Wesen seiner Frau zu ihm dringt.

Deshalb gehört es auch zur Ehekunst für die Kriegsblindenfrau, den Mann nie diese Abhängigkeit von ihrer Hilfe spüren zu lassen. Mit aller Selbstverständlichkeit, mit einer Treue, die kein Aufhebens macht, muß sie ihm helfen, auch wenn sie – was ja bei einem so aufreibenden Tag kein Wunder ist – „unlustig" und erschöpft ist. Sie will ja einen Mann an ihrer Seite haben, kein Kind, und wenn auch das mütterliche, fürsorgliche Element in ihrem Wesen sehr ausgeprägt sein muß, so darf es doch nicht ein solches Übergewicht haben, daß zweierlei darunter leidet, was zu einer guten Kriegsblindenehe gehört: das Kameradschaftliche, also das ganz gemeinsame Bestehen aller Nöte, und die

unbetonter, natürlicher Rücksichtnahme geschehen.

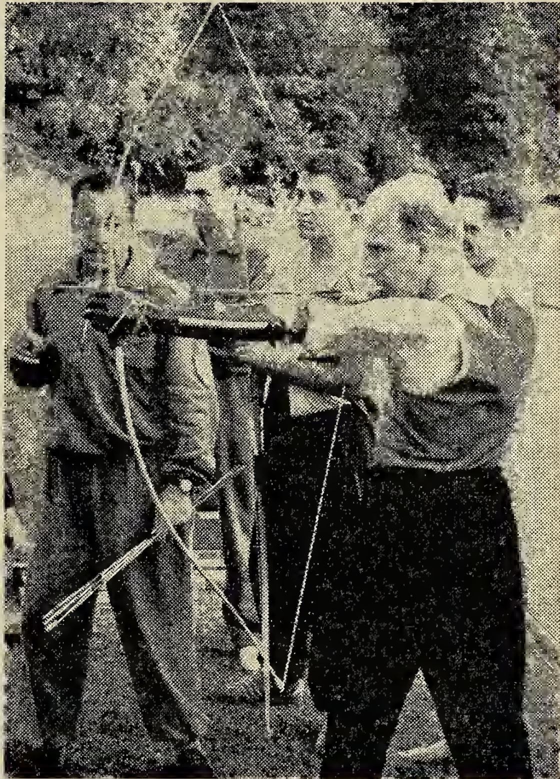
Die Frau eines Kriegsblinden, die diesen Aufsatz liest, wird wahrscheinlich murren: „Das hört sich ja so an, als ob wir ein ganz düsteres Leben führten, voller Entsagungen. Was mich ärgert, ist höchstens, daß ich mit meinem Mann nicht so ins Kino gehen kann wie andere Frauen. Und ärgerlich ist es auch, wenn mich die Leute in der Straßenbahn so mitleidsvoll ansehen, als wollten sie sagen: Du arme Frau, du mußt dich mit einem Blinden abplagen. Das also ist ärgerlich. Aber sonst? Man soll doch davon nicht soviel reden . . ."

Bisher ist es der Redaktion dieses Jahrbuchs nicht gelungen, auch nur eine einzige von all den Tausenden von Frauen, die mit einem Kriegsblinden verheiratet sind, dazu zu bewegen, einmal in einem schlichten Auf-

Achtung vor dem, was der Mann dennoch darstellt, leistet, weiß, – kurz, die Achtung und der Dank gegenüber all dem, was er seinerseits zu geben vermag.

Allerdings, nicht zu geben vermag er die Hilfen, die ein sehender Ehemann im Haushalt leistet. Der Kriegsblinde kann weder den Lichtschalter reparieren noch die Schuhe putzen, er kann äußerstenfalls zwar die Kohlen aus dem Keller holen, kann aber nicht morgens den Ofen in Ordnung bringen oder die Zentralheizung, er kann kaum den Rasen mähen, nicht Unkraut jäten, er kann nicht die Schulaufgaben der Kinder nachsehen und kann nicht die Dachrinne streichen, was doch so dringend geschehen müßte, noch kann er helfen, die Gardinen aufzuhängen – ach, all die Arbeit, die anderen Frauen abgenommen wird, muß die Frau des Kriegsblinden – obwohl sie schon zu Überstunden verurteilt ist – auch noch tun.

Obendrein aber muß sie alle Arbeit gründlich tun, denn in der Wohnung muß eine unerbittliche Ordnung herrschen: da darf keine Schranktür offenstehen, wenn der Mann heimkommt, kein Stuhl an anderer als der gewohnten Stelle – damit der Mann sich nicht stößt. Da muß jeder Aschenbecher seinen Stammplatz haben und jedes Wasserglas, damit der Mann gleich findet, was er sucht, und alle diese Ordnung darf der Frau keine Last sein, sondern muß aus



*Bogenschießen als Kriegsblinder und mit einer Armprothese, ein interessanter Versuch bei einem internationalen Treffen von Versehrtensportlern. Für den Blinden ertönt von der Mitte der Zielscheibe her ein ständiges Klingelzeichen. Mit Hilfe seines geschulten Gehörs vermag er zu zielen und sogar zu treffen. Schütze ist der Sportreferent des Bundes der Kriegsblinden, **Heinz Grzabka** (Gladbeck).*

satz von all diesen kleinen und großen Beanspruchungen zu erzählen. Oft war als Antwort nur zu hören: „Ich liebe meinen Mann, das ist alles. Und wir sind so glücklich verheiratet, daß ich längst nicht mehr bemerke, was in meinem Leben anders ist."

Man könnte meinen, es sei ein Widerspruch, daß gerade die Ehen der Kriegsblinden weitaus glücklicher sind als die Durchschnittsehen, ein Widerspruch insofern, als ja die Ehe eines Kriegsblinden unter schweren Belastungen steht: nicht allein infolge der Überbeanspruchung der Frau mit all den Verzichten auf mancherlei kleine und große Freuden, wie sie andere Frauen mit ihren Männern erleben, sondern auch deshalb, weil ja die Erblindung mehr ist als eine bloße Behinderung des Mannes. Oft nämlich kommen Stunden der Niedergeschlagenheit und des verzweifelten Grübelns. Denn „gewöhnen" kann sich der Kriegsblinde an sein Schicksal nicht, niemals. Aber dieser weitverbreitete Irrtum von der „Gewöhnung" ist unausrottbar. Nur die Frauen wissen es besser...

Trotz dieser Belastung also eine freundliche, ausgeglichene Ehe! Die Ursache liegt auf der Hand: Der Erblindete und seine Frau wachsen so innig zusammen wie kaum ein anderes Ehepaar. Alles erleben sie gemeinsam, nie kann einer dem anderen daheim auch nur für eine Stunde den Rücken kehren, zusammen erst sind sie, was sie sind. Das beginnt damit, daß sie – so töricht es klingen mag – miteinander sprechen, – sprechen müssen. Unter den Sehenden sind viel Ehen stumm geworden. Es beginnt auch damit, daß die Frau das Schicksal ihres Mannes helfend und dienend auf sich nehmen muß. Sie muß also fähig sein zur Hingabe, und so kommt es nicht zu den peinlichen „Machtkonflikten" wie in anderen Ehen. Den Mann aber bindet Dankbarkeit. Nicht der Umstand, daß er auf die Hilfe seiner Frau „angewiesen" ist, führt ihn an ihre Seite, sondern der Dank – und dazu der Eifer, sich nun erst recht zu bewähren. Keiner der beiden kann ein Leben für sich leben und nach dem anderen kaum fragen. Daraus etwas Positives zu machen, dem Leben trotz allem noch möglichst viel Lebenswertes abzugewinnen, das ist – oft unbewußt – die Grundmelodie.

Streit kann es nur geben, wenn er allzusehr bemuttert wird, also zuviel des Guten geschieht, und auch dann, wenn in einer nicht ganz nebensächlichen Situation seine Erblindung gewissermaßen vergessen wurde, also zuwenig des Guten geschah, sei es, daß er über das, was zu sehen war, nicht informiert wurde, sei es, daß er die gewohnte Ordnung nicht vorfand. Das heißt, das Wörtchen „Streit" ist übertrieben. In der Ehe eines Kriegsblinden geht es friedlich zu. Er nennt schon „Streit", was in anderen Ehen allenfalls „Brummen" oder „Knurren" heißt. Und da er empfindsame Antennen hat und unter Störungen doppelt leidet, findet sich auch bald ein Wort der Versöhnung.

Erstaunlich ist es übrigens, daß keineswegs die Frau „Herr im Hause" ist. Es wären ja auch keine guten Ehen, wenn einer der Partner „Herr" wäre. Der Kriegsblinde sucht eben die Anerkennung und die Selbstbestätigung, andrerseits aber den Ausgleich.

Die Brieftasche



Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam eine russische Dame, Witwe eines Großgrundbesitzers, der ihr Tausende von Hektar und Zehntausende von „Seelen" hinterlassen hatte, nach Heidelberg und brachte ihren einzigen Sohn, einen hübschen Jungen von dreizehn Jahren, zu einem hochberühmten Arzt und Universitätslehrer, der damals dort wirkte. Der Junge hatte einen schweren Sturz vom Pferd getan, er hatte eine Verletzung der Wirbelsäule davongetragen und war an beiden Beinen gelähmt. Der Herr Professor besah sich den Fall und übernahm ihn. „Versprechen kann ich Ihnen nichts", sagte er der besorgten Mutter, „aber die Sache ist nicht aussichtslos. Allerdings werden Sie mir Ihren Sohn mindestens ein Jahr hierlassen müssen."

Die Mutter besann sich nicht lang, sie mietete sich in Heidelberg eine Wohnung, richtete sich einen Haushalt ein, der ihren Mitteln und ihrem Lebensstil entsprach, und bestand darauf, ihren Sohn, dessen Kur auch Zeiten schwerer Qualen mit sich brachte,



Zeichnung: Büsemeyer

selbst zu pflegen. Der Herr Professor wußte sich nicht genug zu tun, ihr Lob zu singen, er verkehrte auch gesellschaftlich bei ihr, er traf in ihrem Haus viele interessante Menschen, es entstand zwischen der russischen Dame und dem Arzt ihres Sohnes eine freundschaftliche Beziehung, die um so wärmer wurde, je größer die Fortschritte waren, welche die Wiederherstellung des gelähmten Knaben machte. Nach beinahe anderthalb Jahren war dieser vollständig gesund, ging, lief und ritt, niemand hätte ihm noch das Geringste anmerken können – die Kur war gelungen und war ein Triumph für den Arzt, der sie durchgeführt hatte. Und dann nahte die Stunde des Abschieds. Der Haushalt der russischen Dame wurde wieder aufgelöst, ihre Abreise stand bevor, und sie kündigte dem Retter ihres Sohnes einen letzten Besuch in seiner Wohnung an.

Der Professor erwartete sie in seinem Arbeitszimmer. Tief bewegten Herzens und in tief bewegten Worten dankte sie dem berühmten Mann für seine Hilfsbereitschaft, für seine ärztliche Kunst, für seine Freundschaft. „Meine Dankbarkeit wird nie enden", sagte sie mit Tränen in den Augen. „Sie haben nicht nur meinem Sohn, Sie haben auch mir die Lebensfreude wiedergegeben." Dann zog sie eine Brieftasche aus ihrem Pompadour und reichte sie dem Arzt und Freunde hin. Es war eine jener Brieftaschen, wie sie damals Mode waren: über und über mit Perlenstickerei in kunstvollen Blumenmustern bedeckt. Ich habe viele, viele Stunden daran gearbeitet", sagte die Mutter, „am meisten während der Nächte, die ich am Bett meines Kindes verbrachte, wenn es vor Schmerzen nicht schlafen konnte. Ich glaube, ich kann Ihnen meine Dankbarkeit nicht besser beweisen als durch ein solches, mit eigenen Händen hergestelltes Andenken."

Der Herr Professor nahm die Brieftasche, die ihm entgegengehalten wurde, nicht.

„Meine sehr verehrte, gnädige Frau", sagte er mit Zurückhaltung und Bestimmtheit, „ich habe es bisher für richtig gehalten, die Frage meines Honorares nicht anzuschneiden. Es beträgt zehntausend Rubel."

Der ausgestreckte Arm, der ihm die Brieftasche anbot, zog sich langsam zurück. Die russische Dame wendete ihre Handarbeit gesenkten Blickes ein paarmal auf ihrem Schoße zwischen spielenden Fingern nachdenklich hin und her. Dann öffnete sie die Brieftasche, entnahm ihr ein ansehnliches Päckchen neuer Tausendrubelscheine – es mochten ihrer gut und gern hundert sein –, blätterte sorgsam zehn Scheine ab, zog sie heraus und legte sie dem Professor auf den Schreibtisch. Die übrigen Scheine schob sie in die Brieftasche zurück, steckte diese in ihren Pompadour, erhob sich und verließ mit stummem Gruß das Zimmer. Carl v. Pidoll

Vater und Sohn

Die unbefangensten Gefährten sind Kinder

„Nanu, Sie haben –" fragte der gemütliche, etwas behäbige Gastgeber zwischen Polstersesseln, Gobelins und Perserteppichen den kriegsblinden Gast, „wie, Sie haben Kinder?"

Der Gast war nicht nur zu höflich, sich darüber zu entrüsten, er hatte auch schon öfter solche Fragen gehört von Leuten, die sich nicht vorstellen konnten, daß ein Kriegsblinder überhaupt noch ein Mensch ist wie andere Menschen, sogar ein guter, ein ganz normaler Vater. Und wenn er gefragt wurde, was das Besondere an dem Verhältnis zu seinen Kindern sei, dann wußte er eigentlich keine rechte Antwort. Im Grunde ist gar nichts Besonderes dabei, am wenigsten eigentlich für die Kinder, die ihren Vater so kennen und lieben, wie er eben ist.

Und doch gibt es vielleicht einiges, das nur ein kriegsblinder Vater mit seinen Kindern erlebt. Aber sollte man das alles gleich die-

sem rückständigen Herrn auf die Nase binden? „Ja", sagte er statt dessen auf die Frage, „einen Jungen und ein Mädchen."

„Ach, das ist aber schön!" meinte der Gastgeber plötzlich etwas unsicher, „ein Pärchen! Sagen Sie mal, Sie können – ich meine, Sie sehen doch nicht, wer die Hosen anhat. Können Sie denn die beiden immer so unterscheiden?" Es fiel dem Kriegsblinden offensichtlich schwer, ernst zu bleiben. Sollte er nun davon sprechen, daß er mit seinem geschulten Gehör doch die Stimmen gut unterscheiden könne, auch die Sprechweise, da der Ältere doch schon vernünftige Sätze zustande bringe, Gewohnheiten, Charakterzüge und Unarten, die er doch wenigstens ebensogut kannte wie jeder andere, sollte er das alles erklären auf die Gefahr hin, von diesem Herrn nicht verstanden zu werden?

Er antwortete lieber: „Nun, das ist ganz einfach! Ich rufe laut: ‚Balduin!', und wer dann zuerst kommt, das ist das Mädchen!"

*

Zur Belohnung darf Hänschen mittags neben Papi schlafen; eine Stunde lang soll der Mittagsschlaf dauern. Welch günstige Gelegenheit für Hänschen, längst fällige Fragen zu stellen – und die Schlafzeit zu verkürzen.

„Papi – wie lange ist eine Stunde?" „Wenn der große Zeiger einmal hier rumgegangen ist und wieder hier oben steht!"

„Ist das ein Blindenwecker?" „Ja, sicher! Papi kann das doch alles fühlen."

„Papi, läuft der wie ein richtiger Wecker?" Der leichtsinnige Papi freut sich, etwas erklären zu können. An dem großen Zeiger, der an dem Blindenwecker freiliegt, ist die Biegsamkeit der Uhrfeder mit ihrem Druck auf die Zahnräder besonders gut zu veranschaulichen: „Siehst du, so wie jetzt mein Finger, so werden die Zahnräder gedrückt. Drück mal drauf!" Widerwillig legte der Junge seinen Finger auf die Zeiger: „Papi, ich habe aber gar nicht verstanden." „So, nun ja, schlaf aber jetzt!"

„Papi, warum müssen wir denn schlafen?" „Das hat der liebe Gott so eingerichtet." „Papi, was ist denn eingerichtet?" „Eingerichtet? Na ja, das Zimmer ist eingerichtet. Wenn in einem Zimmer Möbel stehen, dann ist es eingerichtet." Da beginnt der Sohn ein über-



Wenn der Großvater seine Enkelkinder hütet, sind sie gut versorgt. Er tut es gern, denn er hat seine Freude an den Kleinen. Und die Kleinen ihrerseits lieben den Großvater, weil er mit ihnen spielt und ihnen Geschichten erzählt. Daß der Großvater nichts sehen kann, fällt für die Kinder nicht ins Gewicht.
Foto: Dürrich



Mit dem Vati zu spielen, macht Spaß, und daß er blind ist, stört nur wenig. Er muß eben durch Phantasie ersetzen, was ihm an Geschick oder Übersicht fehlt. Foto: Michaels

aus interessantes Spiel: er zählt sämtliche Möbel des Hauses auf. Das dauert eine ganze Weile. „Papi, du schläfst ja gar nicht!" „Nein, noch nicht, aber ich will gerade einschlafen!" „Papi, ist einschlafen nicht schlafen?" Mit letzter Geduld erklärt der Vater den Unterschied, der zwischen „wachsein", „schlafen" und „einschlafen" besteht.

„Papi, fühl doch jetzt mal auf den Wecker, ob der Zeiger schon oben steht!" „Junge, nun ist aber Schluß! Du sollst schlafen!" „Papi, hat das der liebe Gott so eingerichtet?" „Ja!" „Auch die Möbel?" „Jaaa!!"

„Papi, du hast gesagt, beim Schlafen macht man die Augen zu. Schläfst du denn den ganzen Tag, weil du immer die Augen zu hast? Oder mußt du nie schlafen, weil du nichts sehen kannst?"

*

Das Martinsfest war gekommen. Jedes Kind hatte seine bunte Papierlaterne, die in der Dunkelheit erstrahlte. Natürlich ging auch Papi mit: die Kinder nähmen es ihm übel, würde er den Martinszug versäumen, schließlich konnte er auch mit ihnen die Martinslieder anstimmen und sie auf die Schulter heben, damit sie Sankt Martin auf seinem Schimmel besser sähen. Als sie auf die Straße traten, wollte jedes Kind die hellste und schönste Laterne haben, und laut rief der Junge: „Papi, kannst du denn meine schöne Laterne mit deinen Glasaugen sehen?"

Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, den Kindern klarzumachen, daß man mit Glasaugen, die doch so natürlich aussehen wie die richtigen bei Mami und Oma, nichts, gar nichts sehen kann, und daß es für Papi immer



Ein festlicher Kaffeetisch, das spürt auch der Kriegsblinde. Was es heute wohl zu feiern gibt? Das ist weniger wichtig als das frohe Beisammensein mit der Familie. Hier fühlt sich der Kriegsblinde innerlich frei und wohl, und die schöne Wohnlichkeit des Zimmers teilt sich auch ihm ganz mit. Foto: Michaels

dunkel ist, wie für sie in der Nacht. „Aber wenn es erst hell ist", meinen sie dann wohl, „wenn die Sonne scheint, dann kannst du doch auch mit den Glasaugen wieder sehen, und wenn dir der liebe Gott wieder neue macht!"

Man braucht den Kindern das Einsetzen und Herausnehmen der Prothesen nicht zu verheimlichen. Sie finden es ganz natürlich, daß Papi andere Augen hat. Aber wie anders diese sind, können sie eben doch nicht begreifen, bis sie älter werden und vernünftiger und merken, daß man dem Vater beim Suchen helfen muß, und es macht ihnen Freude, einen Gegenstand zu beschreiben, dessen Vorzüge und Nachteile sie gleich in die Beschreibung mit einbauen. Früh sind sie auch bereit, den Vater an die Hand zu nehmen und ihn zu führen, so wie sie's von der Mutter gesehen haben. Dabei sind sie recht einfühlsam, wie umgekehrt auch der kriegsblinde Vater, weil er immer wieder fühlen und erfühlen muß, das Wesen seiner Kinder innerlich erfaßt, ihre Empfindungen spürt und nicht selten einen tieferen Kontakt mit ihnen hat, als manche sehenden Väter haben, die sich leicht vom Äußerlichen täuschen lassen. Es gibt kriegsblinde Väter, die frühzeitiger als die Mütter, ja als die Kinder selbst bemerken, daß eine Krankheit ins Kinderzimmer einziehen will.

Wenn es auch dem kriegsblinden Vater möglich ist, die Gesichtchen der Kinder und ihren Körper abzutasten und so ein recht genaues Bild auch von ihrem Äußeren zu gewinnen, wird sein Mangel den Kindern doch bald spürbar, ein Mangel, der ihn daran hindert, manches zu tun, was sehende Väter tun können. Trotzdem muß er für seine Kinder noch Autorität sein. Man darf natürlich nicht den Fehler machen, ihnen nachlaufen zu wollen, um sie zu verprügeln, dabei womöglich stolpern und sich lächerlich machen. Ich kenne einen kriegsblinden Vater, dessen kleiner Junge nicht parieren wollte und ziemlich unartige Antworten gab, als er aus dem Sandkasten ins Haus gerufen wurde. Der Vater wollte sich das Bürschchen greifen und holte schon zu einigen Klapsen aus, als es verzweifelt unter seinen Händen rief: „Aber ich bin doch der Benno von nebenan!" Aus war's mit allen „Erziehungsmaßnahmen" – für lange Zeit.

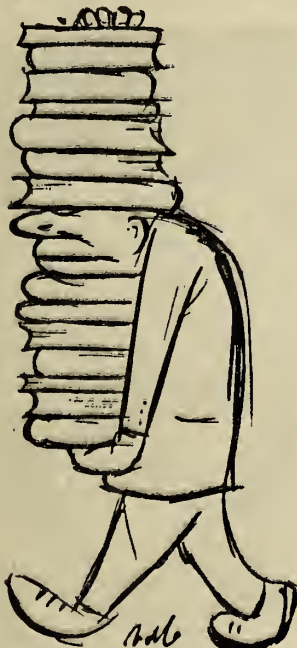
Aber Autorität zeigt sich auf einer anderen Ebene, etwa darin, daß die Kinder gelernt haben, für den Vater kleine Handreichungen

zu tun, ihm zu helfen und so das Dienen zu üben. Wenn sich dann der Vater zu ihnen abends ans Bett setzt und mit ihnen betet, stellen sie sich gemeinsam unter Gottes Schutz. Daß ihr Vater sich um sie sorgt und für sie sorgt, erfahren sie immer wieder, und da ist es gleichgültig, daß er Glasaugen hat.

„Papi, da oben am Fenster, guck doch mal, da wo die Bäume sind, da hinter dem Haus, kannst du das sehen? Da kommt die Sonne schon wieder!" „Nein, mein Junge", sagt der Vater ruhig, „in der Nacht kann das nicht die Sonne sein, das ist der Mond! Schlaf gut, mein Junge!"

*

„So, nun wollen wir aber nach Hause gehen. Die Mutter wartet schon mit dem Abendbrot!" sagte der Vater auf dem Spaziergang. „Aber Papi, hier, das müssen wir erst noch sehen! Guck mal da, in der Wiese!" „Ja, Junge, ich kann es aber doch gar nicht sehen." „Ich führe dich mal hin!"



Born (Holland)

Der Sohn nahm den Vater an die Hand, es gluckste verdächtig unter den Sohlen. „Hier, Papi, fühl mal!" Der Vater fühlte so etwas wie vertrocknetes Gras zwischen den Fingern und meinte, das habe wohl jemand ausgerupft.

„Ich weiß aber, was das ist!" Der Junge spannte seinen Vater auf die Folter: „Ich glaube, hier wächst – Sauerkraut!"

Anstatt zu lachen, nahm der Vater seinen Jungen an die Hand und sagte: „Die Geschichte mit dem Sauerkraut mußt du Mami und mir nachher zu Hause noch einmal erzählen, weißt du, ins Mikrophon!" Und so geschah es. Wieder waren ein paar Meter Tonband besprochen. Als damals der kräftige Stammhalter zu Hause angekommen war und schrie, hatte der Vater die ersten Bandaufnahmen gemacht, und dann immer wieder neue. So wie sich andere Väter die Fotoalben ihrer Sprößlinge mit Befriedigung ansehen, so hört sich der kriegsblinde Vater die Bandaufnahmen mit den Stimmen seiner Kinder an. Und nichts ist interessanter, als ihre Sprechentwicklung zu verfolgen! Dazu braucht er nicht einmal die Hilfe anderer ...

Ordnung ist in der Familie eines Kriegsblinden das A und O: damit der Vater „im Dunkeln" findet, was er sucht, und damit er sich nicht stößt. Frühzeitig versucht also der Vater, seinem Herrn Sohn Ordnung beizubringen. Zum besseren Einprägen sagt er's ihm in Versen:

„Hansemann, der böse Bube,
hat schon wieder in der Stube
alles in den Weg gestellt,
daß der Papi drüber fällt!"

Ob es hilft? Neulich spielte der Junge Kaufladen. Nicht nur, daß sein Ladentisch mitten



Manche Küchenarbeit läßt sich mit der fühlenden Hand ganz sauber ausführen, und zwar nicht nur das Kartaffelschälen. Aber Übung gehört dazu. Versuchen Sie einmal, mit geschlassenen Augen ein paar Kartaffeln zu schälen! Fatas (2): Vagler

im Weg stand – er setzte sich auch noch auf einen Schemel dahinter. „Nimm doch wenigstens den Schemel weg!" sagte die Mutter, „hier kann ja kein Mensch durch! Ein richtiger Kaufmann muß auch hinter seinem Laden immer stehen!" Der Junge bleibt fest: „Ich bin aber eine Marktfrau!" „Aber der Papi stolpert doch bloß wieder über den Schemel!" Antwort: „Der kann ja von vorn kommen, wenn er was kaufen will. Es muß doch alles seine Ordnung haben. Hat er ja selber gesagt!"

*

„Mami! Ich muß mal ganz schnell! Du sollst mir die Hose hinten aufknöpfen!" So eilig es sein mochte, dachte der Vater, hier beginnt die Erziehung! „Das heißt", belehrte er seinen Sohn, „liebe Mami, knöpf mir bitte – hörst du: bitte! – mal die Hosen auf!" – „Ja, Papi, knöpf mir bitte mal die lieben Hosen auf!" „Auch das noch! Dein Papi wird noch zum Kindermädchen!" brummelte der Vater. Im Grunde aber war er ganz froh, wenn er mit solchen Hilfen ab und zu die vielbeschäftigte Mutter ein bißchen entlasten konnte. Sehende Väter können ganz anders zupacken und helfen, zumindest brauchen sie nicht selber Hilfe. In einer Kriegsblindenfamilie aber – da muß die Frau nicht nur für die Kinder, sondern auch immer für den Mann zur Stelle sein.

In den Ferien waren sie an der See gewesen. Da hatte er dem Jungen ein bißchen das Schwimmen beigebracht. Aber die Mutter hatte doch wohl aufpassen müssen, daß nichts passierte. Sonst aber berichtete nicht sie immer alles, was es da zu sehen gab oder was die Bilder in den Büchern zeigten. Das konnte der Junge schon seinem Papi erklären, ja, er mußte es ihm erzählen, Papi konnte es ja nicht sehen! Wieviel Mühe muß sich doch sonst der Lehrer in der Schule geben, um den Kindern das Erzählen erst schmackhaft zu machen...

An manchen Abenden hatte die Mutter heimlich Lebkuchen gebacken und zurechtgeschnitten zu einem Hexenhaus. Das brachte nun der Nikolaus. Lange betrachtete der Junge die Einzelheiten, und dann meinte er: „Papi, das ist aber schade, daß du nicht sehen kannst!" „Warum denn, mein Junge?" „Weil das Hexenhäuschen so schön ist! Guck mal hier, da ist der Schornstein, und hier liegt der Schnee – das ist aber Zucker! Und hier..." Jedesmal nahm er den Zeigefinger



Mit kleinen Kniffen weiß sich die kriegsblinde Hausfrau zu helfen. Hier hat sie sich aus einer Tüte rasch einen kleinen Trichter gemacht, damit sie das Kaffeemehl nicht neben die Kanne schüttet. Viele Mädchen und Frauen haben im Kriege, var allem durch die Luftangriffe, ihr Augenlicht verlaren. Sie haben es noch schwerer als die kriegsblinden Männer, haben aber ebenfalls ihr Leben wieder mutig in die Hand genommen.

seines Vaters und stieß ihn auf die entsprechende Stelle. Und Mutter stand daneben, und ihre Augen wurden ein bißchen feucht. Vater merkte es daran, daß sie sich hinterher die Nase schneuzte. Wir können so glücklich und so dankbar sein, hatte sie einmal gesagt, daß wir gesunde Kinder haben!

Später erzählte sie ihrem Mann, wie die beiden Kleinen bei der Weihnachtsfeier der Kriegsblinden vor dem Nikolaus gestanden hätten. Sie beschrieb ihre entsetzten Gesichter, als er mit der Rute drohte, und was sie für Augen machten, als sie die große Tüte empfingen. „Sag mal", fragte der Kriegsblinde, „was hast du dem Jungen eigentlich vom Nikolaus erzählt?" „Wieso?" fragte Mutter zurück. „Na ja", meinte der Vater, „der Junge wollte eben wissen, ob Nikolause Schlitten hätten. Ich sagte: ja, aber du hättest ihm gesagt: nein." „Und wie hast du dich", fragte die Frau, „aus der Klemme gezogen?" „Nun ja, ich habe ihm erklärt, Mutter hätte auch recht, sie brauchten ja jetzt keine

Schlitten, weil noch kein Schnee liege. Aber dann war er doch nicht damit zufrieden und meinte schließlich nachdenklich: Das kann man vielleicht schwer sagen, ob Nikolause Schlitten haben. Aber, Papi, wenn du erst sehen kannst, dann weißt du es wieder!"

Wilfried Mühlensiepen



Leere Ärmel, leere Augenhöhlen, aber Engelbert Mauß aus Niederwürzbach im Saarland gab nicht auf. Als achtjähriger Junge erlitt er seine schweren Verletzungen Anfang März 1945, und das erinnert uns erneut daran, daß auch Frauen und Kinder zu den Opfern des Luftkrieges und der Kämpfe auf dem Boden der Heimat gehören. Seit über einem Jahr besucht Engelbert Mauß das staatliche Abendgymnasium in Saarbrücken. Die Hauptfürsorgestelle hat ihm zwei Tonbandgeräte zur Verfügung gestellt. Ein Gerät bleibt in der Schule und „hört mit" (vorn auf dem Tisch das Mikrophon), mit dem anderen Gerät kann er daheim die Tonbänder abhören. Auch seine Aufgaben spricht er auf Tonband. Seine Lehrer sind der Meinung, daß er das Abitur schon schaffen wird. Seine um ein Jahr jüngere Schwester Josefa betreut ihn, führt den Haushalt und versorgt auch den 76jährigen Vater. Übrigens ist Engelbert Mauß in seiner Freizeit Funkamateur.

Rauchen und Nichtrauchen

Wann wird man dicker?

Unlängst meinte ein Mediziner, am schlanksten bliebe, wer am wenigsten rauche. Wie so viele andere wissenschaftliche Behauptungen, läuft auch diese den unmaßgeblichen Feststellungen zuwider, die man so beiläufig im täglichen Leben machen kann.

Unverfrorene Genußmenschen, die niemals den hoffnungslosen Versuch unternommen haben, das Rauchen aufzugeben, sehen sich, wenn sie ihr Zigarettenetui öffnen oder sich eine Pfeife stopfen, den sehnsüchtigen Augen eines Freundes gegenüber, der sich gerade in den Klauen eines freiwilligen Martyriums befindet. Es sei denn, so sagt er, nun also schon soundso viele Tage – in ganz hartnäckigen Fällen schon soundso viele Monate – her, seit er das letztemal geraucht habe. Ist er gerade auf dem Wege, ein Lügner zu werden – und die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, da nämlich Enthaltsamkeit dieser Art zum Ausgleich Stolz und andere Laster heranzuzüchten pflegt –, dann fügt er noch hinzu, daß ihm der Tabak gar nicht oder fast gar nicht schmecke.

Seine sehnsuchtsvollen Blicke strafen ihn Lügen, aber der Raucher kann es sich im Hochgefühl seines Behagens leisten, taktvoll zu sein. Und so beglückwünscht er denn sein Gegenüber und fragt ihn, ob seine Selbstverleugnung irgendwelche Nebenerscheinungen gezeitigt habe. Die Antwort erfolgt unweigerlich in Kilogramm und Pfund. Seit er dem Tabak den Rücken gekehrt hat, habe sich der Süßwarenverbrauch, der zuvor mit Verachtung gestraft worden war, als unzureichend erwiesen. Zwei Portionen nahezu bei jeder Mahlzeit seien jetzt bei ihm an der Tagesordnung.

Im Unterbewußtsein des armen Martyrers hatte bisher immer der Gedanke geschlummert, daß ihm ein ehrenhafter Ausweg aus



Borialo (Brasilien)

seiner Misere offenstand. Wenn er sich dann vor den Augen seiner Freunde, die er mit seiner Befähigung zur Selbstzucht zutiefst beeindruckt hatte, später wieder unbekümmert etwas Rauchbares in Brand steckte, konnte er immer sagen, daß Gesundheitsgründe die Rückkehr zum Rauchen erforderlich gemacht hätten. Er sei zu dick geworden.

Heute nun will es scheinen, daß er die Weltergewichtsklasse unterschritten und vielleicht für immer zu den Federgewichtlern gehört hätte, wäre er nur bei seinen Sahnebonbons und Reispuddings verblieben und hätte Zigaretten Zigaretten sein lassen. In Zukunft wird das Ausdrücken der endgültig letzten Zigarette einem unwiderruflichen Abbrechen aller Brücken gleichkommen – einem Überschreiten des gesellschaftlichen Rubikons, hinüber zum Ufer der Nichtraucher. Besser wäre es, diesen Gang niemals angetreten zu haben, als zu einer Demütigung und einer Gewichtszunahme von dreißig Pfund zurück-



Meury (Schweiz)

paddeln zu müssen. Und am allerbesten wäre es, gleich Haeckel, niemals die Freuden des Rauchens erfahren zu haben und stolz erklären zu können: „Ich kenne den Tabak nicht anders als von der botanischen Seite her . . .!"

Eine Philosophie dieser praktischen Art wird einigen Jüngern der Enthaltsamkeit nicht genügen. Sie werden versucht sein, ihre Tabaksucht in Alkohol zu ertränken oder zumindest einzuschläfern. Und auch hier hat sie die Wissenschaft beim Wickel. Das Trinken bringt den verräterischen Zeiger an der Waage genau so sicher in die Höhe wie das Rauchen. Aber, so könnten sie in ihrer Verzweiflung argumentieren, wenn wir schon den Tabak meiden, dann wird uns doch als Belohnung dafür ein feiner Gaumen geschenkt werden. Dann können wir den edlen Wein wirklich genießen und werden – da wir uns ja doch immer nur wenig davon leisten sollen oder dürfen – kaum mehr als ein paar Gramm an Gewicht zunehmen; unsere Vorfahren, die Weinkenner waren, Weinkenner nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit dem Verstand, verachteten den Tabak – – – jedenfalls bis zur Hauptmahlzeit der edle Traubensaft die schimmernde Runde gemacht hatte.

Die Geschichte kommt hier der Wissenschaft zu Hilfe und läßt den Traum in Rauch aufgehen. Der Herzog von Wellington hat einmal in einem Tagesbefehl an seine Offiziere seine Beunruhigung darüber ausgedrückt, daß das Pfeife-, Zigarren- und Zigarettenrauchen überhand nähme. Er prangerte ferner „die vom Dunst des Tabaks verursachte Art von Rausch" an, da er zweifellos bei den Gewohnheitsrauchern die Ursache des Trinkens und Zechens sei. Das Rauchen führt demnach zum Trinken und beides verdirbt die Figur. Die Dünnen lachen also zuletzt – falls sie es auch aus Furcht vor dem Dickwerden überhaupt wagen, zu lachen. E. R.

Nicht reinzulegen!

„Sechs Köpfe hoch" saßen wir an einem Tisch bei einer festlichen Zusammenkunft unserer Kreisgruppe im Bund der Kriegsblinden. Die „sechs Köpfe" bestanden aus drei Kameraden mit ihren Begleitpersonen. Meine Hand hatte festgestellt, daß sich links von mir eine Eckkante des Tisches befand. Hier begann also die Schmalseite des Tisches.

Ein Kinderchor hatte eben mit frischen Stimmen ein altes, vertrautes Lied gesungen. Da hörte ich die Stimme des Kameraden, der links „um die Ecke" von mir saß. „Morgen früh um 8 Uhr muß ich noch Zeitungen verkaufen. Zu der Zeit habe ich keine Möglichkeit . . . kann ich nicht –"

„Verkaufst du selbst Zeitungen?" ertönt jetzt meine Frage. „Natürlich, schon lange", kommt prompt die Antwort.

„Und wo?“

„Am Haupteingang des Bahnhofs.“

„Und wie machst du es mit dem Geld? Du mußt doch auch wechseln können?“

„Mit dem Geld kenne ich mich aus. Ich kann dir auf jeden Betrag rausgeben.“

Wir beschließen, eine Probe zu machen. Die Begleitpersonen kontrollieren genau. Zunächst werden ihm Markstücke zu 1, 2 und 5 DM zugeschoben. Er erkennt sie sofort alle mit dem richtigen Wert eines jeden Stücks. Das geriffelte 50-Pfennig-Stück wird sofort erklärt. Aber auch bei der „kleinen Ware“, wie den 1-, 2-, 5- und 10-Pfennig-Stücken gibt es keinerlei Fehler. „Und das sind 3 Mark und 38 Pfennige“ ist die Antwort bei einem Potpourri von Münzen, das er zurückschiebt. Ein belgisches Zwei-Franken-Stück erkennt er gleich als ausländische Münze. Nur mit dem Erkennen der Geldscheine hapert es. „Aber das macht mir nichts aus“, erklärt er großzügig.

Na, warte! Mir kommt ein Gedanke, der aber erst einige Tage später zur Ausführung gelangt. Ich lasse mich von meiner Begleitperson zu den Zeitungsverkäufern am Bahnhof führen. Die Namen der Zeitungen ertönen. „Morgenblatt . . . Morgenblatt . . .“ Aha! Das muß er sein. An seiner Brust am Mantel ist ein Exemplar der Zeitungen befestigt, die er verkauft. „Können Sie mir auf 20 Mark herausgeben?“ Mit diesen Worten gibt die Begleitperson ihm einen Zehn-Mark-Schein. So war es vereinbart.

„Halten Sie mir doch bitte den Zwanzig-Mark-Schein. Ich muß die Münzen aus der Tasche holen.“ Auf diesen Wunsch des Kameraden an den Nachbarn, der auch Zeitungen verkauft, kommt der Schein mit den Worten zurück: „Da haben Sie Ihren Zehn-Mark-Schein wieder!“

„Sie haben mir nur einen Zehn-Mark-Schein gegeben“, sagt jetzt der Kamerad zu meiner Begleitperson. Nun muß ich lachen und gebe mich zu erkennen. Wir lachen alle, und der Kamerad betitelt mich mit einigen „liebenswürdigen“ Ausdrücken.

Ich höre noch von ihm, daß er bereits um fünf Uhr morgens an seinem Verkaufsplatz eintrifft. „Die Temperaturen können hier erhebliche Grade unter dem Nullpunkt aufweisen. Vor einigen Jahren war ich mit völlig starren und aufgesprungenen Fingern bei einer Kälte von 25 Grad an meinem Arbeitsplatz im Freien tätig.“

An einem Abend treffen wir uns in einem gemütlichen Lokal. Hier erfahre ich, daß der Kamerad der einzige blinde Zeitungsverkäufer weit und breit ist. Von seinem Zeitungsverlag erhält er einen festen Wochenlohn. Die Ehefrau begleitet ihn ständig frühmorgens in seinem Vorort zur Straßenbahn und holt ihn an der Haltestelle zur vereinbarten Zeit wieder ab. Die Zeitungen werden ihm vom Verlag an den Verkaufsplatz vor dem Bahnhof gebracht. Unter diesen Umständen ist es ihm möglich, den Beruf eines Zeitungsverkäufers ohne Einschränkung auszuüben.

Dr. Kurt Wintterlin

„Sie können ihn wieder mitnehmen“

Er ist zur Untersuchung aufs Versorgungsamt gebeten worden, nicht ohne daß der Arzt in seiner verbindlichen Art Tag und auch Stunde vorher fernmündlich mit ihm abgesprochen hätte. Liebenswürdig empfängt die Sekretärin den Kriegsblinden und seine Frau. Der Herr Doktor bittet sie, noch einen Augenblick Geduld zu haben. Es sei gleich soweit. Mittlerweile möge man hier Platz nehmen ...

Wenige Augenblicke später geleitet der Arzt eine beinamputierte Dame aus seinem Zimmer.

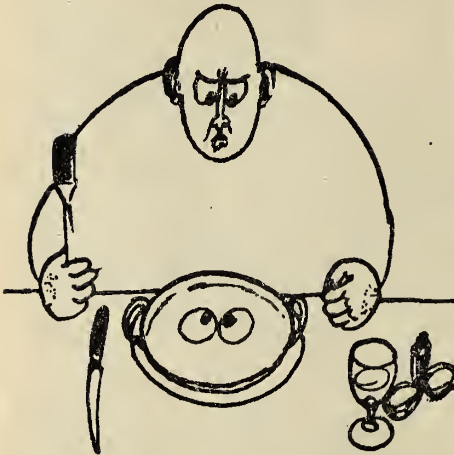
„Ah, Herr Müller! Da sind Sie ja!“ ruft er fröhlich. Während er auf den Kriegsblinden zugeht und ihm herzlich die Hand schüttelt, wendet er sich an die Begleiterin: „Ihre Gattin – nicht wahr, Herr Müller? – Koschnik.“ Ohne die Antwort des Kriegsblinden abge-



Im Studio einer Blindenhörbücherei: Der Sprecher (links vorn) liest einen Roman vor. Aus seiner schalldichten Kabine läuft die Mikrophonleitung zum Bandaufnahmegerät nach nebenan, wo die Tontechnikerin durch ihre Kontrolle für eine saubere Klangqualität sorgt. Hunderte von Kriegsblinden werden nach und nach die Stimme des Sprechers und den Roman daheim hören. *Foto: Pabst*

wartet zu haben, verneigt er sich leicht vor dessen Frau.

„Lassen Sie nur, gnädige Frau", sagt er lachend, „ich habe Ihren Mann schon beim Wickel." Im nächsten Augenblick hat er beide in bequemen Sesseln sich gegenüber placiert und sie bereits in eine zwanglose Unterhaltung verwickelt. Bald ist es dem Kriegsblinden nicht anders, als säße er als Privatpatient seinem langjährigen Hausarzt gegenüber. Ganz beiläufig werden im Laufe des Gesprächs die erforderlichen medizinischen Notwendigkeiten abgewickelt und deren Ergebnis der unauffällig im Hintergrund wirkenden Sekretärin zur schriftlichen Fixierung zugerufen. Und nach einer halben Stunde trennen sich Arzt und Kriegsblinder wie zwei alte gute Bekannte.



Nando (Italien)

„Eine Unbequemlichkeit kann ich Ihnen leider nicht ersparen, Herr Müller. Zur Urinuntersuchung und Blutdruckmessung müssen Sie drüben ins andere Gebäude. Schauen Sie, gnädige Frau, dort über den Hof! Zweiter Stock. Hier den Zettel geben Sie doch bitte drüben ab. Und vorsichtig auf der Treppe!"

Noch klingen unserem Kriegsblinden die herzlichen Abschiedsworte nach, mit denen ihn der feinfühlige Arzt entließ, da hat er auch bereits das zweite Stockwerk jenes anderen Gebäudes erklommen. Ein kahler Kasernenkorridor verschluckt ihn. Hallende Leere rundum. Aha, da ist endlich die Zimmernummer! Man klopft bescheiden. Keine Antwort. Noch mal versuchen! Das frostige Schweigen dauert an. Nach einem dritten ergebnislosen Klopfen öffnet Frau Müller entschlossen die Tür, um aber schnell wieder zurückzufahren. Von irgendwo drinnen kommt eine sehr energische Frauenstimme: „Warten Sie draußen! Sie werden aufgerufen!"

Alsdann! – Warum auch nicht? Ordnung muß halt sein. Also setzt man sich auf eine sehr lange, sehr kalte hölzerne Bank an der langen Wand des Korridors und wartet lange, sehr lange. Hin und wieder entströmt dem Tor der Verheißung ein weibliches Wesen in Schwesterntracht, das sich, keinen Blick auf diese bedeutungslose Wanddekoration werfend, im Dunkel des fernen Korridors verliert. Endlich rafft der Kriegsblinde seine Frau und sich kurzerhand auf, klopft an und tritt, da wiederum keine Einladung erfolgt, unaufgefordert ein, präsentiert seinen Zettel und bittet, ein unwilliges Murmeln nicht beachtend, höflich um Abfertigung. Und siehe da, man nimmt ihm den Zettel aus der Hand.

„Ach so! Hm! Na, ja!" knurrt die weibliche Stimme von vorhin. „Schön! Dann setzen Sie sich mal hier in den Stuhl."

Ein frostiger Ton, keinerlei Rücksicht auf die Situation eines Erblindeten. „Ihren Arm, bitte! Nein, den nicht, den anderen!" Es klingt unwillig, befehlend.

„Ah so", versucht der Kriegsblinde zu scherzen, „Blutdruck gibt es nur in e i n e m Arm, Schwester?"

„Hier auflegen den Arm!" kommt es statt jeder anderen Antwort. Und während sich der Schlauch um seinen Arm immer mehr strafft, herrscht wiederum eisiges Schweigen. Aber dann ist die Prozedur vorbei. Ob sie wohl –? Wahrhaftig, die holde Samariterin öffnet noch einmal ihren Mund:

„So, Frau Müller – er ist fertig – Sie können ihn wieder mitnehmen."

Glaubt mir, Herr Müller erlebte es, wie alle Kriegsblinden, nicht zum ersten Male, daß ihn ein gedankenloser Zeitgenosse auch noch für taubstumm und doof zu halten schien. Aber dieser Gegensatz zwischen dem feinsinnigen Arzt und Chef und seiner, ach, sich so wichtig dünkenden kleinen Hilfskraft verschlug ihm so völlig den Atem, daß seine Frau „ihn" bereits „mitgenommen hatte", ehe er auch nur die Kraft gefunden hatte, dieser sonderbaren „Schwester" eine brüderliche Belehrung über den Benimm gegenüber Kriegsblinden in ihr vielleicht recht niedliches Öhrchen zu flüstern. Herr Müller ist überzeugt, daß ihr Chef das nicht versäumen wird, wenn ihm diese Glosse zu Gesicht kommen sollte.

„Sie können ihn wieder mitnehmen!" Sie können –, Sie können ... Wissen Sie, was Sie ihm können, Schwesterlein? Leid tun. Was sonst? P. C.

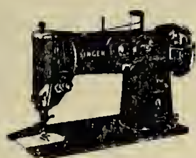
Friedola

Gebr. Holzapfel & Co., KG.

WACHSTUCH-, LEDERTUCH- UND KUNSTLEDERWERK

Hersteller der „Friedola"-Erzeugnisse

FRIEDA (Werra)



Schnell genäht

ist Ihre Garderobe, wenn Sie die SINGER AUTOMATIC besitzen. Sie sparen Zeit und Geld und sind immer madisch gekleidet. Die Kenntnisse für das „Hausschneidern nach Maß" erlernen Sie in den neuen SINGER Zuschneidekursen. Auskunft und Praspekte über die raumsparenden SINGER Versenkmäbel und die SINGER AUTOMATIC erhalten Sie kastenlas von der SINGER Nähmaschinen Aktiengesellsch. Abt. 4K, Frankfurt a. Main, Singerhaus.





Die größten Hausschuhfabriken Europas

Fragen Sie Ihren Schuhhändler nach

ICAS-Hausschuhen

J. C. A. SCHNEIDER Ges. m. b. H.

Frankfurt/Main

Mainzer Landstraße 281-291



Fußboden

schnell zu legen - leicht zu pflegen

MARLEY GMBH, Luthe-Wunstorf (Hann.)



Ruhe, Liegen, Sonne, Luft – das tut den strapazierten Nerven gut, dazu die Kraft der Heilquellen. Ein Bild aus dem Garten unseres Kurheims in Bad Pyrmont.

1920 entstand unser erstes Kurheim

Vierzig Jahre Kurfürsorge des Bundes der Kriegsblinden

Kuriose Erinnerungen knüpfen sich an das erste eigene Kurheim, das der Bund der Kriegsblinden im Jahre 1920 in Herzberg im Harz erwarb. Durch eine großzügige Hilfe des Reichsarbeitsministeriums und des Reichsausschusses für Kriegsbeschädigte konnte das Heim geschaffen werden, nachdem im vorangegangenen Jahr mit einem Pachtheim in Heiligendamm an der Ostsee ermutigende Erfahrungen gemacht worden waren.

Höchst bescheiden ging es in Herzberg zu. Die Ausstattung der Gästezimmer zum Beispiel stammte aus Beständen der inzwischen aufgelösten Lazarette in Magdeburg und Weißenfels. Es gab Seegrasmatratzen und Militärspinde mit Vorhängeschloß, und dort, wo einst im Spind das Kommißbrot lag, fand jetzt wohl ein Damenhut seinen Platz. Die meisten Gäste waren noch keine dreißig Jahre alt, manche erst gerade zwanzig, und schon deswegen noch nicht verheiratet, ganz abgesehen von der bedrückenden sozialen Lage der meisten Kameraden. So konnte man vier oder fünf Kriegsblinde in ein Zimmer legen.

Statt einer Frau brachten die Kameraden jedoch ihren Führhund mit. Heute kommen aus gutem Grund keine Führhunde mehr in unsere Kurheime. Damals in Herzberg waren oft gleichzeitig fünfzehn Hunde im Heim. Obwohl jeder Hund ständig an der Leine war, gab es immer noch genug Beißerei. Des Nachts lagen die Hunde unter den Betten ihrer Herren, aber es gab oft keine Ruhe, zum Beispiel, wenn ein Hund beim letzten Abendspaziergang noch einen Knochen gefunden hatte und jetzt in der Nacht zu knabbern begann. Die anderen Hunde im Zimmer wurden neidisch, und schon setzte das Gebell ein. Und wenn endlich Ruhe herrschte, begann der Streit unter den Kameraden darüber, wessen Hund nun den Anfang gemacht hätte ...

Schlimm war es in der Inflationszeit, als zum Beispiel 1923 für das Pensionsgeld von vierzehn Tagen gerade noch ein Brot gekauft werden konnte. Mit Genehmigung der zuständigen Landräte wurde in der näheren Umgebung schließlich in der Notzeit eine Eiersammlung und eine Kartoffelsammlung durchgeführt. Die eifrigen Schulkinder brachten 6000 Eier und 300 Zentner Kartoffeln zusammen. Erfolg hatte man auch mit einer Bettfedernsammlung, so daß wenigstens weiche Kopfkissen und ein paar Oberbetten zur Verfügung standen.

Noch eine hübsche Kleinigkeit sei vermerkt: Bereits 1924 erhielt das Heim den ersten Rundfunkempfänger, ein Geschenk des Grafen Arco. Die Apparate hatten damals noch keinen Lautsprecher, doch war dieses Gerät immerhin mit einer Verteilerspinne und sechs Kopfhörern ausgestattet. So saßen sechs Kriegsblinde immer im Büro des Heimes und hörten Radio, während die nächsten sechs schon dahinter standen und warteten, bis auch sie an die Reihe kamen.

Das Heim in Herzberg konnte, nachdem die Deutsche Kriegsblindenstiftung eine Sammlung durchgeführt hatte, im Jahre 1925 gegen ein schöneres Heim in Braunlage ausgetauscht werden. Gleichzeitig wurde im Ostseebad Ahlbeck die Villa „Frieda" gepachtet, die ein Jahr später durch ein eigenes Haus in Swinemünde ersetzt wurde. So verfügte im Jahre 1926 der Bund der Kriegsblinden über die Heime Braunlage und Swinemünde mit über 90 Betten.

Mehr und mehr zeigte sich aber, was auch heute wieder eine bemerkenswerte und bezeichnende Erscheinung ist: Mit den Jahren steigt das Kurbedürfnis der Kriegsblinden ständig an. Der Verschleiß an Kräften und die ständige Strapazierung der Nerven verlangen gebieterisch nach einem Ausgleich. Damals gab es im ganzen Reichsgebiet nicht viel mehr als 3000 Kriegsblinde, heute sind es allein im Bundesgebiet einschließlich West-Berlin fast 7000. Damals wie heute reichten die verfügbaren Kurplätze niemals aus, obwohl manches neue Heim entstand.

Unsere öffentlichen Sammlungen fanden in den zwanziger Jahren beim deutschen Volk ein sehr gutes Echo. So konnte im Jahre 1927 ein Kurheim in Bad Salzhausen (Oberhessen) erworben werden, das noch heute ein beliebtes Kurheim ist, und im gleichen Jahr erwarb die Bayerische Kriegsblindenstiftung ein Erholungsheim in Söcking am Starnberger See, das ebenfalls auch heute noch gute Dienste tut. Das Braunlager Heim erfuhr im Herbst 1928 eine Verlegung in ein günstigeres Haus. Einen wichtigen Fortschritt bedeutete es auch, daß das Reichsarbeitsministerium die Heime als Kuranstalten im Sinne des



Kriegsblinde Gäste unseres Borkumer Kurheims beim Sport, hier beim Medizinball-Weitstoß Dieses Heim an der See ist unter den Kriegsblinden sehr beliebt, weil hier am Strand ein weiter Raum für freie Bewegung gegeben ist und weil sich Kriegsblinde gern im Wasser tummeln.

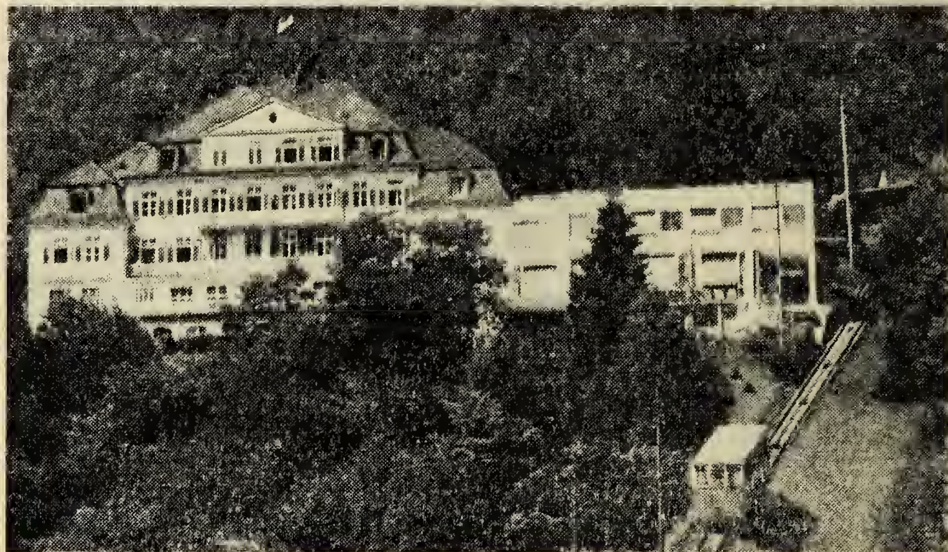


Reichsversorgungsgesetzes anerkannte, so daß Badekuren – ähnlich wie es auch heute geschieht – in ihren Gesamtkosten von der Versorgungsverwaltung getragen wurden. – Der Platzmangel wurde immer ärger, so daß in Swinemünde ein zweites Kurheim, das Haus „Favorit", angekauft wurde. Im Frühjahr 1937 folgte der Ankauf eines Hauses in Bad Pyrmont.

Zwei Jahre später waren es die Kriegsblinden der zweiten, jüngeren Generation, die in diesen Kurheimen Aufnahme fanden, bis 1945 die gesamte Kurfürsorge der Kriegsblinden ein Ende fand. Die Heime in Swinemünde gerieten in polnische Hand (es heißt, daß dort heute polnische Kriegs- und Zivilblinde Erholung finden), die anderen Heime wurden durch Flüchtlingsfamilien belegt. Erst mit der Neugründung des Bundes der Kriegsblinden gelang nach und nach die Wiederaufnahme des Kurbetriebs. Aber wenn schon vor dem Kriege die Bettenzahl nicht ausgereicht hatte, so wurde es jetzt geradezu katastrophal. Hunderte von Absagen mußten erteilt werden. Man muß dazu wissen, daß wir Kriegsblinden diese Heime in unserer eigenen Verwaltung haben. Die Heimleiterinnen und alles Personal wird vom Bund der Kriegsblinden angestellt, und auch die gesamte finanzielle Abwicklung erfolgt bei der Abteilung Kurfürsorge des Bundes der Kriegsblinden, die seit vierzig Jahren von dem gleichen Mann ehrenamtlich geleitet wird, dem Kriegsblinden Albert Bierwerth in Göttingen. Alle Initiative und alle Verantwortung sind also Sache des Bundes der Kriegsblinden, wenn es um den Ausbau der Kurfürsorge geht.

Schon deshalb verdient es allen Respekt, wenn in den Nachkriegsjahren neue Kurheime in Münster am Stein, auf der Insel Borkum und in Bad Homburg entstanden und durch die Tatkraft des inzwischen verstorbenen Vorsitzenden des Landesverbandes Württemberg-Nordbaden auch ein großes Heim in Wildbad im Schwarzwald. Im Frühjahr 1958 kam der erste Neubau hinzu, nämlich ein Kneippkurheim in Berleburg (Sauerland), während die Heime in Bad Pyrmont und in Wildbad durch umfassende Erweiterungsbauten vergrößert und verschönert wurden.

Heute können in den Hauptkurzeiten insgesamt 265 Kriegsblinde in den neun Heimen Aufnahme finden, das sind im Jahresdurch-



Das schöne Kriegsblindenkurheim Wildbad im Schwarzwald, auf halber Höhe des Sommerberges, erhielt 1958 einen großzügigen Anbau, der unter großem Opfersinn der Kriegsblinden von Württemberg-Nordbaden und durch mutige Tatkraft zustande kam.



schnitt rund 2000 Kameraden. Alle drei Jahre also, in nicht seltenen Fällen sogar alle zwei Jahre, findet ein Kriegsblinder mit seiner Familie für vier Wochen Aufnahme in einem unserer Kurheime, natürlich nicht immer gerade in der Zeit der Sommerferien, – aber das sehen die Ärzte ohnehin nicht so gerne.

Denn es werden ernste Kuren durchgeführt, mit Heilbädern, Massagen, Packungen oder Inhalationen, wie es die Wissenschaft vorschreibt. Jedes Heim steht unter der Aufsicht eines Heimarztes. Die Kurerfolge sind oft überraschend gut, zumal bei den für den Kreis der Kriegsblinden typischen Leiden.

Ist es nun Luxus und Verschwendung: eigene Kurheime für Kriegsblinde? Nein, es ist eine höchst bittere Notwendigkeit, und man kann gerade an der Kurfürsorge, die der Bund der Kriegsblinden auf dem Wege der Selbsthilfe betreibt, in mancherlei Richtung ablesen, was es bedeutet, ohne Augenlicht zu leben.

Stellen Sie sich einmal vor, daß ein Kriegsblinder zusammen mit seiner Frau zu einem Kuraufenthalt in einem Hotel oder in einer Pension wohnt. Da fragt es sich zunächst einmal natürlich, ob er sich das leisten kann, denn sein Berufseinkommen ist in den meisten Fällen recht mager. Die Aufstiegsmöglichkeiten, die sich einem gesunden Mann eröffnen, bleiben ihm verschlossen, und am „Wirtschaftswunder" hat er nur wenig Anteil. Aber nehmen wir einmal den Fall an, daß er einen solchen Aufenthalt bezahlen kann oder daß er dazu auch Beihilfen des Staates erhält, so liegt doch auf der Hand, daß der erstrebte Kurerfolg manchen Beeinträchtigungen ausgesetzt wäre. Der Betrieb in einer Pension kann nicht auf die besondere Behinderung eines Kriegsblinden Rücksicht nehmen. Es summieren sich Kleinigkeiten, die ihm zur Last werden, ob nun die Scheuerfrau auf dem Flur ihren Eimer stehen läßt, so daß er darüber stolpert, oder ob ihm die Bedienung das Glas Bier so ungeschickt auf den Tisch stellt, daß er es entweder nicht findet oder gleich umstößt. In einer ganz negativen Weise jedoch wird seine Erblindung beachtet: er fühlt, wie er angestarrt und mit jeder Bewegung wie ein unheimliches Wesen beobachtet wird, und entweder geht man ihm scheu aus dem Weg oder aber man fragt ihn taktlos aus – nein, eine richtige Erholung findet dabei nur selten jemand.

Ein Kriegsblindenkurheim hingegen ist ganz auf den erblindeten Gast eingestellt, nicht nur mit allen erdenklichen Rücksichtnahmen und Hilfen, sondern auch menschlich. Selten findet der Kriegsblinde eine so reiche Freiheit – innerlich und äußerlich – wie hier, wo er aufatmen und sich unbesorgt bewegen kann: um ihn her sind ja nur Schicksalsgefährten. **Dazu kommt aber vor** allem, daß er sich mit diesen Kameraden in Begegnungen und Gesprächen austauschen kann. Es ist eine der eigenartigsten Erfahrungen wohl jedes Kriegsblinden, daß von der Begegnung mit einem anderen, der das gleiche Schicksal zu tragen hat, eine tiefgreifende Ermutigung ausgeht. Diese Ermutigung fördert naturgemäß den Kurerfolg, und immer wieder ist festzustellen, daß in unseren Kurheimen nicht nur von außen her, durch Medikamente oder Bäder, geholfen wird, sondern gleich kräftig auch von innen her.

Seit vierzig Jahren besteht dieses Werk der Selbsthilfe. Keine große Organisation, keine komplizierte Verwaltung steht dahinter, sondern im Grunde nur das, was man Kameradschaft nennt. Kein persönliches Interesse ist mit diesem Werk verbunden, kein einziges bezahltes Pöstchen. Lohn ist allein der Dank der Kameraden, denen man Genesung und inneren Auftrieb verschaffen konnte.

Unsere sehenden Freunde in Wirtschaft und Verwaltung dürfen gewiß sein, daß all ihre Hilfe – bis hin zu jedem Anzeigenauftrag für dieses Jahrbuch – einen befriedigenden und schönen Nutzen bringt. H.

Eine Million Kriegsblinden-Jahrbücher

Im Herbst 1950 erschien das erste „Kriegsblinden-Jahrbuch". Die Ausgabe, die wir heute unseren Lesern übergeben, ist also die zehnte in der Reihe. Keine der Ausgaben hatte eine geringere Auflage als 100000 Stück, manche lagen weit darüber. Mehr als eine Million Jahrbücher sind also seit dem Herbst 1950, als wir den ersten und sogleich günstig aufgenommenen Versuch machten, in die Welt gegangen, bis nach Japan oder Argentinien hin, aber auch zu den mitteldeutschen Kriegsblinden, die sich immer besonders dankbar und glücklich zeigen, wenn sie dieses Dokument der Gesinnung und der Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erhalten.

Das Jahrbuch ist für sehende Menschen bestimmt, und zwar gerade für jene, die von uns Kriegsblinden wenig wissen, uns also für mehr oder minder unnütze Wracks halten oder für bemitleidenswerte arme Teufel. Diesen Menschen wollen wir mit unseren Jahrbüchern zeigen, daß wir Herz und Verstand behalten haben, daß wir mitten im Leben stehen, wenn wir dazu auch helfende Hände brauchen, und daß sich keiner von uns unterkriegen ließ, trotz allem nicht.

„Da erlebt man ja eine Überraschung nach der anderen, wenn man Ihr Jahrbuch studiert", so schrieb uns eine Leserin aus Stuttgart. Sie hatte bis dahin gemeint, daß die Kriegsblinden – ein wenig übertrieben gesagt – in Anstalten untergebracht seien, und daß sie nichts anderes tun könnten, als grobe Straßenbesen anzufertigen. Unser Jahrbuch dient, wie das Beispiel zeigt, zunächst der „Information" oder „Aufklärung", also der Antwort auf die Frage: Wie lebt ihr Kriegsblinden denn, was tut und was könnt ihr, wie kommt ihr in euerem dunklen Dasein zurecht, was macht euch Freude?

Ach, wenn schon solche Fragen gestellt werden, sind wir froh; denn die Gleichgültigkeit ist groß in unserer Zeit. Gegen die Gleichgültigkeit richten sich unsere Jahrbücher, immer in der Hoffnung, daß über die „Information" hinaus auch etwas für das „Verständnis" erreicht wird, also dafür, daß die sehenden Menschen in der Begegnung mit Kriegsblinden nicht mehr von Scheu oder Mitleid gelenkt werden. Helft uns dazu!



Scherenschnitt einer Jagdszene von Jean Huber, gen. Huber-Voltaire (1721–1786)

24ab/1

So machen Sie es richtig!

Ein paar Tips zur Frage: Wie verhalte ich mich gegenüber Kriegsblinden?

Damals, als wir noch sehen konnten, haben wir um jeden Blinden einen Bogen gemacht, haben Begegnungen und Gespräche vermieden, wenn sie zu vermeiden waren. Wir kennen diese Scheu, die vielleicht auch in Ihnen wach wird, lieber Leser, wenn Sie einem Kriegsblinden begegnen. Wir waren ja Sehende wie Sie, wir standen ja wie Sie mitten im Leben, vielleicht dicht an Ihrer Seite, voller Zukunftshoffnungen. Damals saßen wir vielleicht zufällig in der Bahn nebeneinander und plauderten ganz unbefangen. Und wenn wir heute nebeneinandersitzen? Rücken Sie dann nicht mit einer gewissen Abwehr beiseite?

Warum eigentlich? Sind wir denn andere Menschen geworden, nur einer Verwundung wegen? Der Kopf ist schließlich dran geblieben, und mit ihm behielten wir unseren Verstand, unsere Interessen, unsere Sprache und nicht zuletzt auch unser Herz, kurz, wir sind ganz normale Menschen geblieben, die immer zunächst als Mitmenschen gelten wollen und erst in fünfter Linie als Kriegsblinde. Deshalb ist es eigentlich doch ganz einfach, uns zu begegnen: sehen Sie in uns in aller Selbstverständlichkeit einen Mitmenschen, wie jeden anderen, den Sie treffen. Also:

1. Keine Bange vor Kriegsblinden! Es sind weder Gespenster noch Schwerkranke noch etwa gar Unzurechnungsfähige. Man spreche also mit uns wie mit vernünftigen, gesunden Menschen, nicht schonungsvoll und leise, nicht salbaderig, sondern mit frischer Selbstverständlichkeit!

2. Sprecht mehr mit uns! Sprecht überhaupt mit uns! Geht nicht grußlos an einem euch bekannten Kriegsblinden vorüber! Der Gruß bedeutet für ihn eine freundliche Unterbrechung seines dunklen Weges. Redet ihn schon im Herankommen an und nennt nebenbei euren Namen. Erst nach dieser Anrede reicht die Hand!

3. Eine ganz besonders dumme und leider häufige Angewohnheit ist es, das Wort stets an die Begleitperson des Kriegsblinden zu richten, ja sogar nur an den Hund. Kein Irrtum ist für uns peinigender als dieser: „blind" gleichzusetzen mit „blöd". Wie gesagt, unser Verstand ist intakt geblieben wie der eure. Warum behandelt ihr uns oft wie Kinder?

4. Und noch ein Sprech-Tip für Menschen mit etwas mehr Einfühlungsvermögen: man spreche, besonders wenn man beieinandersitzt, den Kriegsblinden stets und immer wieder an! Der Kriegsblinde kann weniger leicht ein Gespräch mit dir anknüpfen, weil er ja nicht weiß, ob du gerade für eine Anrede bereit bist. Komme ihm mit deiner Anrede entgegen! Man vermeide auch das Wechseln der Plätze, weil der Kriegsblinde sonst die Orientierung über die Anwesenden verliert. Geh nicht ohne taktvollen Hinweis von der Seite eines Kriegsblinden weg, damit er nicht in die peinliche Situation gerät, einen leeren Stuhl anzureden!

5 Wir brauchen deine Hilfeleistung, und wir danken dir herzlich, wenn du uns ohne großes Getue deine Hilfe gewährst. Aber übertriebene Hilfeleistung ist fast schlimmer als gar keine. Mancher Kriegsblinde, der auf dem Sportplatz die 100 Meter in 13 Sekunden läuft, wird von übereifrigen Mitmenschen wie ein gebrechliches Mütterchen in die Straßenbahn mehr gehoben und getragen als geführt. Warum solch ein Aufwand! Wenn wir die Hand am Griff haben, können wir ohne Hilfe einsteigen.

6. Bei allen Hilfeleistungen spreche man einen Kriegsblinden zuvor an. Es wäre auch dir nicht angenehm, wenn aus der Dunkelheit heraus plötzlich eine Hand nach dir greift.

7. Bitte sprecht mit uns über andere Dinge als immer ausgerechnet über unsere Erblindung! Wir interessieren uns für Fußball oder für Außenpolitik oder für moderne Musik. Wenn aber schon einmal das Gespräch auf das Thema Erblindung kommt, so laßt alles mitleidige Seufzen und Bejammern beiseite! Wir können dieses falsche, wohlwollend-herablassende Mitleid nicht ausstehen! — Wir empfinden es als Demütigung!

8. Und — leider! — müssen wir einigen ganz hartgesottenen Mitmenschen auch dies sagen: Quält nicht unsere Frauen mit den üblichen Redensarten des Bedauerns und sprecht mit unseren Frauen erst recht nicht dann über uns, wenn wir — etwa in der Straßenbahn — danebensitzen. Taktlosigkeiten schmecken bitter!

Tut alles, um auch die letzte Kluft

zwischen Sehenden und Kriegsblinden zu schließen!

10706 / 10714 / 10252 / 10253 / 10736 / 92476 / 92479 / 92487 / 92491 / 92492 / 92497 / 92607 / 92613 / 92614 / 92623 92625

In Werkstätten und an mehreren Telefon- und Auskunftsstellen der Hamburger Hochbahn (z. B. in der Fahrkartenhalle und am Haupteingang) sind Kriegsblinde eingesetzt.




D
W



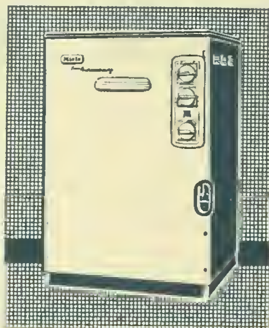
Spitzenleistungen von Miele

Aus Erfahrung und Fortschritt entwickelt!

Miele-Teilautomatic 75 →

Eine Waschmaschine mit Verstand

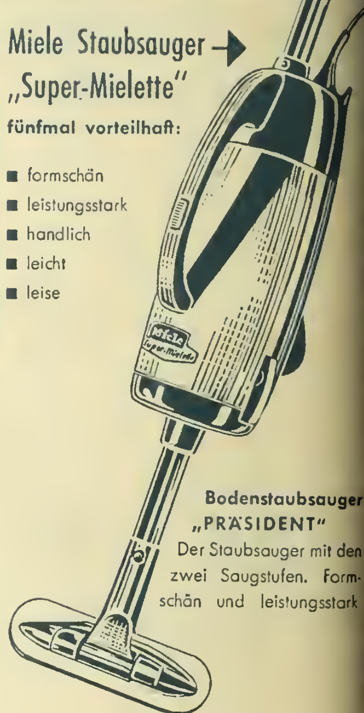
Miele-Teilautomatic 75 bedeutet: Sie stellen nur die gewünschte Temperatur und die erforderliche Waschzeit ein – das ist alles. Ihre Wäsche wird dann automatisch gewaschen. Am Ende der Waschzeit schaltet sich die Miele-Teilautomatic 75 automatisch ab. Sie findet überall Platz und ist immer waschbereit.

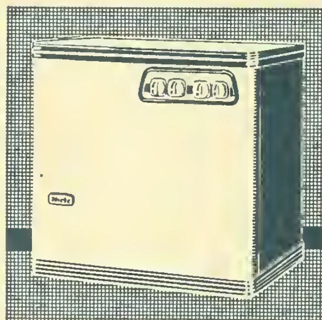


Miele Staubsauger → „Super-Mielette"

fünfmal vorteilhaft:

- formschön
- leistungsstark
- handlich
- leicht
- leise





← Miele-Teilautomatic „Combinette"

wäscht und schleudert zugleich

Miele-Teilautomatic Combinette bedeutet: Ihre Wäsche wird automatisch gewaschen, dann schaltet sich die Miele-Teilautomatic Combinette automatisch ab. Danach wird die Wäsche geschleudert. Die Miele-Teilautomatic Combinette bietet große Leistung auf kleinem Raum.

Bodenstaubsauger „PRÄSIDENT"
Der Staubsauger mit den zwei Saugstufen. Formschön und leistungsstark

Miele-Vollautomatic 505 →

Technik in höchster Vollendung!

Miele-Vollautomatic 505 bedeutet: Hohen Weißgrad für Ihre Wäsche – jedes Waschprogramm mit spezieller Temperaturregelung, speziellem Wasserstand, speziellem Dreh-Rhythmus der Trommel und unterschiedlichem Zeitablauf – Drucktastenschaltung für 8 Spezial-Waschprogramme. Mit und ohne Schleudergang.



Miele-Melkmaschinen - für jeden Betrieb - wie nach Maß!

Ob Eimer-Melkanlage oder eine der modernen Maschinen mit automatischer Milchabsaugung: **Miele immer richtig!**



Mielewerke Aktiengesellschaft **Gütersloh/Westf.**

Ausführliche Druckschriften, unverbindliche Beratung und Vorführung durch Ihren Fachhändler.

KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1961



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.

MAINZER VERLAGSANSTALT UND DRUCKEREI

WILL UND ROTHE KOMMANDITGESELLSCHAFT

Einer der größten Druckereibetriebe in der Bundesrepublik



bürgen für Leistungen hoher Qualität

MAINZ AM RHEIN · GROSSE BLEICHE 46-48
TELEFON 24371 · FERNSCHREIBER 0417854

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt,
so ist ihm mehr möglich, als man glaubt.
Pestalozzi

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1961

Redaktion: Friedrich Wilhelm Hymmen unter Mitarbeit von Alfred Lauster

Rheinstraße 73, Telefon 25186. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig): Bonn, Schumannstraße 35 Preis 2,50 DM. Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG, Mainz, Große Bleiche 46–48.

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1961

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E.V.

Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.
Selbstverlag Wiesbaden

Unsere graphischen Mitarbeiter

Umschlagentwurf: Prof. Gerhard Ulrich (Gütersloh). Zeichnungen im Kalenderteil: Alfred Resch (Bielefeld). Weitere Mitarbeiter: Friedrich Diehl (Bielefeld) mit Holzschnitten, Hans Firzlaff (Bielefeld) mit Schriftleisten, Rudolf Güthinger (Tuttlingen) mit dem Holzschnitt auf Seite 75, Eva Kausche-Kongsbak (Worpswede) mit der Zeichnung auf Seite 152, Günter Canzler (Insel Reichenau) mit Karikaturen (Cartoons).

GELEITWORT

VON WILLY BRANDT

Regierender Bürgermeister von Berlin

Im Anfang des schweren Schicksals, das nur zu vielen das Augenlicht kostete, stand die politische Blindheit. Sie hat das Chaos und das Elend von Millionen verursacht.

Es ist nicht genug, den Kriegsblinden zu helfen, damit sie ihren Platz in unserer Gemeinschaft einnehmen können. Das sollte nur eine Selbstverständlichkeit sein.

Aber jeder Mensch, der unverschuldet zu einem Kriegsblinden wurde, mahnt durch sein Schicksal, welche Verantwortung jeder von uns für das Ganze hat.

Wir haben zu danken für das Beispiel von Disziplin, von Einfügungsbereitschaft, von menschlicher Größe, das Sie, als Kriegsblinde, uns geben.

Berlin, im Juni 1960

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 2 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigene Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

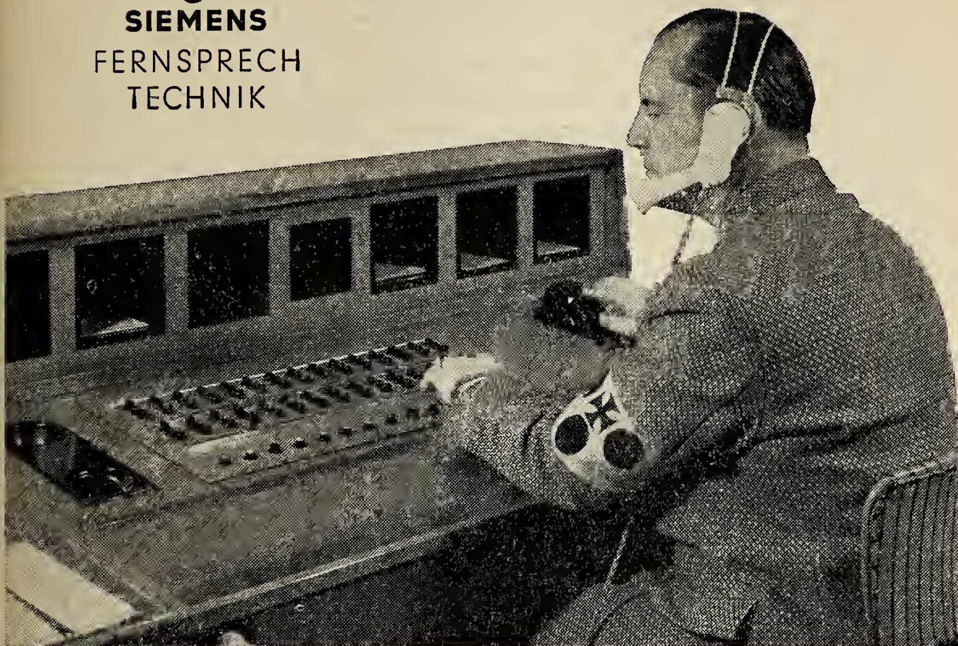
Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

458, 10 100, 10 443, 10 761, 10 988, 11 226, 11 236



SIEMENS
FERNSPRECH
TECHNIK



Blinde Menschen

arbeiten heute in vielen Zweigen der Wirtschaft. Ihre Leistungen sind bewundernswert. Sie ermutigen und verpflichten, noch mehr Blinde am Wirtschaftsprozeß teilnehmen zu lassen. Besonders häufig und erfolgreich wurden Blinde als Telefonisten eingesetzt. Wir liefern vollständige Fernsprecheinrichtungen für die Bedienung durch Blinde. Ohne großen Aufwand können Abfragefernsprecher und Vermittlungstische auch nachträglich für blinde Telefonisten eingerichtet werden.

Fg 359

SIEMENS & HALSKE AKTIENGESELLSCHAFT
WERNERWERK FÜR FERNSPRECHTECHNIK

Aus dem Inhalt

Seite



„Ein Mensch", so nennt Friedrich Diehl seinen Holzschnitt: Vom Krieg zu Boden geschmettert, von Gott und Menschen sich verlassen wähnend, aber Kraft sammelnd, um sich trotz allem wieder zu erheben – das war der Beginn unseres Weges.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: *Bonn, Schumannstr. 35, Tel. 2 23 35; Bundesvorsitzender: Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, Bonn, Schumannstraße 35; Stellvertreter: Regierungsrat Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78*

Landesverband Bayern: *München 19, Volkartstraße 63 (Tel. 6 31 93), Vors.: Karl Wendel*

Bezirk Oberbayern: München 19, Volkartstraße 63, Vors.: Karl Wendel

Bezirk Niederbayern: Landshut, Erlenstraße 40, Vors.: Josef Aigner

Bezirk Oberpfalz: Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk Oberfranken: Bayreuth, Lisztstraße 1, Vors.: Josef Lukas

Bezirk Mittelfranken: Nürnberg-O., Schmausenbruckstr. 25, Vors.: Hans Schott

Bezirk Unterfranken: Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Vors.: Josef Friedel

Bezirk Schwaben: Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 19, Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: *Berlin-Neukölln, Herrfurthstraße 10–11 (Tel. 62 90 92), Vors.: Dietrich Benkel*

Landesverband Bremen: *Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22 (Tel. 49 61 86), Vors.: Heinrich Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: *Hamburg 19, Eppendorfer Weg 119, Vors.: Karlheinz Fink, Hamburg-Gr.-Flottbek, Hölderlinstr. 21b (Tel. 88 90 00)*

Landesverband Hessen: *Frankfurt a. M., Stuttgarter Straße 21 (Tel. 33 13 50), Vors.: Ludwig Eckert, Oberstedten/Ts., Gotische Straße 22*

Bezirk Frankfurt a. M.: Frankfurt a. M.-Ginnheim, Am eisernen Schlag 48, Vors.: Fritz Cyrus

Bezirk Gießen: Oberwetz über Wetzlar, Vors.: Karl Jäger

Bezirk Kassel: Kassel-W., Nordhäuser Straße 60½, Vors.: Paul Conzelmann

Bezirk Marburg: Marburg, Königsberger Straße 13, Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk Darmstadt: Darmstadt-Eberstadt, Oberstraße 33, Vors.: Georg Sauerwein

Bezirk Wiesbaden: Wiesbaden-Biebrich, Josef-Brix-Straße 25, Vors.: Willi Mikoleit

Bezirk Fulda: Fulda, Peterstor 15, Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: *Hannover-Ricklingen, Wallensteinstraße 100 A (Tel. 4 61 66), Vors.: Joachim Schubach*

Bezirk Zentral-Hannover: Hannover-Kleefeld, Hoppestr. 5, Vors.: August Harms

Bezirk Oldenburg/Ostfr.: Oldenburg, Bachstraße 21, Vors.: August Martens

Bezirk Süd-Hannover: Göttingen, Elbinger Straße 32, Vors.: Horst Thielert

Bezirk Braunschweig: Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100, Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk Nord-Hannover: Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21a, Vors.: Emil Rehr

Bezirk Osnabrück: Osnabrück, Höltyweg 33, Vors.: Hermann Laabs

Bezirk Bremen: Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk Niederelbe: Buxtehude, Ernst-August-Straße 1, Vors.: Heinz Köppe

Bezirk West-Hannover: Hameln, Rüdigerstraße 7, Vors.: Horst Adomat

Bezirk Fallingbostel: Walsrode, Posener Straße 5, Vors.: Franz Sender

Landesverband Nordrhein: *Düsseldorf, Irmgardstraße 22 (Tel. 6 41 68), Vors.: Otto Jansen*

Bezirk Aachen: Aachen, Maria-Theresia-Allee 197, Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk Bergisch-Land: Wuppertal-Barmen, Sanderstr. 196, Vors.: Willi Hemeyer

Bezirk Bonn: Bonn, Hirschgasse 23, Vors.: Dr. Josef Reinelt

Bezirk Duisburg: Friedrichsfeld b. Wesel, Hindenburgstraße 45, Vors.: Fritz Günther

Bezirk Düsseldorf: Düsseldorf, Heinrichstraße 32, Vors.: Jakob Lohmann

Bezirk Essen: Essen-Stadtwald, Grünhof 7, Vors.: Wilhelm Sänger

Bezirk Geldern-Kleve-Moers: Geldern, Meisenweg 3, Vors.: Hans Schroer

Bezirk Käln: Köln-Klettenberg, Ölbergstraße 55, Vors.: Claus Faß

Bezirk M.-Gladbach: Schiefbahn, Seidenstraße 6, Vors.: Hermann Seidel

Bezirk Rhein-Wupper-Leverkusen: Monheim (Rhein), Vereinsstraße 11, Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: *Kruft b. Andernach, Jahnstr. (Tel. Niedermendig 752), Vors.: Philipp Nell*

Bezirk Koblenz-Montabaur: Mayen, Bannerberg, Vors.: Franz Pung

Bezirk Pfalz: Maikammer/Pfalz, Friedhofstraße 74, Vors.: Andreas Platz

Bezirk Trier: Prüm/Eifel, Kreuzerweg 17, Vors.: Albert Dimmer

Bezirk Rheinhessen: Mainz-Laubenheim, Ludwigstraße 6, Vors.: Georg Boller

Landesverband Saar: *Herrensohr-Saar, Karlstraße 2, Vors.: Willi Buchmann (Tel. Amt Sulzbach 9376660)*

Landesverband Schleswig-Holstein: *Neumünster, Klosterstraße 107 (Tel. 2220), Vors.: Bruno Eggers*

Bezirk Nord: Flensburg, Bahnhofstr. 34, Vors.: Momme Jensen

Bezirk Mitte: Kiel, Afrade 2, Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk Süd: Grabau über Schwarzenbek, Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Südbaden: *Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5 (Tel. 46881), Vors.: Ing. Alfons Schramm, Freiburg, Kirner Straße 11 (Tel. 32666)*

Bezirk Breisgau: Freiburg: Kirner Str. 11 (Tel. 32666), Vors.: Alfons Schramm

Bezirk Oberrhein: Schopfheim, Wehrer Straße 52, Vors.: Hans Brauchle

Bezirk Mittelbaden: Oberkirch/Baden, Renchener Str. 31a, Vors.: Gregor Grimmig

Bezirk Bodensee: Konstanz, Siebenbürgenweg 9, Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Westfalen: *Münster i. W., Propsteistraße 55a (Tel. 36198), Vors.: Heinrich Schütz*

Bezirk Bielefeld: Bethel b. Bielefeld, Eckhardtsweg 7, Vors.: Werner Albert

Bezirk Detmold: Detmold, Am Königsberg 12, Vors.: Karl Schleheck

Bezirk Emscher-Lippe: Gelsenkirchen, Im Sundern 15, Vors.: Alfons Enssen

Bezirk Hellweg: Soest, Hattroper Weg 8, Vors.: Walter Acquistapace

Bezirk Mark: Iserlohn, Woestestraße 4, Vors.: Werner Fernholz

Bezirk Minden: Minden, Baustaustraße 4, Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk Münsterland: Münster, Gutenbergstraße 19, Vors.: Josef Schlüter

Bezirk Ruhrgebiet I: Bochum, Haderslebener Straße 22, Vors.: Erwin Stahl

Bezirk Ruhrgebiet II: Dortmund-Hombruch, Grotenbachstr. 10, Vors.: Wilhelm Schild

Bezirk Sauerland: Wingeshausen Nr. 172, Krs. Wittgenstein, Vors.: Adolf Gerndt

Bezirk Siegen-Olpe: Fellinghausen, Post Kreuztal, Heerstr. 5, Vors.: Erich Giesler

Landesverband Württemberg-Nordbaden: *Stuttgart-W., Seyfferstr. 90 (Tel. 631270), Vors.: Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78*

Bezirk Bodensee: Schwendt, Kr. Biberach, Kräuterbronnenbergstr. 9, Vors.: Hermann Rieg

Bezirk Donau: Ulm a. D., Pfarrer-Schultes-Weg 20, Vors.: Karl Nägele

Bezirk Schwarzwald I: Tuttlingen, Schillerstraße 9, Vors.: Hans Haule

Bezirk Schwarzwald II: Nagold (Kr. Calw), Allmandweg 27, Vors.: Heinz Everaers

Bezirk Oberer Neckar: Tübingen, Schwabstraße 43, Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk Mittlerer Neckar: Bittenfeld, Kreis Waiblingen, Bergstraße 18, Vors.: Hans Schopf

Bezirk Unterer Neckar: Großsachsenheim, Kr. Ludwigsburg, Wiesenstr. 6, Vors.: Robert Haag

Bezirk Stuttgart: Stuttgart-Vaihingen, Wegländerstraße 24, Vors.: Rudolf Klingel

Bezirk Jagst: Gerabronn/Württ., Trüglestraße 8, Vors.: Hans Krämer

Bezirk Karlsruhe: Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28, Vors.: Albert Roth

Bezirk Heidelberg: Heidelberg, Bergheimer Straße 52, Vors.: Waldemar Bauer

Bezirk Mannheim: Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66, Vors.: Paul Layer

Bezirk Bauland: Wertheim/Main, Eichelgasse 21, Vors.: Jakob Oberdorf

Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 140

Hart ist das Schicksal, es machte uns blind.
Doch härter sind wir, die des Schicksals Meister sind.

(Wahlspruch unter Kriegsblinden)





JANUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**Neujahr**	8.27	16.24	
2	Mo	Namen-Jesu-Fest	8.27	16.25	
3	Di	Enoch, Genoveva	8.27	16.26	
4	Mi	Methusalem	8.27	16.27	
5	Do	Simeon	8.27	16.28	
6	Fr	*Epiphanias*	8.26	16.29	
7	Sa	Julian	8.26	16.31	
8	**So**	**1. So. n. Epiph. / Fest d. Hl. Fam.**	8.25	16.32	
9	Mo	Beatus	8.25	16.34	
10	Di	Paulus, Einsiedler	8.24	16.35	
11	Mi	Theodosius	8.24	16.37	
12	Do	Reinhold	8.23	16.38	
13	Fr	Hilarius, Taufe Jesu	8.23	16.39	
14	Sa	Felix	8.22	16.41	
15	**So**	**2. So. n. Epiph. / 2. So. n. Ersch.**	8.21	16.43	
16	Mo	Marcellus	8.20	16.44	
17	Di	Antonius	8.19	16.46	
18	Mi	Priska	8.18	16.47	
19	Do	Sara	8.17	16.49	
20	Fr	Fabian und Sebastian	8.16	16.51	
21	Sa	Agnes	8.15	16.52	
22	**So**	**3. So. n. Epiph. / 3. So. n. Ersch.**	8.14	16.54	
23	Mo	Emerentiana	8.13	16.55	
24	Di	Timotheus	8.12	16.57	
25	Mi	Pauli Bekehrung	8.11	16.59	
26	Do	Polykarp	8.10	17.00	
27	Fr	Johannes Chrysostomus	8.08	17.02	
28	Sa	Karl	8.07	17.04	
29	**So**	**Septuagesima**	8.06	17.06	
30	Mo	Adelgunde, Martina	8.04	17.07	
31	Di	Vigilius	8.03	17.09	







FEBRUAR		Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Mi	Brigitte	8.01	17.11	
2 Do	*Mariä Lichtmeß*	8.00	17.13	
3 Fr	Blasius	7.58	17.15	
4 Sa	Veronika	7.56	17.17	
5 So	**Sexagesima**	7.55	17.18	
6 Mo	Dorothea	7.53	17.20	
7 Di	Richard	7.51	17.22	
8 Mi	Salomon ☾	7.50	17.24	
9 Do	Apollonia	7.48	17.26	
10 Fr	Scholastika	7.46	17.28	
11 Sa	Euphrosyna	7.44	17.30	
12 So	**Estomihi / So. Quinquagesima**	7.42	17.31	
13 Mo	*Rosenmontag*	7.41	17.33	
14 Di	Valentin *Fastnacht*	7.39	17.35	
15 Mi	*Aschermittwoch* ●	7.37	17.37	
16 Do	Juliana	7.35	17.38	
17 Fr	Konstantia	7.33	17.40	
18 Sa	Konkordia	7.31	17.42	
19 So	**Invocavit / 1. Fastensonntag**	7.29	17.43	
20 Mo	Eucherius	7.27	17.45	
21 Di	Eleonora	7.25	17.47	
22 Mi	Melanchthon ☽	7.23	17.49	
23 Do	Serenus	7.21	17.51	
24 Fr	Matthias	7.19	17.53	
25 Sa	Mechthild, Walburga	7.17	17.55	
26 So	**Reminiscere / 2. Fastensonntag**	7.15	17.56	
27 Mo	Leander	7.13	17.58	
28 Di	Justus	7.11	18.00	
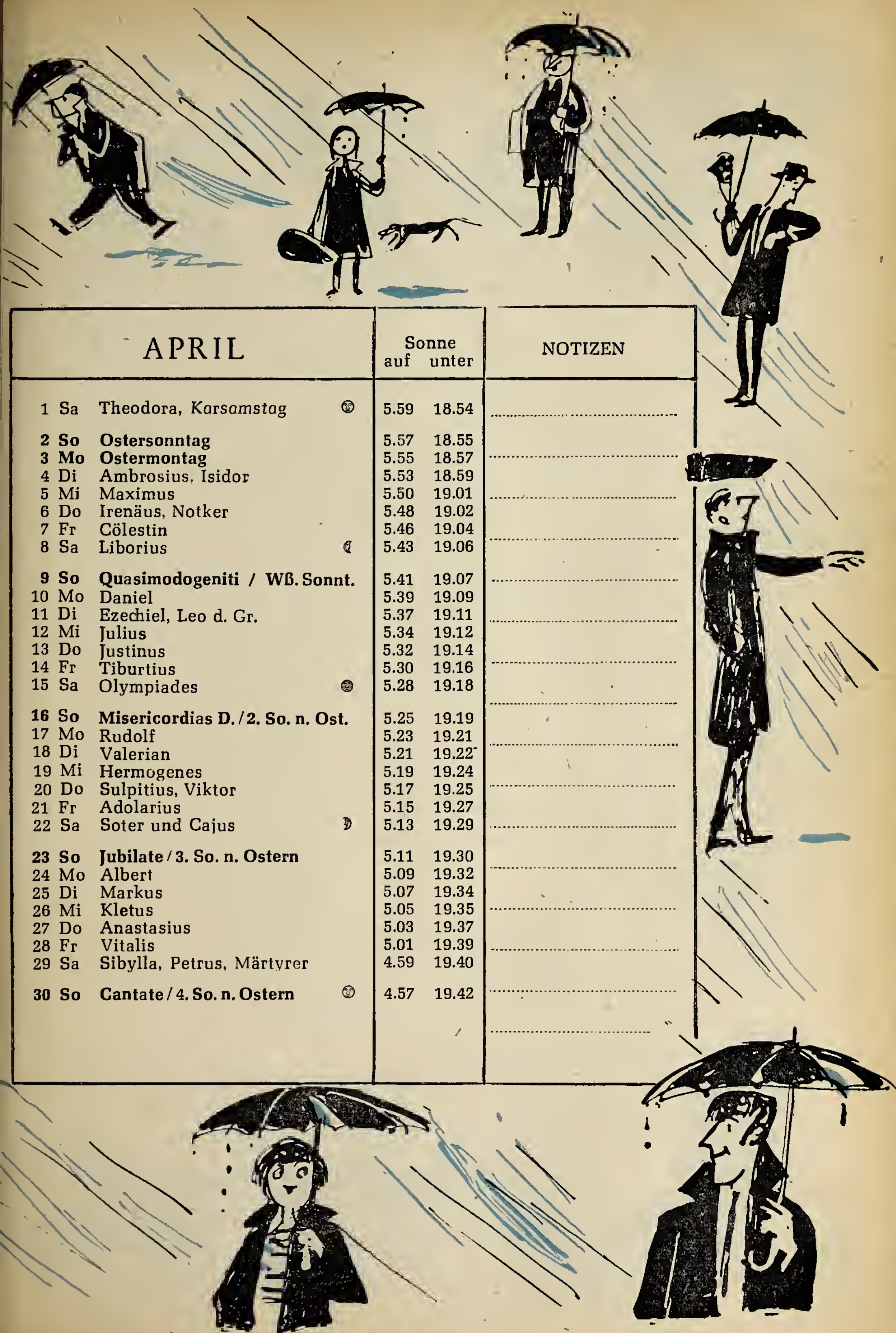










MÄRZ			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Mi	Albinus		7.08	18.02	
2 Do	Simplicius	♉	7.06	18.04	
3 Fr	Kunigunde		7.04	18.05	
4 Sa	Adrianus		7.02	18.07	
5 So	**Oculi / 3. Fastensonntag**		7.00	18.09	
6 Mo	Fridolin		6.57	18.10	
7 Di	Felicitas, Thomas von Aquin		6.55	18.12	
8 Mi	Philemon		6.53	18.14	
9 Do	Franziska		6.51	18.15	
10 Fr	Henriette	☾	6.49	18.17	
11 Sa	Rosina		6.47	18.19	
12 So	**Laetare / 4. Fastensonntag**		6.45	18.20	
13 Mo	Ernst		6.42	18.22	
14 Di	Zacharias, Mathilde		6.40	18.24	
15 Mi	Christoph		6.38	18.26	
16 Do	Heribert	●	6.35	18.27	
17 Fr	Gertrud		6.33	18.29	
18 Sa	Anselmus		6.31	18.31	
19 So	**Judica / Passionssonntag**		6.28	18.32	
20 Mo	*Frühlingsanfang 21.32 Uhr*		6.26	18.34	
21 Di	Benedikt		6.24	18.36	
22 Mi	Kasimir		6.22	18.38	
23 Do	Eberhard		6.20	18.39	
24 Fr	Gabriel	☽	6.17	18.41	
25 Sa	Mariä Verkündigung		6.15	18.43	
26 So	**Palmarum / Palmsonntag**		6.12	18.44	
27 Mo	Rupert		6.10	18.46	
28 Di	Malchus		6.08	18.48	
29 Mi	Eustasius		6.06	18.49	
30 Do	*Gründonnerstag*		6.03	18.51	
31 Fr	**Karfreitag**		6.01	18.52	











APRIL			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Sa	Theodora, *Karsamstag*	○	5.59	18.54	
2 So	**Ostersonntag**		5.57	18.55	
3 Mo	**Ostermontag**		5.55	18.57	
4 Di	Ambrosius, Isidor		5.53	18.59	
5 Mi	Maximus		5.50	19.01	
6 Do	Irenäus, Notker		5.48	19.02	
7 Fr	Cölestin		5.46	19.04	
8 Sa	Liborius	☾	5.43	19.06	
9 So	**Quasimodogeniti / Wß. Sonnt.**		5.41	19.07	
10 Mo	Daniel		5.39	19.09	
11 Di	Ezechiel, Leo d. Gr.		5.37	19.11	
12 Mi	Julius		5.34	19.12	
13 Do	Justinus		5.32	19.14	
14 Fr	Tiburtius		5.30	19.16	
15 Sa	Olympiades	●	5.28	19.18	
16 So	**Misericordias D. / 2. So. n. Ost.**		5.25	19.19	
17 Mo	Rudolf		5.23	19.21	
18 Di	Valerian		5.21	19.22	
19 Mi	Hermogenes		5.19	19.24	
20 Do	Sulpitius, Viktor		5.17	19.25	
21 Fr	Adolarius		5.15	19.27	
22 Sa	Soter und Cajus	☽	5.13	19.29	
23 So	**Jubilate / 3. So. n. Ostern**		5.11	19.30	
24 Mo	Albert		5.09	19.32	
25 Di	Markus		5.07	19.34	
26 Mi	Kletus		5.05	19.35	
27 Do	Anastasius		5.03	19.37	
28 Fr	Vitalis		5.01	19.39	
29 Sa	Sibylla, Petrus, Märtyrer		4.59	19.40	
30 So	**Cantate / 4. So. n. Ostern**	○	4.57	19.42	





MAI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Mo**	**Tag der Arbeit**	4.55	19.44	
2	Di	Sigismund	4.54	19.45	
3	Mi	Ottfried	4.52	19.47	
4	Do	Monika	4.50	19.49	
5	Fr	Gotthard	4.48	19.50	
6	Sa	Dietrich	4.46	19.52	
7	**So**	**Rogate / 5. So. n. Ostern** ☾	4.44	19.54	
8	Mo	Stanislaus	4.42	19.55	
9	Di	Hiob	4.41	19.57	
10	Mi	Gordian, Antonius	4.39	19.58	
11	**Do**	**Christi Himmelfahrt**	4.38	20.00	
12	Fr	Pankratius	4.36	20.01	
13	Sa	Servatius	4.35	20.03	
14	**So**	**Exaudi / So. n. Chr. Himmelf.** ●	4.33	20.04	
15	Mo	Sophia	4.32	20.05	
16	Di	Peregrinus	4.30	20.07	
17	Mi	Jodocus	4.29	20.08	
18	Do	Erich	4.27	20.10	
19	Fr	Potentiana	4.26	20.11	
20	Sa	Anastasius	4.25	20.13	
21	**So**	**Pfingstsonntag**	4.23	20.14	
22	**Mo**	**Pfingstmontag** ☽	4.22	20.16	
23	Di	*1949 Grundgesetz verkündet*	4.21	20.17	
24	Mi	Esther	4.19	20.18	
25	Do	Urban	4.18	20.20	
26	Fr	Eduard	4.17	20.21	
27	Sa	Ludolf	4.16	20.22	
28	**So**	**Trinitatis / Dreifaltigkeitsfest**	4.15	20.24	
29	Mo	Maximin	4.14	20.25	
30	Di	Wigand ○	4.13	20.26	
31	Mi	Petronilla, Maria Königin	4.12	20.27	






JUNI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Do**	**Fronleichnam**	4.11	20.28	
2	Fr	Marcellinus	4.10	20.29	
3	Sa	Erasmus	4.10	20.30	
4	**So**	**1. So. n. Trinit. / 2. So. n. Pf.**	4.09	20.31	
5	Mo	Bonifatius ☾	4.08	20.32	
6	Di	Benignus	4.08	20.33	
7	Mi	Lukretia, Robert	4.07	20.34	
8	Do	Medardus	4.07	20.35	
9	Fr	Primus	4.06	20.36	
10	Sa	Onuphrius, Margarita	4.06	20.37	
11	**So**	**2. So. n. Trinit. / 3. So. n. Pf.**	4.06	20.37	
12	Mo	Basilides	4.05	20.38	
13	Di	Tobias, Antonius von Padua ●	4.05	20.38	
14	Mi	Elisäus	4.05	20.39	
15	Do	Vitus	4.05	20.39	
16	Fr	Justina	4.05	20.40	
17	**Sa**	**Tag der deutschen Einheit**	4.05	20.40	
18	**So**	**3. So. n. Trinit. / 4. So. n. Pf.**	4.05	20.41	
19	Mo	Gervasius und Protasius	4.05	20.41	
20	Di	Silverius	4.05	20.41	
21	Mi	*Sommeranfang 16.30 Uhr* ☽	4.05	20.42	
22	Do	Achatius	4.05	20.42	
23	Fr	Basilius, Edeltraud	4.06	20.42	
24	Sa	*Johannistag*	4.06	20.42	
25	**So**	**4. So. n. Trinit. / 5. So. n. Pf.**	4.06	20.42	
26	Mo	Jeremias	4.07	20.42	
27	Di	Harald, *Siebenschläfer*	4.07	20.42	
28	Mi	Josua ○	4.08	20.42	
29	Do	Peter und Paul	4.08	20.42	
30	Fr	Pauli Gedächtnis	4.09	20.42	









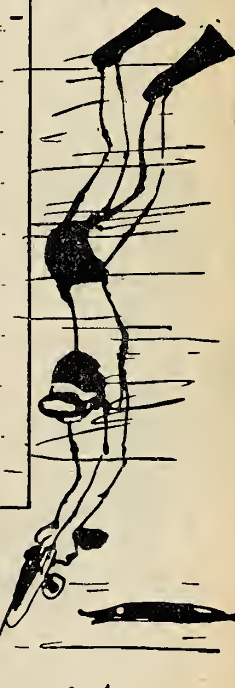
JULI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Theobald	4.09	20.42	
2	**So**	**5. So. n. Trinit. / Mariä Heims.**	4.10	20.41	
3	Mo	Kornelius	4.11	20.41	
4	Di	Ulrich	4.11	20.41	
5	Mi	Anselmus ☾	4.12	20.40	
6	Do	Jesias	4.13	20.40	
7	Fr	Willibald	4.14	20.39	
8	Sa	Kilian	4.15	20.39	
9	**So**	**6. So. n. Trinit. / 7. So. n. Pf.**	4.16	20.38	
10	Mo	Sieben Brüder	4.17	20.37	
11	Di	Pius	4.18	20.37	
12	Mi	Heinrich ●	4.19	20.36	
13	Do	Margareta	4.20	20.35	
14	Fr	Bonaventura	4.21	20.34	
15	Sa	Kolumbus	4.22	20.33	
16	**So**	**7. So. n. Trinit. / 8. So. n. Pf.**	4.23	20.32	
17	Mo	Alexius	4.24	20.31	
18	Di	Rosina	4.25	20.30	
19	Mi	Rufina	4.27	20.29	
20	Do	Elias	4.28	20.27	
21	Fr	Praxedis ☽	4.29	20.26	
22	Sa	Maria Magdalena	4.31	20.25	
23	**So**	**8. So. n. Trinit. / 9. So. n. Pf.**	4.32	20.24	
24	Mo	Christine	4.34	20.22	
25	Di	Jakobus	4.35	20.21	
26	Mi	Anna	4.37	20.19	
27	Do	Martha ○	4.38	20.18	
28	Fr	Pantaleon	4.39	20.16	
29	Sa	Beatrix, Martha	4.41	20.15	
30	**So**	**9. So. n. Trinit. / 10. So. n. Pf.**	4.42	20.13	
31	Mo	Germanus	4.44	20.12	





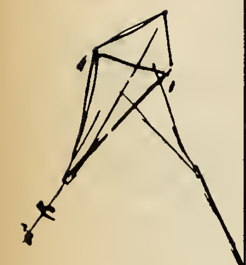


AUGUST			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Di	Makkabäer	4.45	20.11	
2	Mi	Gustav	4.47	20.09	
3	Do	August ☾	4.48	20.07	
4	Fr	Dominikus	4.49	20.06	
5	Sa	Oswald	4.51	20.04	
6	**So**	**10. So. n. Trinit. / Verklär. Chr.**	4.52	20.02	
7	Mo	Donatus	4.54	20.00	
8	Di	Cyriakus	4.55	19.59	
9	Mi	Romanus	4.57	19.57	
10	Do	Laurentius	4.59	19.55	
11	Fr	Hermann ●	5.00	19.53	
12	Sa	Klara	5.02	19.51	
13	**So**	**11. So. n. Trinit. / 12. So. n. Pf.**	5.04	19.49	
14	Mo	Eusebius	5.05	19.47	
15	Di	*Mariä Himmelfahrt*	5.07	19.45	
16	Mi	Isaak, Joachim	5.08	19.43	
17	Do	Bilibald	5.10	19.41	
18	Fr	Agapitus	5.12	19.39	
19	Sa	Sebald ☽	5.13	19.37	
20	**So**	**12. So. n. Trinit. / 13. So. n. Pf.**	5.15	19.35	
21	Mo	Hartwig	5.16	19.33	
22	Di	Philibert	5.18	19.31	
23	Mi	Zachäus	5.19	19.29	
24	Do	Bartholomäus	5.21	19.27	
25	Fr	Ludwig	5.22	19.25	
26	Sa	Samuel ○	5.24	19.23	
27	**So**	**13. So. n. Trinit. / 14. So. n. Pf.**	5.25	19.21	
28	Mo	Augustinus	5.27	19.19	
29	Di	Johannis Enthauptung	5.29	19.16	
30	Mi	Benjamin	5.30	19.14	
31	Do	Paulinus	5.32	19.12	









SEPTEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	Ägidius	5.33	19.10	
2	Sa	Absalon, Stephan ☾	5.35	19.07	
3	**So**	**14. So. n. Trinit. / 15. So. n. Pf.**	5.37	19.05	
4	Mo	Moses	5.38	19.03	
5	Di	Herkules	5.40	19.01	
6	Mi	Magnus	5.42	18.58	
7	Do	*1949 1. Bundestags-Sitzung*	5.43	18.56	
8	Fr	Corbinian, Mariä Geburt	5.45	18.54	
9	Sa	Bruno	5.47	18.51	
10	**So**	**15. So. n. Trinit. / 16. So. n. Pf.** ●	5.48	18.49	
11	Mo	Protus	5.50	18.47	
12	Di	Syrus	5.51	18.45	
13	Mi	Amatus	5.53	18.43	
14	Do	Irmgard	5.54	18.40	
15	Fr	Nikomedes	5.56	18.38	
16	Sa	Euphemia	5.57	18.36	
17	**So**	**16. So. n. Trinit. / 17. So. n. Pf.** ☽	5.59	18.34	
18	Mo	Titus	6.00	18.31	
19	Di	Janarius	6.02	18.29	
20	Mi	Fausta	6.04	18.27	
21	Do	Matthäus	6.05	18.24	
22	Fr	Moritz	6.06	18.22	
23	Sa	*Herbstanfang 7.43 Uhr*	6.08	18.20	
24	**So**	**17. So. n. Trinit. / 18. So. n. Pf.** ☺	6.10	18.17	
25	Mo	Kleophas	6.12	18.15	
26	Di	Cyprianus	6.13	18.13	
27	Mi	Kosmas und Damian	6.15	18.11	
28	Do	Wenzeslaus	6.16	18.08	
29	Fr	*Michaelistag*	6.18	18.06	
30	Sa	Hieronymus	6.20	18.03	









OKTOBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**18. So. n. Trinit. / Erntedankf.** ☾	6.22	18.01	
2	Mo	Vollrad	6.23	17.59	
3	Di	Jairus	6.25	17.56	
4	Mi	Franz	6.27	17.54	
5	Do	Placidus	6.28	17.52	
6	Fr	Fides, Bruno	6.30	17.50	
7	Sa	Amalia	6.31	17.48	
8	**So**	**19. So. n. Trinit. / 20. So. n. Pf.**	6.33	17.46	
9	Mo	Dionysius ●	6.34	17.44	
10	Di	Gideon	6.36	17.41	
11	Mi	Burchard	6.38	17.39	
12	Do	Maximilian	6.39	17.37	
13	Fr	Kolomann, Eduard	6.41	17.35	
14	Sa	Kallistus	6.43	17.33	
15	**So**	**20. So. n. Trinit. / 21. So. n. Pf.**	6.45	17.30	
16	Mo	Gallus	6.47	17.28	
17	Di	Florentin ☽	6.48	17.26	
18	Mi	Lukas	6.50	17.24	
19	Do	Ferdinand	6.52	17.22	
20	Fr	Wendelin	6.53	17.20	
21	Sa	Ursula	6.55	17.17	
22	**So**	**21. So. n. Trinit. / 22. So. n. Pf.**	6.57	17.15	
23	Mo	Severin ○	6.59	17.13	
24	Di	Salome	7.00	17.11	
25	Mi	Crispinus	7.02	17.09	
26	Do	Amandus	7.04	17.08	
27	Fr	Sabina	7.05	17.06	
28	Sa	Simon und Judas	7.07	17.04	
29	**So**	**22. So. n. Trinit. / Christkönigsf.**	7.09	17.02	
30	Mo	Hartmann	7.10	17.00	
31	Di	*Reformationsfest* ☾	7.12	16.59	











NOVEMBER			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1 Mi	*Allerheiligen*		7.14	16.57	
2 Do	*Allerseelen*		7.16	16.55	
3 Fr	Gottlieb, Hubert		7.17	16.53	
4 Sa	Charlotte		7.19	16.51	
5 So	**23. So. n. Trinit. / 24. So. n. Pf.**		7.21	16.50	
6 Mo	Leonhard		7.23	16.48	
7 Di	Engelbert		7.25	16.46	
8 Mi	Gottfried	●	7.26	16.44	
9 Do	Theodorus		7.28	16.43	
10 Fr	Martin Luther		7.30	16.41	
11 Sa	*Martinstag*		7.32	16.40	
12 So	**Drittletzt. So. / 25. So. n. Pf.**		7.34	16.38	
13 Mo	Briccius		7.35	16.37	
14 Di	Levinus		7.37	16.35	
15 Mi	Leopold	☽	7.39	16.34	
16 Do	Ottomar		7.41	16.33	
17 Fr	Hugo		7.42	16.31	
18 Sa	Gelasius		7.44	16.30	
19 So	**Volkstrauertag**		7.45	16.29	
20 Mo	Amos		7.47	16.28	
21 Di	Rufius		7.49	16.27	
22 Mi	**Bußtag**	○	7.50	16.26	
23 Do	Klemens		7.52	16.25	
24 Fr	Chrysognus		7.53	16.24	
25 Sa	Katharina		7.55	16.23	
26 So	**Totensonntag / 27. So. n. Pf.**		7.56	16.22	
27 Mo	Otto		7.58	16.21	
28 Di	Günther		7.59	16.20	
29 Mi	Eberhard		8.01	16.19	
30 Do	Andreas	☾	8.02	16.18	











DEZEMBER				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	Arnold		8.04	16.18	
2	Sa	Candidus		8.05	16.17	
3	**So**	**1. Advent / 1. Adventssonntag**		8.07	16.17	
4	Mo	Barbara		8.08	16.16	
5	Di	Abigail		8.09	16.16	
6	Mi	Nikolaus		8.11	16.15	
7	Do	Agathon		8.12	16.15	
8	Fr	Edith, Mariae Empfängnis		8.13	16.14	
9	Sa	Joachim	●	8.14	16.14	
10	**So**	**2. Advent**		8.15	16.14	
11	Mo	Damasus		8.16	16.13	
12	Di	Epimachus		8.17	16.13	
13	Mi	Lucia		8.18	16.13	
14	Do	Nikasius	☽	8.19	16.13	
15	Fr	Johanna, Christina		8.20	16.13	
16	Sa	Ananias		8.21	16.14	
17	**So**	**3. Advent**		8.22	16.14	
18	Mo	Christoph		8.23	16.14	
19	Di	Lot, Thea		8.24	16.14	
20	Mi	Abraham		8.24	16.15	
21	Do	Thomas		8.25	16.15	
22	Fr	*Winteranfang 3.20 Uhr*	○	8.25	16.16	
23	Sa	Dagobert		8.26	16.16	
24	**So**	**4. Advent** / *Heiliger Abend*		8.26	16.17	
25	**Mo**	**1. Weihnachtstag**		8.26	16.18	
26	**Di**	**2. Weihnachtstag**		8.27	16.18	
27	Mi	Evangelist Johannes		8.27	16.19	
28	Do	Unschuldige Kinder		8.27	16.20	
29	Fr	Jonathan		8.27	16.21	
30	Sa	David	☾	8.27	16.22	
31	**So**	**So. n. Weihn.** / *Silvester*		8.27	16.23	





Neun Kurheime zeigen, was „Selbsthilfe“ heißt

Vierzig Jahre Kur- und Erholungsfürsorge unseres Bundes

Von Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, 1. Vors. des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Es war in den ersten Augusttagen des Jahres 1920. Die Semesterferien hatten gerade angefangen, und die Studenten der romantisch gelegenen Universitätsstadt an der Lahn verließen die Alma mater und fuhren teils nach Hause, teils mit Rucksack und Fahrrad in die Ferne.

Auch die blinden Studierenden, von denen es damals eine ganze Reihe in Marburg gab, packten ihre Koffer und reisten in die Ferien. Zwei von ihnen fuhren über Kassel und Göttingen bis Northeim. Von hier aus ging es mit der Harzquerbahn durch den herrlichen Tannenwald nach Herzberg, einem kleinen Städtchen am Harz mit schöner Umgebung. Dort hatte der damalige „Bund erblindeter Krieger“ sein erstes Erholungsheim eröffnet.

Die Einrichtung des Hauses war noch recht primitiv. Die Kameraden, die zumeist noch unverheiratet waren, schliefen in Zwei-, Drei- und Vierbettzimmern. Viele hatten ihre Führhunde mit, und mittags bellten die vierbeinigen Freunde unter dem Tisch und zankten sich um einen Knochen. Nachher hielten sie dann auch ihr Mittagsschläfchen mit den Kameraden auf den Betten. Draußen rann seit Tagen der Regen, aber im Heim herrschte fröhliche Stimmung und Zufriedenheit. Einer der Marburger Studierenden las den Kameraden den Roman „Karin von Schweden“ vor, die Geschichte der Befreiung Schwedens von der dänischen Herrschaft unter Gustav Wasa in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Abends wurden im Speisesaal die Tische an die Wand gerückt und auf der Mittelfläche getanzt. An jungen Damen fehlte es nicht. Sie kamen aus der Stadt und holten die Kameraden zu Spaziergängen und Wanderungen ab oder lasen ihnen auch vor.

Damals gab es noch so etwas wie einen ehrenamtlichen Hilfsdienst, und man fühlte sich moralisch verpflichtet, den so schwer betroffenen Menschen eine Freundlichkeit zu erweisen.



Neun eigene Kurheime stehen dem Bund der Kriegsblinden zur Verfügung. Die Heime unterstehen ärztlicher Aufsicht und verfügen über eigene Kurmittelanlagen. Das Bild zeigt die mit einem Stangerbad verbundene Unterwassermassage-Einrichtung des Kurheims Berleburg im Sauerland. Foto: Leiendecker

Warum aber, so fragt wohl der Leser, eine eigene Kur- und Erholungsfürsorge für Kriegsblinde? Das ist bald erklärt. Menschen aller Stände und Berufe, ältere und jüngere, wurden zu Kriegsblinden, über 3000 im ersten und fast 7000 im zweiten Weltkriege. Sie stellten in ihrer Größenordnung eine völlig neue Erscheinung im Sozialgefüge des Staates und im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben unseres Volkes dar. Gesetzgebung und Verwaltung sahen es von Jahr zu Jahr als eine vordringliche Aufgabe an, neben der ausreichenden Versorgung und Heilbehandlung besonderen Wert auf die berufliche Rehabilitation der Kriegsblinden zu legen und sie durch geeignete Fürsorgemaßnahmen zu fördern. Bald aber erkannte man, daß die berufliche Wiedereingliederung der Kriegsblinden in den allgemeinen Arbeitsprozeß einer ebenso notwendigen Ergänzung durch eine planvolle und organische Kur- und Erholungsfürsorge bedurfte, um die erlittenen Körperschäden zu heilen und den berufstätigen Kameraden die erforderliche Kraft zu erhalten.

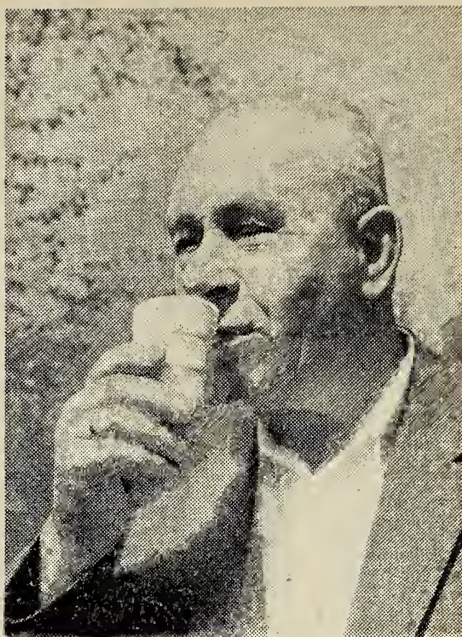
Die strapazierten Nerven

Die Erfahrung hatte bald gezeigt, daß der nichtsehende Mensch durch die ständige Konzentration im Berufs- und Verkehrsleben sein Nervensystem stärker und schneller verbraucht als der sehende. Schon der Weg von und zur Arbeitsstelle verlangt schärfste Anspannung aller Kräfte, zumal mit dem Führhund. Im Umgang mit Menschen und Dingen ist der Nichtsehende durch das Fehlen des Augenlichtes in stärkerem Maße auf die Mitwirkung anderer Sinnesorgane angewiesen als der Sehende.

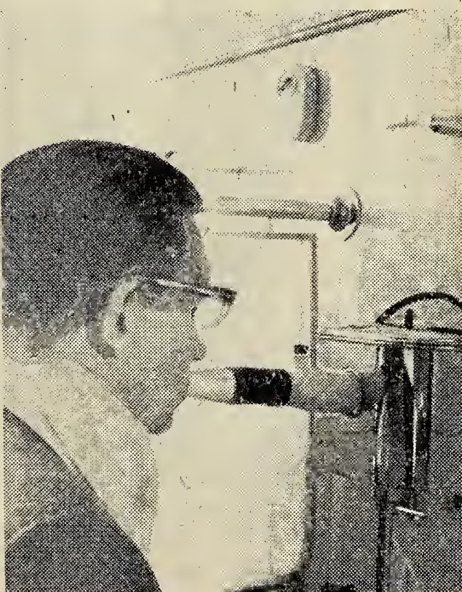
Damit soll nicht gesagt sein, daß blinde Menschen ihrem Wesen nach anders veranlagt sind als sehende. Wir alle, ob sehend oder blind, stehen ja den Anforderungen der Welt im allgemeinen und unserer spezifischen Umwelt im besonderen mit der gleichen Verpflichtung gegenüber, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Wir alle, ob sehend oder blind, bleiben nicht davor bewahrt, daß die Unbilden und Wechselfälle des Daseins unseren Lebensablauf und gelegentlich auch unser Verhältnis zur sozialen Gemeinschaft stören und hemmen.

Auch der blinde Mensch muß die Freiheit und die Möglichkeit haben, sein Leben frei zu gestalten und seine Persönlichkeit zu entfalten. Auch er muß sich in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und der Problematik des Lebens bewähren, wenn er seinen gerechten Anteil an „aller Herrlichkeit auf Erden" gewinnen will.

Bedenke, lieber Leser, daß ja die Mehrzahl der Kriegsblinden vor ihrer Erblindung bereits im Berufsleben stand und vollen Anteil nahm an allem, was Politik und Wirt-



Ein Trunk aus einer der Heilquellen von Bad Salzhausen (Hessen), wo wir seit 1927 ein Heim haben.



Manchem Kriegsblinden werden Inhalationen verschrieben. Die Erblindungsfolgen zeigen sich in vielerlei gesundheitlichen Störungen, immer aber gleichzeitig in nervöser Erschöpfung, denn zuviel Anspannung kostet es in jeder Minute, sich ohne Augenlicht zu behaupten. Oft hilft nur eine richtige „Kur".



„Mensch und Technik", Holzschnitt von Friedr. Diehl

schaft, Natur und Kultur dem Menschen des 20. Jahrhunderts zu bieten hatten. Der jähe Verlust des Augenlichtes stellte ihr persönliches und familiäres, ihr berufliches und gesellschaftliches Leben vor eine völlig neue Situation, in der sie sich erst wieder zurechtfinden mußten.

Kriegsblinde brauchen eigene Kurheime

Die Kriegserblindung mit ihren seelischen und körperlichen Auswirkungen erfordert daher besondere Maßnahmen auf dem Gebiete der Kurfürsorge. Ein Beispiel dafür: Um den Kurerfolg sicherzustellen, bedarf der Kriegsblinde bei der Durchführung einer Bade- oder Erholungskur einer ständigen Begleitung. Wer aber wäre hierzu besser geeignet als die Ehefrau? Der Staat hat diese Notwendigkeit anerkannt: wird dem Kriegsblinden eine Badekur gewährt, so werden auch die Kosten für die begleitende Ehefrau getragen.

Vom medizinischen und psychologischen Standpunkte aus war also die Durchführung einer Bade- und Erholungskur in eigens für Kriegsblinde geschaffenen Heimen schon begründet, und diese Auffassung hat sich auch in den vierzig Jahren seit 1920 als richtig erwiesen. Das frühere Reichsarbeitsministerium hat diesem Umstand Rechnung getragen und ordnete an, daß Kriegsblinde ihre Badekuren in eigenen für Kriegsblinde besonders eingerichteten Heimen durchführen durften. Auch das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung hat in seinen Kurrichtlinien vom Jahre 1953 erneut bestimmt: „Blinde und Hirnverletzte sind zur Durchführung von Kuren nach dem Bundesversorgungsgesetz in der Regel in die hierfür vorgesehenen Heime einzuweisen. Andere Kurorte kommen nur in Betracht, wenn für die Behandlung natürliche, ortsgebundene Kurmittel notwendig sind, die am Orte dieser Heime nicht verabreicht werden können."

Unser Bund verfügt heute über neun Kur- und Erholungsheime für Kriegsblinde, von denen zwei, und zwar die Heime in Söcking bei Starnberg am See und in Wildbad, auf Landesverbandsebene geschaffen wurden und eigene Rechtsträger haben. Aber auch sie stehen allen Kriegsblinden, die Heilung und Erholung suchen, mit ihren Familien offen. Die sieben Bundesheime befinden sich in Braunlage (seit 1925), Bad Salzhausen

(seit 1927), Bad Pyrmont (seit 1937), Bad Münster am Stein (seit 1950), auf Borkum (seit 1951), in Bad Homburg (seit 1954) und in Berleburg (seit 1958). Ein möglichst einheitlicher Belegungsplan und möglichst einheitliche Pflegesätze für Erwachsene und Kinder sind für alle Heime verbindlich. Die Heime werden – das sei für Außenstehende noch erwähnt – ausschließlich vom Bund der Kriegsblinden verwaltet, bis hin zur kleinsten Rechnung. Das Wesen der Selbsthilfe ist es ja, alles Erdenkliche aus eigener Kraft zu leisten.

Überblickt man heute die Entwicklung unserer Kur- und Erholungsfürsorge von 1920 bis zur Gegenwart, so kann man vielleicht zwei große Abschnitte unterscheiden:

Anfangs half die Kriegsblindenstiftung

Die erste Phase des Aufbaues von 1920 bis 1945, also bis zum Ende des zweiten Weltkrieges, ist dadurch gekennzeichnet, daß die Mittel für den Ankauf der Heime und ihre Einrichtung von der seit 1915 bestehenden „Deutschen Kriegsblinden-Stiftung für Landheer und Flotte“ bereitgestellt wurden. In diesen Zeitraum fällt die Erwerbung der Heime in Braunlage, Swinemünde (heute polnisch), Salzhausen und Bad Pyrmont. Das Söckinger Heim wurde durch die Bayerische Kriegsblinden-Stiftung erworben. Der vorübergehende Anschluß Österreichs an das Reich führte zum Erwerb eines weiteren Erholungsheimes in Eibiswald in der Steiermark. Das erste Heim in Herzberg am Harz erwies sich bald als zu klein und wurde im Jahre 1926 aufgegeben und an seiner Stelle der „Harzer Hof“ in Braunlage übernommen. Er lag am Hütteberg, und es zeigte sich bald, daß der Weg vom Bahnhof hinauf und tagsüber zur Stadt für die Gäste recht beschwerlich war, namentlich bei Eis und Schnee, und daß dieser weite Weg auch den Wirtschaftsbetrieb schließlich erschwerte. Auch war um das Heim weder ein Freiplatz noch ein Garten, in dem die Kameraden hätten sitzen oder spazierengehen können. So wurde es bald wieder verkauft und statt dessen das heutige Braunlager Heim erworben, das sich immer wieder allgemeiner Beliebtheit erfreut und zu allen Jahreszeiten gerne aufgesucht wird.

Die „alten“ Heime: Braunlage

Braunlage, ein heilklimatischer Luftkurort, umgeben von hohen Fichtenwäldern, bietet unseren Kameraden Heilung und Erholung. Wer einmal dort war, kehrt immer wieder gerne nach Braunlage zurück und wiederholt die Wanderungen, die er vor zwei oder fünf Jahren gemacht hat. Es gibt so viele Möglichkeiten, und stolz berichtet man abends im



Seit 1920 leitet unser kriegsblinder Kamerad Albert Bierwerth (Göttingen) ehrenamtlich und selbstlos die gesamte Kurfürsorge des Bundes der Kriegsblinden. Er ist bis zur kleinsten Buchung und bis zur Belegung der Zimmer für die Verwaltung der Heime verantwortlich. Gleichzeitig mit seinem 70. Geburtstag feierte der Bund der Kriegsblinden das 40jährige Bestehen der Kurfürsorge. Hier tastet Albert Bierwerth eine in Kupfer getriebene Reliefplatte ab, die Bundesarbeitsminister Blank anläßlich des Jubiläums für eines unserer Kurheime geschenkt hat.
Foto: Läwen

bequemen Sessel von dem Marsch, den man über Silberteich nach Andreasberg und zurück gemacht, oder vom Achtermann oder Wurmberg, den man durch dicken Schnee hindurch erstiegen hat. Wehmütig wird man daran erinnert, daß man heute den Brocken nicht mehr ersteigen und auf dem Rückweg in Schierke keinen Feuerstein mehr trinken kann, weil eine Zonengrenze hier deutsches Land und deutsche Menschen seit 1945 voneinander trennt. Kehrt man von einem Spaziergang oder einer Wanderung hungrig und ermüdet ins Heim zurück, so empfängt einen überall eine freundliche Atmosphäre. Das Haus wurde in den letzten Jahren modern und bequem eingerichtet, so daß jeder Gast sich wohl fühlen kann. Im großen Gesellschaftsraum hängt ein Bild des einst berühmten Berliner Augenarztes Geheimrat Paul Silex. Er war zu jener Zeit Vorsitzender der Deutschen Kriegsblinden-Stiftung und bewilligte die Mittel für den Erwerb des Heimes, und seitdem trägt es seinen Namen. In früheren Jahren war das Braunlager Heim im Februar stets der Tummelplatz der Berliner, die vom Rodelhaus herunter ihren Wintersport trieben oder in langer Schlittenkette, vor die ein Pferd gespannt wurde, bis hinauf zur Hohen Geis fuhren und auf dem Rückwege mancherlei Purzelbäume im Schnee schlugen. Heute hat sich anscheinend wieder ein Stamm von Gästen herausgebildet, der sich regelmäßig in der Weihnachtszeit dort zusammenfindet und in der Silvesternacht bei fröhlichem Becherklang die Schwelle ins neue Jahr überschreitet. Ein Harzer Zitherklub trägt viel und gerne zur Unterhaltung der Gäste bei.

Einst in Swinemünde

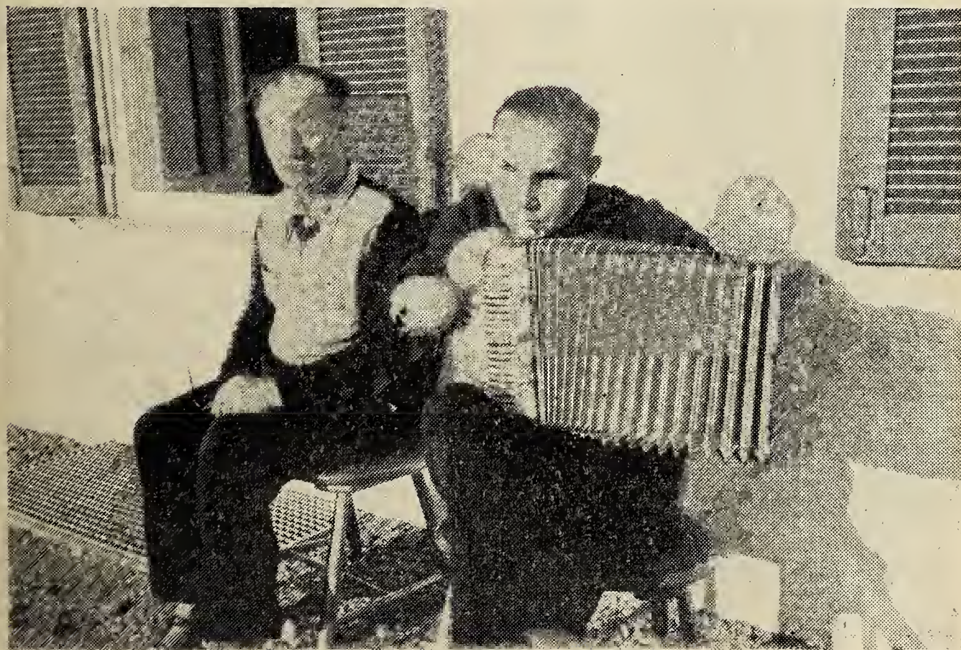
Am Strande von Swinemünde sah man in den Jahren von 1926 bis zum Ausgang des zweiten Weltkrieges viele Kriegsblinde mit ihren Frauen und Kindern promenieren. Das Meer schlug leichte Wellen, und die weißen Schaumkämme glänzten in der Sonne. In der Ferne wurde ein Dampfer sichtbar, der langsam und würdevoll in den Hafen einfuhr. Eine Tagesfahrt nach Stettin war immer ein fröhliches Unternehmen. Dort in Swinemünde hatte einst unser Bund zwei Häuser, Haus Emden und Haus Favorit. Sie sind ein Beispiel dafür, wie stark das Bedürfnis war, eine Badekur an der See durchzuführen. Der Strand von Swinemünde bot viele Möglichkeiten sportlicher Betätigung. Welch ein Gefühl, sich einmal frei und losgelöst von den Wellen tragen zu lassen. Wie viele Erinnerungen mögen in den Her-

zen und im Gedächtnis der Kriegsblinden an die Heime in Swinemünde aufbewahrt werden? Ernste und frohe! Viele von denen, die sich einst dort trafen, in Strandkörben beieinandersaßen und über alles plauderten, was der Tag ihnen bescherte, und die abends irgendwo ihr Gläschen tranken, deckt längst die kühle Erde, oder sie leben von uns getrennt, dort, wo es keine Gemeinschaft der Kriegsblinden geben darf.

Haus Emden in Swinemünde fiel dem Kriege zum Opfer, und Haus Favorit ist in polnischen Händen. Aber die Wellen spielen noch immer am Strande und glitzern wie einst in der Sonne.

In Söcking am Starnberger See

Die gleiche Sonne aber strahlt in diesen Sommermonaten auf den Starnberger See im oberbayerischen Bergland. Auf dem Dampfer „München", der eine Rundfahrt über den weitgestreckten See unternimmt, befinden sich auch einige Kriegsblinde mit ihren Frauen und Kindern. Dort drüben liegt Schloß Berg, und dort steht ein Kreuz im Wasser, wo ehemals der bayerische König Ludwig II. ertrunken ist. Bald sind wir in Tutzing; in Seeshaupt wendet der Dampfer und kehrt auf der anderen Seite wieder nach Starnberg zurück. Ein Omnibus bringt die kriegsblinden Familien hinauf nach Söcking, einem oberbayerischen Dorfe, etwa 730 Meter über dem Meeresspiegel. Oberhalb der Straße, die nach Andechs und weiter nach Herrsching am Ammersee führt, liegt das Kriegsblinden-Erholungsheim, umgeben von einem schönen Garten und einem stillen Birkenwäldchen, in dem es sich so gut ruhen und plaudern läßt. Über eine Wiese, auf der das Jungvieh grast, gelangt man schon in den Wald. Ähnlich wie Braunlage, so ist auch Söcking ein heilklimatischer Luftkurort, der viele Möglichkeiten zur Entspannung der Nerven bietet. „Nervöse Erschöpfung", so lautet ja allzu



Unbeschwert und guten Mutes genießen sie einen Aufenthalt im Versehrtensportheim Isny (Allgäu), zwei hart getroffene Kriegsblinde. Selbst mit Armstümpfen kann man noch Harmonika spielen. Foto: Schorsch

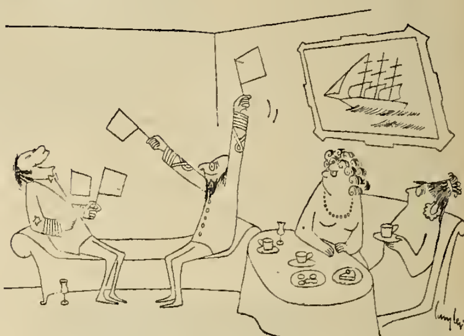
oft die Diagnose unserer Ärzte. Wer Freude am Wandern durch Wald und Feld hat, oder wer die vielen Sehenswürdigkeiten der oberbayerischen Landschaft mit ihren Schlössern, Kirchen und Bergseen kennenlernen und wer einmal die Zugspitze aufsuchen möchte, der fahre nach Söcking und hole tief Atem, wenn er die Höhe erreicht hat.

Das Heim war ursprünglich wohl nur für die bayerischen Kriegsblinden und ihre Familien gedacht, aber es stand schon bald allen Kameraden aus dem ehemaligen Reichsgebiet offen. Zum Heim gehört noch ein landwirtschaftlicher Betrieb, der sich für die Versorgung des Hauses gut auswirkt. Ein großer Garten spendet Gemüse, Salate und frisches Obst, und aus den Ställen wird so manch wohlschmeckender Braten den Gästen serviert.

Allmorgendlich, wenn noch niemand ans Aufstehen denkt, geht um das Heim ein Mann und schaut da und dort nach dem Rechten. Der Kopf ist leicht zur Seite geneigt, und in der Hand hält er ein leichtes Stöckchen, das ihm zur Orientierung dient. Seit 33 Jahren verwaltet unser Kamerad Lorenz Birngruber mit Hilfe einer tüchtigen Heimleiterin dieses Anwesen. Seine Frau stand ihm dabei treu zur Seite, und beide sind darüber alt geworden. Durch den gesteigerten Verkehr auf der Straße nach Andechs ist die Lage des Heimes heute etwas unruhig, und es ist der Bau eines neuen Kur- und Erholungsheimes in günstigerer Lage geplant. Es soll vierzig Kurplätze und ein Schwimmbad haben und allen modernen Anforderungen gerecht werden. Vielleicht kann das alte Heim dann als Alters- und Pflegeheim Verwendung finden; denn auch dieses Problem wird mit der Zeit einmal auf uns zukommen und wird gelöst werden müssen.

Bad Salzhausen in Oberhessen

Bad Salzhausen im Hessenland bietet mit seinen Bädern und Heilquellen allen, die an Herzbeschwerden und Kreislaufstörungen leiden, Heilung und Erholung. Dort erwarb der ehemalige Bund erblindeter Krieger im

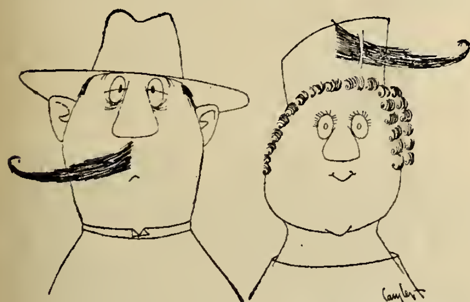


Jahre 1927 auch ein Heim. Es erfreut sich noch heute, wenn es auch einer Überholung und Modernisierung bedarf, großer Beliebtheit, und gerade die norddeutschen Kriegsblinden suchen es immer wieder gerne auf, insbesondere Großstädter, denn Salzhausen ist eine „Oase der Stille", fern allen lauten Massenbetriebs. Man hat Bad Salzhausen in seiner Entwicklung all die Jahre hindurch etwas zurückgehalten, um den Verkehr in dem nahegelegenen Weltbad Nauheim nicht zu beeinträchtigen. Heute aber regen sich

junge Kräfte in der Salzhausener Kurverwaltung, und das Bad nimmt einen erfreulichen Aufschwung, der auch unserem Heim und seinen Gästen wieder zugute kommt. Ob der Plan zur Erweiterung des Heimes, wodurch es dann mindestens 32 Kurplätze erhalten würde, noch in diesem oder erst in einem späteren Jahre verwirklicht werden wird, hängt von der Beschaffung der erforderlichen Mittel ab. Wünschenswert wäre es, wenn auch dieses Heim entsprechend erweitert und verbessert werden könnte. Ein stiller Friede liegt über der ganzen Landschaft mit ihren grünen Feldern und rauschenden Laubwäldern.

Im heilsamen Pyrmont

Hoch oben am Ölberg in Bad Pyrmont liegt das im Jahre 1937 erworbene Kriegsblinden-Kurheim, das in seinem jetzigen erweiterten und renovierten Zustande 26 Kameraden mit ihren Frauen Aufnahme gewährt. Einem vielseitig geäußerten Wunsche entsprechend nimmt dieses Heim keine Kinder auf, und an dieser Bestimmung sollte man auch festhalten, weil der Heimbetrieb mit Kindern besonders für ältere Kameraden



Zeichnungen: Canzler

zu unruhig ist. Der Weg hinauf zum Heim ist für viele beschwerlich, zumal nach den anstrengenden Bädern, die sie unten im Kurbad nehmen müssen; aber die Heimverwaltung ist bemüht, hier eine gute Lösung zu finden. Der kunstvoll angelegte, berühmte Kurpark bietet unseren Frauen immer wieder neue Schönheiten und reizvolle Bilder. Unser Heim liegt dicht am Walde, wohltuend erholsam schon beim kleinsten Spaziergang, und die Kurmittel mit den heilkräftigen Quellen haben schon vielen von uns geholfen.

So verfügte der ehemalige Bund erblindeter Krieger bis zum Jahre 1939 über sechs Heime, die es ihm ermöglichten, den 3000 Kriegsblinden des ersten Weltkrieges einen alljährlichen Erholungsaufenthalt zu sichern.

Durch den zweiten Weltkrieg aber stieg die Zahl der Kriegsblinden gegenüber dem ersten ums Dreifache. Viele von ihnen hatten noch zusätzliche, nicht minder schwere Verletzungen, von denen jede – für sich betrachtet – schon einen hohen Grad der Erwerbsminderung darstellte. In den Jahren 1940 bis 1945 konnten wir den jungen Kameraden zumeist eine Freistelle in unseren Heimen gewähren. Der Aufenthalt trug viel dazu bei, den so schwer getroffenen jungen Menschen das Schicksal tragen und überwinden zu helfen. Kriegsblinde beider Weltkriege trafen hier zusammen. Die älteren teilten den jüngeren ihre Erfahrungen mit, und diese faßten Mut, ihr Leben neu aufzubauen. Dann aber kam der Zusammenbruch aller staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung im Frühjahr 1945. Er brachte auch für unsere Heime eine große Veränderung mit sich. Die aus dem Osten flüchtenden Kameraden suchten und fanden mit ihren Familien Aufnahme in unseren Heimen, und es vergingen Jahre, bis anderweitig Wohnraum für sie beschafft und die Heime wieder für reine Kur- und Erholungszwecke freigemacht werden konnten.

Nach 1945: Militärgesetz Nr. 52

Damit aber beginnt der zweite große Abschnitt unserer Kurfürsorge, der mit der Neukonstituierung des „Bundes der Kriegsblinden Deutschlands" im Jahre 1949 anhebt

und bis zur Gegenwart reicht. Er unterscheidet sich von der ersten Periode des Aufbaues dadurch, daß die Mittel für die zunächst notwendige Instandsetzung aller bestehenden Heime durch die beiden Bundesministerien für Arbeit und Sozialordnung und des Innern bewilligt wurden. Für die notwendige Erweiterung der Kurfürsorge sind dann die Mittel durch den Bund der Kriegsblinden und seine Landesverbände, durch die finanzielle Hilfe einiger Länder und nicht zuletzt durch Spenden-Beiträge unserer Kameraden aufgebracht worden. Auch die Firmen, die in unseren Jahrbüchern Inserate aufgaben, haben viel zu diesem Werk beigetragen.

Auf keinem Gebiet unserer sozialen Betreuungsarbeit kommt der Wille zur Selbsthilfe so zum Ausdruck wie auf dem der Kurfürsorge. Was in diesen zehn Jahren an fürsorgerischer Arbeit geleistet worden ist, war nur möglich durch das Zusammenwirken aller Kräfte im Bunde und seiner Gliederungen und konnte auch nur erreicht werden durch die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen allen öffentlichen Stellen in Bund und Ländern und den Organen unseres Verbandes. Dankbar schauen wir heute auf diese zehn Jahre organischer Entwicklung unserer Kur- und Erholungsfürsorge zurück.

Zunächst galt es, die noch bestehenden Heime wieder aus der Treuhänderschaft zu befreien, da sie als Eigentum der früheren NSKOV, wenn auch nie von uns freiwillig übergeben, unter das bekannte Militärgesetz Nr. 52 fielen. Es war das große Verdienst unseres Kameraden Bierwerth, in dessen Händen seit 1920 die Leitung der Abteilung Kurfürsorge liegt, vor dem allgemeinen Organisationsausschuß in Celle die Rückgabe aller Heime an den Bund zu erreichen.

Und fünf neue Heime

Da die Heime Swinemünde und Eibiswald in Steiermark ausfielen, mußte an den Erwerb neuer Heime gedacht werden, zumal das Kurbedürfnis von Jahr zu Jahr zunahm,



In Bad Pyrmont liegt dicht am Waldrand eines unserer älteren, schon vor dem zweiten Weltkrieg erworbenen Kurheime. Durch einen Erweiterungsbau wurde 1957 die Zahl der Kurplätze von 19 auf 26 (52 Betten) erhöht.



Geradezu „populär" ist unter den Kriegsblinden das Kegeln geworden. Auf den Fußbaden genagelte Leisten erleichtern die Orientierung. Das lauschende Ohr verfalgt die rallende Kugel und das Purzeln der Kegel.

die zur Verfügung stehenden Plätze aber bei weitem nicht ausreichten. So wurden auf Bundesebene mit tatkräftiger finanzieller Hilfe der Landesverbände Hessen, Niedersachsen, Nordrhein und Westfalen die Kurheime in Borkum (1951) und Bad Homburg (1954) erworben und eingerichtet. Um die gleiche Zeit erwarben der damalige Vorsitzende des Landesverbandes Württemberg-Nordbaden, Rudolf Schnaitmann, das ehemalige Panoramahotel am Sommerberg bei Wildbad im Schwarzwald und der Landesverband Rheinland-Pfalz das Kurheim in Bad Münster am Stein.

Den Höhepunkt unserer Kurfürsorge bildet aber ohne Zweifel der Neubau des Kneippsanatoriums in Berleburg im Sauerland. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß der Ankauf älterer Häuser und ihre Instandsetzung, verbunden mit baulichen Veränderungen, erhebliche Mittel beanspruchte, die zweckvoller bei einem Neubau angelegt werden konnten. Ein Aufruf des Bezirks Köln unseres Bundes zur sogenannten „Sechs-Taler-Aktion", d. h. zu einer Spende von 18 Mark pro Kamerad, gab den Anstoß zur Errichtung dieses Kurheimes. Es kann daher mit Fug und Recht als ein „Heim der Kameradschaft" bezeichnet werden, weil bei seiner Errichtung und inneren Gestaltung alle Kräfte unserer Selbsthilfeorganisation mitgewirkt haben. Es ist zugleich aber auch Ausdruck verständnisvoller Zusammenarbeit mit allen behördlichen Stellen, insbesondere den Hauptfürsorgestellen, die namhafte Beträge für die Inneneinrichtung des Hauses bereitgestellt haben.

Wir danken heute angesichts des vierzigjährigen Bestehens unserer Kriegsblinden-Kur- und Erholungsfürsorge all denen, die uns bei ihrem Auf- und Ausbau mit Rat und Tat geholfen haben. War der Weg auch oft mühsam und beschwerlich, der im Wandel der Jahre und im Wechsel des Zeitgeschehens



Nach strengen spartlichen Grundsätzen wird in den vielen Kegelgemeinschaften der Kriegsblinden gekegelt. Bei einem großen Wettkampf wie hier wird mit äußerstem Einsatz gekämpft. Vor jedem Wurf fühlt der blinde Kegler – auf dem Bild im Hintergrund – die Markierungen im Fußbaden ab. Fotos (2): Voß



Mann am Fenster, Holzschnitt von Friedr. Diehl

beschritten werden mußte, er hat doch letzten Endes zum Ziele geführt. In den neun Kurheimen stehen rund 520 Betten zur Verfügung. Sechs der Heime liegen in Kurorten mit ausgezeichneten Heilmitteln und in landschaftlich schöner Umgebung, zwei in heilklimatischen Luftkurorten und eines im Meeresheilbad Borkum. Taunus und Schwarzwald nehmen die Gäste unserer Heime in Bad Homburg und Wildbad in die Stille ihrer Wälder auf. Sie bieten Raum für Spaziergänge und ausgedehnte Wanderungen und für sportliche Betätigung im Winter.

Auf den felsigen Höhen um Bad Münster am Stein öffnet sich der Blick weit ins pfälzische Land, das so reich ist an historischen Erinnerungen. Abends sorgt ein Gläschen Silber- oder Goldstern aus Vater Krugers Keller für gute Stimmung.

Am Strande in Borkum schlagen die Wellen hoch, wenn die Flut ansteigt, und sie bringt die schwimmlustigen Kameraden leicht in Gefahr, wenn sie sich zu weit hinauswagen. Am Strande herrscht fröhliches Treiben. Und in diesem Paradies für die Großen und die Kleinen bauen Eltern und Kinder gemeinsam ihre Burgen, und auf dem Wall flattern lustige Fähnlein im Winde. Je nach künstlerischer Begabung werden die Landes- oder Stadtwappen mit Muscheln in den Sand gelegt. Eine Dampferfahrt nach Helgoland oder Holland mit Schwester Else als Kapitän an Bord wird allzeit sehr begrüßt.

Schließlich bietet auch die Landschaft um Berleburg im Sommer wie im Winter jedem Gast, der unser Heim unvoreingenommen besucht, reichlich Gelegenheit, sich an Gottes schöner Welt zu erfreuen und die Schönheiten des Sauerlandes mit seinen dunklen Tannenwäldern dankbar in sich aufzunehmen. Mehr und mehr hat sich herumgesprochen, daß eine Kneippkur gerade bei den Störungen, die sich als Erblindungsfolgen oft einstellen, erstaunlich guttut.

Ein Kurmittel: das Gespräch unter Kameraden

Die Kurheime sind aber zugleich auch Pflegestätten der Kameradschaft, der Gemeinschaftsbildung und einer frohen und anregenden Geselligkeit. In zwangloser Unterhaltung können die Kameraden ihre Lebens- und Berufserfahrungen austauschen und sich aussprechen über alles, was ihnen im Alltagsleben lieb und leid ist. Gemeinsame Erinnerungen an Krieg und Lazarettzeit, an

Umschulung und Ausbildung werden lebendig, und Fragen des Zeitgeschehens stehen zur Diskussion. Hier ist der einzelne Kamerad nicht isoliert, nicht wie ein Weltwunder bestaunt und beobachtet, nicht bemitleidet; hier kann er frei atmen.

Wir haben zum vierzigjährigen Jubiläum der Kriegsblinden-Kurfürsorge eine kleine Festschrift herausgegeben, die in Wort und Bild Zeugnis ablegt von ihrem organischen Auf- und Ausbau und vom Leben und Treiben in unseren Heimen.

Es gibt freilich auch – das sei am Rande bemerkt – in unseren Reihen Menschen, die nie zufrieden sind und nach der Beobachtung eines unserer Heimärzte nicht immer die notwendige innere Überzeugung und Einstellung zu der ihnen verordneten Kur haben. Ganz besonders weist der Arzt dabei auf eine überraschende Sucht nach übermäßiger Ernährung hin und auf die großen Schwierigkeiten, welche ihm begegnen, wenn er auf die gesundheitsschädigenden Folgen des übermäßigen Nikotingenusses aufmerksam macht. Ein Zeichen unserer so materiell gerichteten, vom Wirtschaftswunder verwöhnten Zeit! Hier sollte mehr Selbsterziehung geübt werden. Der Erfolg einer Kur ist nicht danach zu bemessen, wie viele Kilogramm der Betreffende zunimmt. Die Ernährung ist heute vielfach kalorisch zu hoch gestellt, zumal der Kriegsblinde sich nicht genügend Bewegung schafft. Bemühen sich jedoch Heimleiterinnen und Arzt um eine zweckmäßigere, kalorienärmere Kost, so wird dies in Unkenntnis ihrer unbedingten Notwendigkeit leicht als Anlaß zur Beschwerde genommen. Aber solche Kümmernisse dürfen uns nicht hindern, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren und die gemachten Erfahrungen durch neue Erkenntnisse fortzuentwickeln. Dies wird vornehmlich Aufgabe der Heimobmänner und Heimleiterinnen sein, denen es obliegt, den Kur- und Heimbetrieb so zu gestalten, daß die Gäste sich wohl fühlen und allezeit gerne wieder dorthin zurückkehren.

Dank für selbstlosen Dienst

Unser Kamerad Albert Bierwerth (Göttingen) leitet seit vierzig Jahren die Abteilung Kurfürsorge unseres Bundes, und diese Arbeit ist ihm zum Inhalt seines Lebens geworden. Wir danken ihm für seine langjährige ehrenamtliche Tätigkeit und schließen in diesen Dank die Kameraden Birngruber, Dr.



Frau am Fenster, Holzschnitt von Friedr. Diehl

Sonntag und unseren verstorbenen Kameraden Schnaitmann mit ein. Lorenz Birngruber ist der Initiator des Söckinger Kurheimes, und er hat es bis zum heutigen Tage vorbildlich verwaltet. Unser Kamerad Dr. Sonntag hat in der Nachfolge des Altkameraden Schnaitmann das Kurheim in Wildbad auf einen Stand gebracht, der es zu einem der am liebsten aufgesuchten Heime macht. Wir danken aber auch den Leiterinnen unserer neun Kurheime, die in Treue und Hingabe ihren Dienst versehen und mit den heutigen Personal-Schwierigkeiten fertig zu werden suchen. Neue Aufgaben hinsichtlich der Erweiterung und Verbesserung unserer Kurfürsorge stehen uns noch bevor. Wir werden sie mutig in Angriff nehmen und zum Wohle der Kameraden, die unsere Heime aufsuchen, zu lösen bemüht bleiben. Das Kurbedürfnis auch der heute noch „jungen" Kameraden steigt ja von Jahr zu Jahr.

Wenn du, lieber Leser, diesem Bericht aufmerksam gefolgt bist und den Wunsch verspürst, auf einer Reise oder Wanderung das eine oder andere Kurheim der Kriegsblinden kennenzulernen, so wirst du die Erfahrung machen, daß dir hier Menschen begegnen, die ihr Schicksal tapfer tragen und die gewillt sind, sich als gute Staatsbürger im Dienste der Gemeinschaft zu bewähren.



„Siehst, Hans, so schaut das Diktiergerät von innen aus!" Und dann erklärt der sehende Arbeitskollege dem Kriegsblinden Hans Schlösser das Gerät, zu dem der Blinde die notwendigen Gummipuffer zusammenmontiert. Beim Abtasten entdeckt er immer wieder etwas Neues, und schließlich kann er sich vorstellen, wie so ein komplizierter Apparat funktioniert.

Foto: Lorz

Wußten Sie eigentlich schon . . .?

. . . welche ursprüngliche Bedeutung das Wort „blind" hatte? Ein Wort also, das in körperlicher, seelischer, beruflicher und gesellschaftlicher Hinsicht unser Lebensschicksal ausmacht?

Das allen germanischen Sprachen gemeinsame Wort „blind" bedeutet „gemischt" oder „getrübt", wie das ostgermanisch-gotische Zeitwort „blandjan" ausweist, das „mischen" heißt. Dieser alte Sinn ist noch heute in dem naturwissenschaftlichen Begriff „Blendling" deutlich, worunter ein Lebewesen verstanden wird, das umgangssprachlich und auf den Menschen bezogen als „Mischling" bezeichnet wird.

Ein Blinder ist demnach ein Mensch „gemischten" oder besser „getrübten" Auges. Der Verdacht liegt daher nahe, daß unsere Vorfahren im wesentlichen den sogenannten grauen Star oder die Netzhautablösung als Ursachen der Erblindung kannten, da vor allem diese beiden Augenkrankheiten den Eindruck der „Trübung" oder „Vermischung" des Vorkammerwassers bzw. des Glaskörpers hinterlassen.

Wie die germanischen Sprachen, so kennt auch das Litauische eine Reihe von Wörtern, die mit dem Wort „blind" urverwandt sind und Bedeutungen haben, die dem Sinne „blind" sehr nahestehen. Im Litauischen heißt „blandyti" „die Augen niederschlagen", „blendzus" „sich verfinstern" und „blisti" „dunkel werden". Diese Sprachverwandtschaft und Bedeutungsähnlichkeit bleibt auf das Germanische und Litauische beschränkt. Das gleiche Schicksal haben die verwandten Bezeichnungen „taub", „lahm" und „stumm", die es jeweils nur in zwei, höchstens drei indogermanischen Sprachfamilien gibt.

Das entsprechende lateinische Wort für „blind" ist „caecus" und hat sprachlich nur den Sinn mit unserem germanischen Wort „blind" gemeinsam, verwandt sind diese beiden Wörter nicht. Der aus dem Lateinischen übernommene Eigenname „Cäcilie" bedeutet also „die Blinde", worin die römische Geschmacklosigkeit ihren Ausdruck findet, Kinder nach etwaigen körperlichen Gebrechen zu benennen. Das lateinische Wort „caecus" ist aber mit einem ostgermanisch-gotischen Wort „haihs" („einäugig") verwandt.

Daß das Wort „blind" allen germanischen Sprachen gemein ist, hat die merkwürdige Tatsache zur Folge, daß alle Grammatikbücher der altgermanischen Sprachen das Wort „blind" als Beispiel für die Deklination des Eigenschaftswortes verwenden.

Und da wundern wir uns noch, daß Schüler und Studenten mit „gemischten" Gefühlen und „trüben" Blickes an diese Bücher herangehen! *Dr. Dieter Liepe*

Der Hund vergaß es nicht

ERZÄHLUNG VON WOLFDIETRICH SCHNURRE

In den Jahren nach dem Krieg war ich als Verwalter einer Villa eingesetzt worden. Ich sollte das Haus sauberhalten, und wenn jemand einzöge, ein Offizier voraussichtlich, hätte ich mich als Dolmetscher zur Verfügung zu stellen. Eines Tages kam dann auch Captain Sloane.

Captain Sloane war mir äußerst sympathisch; er war wortkarg, freundlich, etwas nervös. Was für einen Posten er hatte, weiß ich nicht, ich wußte nur, daß er sich in seinem Büro kaputt langweilte. Häufig kam er dann zu mir in mein Zimmer, und wir unterhielten uns. „Na, was ist los, Schmidt?" fragte er etwa, „gibt's wieder Krieg?" „Um Gottes willen", sagte ich, „ich denke doch nicht, oder was glauben Sie?"

Sloane war kein Schwarzseher, aber zuversichtlich war er auch nicht gerade. Das mochte daran liegen, daß er zu lange Soldat gewesen war. Seit 1914, sagte sein Bursche, habe er alles an Schlachten mitgenommen, was sich ihm geboten habe, und das sind, wie man weiß, nicht gerade wenig gewesen. „Daß da allerhand hängengeblieben ist", sagte der Bursche, „werden Sie sich denken können. Nachts schreit er manchmal im Schlaf."

Eines Abends kommt Sloane ganz aufgekratzt zu mir herein und lacht: „Ich habe mir einen Schäferhund gekauft, Schmidt." „Gratuliere", sage ich, „da kommt doch wenigstens etwas Leben in die Bude."

Sloane war wie umgewandelt von dem Tage an; dauernd tobte er mit dem Riesenvieh im Haus oder im Garten umher. Und einmal hat er den Hund abends zu einem kleinen Spaziergang mitgenommen, und da ist es dann zum erstenmal geschehen. Gerade als sie den großen Platz überqueren wollen, kommt der Mond hinter einer Wolke hervor, und in demselben Moment heult der Hund auf, reißt sich los und rast zurück in den Häuserschatten. „Ich weiß nicht, ob ihr euch so etwas vorstellen könnt", sagte Captain Sloane. „So ein großer, starker Hund, der bestimmt jedem an die Kehle gegangen wäre, verkriecht sich in einer Hausnische und heult und heult, ohne aufzuhören. Habt ihr schon mal einen Hund so ganz aus der Nähe heulen hören?" fragte uns Sloane, „so ganz dicht bei Fuß, und ihr merkt richtig, wie er zittert und daß er eine irrsinnige Angst hat, und ihr steht daneben und könnt nichts tun?"

An jenem Abend war er völlig mit den Nerven herunter, sagte der Bursche, so habe er ihn noch nicht nach einer Schlacht erlebt. Am nächsten Tage ging Sloane wieder mit dem Hund zum Büro. Er gab genau auf ihn acht, aber der Hund war freundlich und ausgelassen. Aber dann mußten sie unter einer Bahnunterführung hindurch, und gerade, als sie darunter sind, rattert oben ein Zug darüber weg. In demselben Moment läßt der Hund sich auf das Pflaster fallen, er zittert, streckt die Beine aus, kneift den Schwanz ein und schließt die Augen. „Mein Gott, und dieses Winseln", sagte Sloane am Abend zu uns. „Zum Irrewerden, kann ich euch sagen, buchstäblich zum Irrewerden." „Sie sollten mal zum Arzt gehen mit dem Tier", sagte der Bursche. „Der hat was, Captain, der Hund, was ganz Verkorkstes hat der."

Da richtete sich Sloane im Bett auf, Schweiß auf der Stirn, Fieberflecken auf den Wangen und immer dieses merkwürdige Zucken um die Augen herum. „Soll ich euch sagen, was der Hund hat? Der Hund hat den Tick, den wir alle haben." Er schluckte und fuhr sich mit dem Handrücken über die

Stirn. „Nur wir", sagte er, „wir können uns zur Not noch zusammennehmen, wir können uns immer noch sagen: ich hab' keine Angst, das ist doch nur ein Eisenbahnzug, kein Tiefflieger. Oder: das ist doch nur Mondlicht, Mensch, keine Leuchtbombe. Aber so einem Hund –" Er brachte sein Gesicht ganz nahe an unsere Gesichter heran, und jetzt sah ich ganz richtig, was die Kriegsjahre aus ihm gemacht hatten. – „So einem Hund, der das alles auch nur ein einziges Mal aus der Nähe miterlebt hat, dem kann niemand Bescheid sagen. Für den ist so ein Bahngeräusch eben wieder ein Tieffliegergebrumm und ein Fetzen Mondschein ein Leuchtbombenkegel, und er wirft sich auf das Pflaster, und er heult und zittert und weiß nicht, was er anfangen soll, er hat es ja damals auch nicht gewußt." Er fiel auf sein Kissen zurück und starrte zur Decke.

In der folgenden Nacht kam der Bursche und weckte mich. „Kommen Sie herüber", sagte er, „los, schnell, ich glaube, er ist verrückt geworden." Ich zog mich an, und wir gingen hinüber. Ich merkte erst jetzt, daß ein Gewitter über uns stand, es krachte und blitzte in einem fort. „Nein, hier", sagte der Bursche, als ich hinauf ins Schlafzimmer wollte, und leuchtete die Kellertreppe hinunter. Wir hörten den Hund, er winselte, wie ich noch nie einen Hund habe winseln hören. Wir gingen hinein, und da sahen wir sie. Der Hund lag platt und mit geschlossenen Augen auf dem Bauch. Captain Sloane kauerte barfuß, eng an die Wand gedrückt und in Stahlhelm und Pyjama, daneben. Sie haben ihn in der gleichen Nacht noch abgeholt. Den Hund habe ich zwei Tage später zurückgebracht. Eigentlich wollte ich ihn behalten, aber weiß der Himmel, mit ihm hielt man es nicht aus.

„Was trinkt der Kamerad?"

Erfahrungen und Überlegungen im Umgang mit Sehenden

Ein Kriegsblinder betritt die Gastwirtschaft. Kaum daß er für sich und den Führhund ein stilles Eckchen gefunden hat, hört er am Nachbartisch eine grölende Stimme: „Herr Ober! Fragen Se doch mal, was der Kamerad trinkt!" Und kurze Zeit später: „Eine Bockwurst für den Hund!" Dem Kriegsblinden will das Bier nicht recht schmecken; dem Hund ist es gleichgültig, wer die Wurst bezahlt.

Ein anderes Mal steht ein Kriegsblinder an der Kreuzung und wartet. Plötzlich spürt er einen energischen Griff am Oberarm. „Komm, Kamerad! Ich bring dich schon rüber! Kennst du mich denn nicht mehr?" Der Kriegsblinde durchforscht sein Gedächtnis bis in die letzten Winkel und erfährt dann, leicht erschüttert, daß er den anderen kennen sollte, weil dieser ihn vor einigen Wochen schon einmal über diese Kreuzung geführt hat . . .

In der Straßenbahn biedert sich ein nicht mehr nüchterner Mann mit der freundlichen Bemerkung an, daß es doch das Schlimmste sei, das Augenlicht zu verlieren. „Lieber tot!" posaunt er hinaus, „lieber tot! Kamerad, wir bedauern dich alle! Du bist ein armer Mensch, ein ganz armer Mensch!" Der Kriegsblinde bleibt ruhig und versucht vergeblich, den Betrunkenen abzuwehren, der ihm nun versichert, die Hand fest an seinem Rockaufschlag, wie sehr ihn alle bewunderten, weil er doch noch so aufrecht sei, und dabei richtet er sich selber auf. Natürlich will der Betrunkene auch wissen, was der Kriegsblinde an Rente bekomme, und meint, selbst wenn er zehntausend Mark hätte, sei das noch viel zu wenig. Er dürfe überhaupt nicht mehr arbeiten. „Du kannst doch nicht mehr arbeiten, Kamerad?" Hätte der Kriegs-



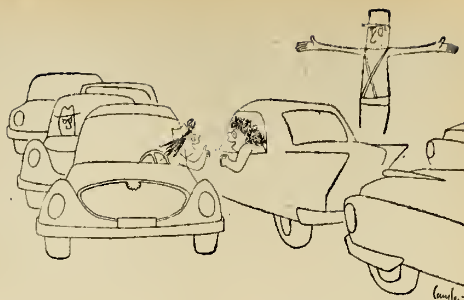
blinde gewußt, daß er diesen Mann mit seinem lakonischen „Doch! Ich bin Lehrer!" so schnell zum Schweigen brachte, er hätte es gewiß früher gesagt.

Diese Beispiele sind nur einige von vielen. Sie sind nicht neu, wohl nicht einmal originell, und in diesen Jahrbüchern schon manchmal behandelt. Warum erzähle ich sie also? Sind sie bezeichnend für die Haltung der Menschen unserer Tage uns gegenüber? Oder begegnen uns nicht doch weit mehr Menschen mit Zurückhaltung und Distanz?

Mir scheinen einige Gründe dafür vorzuliegen, daß sich Menschen gönnerhaft, plumpvertraulich oder dumm-dreist in der letzten Zeit wieder häufiger anbiedern und in jedem Kriegsblinden den Standardtypus des sogenannten „Kameraden" erblicken, der für sie das bemitleidenswerte, schon beinahe museale Überbleibsel des Krieges ist und ein leicht faßliches Objekt für ihre sozialen Anwandlungen.

Viele Menschen haben Angst vor einem neuen Krieg; sie fürchten körperlichen und materiellen Schaden. Ist es da nicht ein gutes Mittel, ihre eigene Unsicherheit auf denjenigen zu übertragen, der all das Gefürchtete repräsentiert – den Kriegsblinden!

Die meisten genießen im Wirtschaftswunderland ungetrübt ihr Glück oder das, was



Zeichnungen: Canzler

sie für „Glück" halten. Nur ab und zu ist ihnen nicht ganz wohl dabei; ihnen graut vor der Götter Neide, wie es im „Ring des Polykrates" heißt, und sie haben die Vorstellung, daß sie, um vor habgierigen Dämonen sicher zu sein, ihnen lieber einen Tribut zahlen sollten. Es ist unsere Tragik, für solche Dämonen gehalten zu werden, die den anderen ihr Glück neiden.

Mancher ist es auch leid, sein soziales Scherflein bei den Organisationen oder öffentlichen Aktionen nur anonym zu geben; schließlich ist man doch wer und muß es vor allen Leuten zeigen, wie sehr einem die

„armen Kriegsopfer“ am Herzen liegen! Ist es verwunderlich, daß sie sich da auf den Kriegsblinden in der Gastwirtschaft stürzen?

Und da sind die anderen, die bei den organisierten Spendenaktionen nichts geben, nichts geben können, weil sie ihren letzten Groschen bitter nötig haben. Es sind nicht immer die schlechtesten Motive, die sie veranlassen, einem Kriegsblinden an der Straßenkreuzung „unter die Arme zu greifen“. Ein Kriegsblinder ist eben für sie jener vorgestellte Kamerad, von dem die Propaganda oft redet – ein „armer Teufel“ wie sie, ein Kollege gewissermaßen, und zwar ein willkommener Kollege, weil er – wenn auch auf eine etwas unheimliche Weise – rings Respekt genießt. Von diesem Glanz fällt – so mag die unbewußte Kalkulation lauten – selbst auf die armseligste Erscheinung noch ein wenig ab.

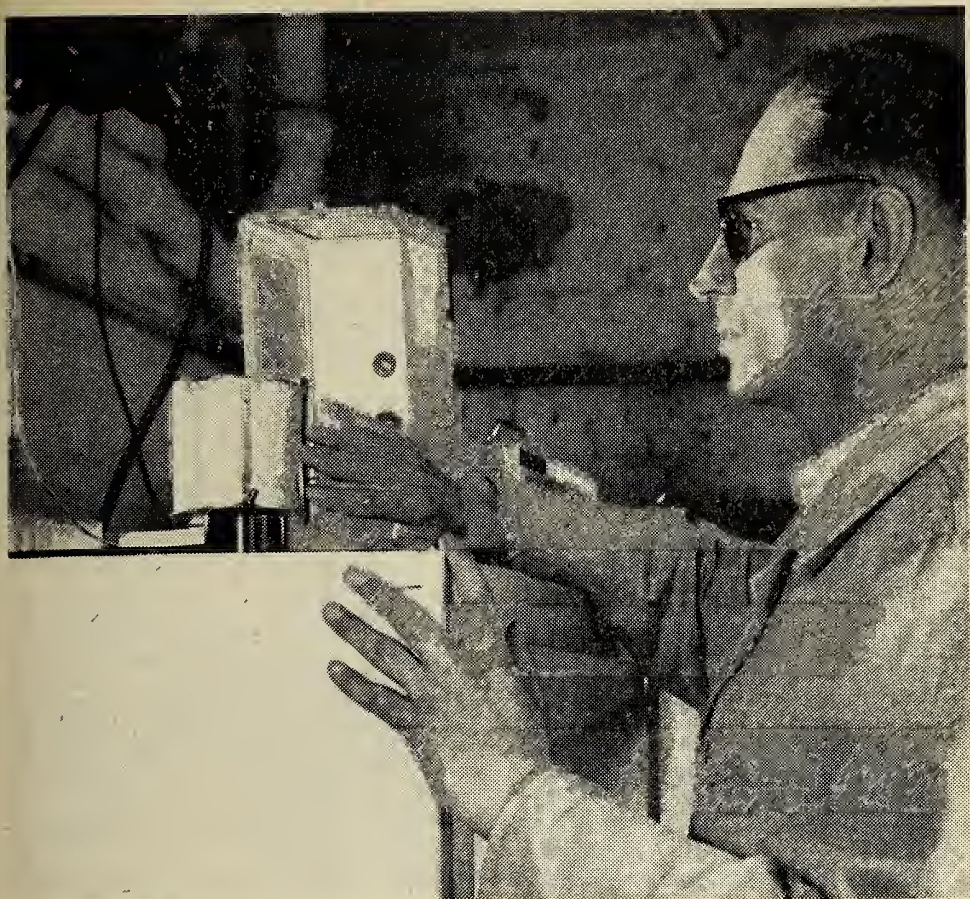
Ein Kriegsblinder, der sich mit seinem Hund allein im Verkehr bewegt, fällt wohl von allen Kriegsbeschädigten am meisten auf. „Kamerad, wo bist du?“ – endlich kann man diese Frage beantworten! Man hat ihn, den Kameraden, den Helden kitschig-sentimentaler Kriegsliteratur. Und so spricht man dieses „bemitleidenswerte Opfer“ neugierig an.

Und dann sind da einige, die den Segen des Wohlstandes nicht spüren, vielleicht deshalb, weil sie den größten Teil des Segens in Alkohol umgesetzt haben. Und der alkoholisierte Geist beflügelt sie zu ungeahnter Größe. Es richtet sie innerlich auf, einen gefunden zu haben, der, gleich ihnen, bedauernswert und, wie sie meinen, arbeitsunfähig sei. Wie nachdrücklich können sie doch an ihm ihre tiefgefühlte Solidarität dokumentieren – vor allen Menschen, die, wie sie meinen, völlig ungerecht in satter Zufriedenheit die Straßenbahn bevölkern. Vielleicht sind eben dieselben Menschen aber auch wegen ihrer Zurückhaltung ein wenig betreten, wenn sie eine peinliche Szene beobachten, an der sie nicht ganz schuldlos sind. Der Schaffner, der den Betrunkenen hinausbefördert und dem Kriegsblinden beim Aussteigen hilft, der Keliner, der dem spendeneifrigen aufdringlichen Gast die Sammelbüchse auf dem Tisch zeigt, der Betriebsleiter, der den Arbeitsplatz für den Kriegsblinden sinnvoll gestaltet, sie alle wissen, was man tun kann, ist man nur bereit, zu verstehen! Und was den Krieg betrifft und unser Schicksal, das wohl kein Außenstehender ganz nachempfinden kann: man sollte wissen, daß Kriegsopfer keine Propagandahelden sind und kein Objekt für soziale Anwandlungen! Aber es gibt eine Bereitschaft, die mittragen hilft.

Ach so, von einer Gruppe habe ich nicht gesprochen, von der größten, aber auch kompliziertesten. Das sind diejenigen, die es – sicherlich unbewußt – tief genießen, wenn sie mit einem blinden „Kameraden“ sprechen.



Im Louvre in Paris: Ein prächtiger Kaminsims aus weißem Marmor offenbart seine Schönheit auch den tastenden Händen eines Kriegsblinden. **Foto: L. Kosmehl**



Die Temperaturregler für das gesamte Fertigungsprogramm einer Kühlschrankfabrik werden von einem Kriegsblinden geprüft. Unser Bild zeigt aus der Reihe der verschiedenen Arbeitsgänge die Temperaturfeststellung mittels Fühlleiste und Fühlzeiger. Die verschiedenen Hilfseinrichtungen sind eine Eigenkonstruktion der AEG, Werk Kassel. Die recht anspruchsvolle Arbeit des Kriegsblinden beginnt beim Anklemmen der elektrischen Leitung an den Temperaturregler und endet mit der Handhabung verschieden markierter Stempel zur Kennzeichnung des Prüfbefundes. Die Tätigkeit erfordert zuverlässiges Verantwortungsgefühl und stete Aufmerksamkeit.

Sie tun es nämlich im Vollbewußtsein der eigenen Unversehrtheit und Überlegenheit. So kommt ein peinlich jovialer Ton „von oben herab“ zustande, betulich, eifrig, aber nie so ganz aufrichtig. Denn wer seinen eigenen Lebensreichtum erst so richtig auskostet, wenn es im Kontrast zu einem Kriegsblinden geschieht, der ist niemals ein „kameradschaftlicher“ Partner. Das ist allein derjenige, der uns ohne Scheu ernst nimmt, der sich neben uns stellt, statt über uns stehenzubleiben. Aber Sie, verehrter Leser, möchten doch Partner sein, wie? Schön! Dann – dies unsere Bitte und unser Rat – sprechen Sie mit uns wie mit Ihresgleichen! – – Und: bitte, sprechen Sie mit uns! *Wilfried M.*

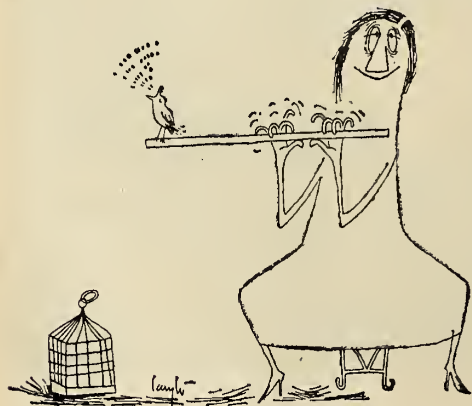
Belauscht und miterlebt

Stimmungsbild einer Sommernacht

Es ist abends 8 Uhr. Die Sonne hat bereits ihre Kraft verloren, ich spüre es auf der Haut. Die Strahlen fallen im höhergelegenen Teil der ehemaligen Reichsstadt flach, wie mit ermatteten Kräften auf die steilen Dächer und spitzen Giebelwände der geschichtsreichen Patrizierhäuser, auf die dahinterliegende Höhe und die Veitsburg.

Ich kann es mir vorstellen: Zauberhaft malerisch liegt die Stadt mit ihren zahlreichen Türmen und der Veitsburg im Hintergrund im Abendglanz der sinkenden Sonne am Osthang des Schussentals. Vielleicht noch eine halbe Stunde, und die tagsüber grellweiß flimmernde Sonne verschwindet als eine große feurige Scheibe hinter dem Horizont. Langsam, ganz langsam sinkt sie tiefer.

Ich sitze am offenen Zimmerfenster, um das abendliche Geschehen zu belauschen, aber es herrscht Totenstille. Kein Lüftchen regt sich, nur die Straßenbahn macht unentwegt Dienst.



Zeichnung: Canzler

Mein Führhund Frido kommt zu mir ans Fenster, stellt sich hoch, stützt sich mit den Vorderfüßen auf das Fensterbrett, schnuppert suchend ins Freie und bellt sodann der scheidenden Sonne gleichsam den Abschiedsgruß zu. Auch ihm war die gräßliche Hitze und Schwüle des Tages fast unerträglich, wie seinem Herrn. Es war ein glühendheißer Julitag, der dichtbelaubte Kastanienbaum vermochte nicht mehr Schutz vor der Hitze zu gewähren.

Die Zimmeruhr schlägt 9 Uhr. Allmählich machen sich die Bewohner der Nachbarhäuser bemerkbar. Sie wollen auf Balkons und in Gartenhäuschen die gemäßigte Temperatur der Abendluft genießen. Einige Familien unseres Hauses stellen Tische und Stühle ins Grüne. Auch sie wollen im Freien bei Kofferradio-Konzert eine behagliche Unterhaltung erhaschen. Der Pkw- und Lkw-Verkehr ist ebenfalls wieder lebhafter geworden. Fernfahrer rasen auf der Durchgangsstraße von Süd nach Nord und von Nord nach Süd. Vollbesetzte Omnibusse fahren jubilierende Insassen nach Hause. Sie kommen von den Strandbädern am Bodensee. Haben vielleicht die erfrischenden Bäder und die schmackhaften Seeweine etwas zu ihrer Heiterkeit beigetragen?

Aber nicht allein die Fahrenden sind fröhlich, sondern auf dem Bürgersteig jetzt auch einzelne Wandertrupps. Diese singen frohe Lieder oder spielen mit Mandolinen flotte Marschweisen. Aus weiter Ferne, jenseits des Schussentals, hört man einen Hofhund bellen. Sicherlich hat er auf der unterhalb des Hofes vorbeiführenden Straße nächtliche Wanderer bemerkt.

Inzwischen ist es Mitternacht geworden. Die Erfrischungsplätze an den Häusern sind

verstummt. Der Kraftwagenverkehr scheint langsam nachzulassen. Mein Frido hat ein Schläfchen gemacht. Jetzt kommt er zu mir, stößt mich mit der Pfote an, läuft zur Zimmertür und wieder zu mir zurück, er will hinaus. Ich erhebe mich vom Stuhl und folge ihm durch den Flur zur Haustür. Vor dem Haus setze ich mich auf die Bank, und während ich noch die Tabakpfeife stopfe und anzünde, stößt Frido mich abermals an. Diesmal allerdings mit der Schnauze an meine Hand, und gibt mir damit zu verstehen, daß er wieder bei mir ist. Aus dem offenstehenden Fenster im ersten Stock des Nachbarhauses höre ich die Standuhr mit Westminsterschlag die zweite Stunde des neuen Tages schlagen. Rasch folgt das Glöcklein vom Obstgut Burach und diesem wiederum mit kräftigem Ton die Turmuhr der ehemaligen Garnisonskirche in Weingarten. In gut zu unterscheidender Reihenfolge sind auch die Stundenschläge der entfernten Turmuhren der Stadt zu hören: Blaserturm, Liebfrauenkirche, Obertor, evangelische Stadtpfarrkirche, Sankt Jodok und, sofern ich es richtig erkenne, derjenige des Untertorturmes. Harmonisch klingen die kräftigen Schlagweisen der einzelnen Turmuhren in der windstillen und lärmfreien Nacht durch das Schussental. In diese Harmonie mischen sich auch die Stundenschläge einzelner Zimmeruhren der Nachbarschaft.

O wonnige Nacht, du erinnerst mich an meine sorglos verbrachte Jugendzeit, als ich im Sommer beinahe jeden Sonntagnachmittag Wald und Flur durchwanderte und manchmal auch nächtlich bei Mond oder zuckendem Blitzschein Gottes Meisterwerke in der Natur bewunderte. In lauen vormitternächtlichen Stunden wiesen mir manchmal auch schwirrende Johanniskäfer und am Boden kleine Glühwürmchen den Weg durch Busch und Gestrüpp. Dabei war es aber nie so finster, daß meine Augen nicht hätten die Dunkelheit durchdringen und die Schönheit der nächtlichen Natur erfassen können.

Und jetzt? Jetzt sitze ich hier. Weder das helle Tageslicht der Sonne, noch Mond und Sterne oder der zuckende Blitzschein eines nächtlichen Gewitters sind imstande, die mich jetzt umgebende Dunkelheit zu durchleuchten. Liebreiche Menschen oder Frido müssen meine Schritte auf allen Pfaden durch die grauenhaft schreckliche Dunkelheit leiten.

Ich frage mich selber: Warum ist denn dies so? Eine stumme, aber harte Stimme sagt mir: Blind, blind, blind.

Während ich so in Gedanken versunken dasitze und über längst vergangene Zeiten nachgrübele, spüre ich plötzlich, daß es kühler geworden ist, und ein üppig würziger Duft von Rosen und Nelken flutet aus dem Nachbargarten zu mir herüber. Ein Käuzchen, auch Totenvogel genannt, erschreckt und ängstigt die im Halbschlaf schlummernden Menschen. Wenn kurz nach 4 Uhr die Glocke zum Morgengebet mahnt, kündet der Hahn im Hühnerstall mit lautem „Kikeriki" den kommenden Tag an, und schon überfliegen die Krähen in wildem Flug krächzend unseren Wohnbezirk.

Sobald alsdann die Sonne hinter dem bewaldeten, östlichen Horizont auftaucht und ihre noch kurzen Strahlen mit neuer

Kraft die kühle Morgenluft langsam erwärmen, erfreut auch schon eine Wachtel durch ihr munteres „pikwerwik, pikwerwik" die Frühaufsteher. Irgendwo schärft ein Schnitter seine Sense, Kuhglocken lassen eine nahe Viehweide erkennen. Die Amsel flötet im Lindenbaum ihr Morgenlied, und bald schließt sich ein Buchfink dem Konzert an. Etwa gegen 5 Uhr wird es in den Nachbarhäusern wieder rege. Rolladen werden hochgezogen, Frauen- und Kinderstimmen sind hörbar, Putzeimer und Küchengeschirr klirren. Es wird Holz gesägt oder gespalten, jemand begießt die Gartenbeete, und ein anderer lädt vermutlich Marktware auf einen Wagen. Die Tauben girren auf dem Flugbrett vor ihrem Schlag, die Sperlinge schelten von der Dachrinne herunter. Der Verkehr kommt wieder in Gang. Ein schwerbeladenes Fuhrwerk holpert auf der Pflasterstraße ächzend stadteinwärts. Ab und zu eilen auch schon einzelne Personen zur Straßenbahnhaltestelle. Kurzum, der Tag ist erwacht.

Unsere Zimmeruhr schlägt 6 Uhr. Ich gehe mit Frido in die Wohnung zurück. Dort lege ich mich bis zum Frühstück noch ein Stündchen zum Schlafen auf das Sofa nieder. Frido legt sich treulich vor dem Sofa auf die Vorlage. Nach dem Frühstück bekommt er für sein beharrliches Aushalten einen besonderen Leckerbissen und alsdann die übliche Morgentoilette mit Bürste und Kamm.

Jakob Dirlewanger



Die ganze Familie auf einem Rad, bereit zum Sanntagsausflug! Unser Ohnhänderkamerad Karl Benz aus Nagald hat sein Tandem allerdings für diese Last mit einem Hilfsmatar ausstatten lassen.

Mein Lebenslauf

Ein kriegsblinder Ohnhänder erzählt

In einer Kleinstadt Württembergs wurde ich 1922 geboren. Dort besuchte ich acht Jahre lang die Volksschule, danach machte ich eine dreijährige Gärtnerlehre durch. Nur eineinhalb Jahre konnte ich als Gärtnergehilfe tätig sein, dann wurde ich zum Wehrdienst eingezogen. Im Mai 1942 kam ich als Ersatz zu einer Infanterie-Division in den Kaukasus, wo ich den Feldzug bis kurz vor Tuapse mitmachte. Dann wurde ich zu einem Sonderkommando auf die Halbinsel Krim abgestellt. Nach einem Heimaturlaub kam ich wieder zur Truppe nach Belgrad und über Montenegro nach Griechenland. Bei einem Nachrichten-Lehrgang verlor ich durch eine Mine beim Kabelauslegen das Augenlicht und beide Hände.

Nun begann für mich ein dunkler Lebensabschnitt in doppelter Hinsicht. Erstens durch die dauernde Finsternis und zweitens durch den Verlust des seelischen Gleichgewichts. Ich mußte mein Weltbild völlig neu errichten und verankern. Ich mußte lernen, meine Umgebung nur durch das Hören erfassen zu können. Es war notwendig, die einzelnen Stimmen unterscheiden zu lernen, um zu erkennen, um welche Person es sich gerade handelte, ob Sanitäter, Kamerad oder Arzt, oder wer einen sonst gerade ansprach. Im Heimatlazarett galt es wieder, die Schwestern zu unterscheiden. Das war anfangs schwierig, aber bald war es mir möglich, sie auf Grund ihrer Stimmen sogar zu beschreiben, zum Beispiel Augen und Haarfarbe und – die Schritte mitbeobachtet – Größe, Alter und Gewicht. Aber bezeichnenderweise schwebte mir immer das „natürliche" Bild der betreffenden Person vor. Brille, Glatze, Dauerwellen konnte ich auf Grund der Stimme ja nicht erkennen.

Als mich die Zimmerschwester die ersten Schritte außerhalb des Zimmers führen wollte, da glaubte ich immer, Stufen oder einen Abgrund vor mir zu haben, so daß ich die Schwester des öfteren zur Seite drückte und sie und mich dadurch erst tatsächlich in Gefahr brachte. Obwohl meine Armstümpfe noch wund waren und noch verbunden sein mußten, unternahm ich



Alle Achtung! denkt man. Aber Karl Benz meint: „Ins Wasser zu springen, das ist nicht so schwer, aber ohne Hände wieder herauszukommen, das ist die Kunst! Ich kann ja nirgends einen Halt oder auch nur die Kante des Beckens fassen. Da muß mir meine Frau schon helfen." Aber das untere Bild zeigt, wie auch dies mit Humor geschieht.



schon Ausflüge im Lazarettflur, wobei ich auch in den Bereich einer Nachbarstation geriet. Dort empfing mich zur Belohnung für meine Leistung von der dortigen Stationsschwester, einem richtigen Drachen, eine schallende Ohrfeige. Das hielt mich aber nicht ab, mich weiter auf Erkundungsreise zu begeben. So konnte ich auch bald mit einem Begleiter meinen ersten Ausgang in die Stadt machen.

Dabei kam mir wieder schmerzlich zum Bewußtsein, daß zu dem Augenlicht auch noch die Hände fehlten, denn beim Aus- und Einsteigen in der Straßenbahn gab es große Schwierigkeiten, weil ich mich nirgends festhalten konnte. In den belebten Großstadtstraßen wurde ich sehr oft an meinen noch wunden Stümpfen durch vorübereilende Passanten angestoßen, weil ich noch keine Armbinden hatte. Als ich dann Armbinden beantragte, wurde mir gesagt: „Wir haben keine, Sie müssen sich eben an das Angestoßenwerden gewöhnen!" Das war für mich ein sehr hartes Wort, aber das Leben hat mir bewiesen, daß man sich an vieles gewöhnen muß, ob man will oder nicht.

Aber das Leben hat auch Freundliches für mich bereit gehalten. Ich durfte ein nettes, junges, lebenslustiges Mädchen kennenlernen, das bereit war, mein Schicksal tragen zu helfen. Durch diese Bekanntschaft kam ich wieder mehr und mehr mit der Umwelt in Berührung. Wir begannen unseren gemeinsamen Lebensweg in meinem Heimatstädtchen. Ich konnte meiner Frau auf Grund der Jugenderinnerungen die ganze Umgebung zeigen und erklären. Nach der Geburt unserer Tochter versuchte ich, mit angebundenem, leichtem Taststock am Arm allein in der Stadt die ersten Einkäufe zu machen, was mir zu meiner eigenen Überraschung und zum Erstaunen meiner Mitbürger recht gut gelang, so daß meine Eltern gefragt wurden: „Sieht euer Junge wieder? Ich han nen aloi laufe sehe!"

Eines Tages stand ich im Garteneingang an der Straße, da spielte der dreijährige Junge des Hausherrn mit dem Schubkarren vor mir auf der Straße. Da fragte ihn der fünfjährige Nachbarjunge: „Isch der Maa do blind?" Ganz entrüstet gab der Angeredete



Die Spielzeugkanone, Holzschnitt von Friedr. Diehl

zur Antwort: „Noa, der Maa isch net blind, der gsieht blos nix!"

Nach der Währungsreform kauften wir uns ein Tandem, also ein zweisitziges Fahrrad, mit dem wir größere Touren unternahmen, bis zu 170 Kilometer am Tag.

Beim Tandemfahren konnte ich mich am erhöhten Lenker durch meine beiden Krukenberg-Armspaltungen festhalten, die ich mir in zwei Jahren Abstand machen ließ. Diese schwierigen und schmerzhaften Operationen haben sich doch sehr gelohnt, wie die zwölfjährige Praxis bewiesen hat. Ich kann meine Nase wieder selbst putzen, Haare bürsten, einen Apfel oder ein Stück Brot essen und mit Hilfe eines Speziallöffels mein Mittagsmahl wieder selbst einnehmen. Mit einem Trockenrasierer kann ich mich auch selbst rasieren, auch ein Ohnhänder-Telefon kann ich bedienen.

Sechs Jahre nach der Verwundung bot sich mir die Gelegenheit, mich zum Mattenflechter umschulen zu lassen. Beim Erlernen des neuen Berufes wollte mich oft der Mut verlassen, ich war der Verzweiflung nahe, aber meine Frau sprach mir, wie so oft, immer

wieder Mut zu, so daß ich dann mit Hilfe meiner Frau vier Jahre lang Matten machte. Aber infolge eines Bandscheibenschadens meiner Frau mußten wir diese Arbeit wieder aufgeben. Der damalige Vorsitzende des Landesverbandes Württemberg-Nordbaden im Bund der Kriegsblinden, unser nun verstorbener Kamerad Schnaitmann, verhalf mir zu einer neuen Betätigung: durch ihn kam ich dazu, Wäscheklammern zusammenzusetzen. Das war anfangs eine Arbeit wie „Sägmehl in Büschele binde". Meine Frau saß stundenlang dabei, um mich mit meinem Klammernapparat in Einklang zu bringen. Weil ich die Einzelteile mit dem Mund einsetzen muß, war es erforderlich, daß der Klammernapparat für meine Zwecke umgebaut wurde.

Nun mache ich schon seit fünf Jahren Wäscheklammern, es geht erstaunlich schnell, und meine gelegentlichen Besucher wundern sich sehr über die Geschicklichkeit, die man trotz des Verlustes der Augen und Hände noch entwickeln kann.

Im Laufe der Jahre hat sich mein inneres Gleichgewicht wiederhergestellt, da mir Gott jeden Tag aufs neue Kraft gab, mein Schicksal zu meistern und im Leben zu bestehen.

Karl Benz

Kleine Blamage

Wir wohnten am Stadtrand. Bei meinem täglichen Gang zur Arbeitsstätte begleitete mich mein Führhund Lux. Er war ein kluges, dienstbeflissenes, stets freudig gestimmtes Tier. Dieser gute Lux hat mich einmal aus lauter Eifer sehr blamiert, und das kam so:

Eines Morgens machten wir uns wieder auf unseren Weg. Dieser war weit und hatte mehrere gefährliche Übergänge. Die Leute, die uns dabei begegneten, kannten uns meist, sie waren ja immer dieselben. Diesmal waren sie alle besonders freundlich. Etliche riefen uns schon von weitem ein scherzhaftes Wort zu und lachten laut. Die Sache wurde mir allmählich verdächtig. Hatte ich irgend etwas Auffälliges, Lächerliches an mir? Ich prüfte den Sitz meiner Krawatte, die Knopfverschlüsse . . . — alles war in Ordnung. Also lachte ich mit!

Als wir uns schließlich dem Amtsgebäude näherten, in dem ich arbeitete, hörte ich die Stimme meines Hausmeisters: „Ja, mein lieber Herr Haule, so etwas! War es wirklich notwendig, allen Leuten auf der Straße zu offenbaren, was Sie vorhaben?" „Wieso, was habe ich denn vor?" „Sie wollen es sich in Ihrer Amtsstube gemütlich machen, denn Sie lassen sich durch Ihren Führhund die Pantoffeln ins Amt tragen! Und außerdem wissen die Leute nun, daß Sie zu Hause ein Pantoffelheld sind!"

Ich faßte meinen Lux an den Kopf und stellte fest, daß er die großen Pantoffeln, die ich zu Hause über meinen Schuhen trug, in seiner Apportierlust beim Weggehen gefaßt und mitgetragen hatte. Es mag lustig ausgesehen haben, wie Lux mit schiefgehaltenem Kopf die beiden ineinandergeschobenen Pantoffeln in seiner Schnauze hielt, wobei er nur mühsam auf den Weg achten konnte.

Ich hatte mich also blamiert, doch: „Besser lachen, als sich ärgern!"

Hans Haule

Wenn es einmal mit der Orientierung nicht klappt...

Ein aufregendes Ferienerlebnis und die Psychologie

Wer die Insel Borkum kennt und unser Borkumer Kriegsblindenkurheim, der weiß, wie schön es dort ist. Kilometerweit samtweicher, weißer Sand, in dem die Füße wie in einem Kissen versinken, dazu die herrlich würzige Meeresluft, das rhythmische Aufschlagen der Wellen, ihre einschläfernde Melodie bei sanfter Dünung, oder das gewaltige Brausen der aufgewühlten See bei Sturm. Da steht man dann am Brückengeländer, fühlt sich mit der Natur verwachsen und achtet nicht darauf, daß mancher schwere Brecher die Brücke erzittern läßt. Und immer wieder das aufgeregte Kreischen der Möwen, nur auf Sekunden hörbar, weil der Wind alle Geräusche sofort weiterstößt. Ja, die See hat uns, die wir so sehr auf die akustische Welt angewiesen sind, immer wieder etwas Neues zu bieten.

Wer mit oder ohne Begleitung bei ruhigem Wetter hinausschwimmt, den beglückt das Erlebnis des Sich-frei-im-Wasser-bewegen-Könnens immer wieder.

Meine letzte Badekur auf Borkum ist nun schon fünf Jahre her, leider – aber nun sind erst einmal andere Kameraden an der Reihe gewesen. Natürlich war ich in Begleitung meiner Frau, und auch meine damals achtjährige Tochter war mit; sie erlebte das Meer zum ersten Male. Es waren herrliche Tage und Wochen im Haus „Frisia", am Strand und im Wasser; wunderschön auch die Spaziergänge in die Dünen, zur „Heimlichen Liebe", oder durch die Straßen der alten Stadt. Nicht zu vergessen die vielen Lokalitäten: Roter und Grüner Teppich, Strandhotel, Störtebeker, Bunte Kuh, Schwarzer Walfisch, Zum Seehund, Oma ihr klein Häuschen und viele mehr. Doch genug davon und zu meiner kleinen Ferienepisode, die beweist, wie schnell alle Sommerseligkeit ein Ende haben kann – in Minuten, in Sekunden: durch den nassen Tod, der mir an einem herrlichen Julivormittag in der Tiefe des Wassers auflauerte.

Ich schwimme – wie so viele meiner Kameraden – auch nach meiner Verwundung mit den bekannten Folgen noch sehr gern. Daß ich in meinen sehenden Jahren viele Sportarten betrieben habe, sei nur am Rande erwähnt, um damit anzudeuten, daß ich keine allzu schwächliche Konstitution habe. Trotzdem aber handelte ich im entscheidenden Moment wie ein unerfahrenes Kind, und ich wäre sicherlich, wenn sich nicht ein Wunder ereignet hätte, ein Opfer meiner Kopflosigkeit geworden. Und das kam so:

Ich hatte an jenem Vormittag Lust zum Schwimmen. Das heißt, ich wollte eigentlich nur ein paar Stöße tun, um die schöne Illusion früherer ungebundener Zeiten zu genießen. Also hakte ich meine Frau unter, und wir gingen ins Wasser. Sie machte halt, als es ihr bis an die Hüften ging – meine Frau kann nämlich nicht schwimmen –, ich ließ sie dann los und hielt etwa zwanzig Meter weiter ebenfalls an und wollte nun auf meine Frau zuschwimmen. Nachdem mir meine Frau das Startsignal gegeben hatte, schwamm ich also los, in der Meinung, daß auf diese kleine Entfernung überhaupt nichts passieren konnte.

Doch es kam anders. Ich hörte meine Frau zwar noch ein paar Male rufen, doch kam es mir so vor, als ob sie weiter entfernt wäre als vorher, und es mußte doch umgekehrt sein. Ich wurde nun unsicher, stoppte, trat Wasser und rief ins Leere: „Wo lang muß ich schwimmen?"

Ich muß hier einfügen, daß ich mein Orientierungsvermögen fast völlig verloren habe, da ich auf einem Ohr ziemlich taub bin. Sicherlich wäre es nun unter diesen Umständen klüger gewesen, nachdem ich



Dieses Flugblatt aus den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts schildert eine Begebenheit aus den Feldzügen Bonapartes, und zwar aus seiner „Ägyptischen Expedition" (1798–1801). Bonaparte hatte nach dem Scheitern seines Feldzuges gegen die Türken in Syrien das Land bereits verlassen und war nach Frankreich zurückgekehrt. Aus dieser Zeit des wenig ruhmvollen Endes der Expedition berichtet das Flugblatt – aus dem Französischen übersetzt – folgendes:

Schöne Tat

der Gemahlin des Generals Verdier

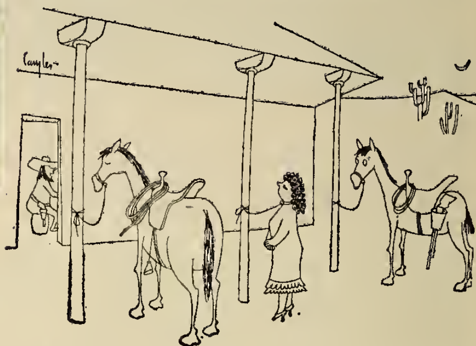
Verdier half nach der Belagerung von St. Jean d'Acre dem General Kléber und den armen Soldaten, die auf einem langen, mühsamen Weg vor Müdigkeit zusammenbrachen. Seine Frau wollte zusammen mit ihrem Mann nach Ägypten. Während des ganzen Syrien-Feldzuges erwies sie sich als tapfer und als sehr menschlich. Oft gab sie ihr Pferd, damit die abgekämpften Soldaten gut über einen Bach gelangen konnten. Ihr Essen, ihr Trinkwasser, ihre Wäsche, alles gab sie kranken oder verwundeten Soldaten hin. Eines Tages, als sie allein in der Wüste ritt, hörte sie die Hilferufe eines erblindeten und verlassenen Soldaten. Sie ritt zu ihm hin. „Halte dich an dem Schwanz meines Pferdes fest", sagte sie, „und laß es nicht mehr los! Es tut dir nichts. Komm, armer Unglücklicher, ich nehme mich deiner an." Der Soldat gehorchte und ging hinter seiner Helferin her. Oft sagte er voller Dankbarkeit: „Ist es ein Engel, der mich führt und ernährt?" – „Nein, mein Freund", antwortete sie in aller Einfachheit, „es ist Madame Verdier, eine Italienerin, die Frau des Generals."



meine Frau nicht mehr hörte, auf alles weitere Schwimmen zu verzichten, unbedingt auf der Stelle zu treten und laut zu rufen, dann hätte mir meine Frau sicherlich innerhalb kurzer Zeit jemanden geschickt, der mich zurückbegleitete.

Ja, wie war das eigentlich gekommen? Was ich niemals erwartet hatte, war geschehen: Sofort, nach den ersten Schwimmstößen, war ich von der Richtung abgekommen, und als ich meinen Fehler entdeckte und auf der Stelle trat, konnte ich meine Frau durch Wind und Wellen nicht mehr hören.

Nun überkam mich eine Art Panikstimmung, wie ich sie früher nie gekannt hatte. Ich bildete mir ein – und das war schon eine Art Wahnvorstellung –, durch die Ebbeströmung bereits weit ins Meer hinausgetrieben worden zu sein, und nun gab es in meinem Gehirnkasten einen bösen Kurzschluß. Bei Kurzschluß geht das Licht aus,



denn irgendwo ist die Leitung defekt. Auch bei mir setzten zu diesem Zeitpunkt die kühle Überlegung und der Verstand aus. Sämtliche Schalter waren überdreht, die Befehlsstelle im Nervenzentrum war blokkiert. Ich war keiner logischen Handlung mehr fähig und bildete mir tatsächlich ein, mutterseelenallein auf dem weiten Meere zu treiben, nein, was schlimmer war: immer weiter, meilenweit auf die See hinausgetrieben zu werden. Die Ebbe spielte dabei in meinem verängstigten Unterbewußtsein eine wesentliche Rolle, und ich schloß in meiner Kurzschlußpsychose: was dieser unheimlichen Naturgewalt in die Fänge kommt, wird unwiderstehlich mitgerissen.

Nachdem ich also zum letzten Male einen Versuch gemacht hatte, mich durch Rufen landwärts zu orientieren, aber nur das Wasser und den Wind hörte, keine einzige menschliche Stimme mehr, da hakte es bei mir aus, wie man so passend zu sagen pflegt. Wie ein von einem Hai Verfolgter

schwamm ich nun in irgendeine Richtung und in einem Tempo, das einem Rekordschwimmer wohl alle Ehre gemacht hätte. Ich hoffte natürlich, durch Zufall in den richtigen Kurs zu kommen, also zum Strand zu. Innerhalb kurzer Zeit war ich in diesem Wettschwimmen mit einem tückischen, unsichtbaren Gegner immer weiter aufs offene Meer hinausgeschwommen, wie man mir später erzählte. Ich schwamm immer noch wie ein Besessener. Dieses Tempo konnte ich aber unmöglich durchhalten, weil es einfach über die Kraft eines völlig untrainierten Schwimmers ging.

Der Organismus streikte. Ich bekam einen Krampf im linken Oberarm, bald war der ganze Arm wie abgestorben. An Schwimmen war nun nicht mehr zu denken. Sollte ich nun um Hilfe rufen, nein, schreien? Es hatte keinen Zweck, denn ehe das Boot von der nächsten Strandwache alarmiert war und endlich bei mir ankäme, würde ich längst vor Schwäche untergegangen sein. So rief ich nicht, und jetzt kam eine wirkliche Todesangst über mich, wie ich sie in den tausend Gefahren des Krieges nicht gekannt hatte. Also hier, nicht weit von meiner Frau und meiner kleinen Tochter, mußte ich nun kläglich ersaufen? Verdammt!

Ich war noch immer bemüht, mich über Wasser zu halten, aber nun griff der Krampf auch auf den anderen Arm über. Jetzt, so schloß ich in tiefster Resignation, bist du ganz verloren. Ich gab mich auf. Warum sollte ich mich noch quälen, um noch zwei, drei Minuten Wasser zu schlucken, ehe ich ganz unterging?

So wollte ich den Kampf mit dem nassen Element aufgeben und mich sinken lassen,



Zeichnungen: Canzler

sinken lassen, ohne Hoffnung, ins Bodenlose, Leere, in den nassen Tod. Doch dann, im buchstäblich letzten Augenblick, gab mir eine leise Stimme im Unterbewußtsein – oder war es der winzige Rest von Lebensenergie in mir? – den Befehl: „Auf den Rücken legen! Sofort auf den Rücken legen!

Peinlich, peinlich!

Mein Mann war ein gewissenhafter Vater von vielen Kindern. Abends, wenn ich schon schlief, ging er von Bett zu Bett und tastete die Lagerstätten ab; die Großen deckte er frisch zu, die Kleinen – mit Verlaub zu sagen – töpfte er. Nun hatte er als Pfarrer längere Zeit Gemeindehelferinnen, die bei uns im Hause wohnten. Einmal waren die Maler im Hause oder sonst eine Notlage, und Fräulein Hanni mußte plötzlich mit einem Jungenbett im großen Kinderzimmer vorliebnehmen. Mein Mann kam spät mit seinem Führhund von einer Dienstfahrt. Ich lag in tiefem Schlaf. Das weitere male dir selbst aus, lieber Leser. Jedenfalls weckte mich der verzweifelte Ausruf: „Ich bin doch die Hanni!“ *Magdalene von Schw.*

Allerletzte Chance! Es ist zwar nur ein Aufschub um Minuten, doch du sammelst inzwischen neue Kraft!“ Ich gehorchte diesem inneren Befehl.

Hätte ich dieses kaum hörbare Morsezeichen nicht beachtet, dann wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach mit mir aus gewesen. Ich lag also nun auf dem Rücken, ohne mir viel dabei zu denken, doch es ging einigermaßen, aber wie lange? Und schwamm ich nicht immer weiter hinaus? Ich hatte ja keine Ahnung, in welcher Richtung ich schwamm. So wäre wohl auch dieses letzte Aufflackern umsonst gewesen. Doch dann

geschah das wirkliche Wunder. Wenigstens war es für mich in jenen Minuten ein Wunder, zumal mir in meiner Verlorenheit und Verlassenheit der Gedanke daran, daß meine Frau eine Hilfsaktion starten könnte, merkwürdigerweise gar nicht gekommen war.

Wie mir meine Frau später erzählte, war es ihr gelungen, einen Herrn, der in ziemlicher Entfernung von ihr mit seiner Frau Wasserball spielte, durch Rufen und Winken auf mich aufmerksam zu machen. Dieser wußte zwar nicht, worum es ging und was meine Frau eigentlich wollte. Aber er kraulte doch, eine Gefahr ahnend, schnell auf den Schwimmer zu, den er in der gezeigten Richtung entdeckt hatte. Und das war ich, darauf wartend, bis mich vielleicht noch ein dritter Krampf völlig bewegungsunfähig machen würde.

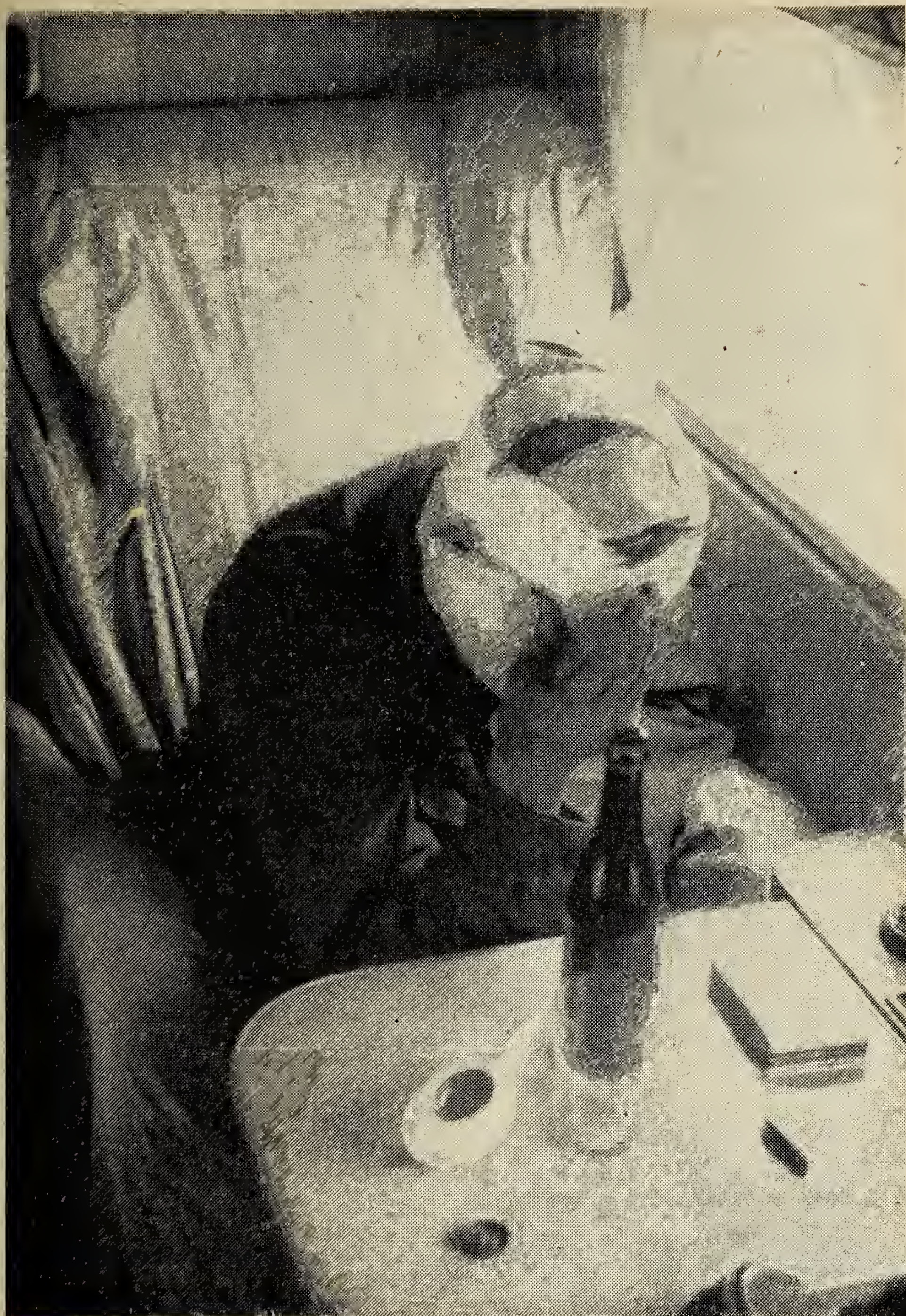
Der mir zu Hilfe Eilende ahnte allerdings nicht, was er hier eigentlich helfen sollte. Da schwamm jemand auf dem Rücken, sehr langsam und mit fast unmerklichen Bewegungen, gerade das aber war für den Schwimmer nur ein Zeichen dafür, daß derjenige, dem er sich jetzt ziemlich genähert hatte, durchaus mit dem Wasser vertraut schien und sich demnach in keiner Gefahr befand. Das einzige, was ihm an mir auffiel, war meine dunkle Brille und der verkrampfte Gesichtsausdruck.

Indessen winkte meine Frau immer weiter, rief auch etwas, was der Schwimmer jedoch nicht verstand. Und dann war er an meiner Seite und rief mich an. Ich traute meinen Ohren nicht und glaubte, eine Stimme aus dem Himmel zu hören. Und doch war es jetzt für mich Wirklichkeit: ein rettender Engel in des Wortes buchstäblicher Bedeutung, ja, ein menschgewordener Engel, der jetzt fragte, ob er mir helfen solle. Ich bat, mir die Richtung zum Strand zu weisen. Der Retter schloß aus meinen Worten, was er bisher nicht geahnt hatte...

Nun war ihm alles klar, auch meine dunkle Brille. Ich fand nun plötzlich wieder neue Kräfte, denn das Bewußtsein des immer näherrückenden Strandes und die Nähe des Retters hatten alle Ängste von mir genommen. Kam ich etwas vom Kurse ab, wurde ich sofort von der Stimme neben mir korrigiert. Nach einigen Minuten – wie viele es waren, weiß ich nicht – spürte ich Boden unter den Füßen. Ich war gerettet, war dem geliebten Leben wiedergegeben!

Ich schüttelte meinem Retter wortlos die Hand, mehr konnte ich nicht, denn die Reaktion auf die seelische und körperliche Anspannung der letzten Viertelstunde setzte nun ein. Wie ein Betrunkener ging ich neben meiner Frau zum Strandkorb, wo meine Tochter damit beschäftigt war, eine Burg zu bauen. Sie fragte: „Na, Pappi, war's schön?" Und ich antwortete: „Nicht schön, aber aufregend!" Woraus sie wohl nicht ganz schlau wurde, und der Kuß, den sie dann von mir – ganz außerplanmäßig – bekam, erstaunte sie wohl noch mehr. Doch dann buddelte sie weiter. Sie hatte nichts von dem Vorfall da draußen bemerkt, und das war gut so. Am Tage vorher war ein Mädchen in ihrem Alter vor den Augen der Mutter ertrunken, am Tage danach bekam ein Mann im Wasser einen Herzschlag, vielleicht war für mich der Platz in der Mitte schon bestimmt gewesen?

Nachdem ich am Strandkiosk einen Kognak getrunken hatte, legte ich mich in den Sand. Ich war nicht sehr zufrieden mit mir. Wenn es schiefgegangen wäre, dann hätte ich selbst die Schuld gehabt. Meine Kopflosigkeit, sprich Kurzschluß, war mir jetzt unverständlich. Die meisten von euch, liebe Kameraden, die ihr diese Geschichte hört, würden wahrscheinlich umsichtiger gehandelt haben, als ich es tat. Denn genau so, wie jeder Sehende, können auch wir vollkommen unvorbereitet in kritische Situationen kommen, die für uns aus bekannten Gründen weit gefährlicher werden als für den „Normalverbraucher". Und das Dümmste, was man tun kann – das weiß ich seit jenem Julitage –, ist, den Kopf zu verlieren



Im Flugzeug heim von der Front, verzweifelt, am Ende, ohne Zukunft. So wenigstens scheint es. Aber der Lebenswille und die innere Festigkeit sind stärker. Und von den Mitmenschen wird Hilfe kommen – bis heute.

und, von der Gefahr hypnotisiert, von ihr verschlungen zu werden wie eine vor Angst erstarrte Maus von der Schlange gefressen wird. Mit dieser Feststellung, die zugleich die „Moral von der Geschicht'" sein soll, möchte ich diese Betrachtung abschließen.

Zu erwähnen wäre noch, daß der wackere Lotse, der mich aus Seenot (oder sollte es besser heißen „Sehnot"?) gerettet hatte, ein hoher Polizeioffizier aus Köln war, schon Anfang sechzig, doch noch sehr sportlich und vital. Wir trafen ihn und seine Gattin am Abend auf der Kurpromenade und blieben dann noch für ein paar gemütliche Stunden in einem Lokal beisammen. Die Kölner waren reizende Gesellschafter. Zu vorgerückter Stunde tranken wir noch einen guten Tropfen. „Himmelspforte", glaube ich, hieß die Sorte. War es ein Zufall? An jenem Vormittag war die Himmelspforte für mich schon geöffnet, zumindest der Riegel aufgeschoben.

Jedenfalls stießen wir noch recht oft an diesem Abend an und wurden gute Freunde. Leider fuhr das Ehepaar schon am nächsten Tage nach Köln zurück, doch wir blieben noch zwei wunderschöne Wochen in Borkum. Wundert es euch, wenn ich danach einstweilen keine Schwimmübungen mehr machte?

Aber jetzt kann meine Tochter schwimmen, und wenn ich das nächste Mal nach Borkum komme, dann habe ich einen zuverlässigen Begleiter, der auf mich aufpaßt.

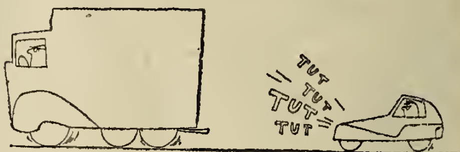
Hermann Bumann (Berlin)

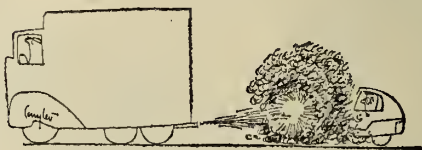
Wie die Alten sungen ...

Kürzlich hatten wir viele Gänge durch die Stadt zu machen, meine Frau und ich, treulich von ihr geführt, und unser fünfjähriger Junge. Wir mußten mit der Straßenbahn kreuz und quer herumfahren und waren lange unterwegs. Unser Sprößling, den meine Frau an der Hand hielt, marschierte brav neben uns her, straßauf, straßab. Dabei hatte er schön Zeit, sich alles genau anzusehen und unermüdlich Fragen zu stellen.

Als das nun einige Tage so gegangen war, schien sein Interesse allmählich einzuschlafen, seine Fragen wurden spärlicher, er war gar nicht mehr so darauf aus, sich plötzlich loszureißen und ein Stück wegzulaufen, wie das immer wieder geschehen war, wenn ihn irgend etwas zu näherer Untersuchung verlockt hatte. Nun, wir nahmen an, die viele Lauferei während der letzten Tage habe unseren Jungen ermüdet ...

Einmal aber wollten wir eine Treppe hinaufgehen, auf die ich von meiner Frau durch einen kurzen Hinweis aufmerksam gemacht worden war. An der ersten Stufe stolperte unser anscheinend recht müder Bub, versuchte, sich durch einen kräftigen Ruck noch aufzufangen, und fiel dann doch längelang auf die Nase. Noch am Boden liegend wandte er den Kopf zu uns her und sagte mit weinerlicher Stimme vorwurfsvoll: „Ja, Mama, was ist denn mit dir heute? Warum hast du mir denn nicht gesagt, daß da eine





Treppe kommt? Papa sagst du doch auch immer, wenn was kommt. Du mußt besser aufpassen! Überhaupt sagst du mir gar nicht, wie die Häuser aussehen, ob da Bäume sind und ob es viel Wolken hat und ob und ob . . ."

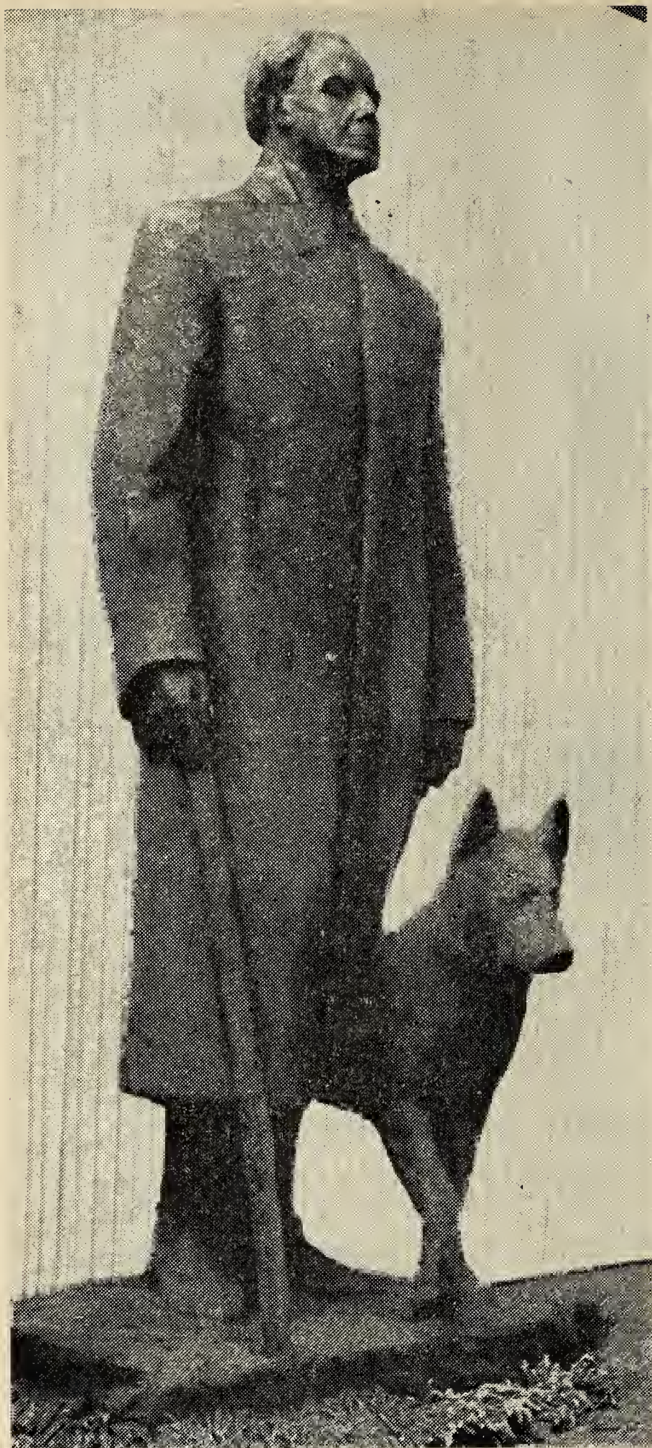
Blitzschnell ging uns ein Licht auf. Unser braver Mitläufer war also nicht müde gewesen, er hatte in diesen Tagen nur ständig gehört, daß mich meine Frau auf alles aufmerksam machte, was um uns war und was an Hindernissen auf uns zukam. Da hatte er angefangen, sich auch ganz auf die Führung zu verlassen und sich nicht mehr um Weg und Steg zu kümmern.

Wir mußten herzlich lachen, als wir das begriffen. Mir aber wurde wieder einmal so recht deutlich, wie selbstverständlich es doch unsere Kinder hinnehmen, daß wir nicht sehen können, ja, daß sie es sogar für normal halten, wenn der Papa geführt werden muß.

Eine neue Erfahrung konnte ich aber darüber hinaus noch machen, nämlich, daß sie in kindlichem Nachahmungseifer sogar versuchen können, wie wir zu sein.

Natürlich hat sich unser Junge bei seiner harten Bauchlandung auf der Steintreppe auch ziemlich weh getan. Aber gehört das nicht mit zu der Rolle, die er da übernommen hatte?

A. L.



Das Kriegsblinden-Denkmal

„Kriegsblinder mit Hund". Dieses Standbild schuf die Bildhauerin Yrsa von Leistner während des Krieges in Berlin. Sie schenkte 1959 das Werk dem Heimkehrerverband, der es im Umkreis Bonns aufstellen ließ. Auf dem Sockel steht jetzt die folgende Inschrift: „Daß du noch Zeit fandest, auf mich Kriegsblinden zu achten, läßt mich hoffen, daß wir nach sehend werden."

Denkmäler - von einer Frau geschaffen

Der „Kriegsblinde" an der Bundesstraße 9

An der Bundesstraße 9, einer der meistbefahrenen Autostraßen der Bundesrepublik, die im Anblick des Drachenfels Bad Godesberg verläßt und nach Süden führt, steht das weit überlebensgroße Standbild eines Kriegsblinden mit Hund. Der Mann hat die charakteristische Haltung der Blinden mit dem leicht lauschend erhobenen Kopf. es scheint so, als schicke er sich an, die belebte Straße zu überschreiten. Auf einer Platte am Sockel des Denkmals liest man die Worte:

„Daß Du noch Zeit fandest,
auf mich Kriegsblinden zu achten,
läßt mich hoffen,
daß wir noch sehend werden."

Es ist vielleicht das ungewöhnlichste Kriegsdenkmal unserer Generation, und es ist – trotz seiner großen Maße und seiner großartigen, männlich geschlossenen Konzeption – das Werk einer Frau. Das Denkmal aber ist weder ein Zeugnis der Trauer, noch ein Appell an das Mitleid der Welt. Es ist einfach ein Bekenntnis des Glaubens, daß kein Leid umsonst gelitten ist, sondern fruchtbar war als Mahnung.

Dieser Gedanke beherrscht das ganze Werk der Bildhauerin Yrsa von Leistner und ist tief aus ihrer eigenen Erfahrung des Leidens und Mitleidens zu erklären. Der „Kriegsblinde" ist schon 1943 entstanden. 1959 schenkte sie den 3,20 Meter hohen Guß dem Heimkehrerverband. Ein Godesberger Industrieller stiftete den Sockel und den Platz für die Aufstellung, die dann in Gegenwart des Vorsitzenden des Bundes der Kriegsblinden in feierlicher Form ihren Abschluß fand.



Die Bildhauerin Yrsa von Leistner in ihrem Atelier

Die schöne Plastik zeigt in fast doppelter Lebensgröße die aufrechte, in einen langen Mantel gehüllte Gestalt eines Kriegsblinden, neben dem ein Hund steht. Mit geschlossenen Augen und einem scharfgeschnittenen ernsten Mund spiegelt das Antlitz des reifen kriegsblinden Mannes die Not und die Würde der Kriegserblindung wider. Zweierlei scheint uns an dem Bildwerk besonders wichtig zu sein: die Härte der Darstellung, die nicht über die Schwere des Schicksals hinwegtäuscht, und gleichzeitig die stille Innerlichkeit des Antlitzes. In großartiger und dennoch realistischer Vereinfachung entspricht die Plastik einem modernen Formempfinden. Alle überflüssigen Kleinigkeiten sind um der großen Linien willen weggelassen worden, selbst das Führhundgeschirr fehlt, und die Knöpfe an dem hochgeschlossenen Militärmantel sind kaum sichtbar angedeutet. Und doch hat die hochragende Gestalt schon von der feinen Modellierung der Oberfläche her trotz ihrer Strenge einen vielfältigen Reiz eigener Art. Bisher hat es



So steht das 3,20 m hohe Bronzestandbild jetzt an der vielbefahrenen Mainzer Straße in Mehlem bei Bonn.



keine ähnlich gültige Darstellung des Kriegsblinden gegeben, weder in künstlerischer noch in menschlicher Hinsicht.

„Der Blinde begleitete mich während der ganzen letzten Kriegszeit", sagte Yrsa von Leistner in einem Gespräch, das wir in ihrem Bonner Atelier führten. „Er war Tag und Nacht für mich gegenwärtig. Damals lebte ich in Berlin, in der Charité. Ich kam dorthin, um die Büste von Professor Sauerbruch zu arbeiten, und blieb an den Krankenbetten, in den Luftschutzkellern bei den Verschütteten, Verbrannten, Verstümmelten des Krieges."

Dieses Erlebnis bestimmte ihre künftigen Arbeiten. In Friedland steht ihre Madonna, die unter dem Mantel die weinende Welt birgt. Im Garten des Bundeskanzlers in Rhöndorf findet man den „Heimkehrer mit Mutter", ein Geschenk des VdH zu Adenauers 80. Geburtstag. In der Zentrale des VdH in Berlin begegnet man dem Relief „Heimkehr", das Adenauer als Gegengabe spendete. Yrsa von Leistner schuf auch die Büste des Bundeskanzlers, das Porträt des Papstes Pius XII., des Dirigenten Rosbaud, Pfitzners – Werke, in denen sich die eigene schöpferische Leistung und vielleicht auch ein wenig von der Tradition einer alten Künstlerfamilie ausspricht. Die Künstlerin ist gebürtige Münchnerin. Ihr Urgroßvater war Bildhauer und Gründer der Akademie, den König Ludwig I. oft in seinem Atelier besuchte. Sein Sohn schuf die Reliefs am Siegestor. Sie selbst durfte mit Sondergenehmigung sechzehnjährig die Akademie beziehen und war mit achtzehn Jahren Meisterschülerin. Ihr künstlerischer Weg führte sie durch ganz Deutschland, sie hatte ihr Atelier schon in einem Kloster und in der Folterkammer des Nationalmuseums.

Das alles berichtet Yrsa von Leistner nur am Rande eines Gesprächs, das um die große Zielsetzung ihrer Arbeit kreist: Menschen sehend zu machen durch das Erlebnis des Leidens in unserer Zeit, sie aufzurufen aus einer allzu rasch erworbenen Sattheit und Sicherheit. Mannigfaltige Aufträge und große Arbeiten haben sie diesem Ziel nicht entfremden können, dem sie mit innerer Notwendigkeit folgt. Sie sucht in Thema und Material immer die harte Auseinandersetzung. So wie sie unmittelbar in den härtesten Stein schlägt, so gehen auch ihre Gedanken den Menschen unmittelbar an. Yrsa von Leistner ist eine Frau, die sich mit aller Kraft einer starken künstlerischen Persönlichkeit zu dem Auftrag bekennt, den alle Kunst hat: stellvertretend für viele die Gedanken ihrer Zeit zu denken und den Schmerz eines Jahrhunderts gültig zu dokumentieren. *dr. w.*

„Klar, der sieht doch noch!"

Wie ich meine Mitmenschen eines Besseren belehrte

Wer von uns Kriegsblinden hat nicht schon Ärger gehabt, weil die lieben Nachbarn oder Kollegen nicht recht glauben wollen, daß man tatsächlich blind ist. Hintenherum bekommt man dieses oder jenes zu hören. Je tüchtiger ein Kriegsblinder ist, je mehr er sich bemüht, etwas zu leisten, vielleicht gar in Haus und Garten, um seiner Frau Arbeit abzunehmen, um so kritischer und argwöhnischer wird er von jenseits des Gartenzaunes beobachtet. Die althergebrachte Auffassung, wonach einem Blinden gerade noch das Drehen eines Leierkastens möglich ist, scheint nicht auszurotten zu sein.

Eigentlich sollte man sich ja darüber nicht ärgern. Denn wenn man sich trotz der Erblindung so sicher zu bewegen gelernt hat und so vielerlei leistet, daß man für sehend gehalten wird, so ist das im Grunde ein Anlaß, stolz zu sein.

Zwei kleine Begebenheiten aus der Zeit, da ich mich über den Argwohn meiner Mitmenschen noch ärgerte, seien hier geschildert:

Wieder einmal hatte ich zwei Raummeter Brennholz gekauft und anfahren lassen. Das Sägen und Spalten des Holzes war dann immer meine Arbeit, das Setzen der Holzmiete aber die Arbeit meiner Frau. Von den Leutchen da hinter dem Zaun, mit denen wir übrigens in durchaus guter Nachbarschaft lebten, wußte ich, daß sie mein Sägen noch einigermaßen hinnehmen konnten, nicht aber das Spalten oder überhaupt das Hantieren mit Axt und Beil. Oft meinte ich, geradezu spüren zu können, wie von drüben kritische Augen auf mich gerichtet waren, wenn ich am Hauklotz stand. Als dann aber eines Tages plötzlich eine Vorladung ins Haus kam, mit der ich zu einer Nachuntersuchung meiner Augen aufgefordert wurde, griff ich zur Selbsthilfe.

Eine besonders dunkle Nacht schien mir dazu am besten geeignet. Eines Abends war es soweit. Es war im Oktober, meine Frau schilderte mir, daß draußen alles wirklich rabenschwarz sei. Auch ließ ich mir von ihr sagen, wann im Nachbarhaus die Lichter ausgingen. Als mir das gemeldet wurde, nahm ich ein paar Minuten später – allerdings sehr gegen den Willen meiner lieben Frau – Axt und Beil zur Hand und ging auf meinen Holzplatz, der dicht an des Nachbars Grenze lag. Munter begann ich mit der mir liebgewordenen Arbeit. Ob man drüben schon schlief? Zunächst versuchte ich es mit dem Beil als Wecker, doch offenbar ohne Erfolg, wie mir meine Frau, die hinter dem dunklen Fenster als Späher stand, berichtete. Ich sah mich also gezwungen, eine etwas lautere Arbeit zu liefern. Ein paar recht knorrige, dicke Brocken waren bald herausgesucht, für meine ausgeruhten Armmuskeln gerade das richtige Futter. Krachend sauste die lange schwere Axt in das Holz. So gebumst hatte es lange nicht auf meinem kleinen Holzplatz. Und noch einmal, und mit Wut und Kraft immer wieder.

Keine Viertelstunde war vergangen, als meine Frau erschien und mir meldete, daß alles geklappt habe und ich hereinkommen könne. Sie berichtete, daß nach den ersten wuchtigen Schlägen drüben hinter dem Zaun das Hoflicht aufgeflammt sei, und sie schilderte, wie sich dann die Haustür öffnete und zwei Gestalten, Mann und Frau, im Nachtgewand erschienen, verblüfft auf den nächtlichen Ruhestörer starrten, der von der Hoflampe noch matt erleuchtet war, und wie die beiden nächtlichen Zuschauer in der Oktoberkälte bald zu frieren begannen und – immer noch starr vor Staunen – zurück ins Haus gingen. Als das Hoflicht längst erloschen war, hatte ich noch fein weitergearbeitet. Und das in rabenschwarzer Nacht! Tatsächlich sind die Nachbarn seitdem kuriert gewesen.

Durch einen Zufall kurierte ich auch den dummen Argwohn eines meiner Kunden. Ich hatte damals eine eigene Futtermittelhandlung und saß oft des Abends an meiner Schreibmaschine, um meine geschäftliche Korrespondenz zu erledigen. In den späten Abendstunden war ich ungestört und konnte in Ruhe arbeiten. Nur selten kam dann ein Spätkunde zu mir ins Büro, so auch an die-

sem Abend. Meine Frau hatte die Haustüre aufgemacht und ihn gebeten, zu mir ins Büro zu gehen. Es klopfte, ich sagte „Herein“ und erkannte den Gast gleich an seiner Stimme. Da ich bei meinem Tippen nicht den Faden verlieren wollte – ich hätte sonst nachher meine Frau rufen müssen, um mir einzuhelfen –, bat ich den Gast, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten. Rasch tippte ich die letzten Zeilen des Briefes, spannte das Blatt aus und trat nun auf den guten Mann zu, um ihn mit Handschlag zu begrüßen. Aber der Stuhl war leer. Auf meine Frage: „Wo stecken Sie denn?“ meldete er sich von der Tür her: „Es ist ja ganz duster im Zimmer, ich habe ... ich weiß nicht ... ganz ohne Licht –“

Ich bat um Entschuldigung und knipste schnell das Licht an, aber die Verwirrung meines Besuchers blieb die gleiche. Selbst auf meine Frage nach seinem Begehr kam keine Antwort. Ja, was hatte der Mann? Er war doch sonst nicht so schweigsam! Da wurde mir endlich klar, daß es ihm einfach die Sprache verschlagen hatte: kein Licht im Zimmer, und dann schreibmaschineschreiben! Das war denn doch zuviel für ihn, und gerade er hatte nie recht glauben wollen, daß Blinde noch zu arbeiten in der Lage sind ... P. V.

Ein Kaffeebesuch

Wir stehen vor einem schmucken Häuschen am Stadtrand von Oldenburg. Auf unser Klingeln öffnet uns Frau Friede Neumann, gefolgt von ihrem großen Schäferhund „Rex“, der uns erst einmal abwartend beschnuppert Wir nehmen in dem sonnigen Wohnzimmer Platz, und während wir miteinander plaudern, deckt die Hausfrau mit schnellen und geschickten Händen den Kaffeetisch. Der selbstgebackene Kuchen schmeckt ganz vorzüglich, und wie jede Frau nimmt Frau Neumann unsere anerkennenden Worte gern entgegen.

Das alles wäre an sich nichts Besonderes, wenn nicht Frau Neumann kriegsblind wäre. Sie hat schon als Kind ihr Augenlicht verloren, damals, als die Russen im ersten Weltkrieg in ihre Heimat Ostpreußen eindrangen.

Gewandt und sicher bewegt sie sich in den ihr vertrauten Räumen. Entschieden lehnt sie jede Hilfe ab, als sie später den Tisch wieder abdeckt. Zuvor aber erzählt sie uns von ihrem Alltag. Es ist ein Bild, wie bei so vielen berufstätigen Frauen, welches sich da vor unseren Augen auftut. Schon früh am Morgen muß sie mit ihrem Führhund im



„Bitte, Fräulein, packen Sie mir nur alles gut ein! Hoffentlich habe ich nichts vergessen?“ Fotos: Kosmehl



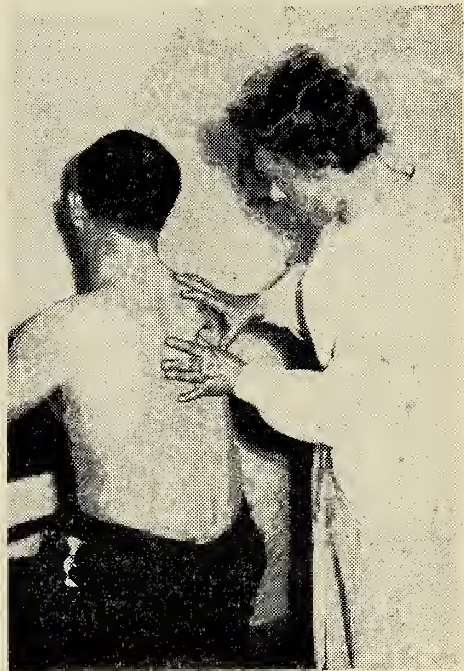
Auch in ihrem Haushalt bewahrte sich Frau Neumann ein erstaunlich hohes Maß an Selbständigkeit. Es macht ihr Spaß, zu kochen und zu backen.

Autobus in die Innenstadt fahren. Sicher geleitet sie ihr treuer Begleiter durch den starken Berufsverkehr. An einigen Straßenkreuzungen, an Brennpunkten des Verkehrs, greifen helfend Passanten ein. Meist sind es Schüler einer Oberschule, unter denen sie schon einige zwölfjährige Kavaliere hat.

Dann aber steht sie in der Bäderabteilung eines großen Krankenhauses. Frau Neumann kann auf eine 25jährige Berufserfahrung als Masseuse zurückblicken. Ihre Patienten sind mit ihrer intensiven Arbeit mehr als zufrieden, und sie erfreut sich dadurch einer großen Beliebtheit. In immer wiederkehrenden Kursen, die der Bund der Kriegsblinden durchführt, behält sie den Anschluß an neue wissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden. So konnte sie auch in der Krankengymnastik geschult werden, die sie in Form von Bewegungsübungen innerhalb ihres Wirkungsbereichs auch mit Erfolg ausübt. Die Arbeit gibt ihrem Leben einen echten Inhalt.

Wenn jedoch die Tagesarbeit im Krankenhaus vorüber ist, dann wartet daheim schon der Haushalt. Als berufstätige Frau hat sie zwar eine Hilfe für einige Stunden am Tage. Nicht aus Mangel an Können, sondern aus Mangel an Zeit. Neben der Arbeit des Hausputzes, den ihr die Hilfe abnimmt, bleibt genug zu tun übrig. So bereitet sie auch ihr Essen selbst, und immer wieder können wir bewundernd feststellen, mit welcher Gewandtheit sie sich all diesen Aufgaben widmet.

Eine Voraussetzung hierfür ist allerdings eine fast pedantische Ordnung in allen Räumen und Schränken. Jedes Ding steht an seinem bestimmten Platz. Nun verstehen wir auch, warum sie das Geschirr nach dem Abwaschen eigenhändig an seinen Platz zu-



Diese Hände sehen, wo der Schmerz sitzt. Eine wohldurchdachte Massage wird dem Patienten helfen. Frau Frieda Neumann hat schon im ersten Weltkrieg, als die Russen in Ostpreußen einfielen, ihr Augenlicht verloren. Zu jener Zeit glaubte man, daß eine blinde Frau in ein Pflegeheim gehöre. Aber Frau Neumann ist eher selbst eine Helferin als eine Hilfsbedürftige.

rückstellt! Unsere anfängliche Skepsis überwindet sie lächelnd. Schnell und sicher schält sie die Kartoffeln, reibt sie, gibt das Fett in die Pfanne, und nachdem dem Teig einige Eier beigegeben worden sind, brutzelt es bald, und ein verlockender Duft erfüllt die Küche. Als die Kartoffelpuffer fertig sind und wir sie mit Behagen verzehren, bekennen wir uns geschlagen.

Natürlich kann es hierbei einmal kleine Pannen geben, doch mit Humor ist auch dies zu tragen. So brachte Frau Neumann durch ein Mißverständnis vom Einkaufen anstatt Backpulver Pfeffer nach Hause. Es wurde allerdings kein Pfefferkuchen, erzählt sie uns lachend ...

Den Großteil der benötigten Lebensmittel läßt sie sich ins Haus schicken, da es oft an Zeit zum persönlichen Einkauf fehlt. Doch ganz verzichtet sie nicht darauf, im Geschäft ihre persönliche Auswahl zu treffen. Sicher und gewandt führt sie ihr Hund zum Kaufmann, und während sein Frauchen die Ware auswählt, sitzt er geduldig neben ihr.

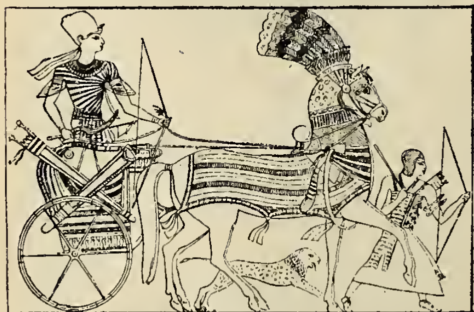
Das hört sich alles so leicht und einfach an. Wir aber wissen, wieviel Energie und Körperbeherrschung Frau Neumann für ihren Tagesablauf benötigt. Die Überwindung der Lichtlosigkeit kostet Kraft und vor allem Geduld. Der Lohn allerdings ist beglückend, denn jeder Handgriff ohne fremde Hilfe ist ein Sieg über das Schicksal. **F. K. (Oldenburg)**

Menschen und Hunde

Hundegeschichten aus vielen Jahrhunderten

Beinahe ebenso weit, wie die Geschichte des Menschen durch die Jahrtausende zurückzuverfolgen ist, reichen auch seine verbürgten Beziehungen zum Hund. Die Anhänglichkeit und Treue dieses Tieres, seine Verläßlichkeit, Genügsamkeit und Dienstbereitschaft, seine Art, durch Bellen, Schweifwedeln, Winseln, Heulen so viel ausdrücken zu können, daß auch sein Herr aus diesen Lauten und Bewegungen Schlüsse zu ziehen vermag, machten ihn schon für den Menschen der Frühzeit zum ersten Kameraden und Freund aus dem Tierreich.

Die frühesten Beweise der Beziehungen zwischen Mensch und Hund fallen in die jüngere Steinzeit. Die Pfahlbaumenschen jener Epoche hielten sich bereits einen „Haushund", und zwar alle die gleiche Rasse, den sogenannten Torfhund, der, unserer heutigen Spitz-Art verwandt, vermutlich aus Westasien nach Europa kam. Später trat zu dieser Rasse der „Bronzehund", und schon im Jahre 3400 v. Chr. kannte man in Ägypten den Windhund. Am meisten geschätzt wurden im Altertum jedoch die Doggen wegen ihrer Größe und Wildheit. Diese „indischen" Hunde, wie man sie nannte, kämpften sogar gegen Löwen, Bären und Elefanten. König Xerxes führte einen Hund dieser Rasse nach Europa ein, und als Alexander der Große nach Indien zog, erhielt er dort eine derartige Dogge als Ehrengeschenk.



Schon auf altägyptischen Darstellungen finden wir Hunde, so auf diesem Relief, das den triumphierenden Ramses darstellt. Am beliebtesten waren Windhunde.

Die Griechen verwendeten die Hunde beinahe allgemein zum Schutz ihrer Herden und Häuser, richteten sie auch für Jagdzwecke ab und beschäftigten sich viel mit Hundezucht. Schon Aristoteles kannte eine besonders hübsche kleine Hundeart, die Malteser. In Italien dagegen führte man nach der Eroberung Britanniens die Bullenbeißer ein und trainierte sie zum Stierkampf. Wachhunde zu verwenden, war allgemein Sitte, und die meisten römischen Häuser trugen die Tafel „Cave canem" (Hüte dich vor dem Hund!). Daß das Treuegefühl des Hundes damals nicht weniger entwickelt war als heute, bezeugt die Geschichte von dem Malteserhündchen des römischen Musikers Theodorus. Als dieser gestorben war und begraben werden sollte, sprang es zu seinem Herrn in den Sarg und konnte von der Leiche nicht mehr weggebracht werden. Ebenso erzählt Plinius von einem Hunde, dessen Herr hingerichtet worden war. Der Hund blieb neben der Leiche sitzen; warfen ihm Vorübergehende Nahrung zu, so fraß er sie nicht, sondern wollte sie seinem Herrn in den Mund stecken.

Noch beachtlicher ist jene Geschichte, bei der König Pyrrhus eine Rolle spielt. Man erzählte dem Herrscher von einem Hunde, der drei Tage an der Leiche seines ermordeten Herrn ausgeharrt habe. Pyrrhus ließ den Toten beisetzen und nahm den Hund mit sich. Als der König einige Zeit später eine Truppenschau vornahm und der Hund ihn be-



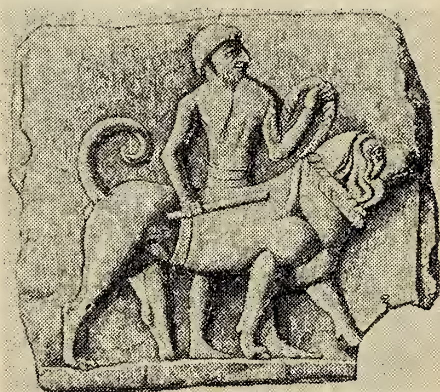
„Vorsicht, bissiger Hund!", so lautet frei übersetzt die Warnung „Cave canem", wie wir sie hier in einem römischen Fußbodenmosaik vor einer Haustür in Pompeji finden. Heutige Warnschilder sind armseliger.

gleitete, riß das Tier sich plötzlich los und stürzte auf einige vorbeimarschierende Soldaten. Der König, stutzig gemacht durch das Verhalten des Tieres, ließ die Leute, die der Hund anbellte, aus den Reihen treten und festnehmen. Auf der Folter gestanden sie, den Mord an des Hundes früherem Herrn begangen zu haben.

Aus der deutschen Geschichte wird von besonders gut dressierten Hunden Karls des Großen berichtet. Die Tiere waren so abgerichtet, daß sie während der Mahlzeiten des Kaisers in ihren Mäulern brennende Kerzen hielten. Später dressierte man Hunde zum Tafeldecken, verwendete sie in der Küche zum Drehen des Bratspießes, eine Sitte, die sich in England, Frankreich und Italien, wo man die Dachshunde zu jeder Arbeit heranzog, noch bis ins 17. Jahrhundert erhielt. In Amerika wurden Hunde zum Butterrühren verwendet, die Indianer richteten sie zum Fischfang ab, was auch die Bewohner der Küste von Nordwales taten, wo zum Teil noch heute Fische von Hunden gefangen werden.

Daß Neufundländer an den Küsten oft Ertrinkende vor dem Tode retteten, ist ebenso bekannt wie die segensreiche Tätigkeit der Hunde in den Hospizen von St. Bernhard, St. Gotthard und im Simplonpaß. Die berühmtesten Hunde dieser Art waren wohl Barry I und Barry II, die sich ausgestopft im Museum in Bern befinden. Auf dem St. Bernhard steht auch ein Denkmal in Lebensgröße.

Daß auch unsere Klassiker die Hunde liebten, weiß man aus verschiedenen literarischen Äußerungen. Der einzige große Hundefeind war eigentlich nur – Goethe. Ebensowenig



Eine assyrische gepanzerte Kriegsdagge (Relief aus Birs Nimrud). Daggen hießen im Altertum „indische Hunde".

Verständnis für Hunde besaß Kant, während Kleist bereits als Hundefreund angesprochen werden darf. Friedrich Hebbels Liebe zu den Hunden bezeigte sich darin, daß er im Jahre 1839, als er von München nach Hamburg zog, einen kleinen Hund, der sich ihm auf der Wanderschaft freiwillig angeschlossen hatte, bis an sein Reiseziel trug, als dieser nicht mehr weiterlaufen konnte. Und das, obwohl Hebbel selbst Hunger litt und kaum noch vorwärts konnte. Schopenhauer wieder, der mit seinen Hunden nur englisch sprach, damit die Leute nicht verstünden, was er seinen Lieblingen zu sagen habe, fand in seinen Pudeln das schönste „Symbol" der Treue.

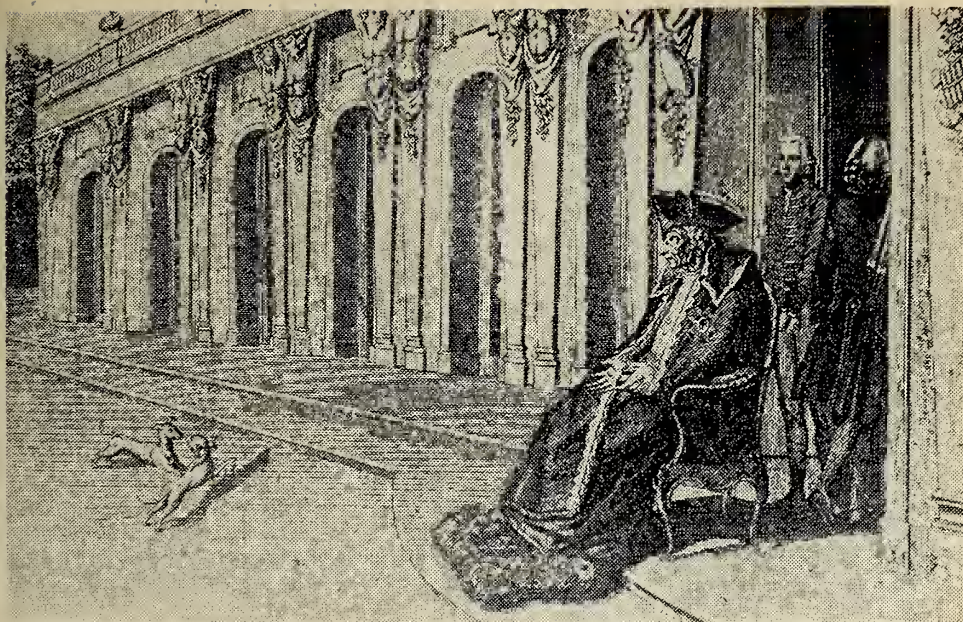


So hot Wilhelm Busch den Philosophen Schopenhauer gezeichnet, der nur mit Pudeln Freundschoft schloß.

Auch Richard und Siegfried Wagner gehörten zur großen Zahl der Hundefreunde. Als Richard Wagner einmal ein Hund zulief, behielt er ihn bei sich, nahm ihn mit nach Paris und achtete stets darauf, daß das Tier, ein Neufundländer, regelmäßig seine ausgiebigen Mahlzeiten bekam, obgleich er selbst zuweilen hungern mußte. Die Liebe zu dem Hund war derart groß, daß Wagner später sich noch eine Reihe weiterer Hunde anschaffte.

Siegfried Wagners Hund, ein Bernhardiner, erkrankte einmal schwer, und die Tierärzte gaben ihn verloren. Da entschloß sich Dr. Landgraf, der Leiter der Chirurgischen Abteilung des Bayreuther Städtischen Krankenhauses, zu einer Untersuchung und meinte, daß eine Operation das Tier vielleicht noch retten könne. Tatsächlich wurde der Eingriff durchgeführt, und zwar im Krankenhaus unter Assistenz des königlichen Bezirksarztes. Das Leben des Tieres konnte nicht erhalten werden, doch sprach sich der Fall herum, und als der Magistrat davon hörte, leitete er eine Untersuchung wegen Mißbrauchs des Krankenhauses gegen den Arzt ein.

Daß auch Friedrich der Große und Bismarck Hunde überaus liebten, ist allgemein bekannt. Friedrich begleiteten sie auf allen seinen Spaziergängen, sie waren bei den Mahlzeiten um ihn, schliefen zuweilen sogar in seinem Bett und durften im Schloß von Sanssouci ungestraft Tapeten und Vorhänge zerreißen. Bismarck wieder trat schon als Freiwilliger in Potsdam mit Hunden in freundschaftliche Beziehungen. Sein Bataillonshund war der erste, der sich ihm anschloß. Später hielt Bismarck immer Doggen, und es gab für ihn keine schmerzlichere Zeit, als wenn eines der Tiere starb. „Der Fürst hat einen guten Freund verloren und fühlt sich vereinsamt", sagte einmal Holstein, als einer der Hunde Bismarcks starb, und dies

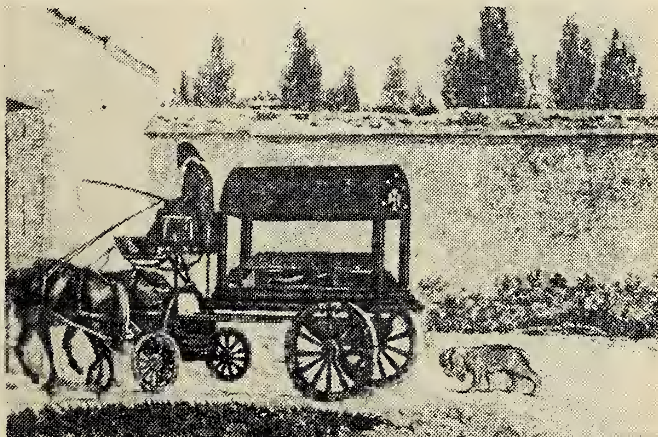


Friedrich der Große schaut auf der Terrasse von Sanssouci der untergehenden Sonne nach. Dieser zeitgenössische Stich von J. F. Jügel trägt dazu die Unterschrift: „Bald werde ich dir näherkommen." Der vereinsamte König war vernarrt in seine Windspiele. Alle Bilder: Historisches Bildarchiv Handke

war bei allen Tieren der Fall, die Bismarck besaß.

Es ließen sich noch eine Vielzahl von Beispielen über die Treue und Klugheit der Hunde sagen. Vielleicht lohnte es sich sogar, einmal eine Geschichte des Hundes in seinen Beziehungen zum Menschen zu schreiben. Dabei würde man sicherlich erkennen, daß das Tier oft weit besser ist als sein Herr und wir allen Grund hätten, das Wort „Hund" nicht als Schimpf, sondern nur als Belobung zu gebrauchen. Das wissen ja vor allem die Blinden in aller Welt. Der Blindenführhund, einst 1916 für die deutschen Kriegsblinden von Abrichtern in der Stadt Oldenburg gewissermaßen „entdeckt", ist heute eine Selbstverständlichkeit, nicht zuletzt übrigens in den Vereinigten Staaten. Diese Hunde geben dem Blinden ein gutes Stück Selbständigkeit zurück. Die Freundschaft, die einen Kriegsblinden mit seinem Hund verbindet, wird auch in Jahrzehnten, wenn vielleicht kleine Radargeräte den Blinden lenken, nicht zu entbehren sein. Und ganz gewiß hat hier der Hund eine schönere Aufgabe als vor Jahrtausenden, da er als Kampfhund, als „gepanzerte Dogge" in blutige Schlachten zog und Wunden schlug.

Erich Ericson



Im Nachlaß Beethovens fand man dieses Bild von Mozarts Begräbnis. „So hat man den armen Mozart begraben!", soll Beethoven oft beim Anblick dieses Bildes gesagt haben. Nur Mozarts Hund, so berichtet die Legende, ist dem Sarge gefolgt. Der Sarg erhielt einen Platz in der „allgemeinen Grube".



Wußten Sie eigentlich schon ...?

... warum der germanische Göttervater Wotan einäugig war und der griechische Seher Teiresias blind?

In einem altnordischen Edda-Gedicht heißt es: „Ich weiß Odins Auge verborgen in Mimirs Quell, dem märenreichen." In Mimirs Brunnen also haben wir Wotans Auge zu suchen, in jenem Born der Weisheit unter der Weltesche Yggdrasil, den das dämonische, aber weise Wesen Mimir, der zwergenhafte Ratgeber des Göttervaters, bewacht. Ein Schluck aus dieser Quelle kostete Wotan ein Auge, und da dieses Wasser Allwissenheit verlieh, zahlte der Chef der Asen vermutlich anstandslos. Dieses sagenhafte Tauschgeschäft enthüllt aber zugleich eines der tiefgründigsten Geheimnisse der Menschheitsgeschichte.

Der Wotan-Mythos zeigt, daß zwischen Sehen und Wissen eine Wechselbeziehung besteht, daß vermehrte Weisheit verminderte Sinneseindrücke voraussetzt, daß Weisheit Verinnerlichung bedeutet; der allwissende Kriegergott der Germanen ist lediglich einäugig, weil man sich einen göttlichen Feldherrn nicht blind vorstellen konnte, aber die Weisen Griechenlands sind tatsächlich blind, so daß dort der scheinbar widersprüchliche Begriff des „blinden Sehers" geprägt wurde. Ja, nicht nur die Weisheit des blinden Sehers, sondern auch das Wissen des blinden Sängers in Griechenland wird von Homer in der Odyssee als Ausdruck göttlicher Begnadung angesehen, wenn Odysseus zu dem blinden Sänger Demodokos sagt: „Dich hat die Muse gelehrt, Zeus' Tochter sie, oder Apollon! So genau nach der Ordnung besingst du der Danaer Schicksal ... gleich, als ob du selber dabei warst oder es hörtest."

Die griechischen Helden beklagen ebensowenig die Blindheit des Sängers, wie die germanischen Asen die Einäugigkeit Wotans als Mangel empfinden. In beiden Fällen aber werden Wissen und Weisheit bewundert und gerühmt. Die gleiche Verbindung von Blindheit und Weisheit findet man in der Gestalt des thebanischen Greises Teiresias, „jenes blinden Propheten, dem ungeschwächt der Verstand ist. Ihm gewährte den Geist im Tod auch Persephoneia, daß er allein wahrnehme; denn andere sind flatternde Schatten", wie Homer erzählt. Der mythische Seher ist noch vor allen anderen Sterblichen dadurch ausgezeichnet, daß er selbst im Totenreich seine Gaben nicht verliert. So-

---

„Frühling mitten im Winter", Holzschnitt von Friedrich Diehl nach einem Gedicht von T. S. Eliot

phokles preist diesen blinden Propheten in seiner Ödipus-Tragödie: „O, der du alles bedenkst, Teiresias! Gesagtes, Ungesagtes, Himmlisches und was auf Erden wandelt."

Während Wotan den Trank des Zwerges Mimir benötigte, zog der blinde Grieche aus dem sausenden Flügelschlag göttlicher Vögel sein Wissen.

Es ist merkwürdig, daß die Germanen ihren Blinden niemals eine solche prophetische und seherische Gabe zuschrieben wie die Griechen. Lediglich der einäugige Wotan läßt eine solche Andeutung erkennen, wobei es die germanische Vorstellung bei der Einäugigkeit bewenden läßt. Es scheint, als hinge der Wert eines Germanen von seinen körperlichen Eigenschaften und seinen kriegerischen Fähigkeiten ab, die einem Blinden zwangsläufig mangeln, während die verfeinerte griechische Kultur und Stadtzivilisation für die Geisteskräfte eines Blinden genügend Raum lassen. Selbst die germanischen Sänger sind ritterliche Herren, niemals Blinde.

Überraschenderweise kennt der nordische Götterhimmel einen blinden Asen; in der jüngeren Edda heißt es: „Höd heißt ein Ase: er ist blind, aber gehörig stark. Den Göttern wäre es das Liebste, wenn dieser Ase nicht genannt zu werden brauchte, denn es gibt eine Tat seiner Hand, die lange im Gedächtnis der Götter und Menschen bleiben wird."

Dieser unselige blinde Hödur tötete mit einem Mistelzweig Baldur, den leuchtenden Sohn Wotans, wodurch er das Schicksal aller Asen entschied.

Dem blinden Germanen, selbst dem blinden Gotte, ward also von jeher eine wenig schöne Rolle in Sage und Geschichte zuteil; lediglich antike Denkvorstellungen sahen den Blinden positiv, ja, verehrungswürdig.

Hatten die alten Germanen recht, wenn sie dem Blinden eine unwürdige Stellung zuwiesen, oder dürfen wir der griechischen Erkenntnis trauen, daß Blindheit weise macht? Wird der Blinde durch sein Schicksal, wenn nicht weise, so doch weiser, weil er zur Verinnerlichung gezwungen wird? Ich wage nicht, diese Frage zu beantworten.

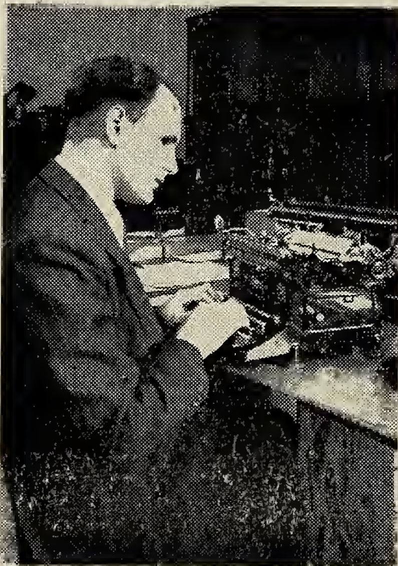
Dr. Dieter Liepe

Erfahrung in der Hexenschaukel

Nichts gesehen, doch manches durchschaut

Früher, ja früher, zu jener Zeit, damals, bevor sich die dunkle Unerbittlichkeit um mich geschlossen hatte, damals, als das Gras noch grün und der Himmel noch blau gewesen und die blonden oder braunen Locken der Mädchen beim Gehen noch auf und nieder gehüpft waren wie leichte Blütendolden, damals, da war ich für mein Leben gern auf den Rummelplatz gegangen. Ich meine natürlich nicht so ein kleines Rummelplätzchen in irgendeiner kleinen Stadt, wo die Schützen am Schießstand aufpassen müssen, daß sie mit dem ausgewinkelten Arm nicht das nächste Karussell anhalten, nein, ich meine einen richtigen, großen und schier unabsehbar sich ausdehnenden Rummelplatz, auf dem, wie etwa beim Münchner Oktoberfest, Tausende und aber Tausende Menschen zusammenströmen.

So etwas Ähnliches hatte und hat unsere Stadt aufzuweisen, und ebendahin war ich für mein Leben gern gegangen. Man konnte sich sogar in weiter Ferne auf irgendeine Bank in den Anlagen setzen, und man hatte doch fast das Gefühl, mittendrin zu sein, so weit reichten die musikalischen Ausstrahlungen des vergnüglichen Tohuwabohus. Es war wie das ferne Rauschen der Brandung, stetig und bezwingend, jetzt leicht anschwellend und dann vom Winde anderen Ohren zugeweht. Kam man dann näher, dann löste sich das anschwellende Ton-



Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

gewoge in einzelne Wellen auf, und man vermochte langsam deren Quellen zu erkennen. Da dudelte und pfiff eine Karussellorgel, dorther kamen Fetzen eines Ländlers geflogen, der wohl von einer Trachtenkapelle in einem der gewaltigen Bierzelte gespielt wurde, drein mischte sich das Quietschen ausgelassener Menschen und das Tuten und Blasen von Kindertrompeten, kurz, es war ein rechter Ohrenschmaus.

Und erst am Abend, wenn an den Zelten und Buden, den Karussells und Ständen, den Schiffschaukeln und Achterbahnen und Klettermasten und Riesenrädern Tausende roter und blauer und weißer und grüner Lichter flammten, wie schön war da erst die Welt!

Im Laufe der Jahre seit meiner frühen Kindheit hatte ich so nach und nach alle Genüsse durchgekostet, die das Volksfest zu bieten vermochte, hatte mich an Zitroneneis und gebrannten Mandeln, an türkischem Honig und Heringsbrötchen gelabt, hatte mit der Zeit alle Freuden auf rundumfahrenden Pferdchen und schwingenden Schiffschaukeln durchlebt und durchlitten und war auch hinter die Geheimnisse der durchsägten Dame und des fingerflink zaubernden Herrn Illusionisten gekommen.

Dann kam der Krieg.

Nachher, nach jenen furchtbar endgültigen Ereignissen, durch die ich mit zahllosen Kameraden hatte gehen müssen, nachher schienen diese Erlebnisse aus Kindheit und Jugend so weit entfernt zu sein, als hätten sie sich auf einem anderen Stern und in einem anderen Leben abgespielt.

Aber eines guten Tages kam ein alter Freund aus jener anderen Zeit zu mir. Es waren die Tage des großen Volksfestes, und der gute, alte Kumpel ließ mir keine Ruhe, ich mußte mit ihm auf den Rummelplatz, mitten hinein ins dickste Gewühl mußte ich mit ihm, dorthin, wo man sich nur durch laute Zurufe verständigen konnte, so dröhnte und bumste, schrillte und pfiff, quiekte und dudelte es von allen Seiten.

Anfangs war ich etwas ängstlich und hielt mich dicht an meinen Gefährten. Es quälte mich der schlimme Gedanke, in der wirbelnden und wogenden Menge von meinem Begleiter getrennt zu werden und dann als Blinder von der stoßenden und drängelnden Menschenbrandung hilflos hierhin oder dorthin gespült und zuletzt wie Robinson irgendwohin geworfen zu werden.

Aber diese anfängliche Ängstlichkeit legte sich bald. Wir faßten uns an den Händen und schlängelten uns so geschwind durch die Menge, wie wir das früher immer getan hatten. Alles wurde abgeklappert, von der riesigen Achterbahn bis zum Kinderkarussell mit Schaukelpferd und wippender Gondel.

Und es war fast tragikomisch: gerade in der Geisterbahn, ganz hinten, dort, wo es dunkel ist wie in der Hölle, gerade dort ging mir ein Licht auf. Dort wurden nämlich die quietschenden und prustenden Mädchen vor uns plötzlich ängstlich still, und auch sonst hörte man nur noch Flüsterworte. So ein Blödsinn, dachte ich, es ist doch gar nichts, warum scheint alles plötzlich Angst zu haben? Da hörte ich im Vorüberfahren ein leichtes Klappern an meiner Seite, und urplötzlich stand das Bild eines fahl schimmernden Skeletts vor meinem geistigen Auge, das dort in jener Ecke stehen mußte, wie ich es früher oft gesehen hatte. Natürlich, die anderen hatten den unheimlichen Knochenmann gesehen, lange bevor ich sein dürres Klappergestell hatte rasseln hören. Ihr Wahrnehmungsradius war ja auch viel größer als der meine. Wenn ich ihnen nahekommen wollte

in der Erkenntnis des wirklichen Seins da draußen, dann mußte ich mich bemühen, alle aufgespeicherten Bilder in mir aus jener früheren Zeit für mich fruchtbar werden zu lassen und sie mit meinen jetzigen Wahrnehmungsmöglichkeiten zu vereinen.

So waren mir in der Geisterbahn durch den stillen Knochenmann die Grenzen und doch auch wieder fast unbegrenzten Möglichkeiten meiner jetzigen Existenz gezeigt worden.

Aber wieder ging's hinaus ins fröhliche Treiben, eine Riesenbockwurst mit Senf und ein voller Krug würzigen Biers schmeckten so köstlich wie einst. Oben am Himmel aber, so wußte ich, zogen bunte Luftballons in allen Formen und Größen über den Festplatz dahin, die sich von ihren kleinen Besitzern losgerissen hatten oder losreisen durften und wie sommerselige Schmetterlinge durch die Luft gaukelten.

Soll ich traurig sein, so dachte ich, weil ich ihnen nicht nachblicken kann wie früher, bis sie im Dunst über der Stadt verschwinden? Nein, ich war nicht traurig, ich brauchte ja auch nicht die verweinten Gesichter und entsetzensstarren Augen der Kinder zu sehen, denen sie entwischt waren.

Dann schleppte mich mein Freund noch in die Hexenschaukel. Oh, das war eine böse Sache, die hatte ich noch in schlimmer Erinnerung. Es war eine Riesentrommel, deren flache Vorder- und Rückseite als Seitenwände dienten, während der ringsumlaufende Trommelmantel Decke, Boden und Wände bildete. In der Mitte aber hing an starken Eisenstangen eine vielen Besuchern Platz bietende Schaukel.

Wir gingen hinein, mein Freund und ich, und setzten uns am Rande der schaukelnden Bank nieder. Mir war nicht sehr wohl zu mute, wußte ich doch noch, wie es mir in jungen Jahren einmal schlecht geworden war in diesem Hexending. Langsam begann die Schaukel zu schwingen, nachdem die schmale Tür geschlossen worden war. Jetzt, so wußte ich, wird es immer höher und höher gehen, bis man zuletzt auf dem Kopfe steht und sich krampfhaft am Gestänge der Schaukel festhält, um nicht senkrecht von der Decke auf den harten Boden zu stürzen.

Da fingen auch schon die ersten Frauenstimmen zu kreischen an. Neben mir stöhnte ein älterer Herr unterdrückt vor sich hin, und endlich sausten wirkliche Angstschreie pfeilschnell durch den Raum. Mir aber war wohl und behaglich. Außer einem leichten Schaukeln wie auf einer Kinderschaukel am Badeplatz oder in irgendeinem Garten bemerkte ich nichts, gar nichts.

Freilich, es mußte ja so sein, denn die andern Mitreisenden bei dieser Luftschaukelei waren Opfer einer optischen Täuschung! Sie sahen, wie die Schaukel höher und höher

schwang, bis man zuletzt mit dem Kopf nach unten in der Luft zu hängen schien, während sich in Wirklichkeit nur das Trommelgehäuse bei leichtem Schwingen der Schaukel in entgegengesetztem Sinn um seine eigene Achse nach vorn und hinten drehte.

Wir gingen als erste wieder ins Freie, als die Schaukelei zu Ende war, und mein Freund schilderte mir, wie unsere Mitpassanten mit grünlichbleichen Gesichtern aus der Hexenschaukel schwankten, als wären sie bei Windstärke zwölf über den Ärmelkanal gefahren. Man hatte sie also täuschen können, bei mir hatte man das nicht vermocht, triumphierte ich innerlich. Es war also wohl doch etwas an der Behauptung, daß viele Menschen durch den äußeren Schein verblendet würden und nicht das Wesen der Dinge zu erkennen vermöchten, während es uns Blinden leichter falle, nach einiger Übung auf den Grund der Dinge zu sehen.

Ob er wohl ein guter Freund war, jener Freund von früher, der mich hierher in die Hexenschaukel geschleppt hatte, um mich dies erkennen und begreifen zu lassen?, grübelte ich. Oder war es vielleicht gar nicht ein anderer Mensch, der mich in dieses Abenteuer gestürzt hatte, war es vielleicht mein eigenes besseres Ich, das mich an der Hand genommen und mich hierher geführt hatte, auf diesen Jahrmarkt, der der Jahrmarkt des Lebens war, damit ich einsichtiger und klüger würde?

Hier möchte ich meinen Bericht abbrechen, hier beginnen die Dinge ineinanderzufließen, hier wird Wirklichkeit zum Gleichnis und wird aus Gleichnis Wirklichkeit. Jeder möge nun selbst entscheiden, wer mich nach so manchem Jahr wieder hineingeführt hat in dieses bunte Treiben, mitten hinein, dorthin, wo es ganz echt und ganz wirklich war.

Alfred Lauster

Im nächsten Jahr die letzte Operation

- und dann mit 25 Jahren endlich in die Schule

Heute will ich versuchen, meine Lebensgeschichte zu berichten. Meist rede ich nicht darüber, da es doch wohl unmöglich ist, die eigenen, wirklich etwas ungewöhnlichen Wege zu beschreiben, ohne daß es nach Wichtigtuerei aussieht. Aber man sagte mir: „Dein Bericht könnte vielleicht all denen gut tun, die meinen, mit ihrem Schicksal nicht fertig werden zu können."

Das Schicksal jedes Kriegsblinden beginnt nun einmal mit der großen Dunkelheit, und so muß ich mit meinem Bericht wohl dort beginnen.

Es war ein strahlender sonniger Tag, und nichts in mir ahnte eine Gefahr. Der Krieg war zu Ende, und das große Morden war glücklich an uns vorübergegangen. Und doch sollte ich noch an diesem Tag – fast zwei Monate nach Kriegsschluß – erblinden. Der neunjährige Bursche, der ich damals war, spielte mit einem interessanten „Etwas", das in Wirklichkeit ein Sprengkörper war.

Wie mir später berichtet wurde, schoß nach einer Detonation eine haushohe Stichflamme empor. – Ich sah nichts mehr! Und Rauch ließ mich fast ersticken.

Das Unglück hatte sich vor einem Häuserblock der englischen Besatzungstruppen abgespielt. Sie, die englischen Soldaten und Sanitäter, waren die ersten, die sich meiner annahmen. Sie versuchten, den Phosphorbrand zu ersticken, doch sollte es noch Monate dauern, bis der Körper den Phosphor abgestoßen hatte.

Als ich später meine Eltern eintreten hörte und als ich fühlte, wie entsetzt sie waren, meinte ich: „Es wird schon alles wieder besser." Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, doch sollte mich dieses Wort nie wieder verlassen. Zu der Zeit war mir noch nicht klar, was mir bevorstand . . .

Zunächst gaben mich die Ärzte einmal auf. Höchstens 24 Stunden sollte ich noch leben. Nach einiger Zeit begannen sich die Schmerzen so rasend auszubreiten, daß nichts Menschliches mehr an mir war. Fieber und Schmerzen quälten mich monatelang. Es war eine Zeit, in welcher ich wohl lieber gestorben wäre, als diese entsetzlichen Schmerzen auch nur eine Stunde lang auszuhalten. Und doch gibt es aus dieser Zeit noch einige Lichtblicke! Englische Soldaten, die gleichen, die mich als erste behandelt hatten, besuchten mich regelmäßig. Hätten diese einfachen Soldaten sich nicht so manches von ihren Rationen abgespart, wäre ich bei der damaligen Ernährungslage kaum durchgekommen.



Zeichnung: Canzler

Noch heute habe ich den größten Respekt vor der menschlichen Haltung dieser Männer. Soldaten, die noch zwei Monate vorher töten mußten, saßen an meinem Bett und sorgten sich um das Leben eines Kindes. Als mir schließlich nach einigen Monaten bewußt wurde, daß mein Gesicht völlig verbrannt war, begann erst mein eigentlicher Weg. Ich will hier nicht schildern, wie mir zumute war, zumal ich ja noch ein Kind war, also kaum fähig, all dieser Verwirrung und Not Herr zu werden. Trotzdem war es so, daß meine Worte „Es wird schon wieder besser" weiterhalfen.

Nachdem die Ärzte eine Klinik ausfindig gemacht hatten, in welcher Gesichtsplastiken durchgeführt wurden, verlegte man mich dorthin. Und nun begannen die unzähligen Haut- und Fleischübertragungen. Zu der Zeit zählten die Gesichtsverletzungen in den Kliniken noch zu Tausenden, – Menschen, denen das halbe Gesicht fortgerissen war, oder die, wie ich, schwere Gesichtsverbrennungen erlitten hatten. Der größte Teil dieser Menschen ist heute geheilt. „Schön" ist zwar niemand geworden, doch haben sie wieder ein annehmbares Aussehen.

Man begann also, Fleischstreifen aus meinem Körper zu lösen und sie ins Gesicht zu verpflanzen; oder – wenn die Entfernung zu groß war – zunächst an einem Arm. Auf diese Weise ersetzte man ganz langsam das fehlende Gewebe. Es dauerte lange, und es gab Zeiten, in denen überhaupt kein Fortschritt zu verzeichnen war. Es währte Jahre, bis man so viel Material zusammen hatte, daß man mit der Formung des Gesichtes beginnen konnte.



Noch heute müssen sich einige Kriegsblinde immer wieder einer Gesichtsoperation unterziehen. Mancher hat es schon auf fünfzig Operationen mit immer erneuten Transplantationen gebracht, zum Beispiel, um eine Nase wieder „aufzubauen". Heute, fast sechzehn Jahre nach dem Krieg, muß dieser und jener immer noch einen Verband tragen, bis er endlich wieder unter anderen Menschen frei atmen kann. Schlimme Narben aber bleiben bei vielen zurück, und dafür ist unser Bild keineswegs ein außergewöhnliches Beispiel.



„Verwundeter Krieger", eine Terrakotta-Reliefplatte unseres Kameraden Konrad Kotz (Landshut), der sich vor allem als Kunsttöpfer einen Namen gemacht hat.

Andere Jungen gleichen Alters gingen zur Schule, natürlich auch dann, wenn sie blind waren. Es gibt ja großartige, moderne Blindenschulen. Ich aber hatte nur – und dazu in der wirren Zeit des Kriegsendes – etwa zwei Jahre lang die Grundschule besucht. Seitdem – und bis heute – hat es keinen Lehrer mehr für mich gegeben. Mit Lesen und Schreiben schien es vorbei zu sein. Denn zwischen den immer neuen Operationen konnte ich ja keine Schule besuchen.

Es macht mich heute noch ein bißchen stolz, daß ich damals als Junge zu lernen begonnen habe. Hätte ich es nicht getan, so hätte mir bestimmt niemand einen Vorwurf daraus gemacht, sehr im Gegensatz zu all meinen Altersgenossen. Ich weiß kaum noch wie es anfing, doch war mir wohl das tägliche Einerlei der Klinik so zuwider, daß ich mich mit etwas anderem beschäftigen mußte, um Ausgleich und Halt zu finden. Ich mußte nun, da es in der Klinik ja keine Lehrer gab,

ohne Hilfe lernen. Ich wollte und mußte Lesen lernen! Mein erstes Buch in Blindenschrift war „Robinson Crusoe". Ich muß es wohl oft in die Ecke geworfen haben. Wenn man ein Buch nur mit Hilfe des „Abc" Buchstaben für Buchstaben entziffern soll, dann weiß man erst, was ein Lehrer wert ist!

Währenddessen gingen die Operationen weiter, und ganz allmählich begann mein Gesicht Form anzunehmen. Vielleicht ist es ganz gut gewesen, daß ich nicht in den Spiegel gucken konnte, aber meine tastenden Finger stellten mehr und mehr fest: es ging vorwärts!

Es gab natürlich sehr dunkle Tage. Doch wenn ich mir die Sache heute recht überlege, gab es auch einige Lichtblicke. Und nach Lichtblicken soll man immer Ausschau halten. Einer dieser Lichtblicke war Karlchen... Ein richtiger Halbstarker! Durch ihn wurde ich so selbständig, wie ich heute bin. Nie hörte ich von ihm: „Achtung, eine Tür, eine Stufe!" oder dergleichen. „Paß doch auf, bist selber schuld!" – das war das Höchste, was er von sich gab. Und doch muß ich diesem Burschen nun ein Loblied singen. Durch dieses Rezept bin ich nämlich so sicher geworden, wie man es als sogenannte „Blindschleiche" überhaupt sein kann.

Inzwischen lernte ich weiter, immer auf eigene Faust: Steno, Schreibmaschineschreiben und auch ein bißchen Englisch. Ob es nun Wissensdurst war oder einfach der Wunsch, unabhängig zu werden, kann ich wirklich nicht sagen. Ich muß einfach lernen, sonst bin ich mit mir nicht zufrieden. Ich beschäftigte mich nach und nach mit sämtlichen Schulfächern. Selbst heute – ich bin nun 24 Jahre alt – setze ich mein Lernprogramm noch fort. Wenn auch nicht immer



Frau Martha Sziedat aus Benediktbeuren muß praktisch zu jeder Minute für ihren Mann da sein, auch wenn man abends einmal in frohem Kreis zusammensitzt. Will ihr Mann einen Schluck Wein trinken, so muß sie ihm das Glas an die Lippen setzen. August Sziedat hat – wie 130 andere Kameraden – im Krieg das Augenlicht und beide Hände verloren.

alles nach Wunsch geht, so glaube ich doch, mit meiner Arbeit den Grundstein für meinen beruflichen Werdegang gelegt zu haben. Geduld dafür habe ich ja gelernt.

Heute zähle ich wohl zu den letzten Gesichtsverletzten, die ihre Heilbehandlung noch nicht beendigen konnten, doch werde ich es innerhalb eines Jahres auch geschafft haben. Im Anschluß an meine Heilbehandlung werde ich noch versuchen, endlich und richtig zur Schule zu gehen. Es gibt ja mancherlei Kurse auch für erwachsene Blinde.

Nun, über die Zukunft kann man schlecht berichten. Man muß sich wohl oder übel mit der Gegenwart zufriedengeben, das heißt, man muß sehen, daß man das beste daraus macht. So soll ja eigentlich auch dieser Artikel nur den Zweck erfüllen, zu zeigen, daß es im Leben immer weitergeht, und oftmals besser, als man denkt. *Adolf Markuske*

Ein Denkzettel

Jeden Samstag wurde bei uns Skat gespielt, und wir hatten zwei Stammgäste: Emil, mein Arbeitskollege, ein netter, fröhlicher Kerl, und Franz, das genaue Gegenteil. Er war äußerst eingebildet, zänkisch und vor allem ein Prahlhans. Ich duldete ihn nur noch, weil er ein Verwandter meiner lieben Frau war. Er kam immer öfter zu uns, aß, oder besser gesagt fraß sich satt, verteilte seine Ratschläge, was wir tun oder lassen sollten, und war neidisch auf meine Rente. Er meinte, daß er die schwere Steuer für uns zahlen müsse. Das alles wurde mir langsam doch zu bunt. Seine Unverschämtheit ging sogar so weit, daß er mir eines Tages sagte: „Ich möchte auch blind sein!"

Ich erwiderte nichts, beschloß aber, meiner Frau zu sagen, daß Franz das letzte Mal bei uns gewesen sei. Aber plötzlich fiel mir etwas ein, und mein Ärger verwandelte sich in rachelustige Wohlgelauntheit. Mein Plan war ziemlich gemein, das gebe ich zu, aber der Denkzettel sollte ja auch wirken.

Wieder saßen wir samstags beim Skat, auch Franz. Ich hatte Franzens Lieblingsschnaps – Kümmel – gekauft. Als er die Flasche sah, wurde er lebhaft und sagte: „Das nächste Mal bringe ich einen mit!" Das sagte er immer, tat es aber nie. Wir spielten und tranken. Franz vertrug wenig, wurde schnell müde und schlief oft am Tisch ein. Ich hatte Emil in meinen Plan eingeweiht, und er füllte Franzens Glas eifrig nach. Franz ließ es sich schmecken und meinte, daß der Tropfen gut sei, aber er hätte natürlich eine andere, viel bessere Marke gekauft. „Du Idiot!" dachte ich, „und ich habe elf Mark dafür bezahlt!" Endlich gähnte er und schlief ein. „Aber jetzt schnell", flüsterte ich Emil zu. Er schaltete das Licht aus und sagte: „Mann, es ist dunkel wie in einem verlassenen Bergwerk unter Tage!"

Plötzlich stießen wir nun von beiden Seiten den Schlafenden an. „He, was ist los!", rief Emil, „spielen wir nun oder spielen wir nicht? Los, los! Du mußt doch ausspielen!"

Franz knurrte und wurde wieder wach. „Was? Was ist los?", stammelte er. „Du sollst spielen! Karo Hand!" rief Emil. „Na, was für 'ne Karte kommt?" fragte ich.

Anfangs kam nur ein kläglicher Laut aus Franzens Kehle. Dann schlug er mit den Händen um sich. Emil rief: „Was ist mit dir los, bist du toll geworden?"

Und nun brüllte Franz: „Hilfe, Hilfe! Ich sehe nichts! Ich bin blind! Ihr habt mich vergiftet, ihr Lumpen! Hilfe!"

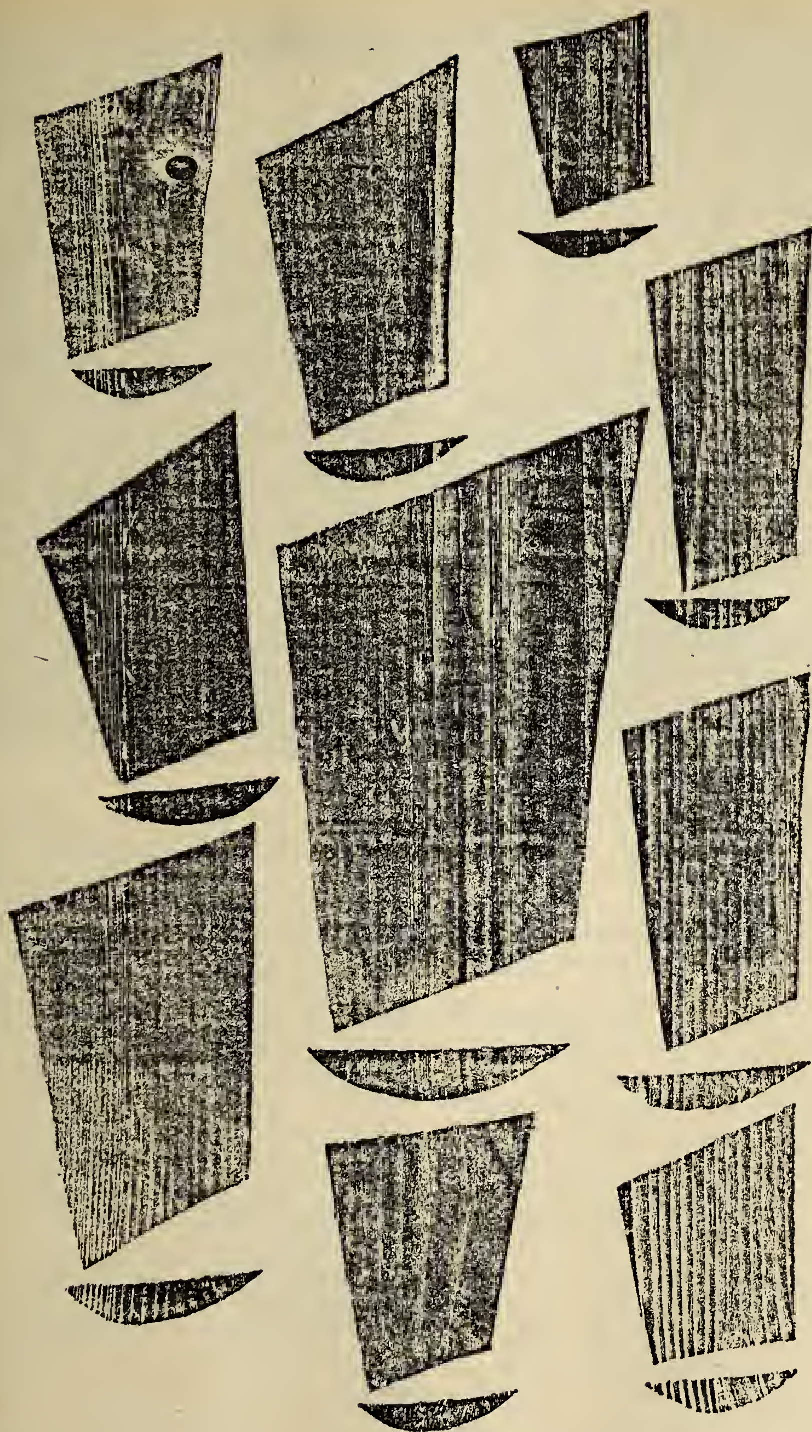
„Was", so tat Emil ganz erstaunt, „du kannst nichts sehen? Tatsächlich, ich erkenne es, mit deinen Augen stimmt was nicht. Ach, du lieber Himmel!"

„Sofort zum Augenarzt!" rief ich. „Kannst du denn wirklich nichts sehen, nicht einmal das Licht der Lampe?"

„Ich bin blind, mit mir ist es aus; und ihr habt mich vergiftet!"

„Ach nee, du wolltest doch blind sein!" erwiderte ich nun ganz ruhig.

„Ihr Lumpen, ihr Lumpen", brüllte er weiter, sprang auf und rannte gegen die Wand. Etwas fiel und zerbrach, aber er brüllte weiter, bejammerte sich, fluchte. Das wurde mir doch zu gefährlich. Das Biest würde noch in seiner Wut meine ganze Wohnung demolieren. Rasch schaltete ich das Licht wieder ein. Einen Augenblick wurde es ganz still, dann sauste ein Mensch an mir vorbei. Noch nie war jemand so schnell die Treppe hinuntergerast. Er kam nie mehr wieder. *I. S. Poruks*



Segelschiffe Holzschnitt von Rudolf Güthinger



So sieht der Werktisch eines kriegsblinden Bürstenmachers aus. Dicht vor ihm die Rolle mit dem feinen Draht, rechts die Bündelabteilmaschine, ein kleines Gerät, das eine gleichmäßige Portion des Einzugsstoffes, also der Fasern, Borsten oder Haare, „abteilt". Ganz vorn ist noch die Bankschere zu erkennen. Mit Hilfe einer Arbeitsprothese schafft auch ein kriegsblinder Einhänder die Aufgabe, gute und solide Handwerksarbeit zu leisten.
Fotos (3): Kannegießer

Auch wenn ich nur eine Hand habe

Ein kriegsblinder Bürstenmacher erzählt

Es ist morgens neun Uhr. Seit fast einer Stunde sitze ich in meiner Werkstatt an der Arbeit. Gestern bekam ich von unserer Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge einen neuen Auftrag. Am späten Nachmittag fuhr der Lieferwagen vor und brachte mir Hölzer und Einzugsmaterial für 220 Handfeger. Das ist wieder Arbeit für einige Zeit, und zwar saubere und glatte Arbeit. Es hätte ebensogut ein Auftrag über 80 Straßenbesen sein können, aber auch den hätte ich natürlich gewissenhaft ausgeführt.

Damals, im Herbst 1944, als an der Westfront jene Mine hochging, da verlor ich zwar nicht nur das Augenlicht, sondern auch noch eine Hand. Aber ich habe gelernt, wie man auch mit nur einer Hand seine Arbeit gut verrichten kann, ich kann heute auch schwere Arbeit ausführen.

Vor nahezu einer Stunde ging ich also in meine Werkstatt. Ich habe sie mir im Untergeschoß des Mietshauses eingerichtet, in dem ich mit meiner Familie eine Drei-Zimmer-Wohnung habe. Die Werkstatt ist recht klein. Im Winter muß ich in der Wohnung arbeiten, da die Werkstatt nicht geheizt werden kann. Aber mir genügt sie. In der Mitte steht meine Werkbank. Darauf sind die Bündelabteilmaschine, die Bankschere und eine Drahtrolle angebracht. Was sonst noch für die Arbeit benötigt wird, das liegt alles griffbereit.

An zwei Wänden stehen Regale mit Hölzern, Einzugsmaterial und Drahtrollen verschiedener Stärke, auch genügend Platz für die fertigen Waren ist da. Neben der Tür steht noch ein kleiner Schrank mit Werkzeug und sonstigem Kleinkram. Aus ihm holte ich mir vorhin die passenden Schraubenschlüssel für Bündelmaschine und Bankschere, die ja zuerst für den herzustellenden Artikel eingestellt werden müssen. Dann montierte ich

die Arbeitsprothese an meinen Armstumpf, setzte mich auf den Stuhl vor meiner Werkbank, spuckte zweimal kräftig in die Hand und los ging's.

Es macht Freude, dieses schöne und glatte Material zu verarbeiten, das mir unsere Zentrale wieder hergeschickt hat! Mit der Prothese halte ich das Holz fest und schiebe mit geübten Fingern Drahtschlinge um Drahtschlinge in die Bohrlöcher; wenn eine Schlinge mit Einzugsgut versehen und in die Bohrung gezogen ist, kommt die nächste dran und so fort. Ist dann eine Reihe fertig, dann werden die eingezogenen Borsten oder Fasern an der Bankschere auf die richtige Länge zurechtgeschnitten. Die Bankschere ist so eingerichtet, daß ich sie mit dem Fuß bedienen kann, mit der mir verbliebenen Hand muß ich ja das Werkstück festhalten.

Auch meine Bündelabteilmaschine ist für Fußbetrieb eingestellt. Wenn ich die Fußbedienung betätige, bekomme ich genau so viel Borsten oder Fasern hingelegt, wie ich für eine Drahtschlinge brauche. So geht die Arbeit flüssig fort, ein Bohrloch nach dem andern wird beschickt, und schon ist der erste Handfeger fertig.

Die Abdeckbrettchen, die noch aufgenagelt werden müssen, lasse ich ruhig noch im Regal liegen. Sie werden erst angebracht, wenn schon eine Anzahl Handfeger fertig ist. Einteilen und rationell arbeiten, das ist auch bei uns Bürstenmachern wichtig.

Ehrlich gesagt, es macht ja auch viel mehr Spaß, wenn man stundenlang flüssig fortarbeiten kann und sozusagen getragen wird vom gleichmäßigen Rhythmus der Arbeit.

Spaß machen, so wird mancher denken, Spaß machen kann doch diese Arbeit nicht? Es muß doch eigentlich ziemlich langweilig und eintönig sein? Man sitzt da Tag für Tag auf demselben Stuhl vor derselben Werkbank und zieht Draht und Borsten in die Bohrlöcher kleiner Brettchen ein ...

Wer so denkt, hat niemals die tiefe innere Befriedigung erfahren, die von einer selbstangefertigten Sache ausgeht, sei sie auch noch so klein und unbedeutend. Es macht wirklich Spaß, wenn man unter den eigenen



Mit der Bankschere werden die Borsten der Scheuerbürste, die eben entstanden ist, glattgeschnitten. Vorher muß die Bankschere vom Bürstenmacher genau auf die vorgeschriebene Breite eingestellt sein.



Allerdings muß ein Einhänder oft den Mund zu Hilfe nehmen, um die Borsten rasch griffbereit zu haben.

Händen ein Werk wachsen und werden sieht. In welchem Blindenberuf, ja, in welchem Beruf überhaupt kann man aus dem rohen Material eine schöne fertige Sache zustande bringen? Wenn ich abends die fertigen Besen oder Bürsten noch einmal abtaste und überprüfe, und wenn ich dann merke: die Stücke sind gut geraten, du kannst sie vorweisen – ja, dann bin ich stolz, weil ich „greifbar" vor mir habe, was ich leisten kann und was ich am Tage tat.

Dazu kommt bei uns kriegsblinden Handwerkern noch das Gefühl der Verbundenheit mit unseren Kameraden ringsum im Land. Wir gehören ja fast alle der Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge an und bekommen von dort unsere Aufträge. Diese Einrichtungen werden meist von kriegsblinden Kameraden geleitet, sie verschaffen uns Arbeit und lassen die angefertigten Waren wieder abholen und verkaufen sie. In ihren Lagerräumen strömt alles zusammen, was wir Handwerker hergestellt haben, ein Stück kommt da zum anderen, und dort stapelt und häuft sich, was viele fleißige Hände geschaffen haben. Von dieser unserer Zentrale bekommen wir unser Auftragsentgelt und vielleicht auch ab und zu Lob oder Tadel wegen der guten oder nicht so guten Qualität unserer Waren.

So, jetzt ist mein Handfeger fertig. Wer wird ihn benutzen? Jetzt gleich das nächste Stück!

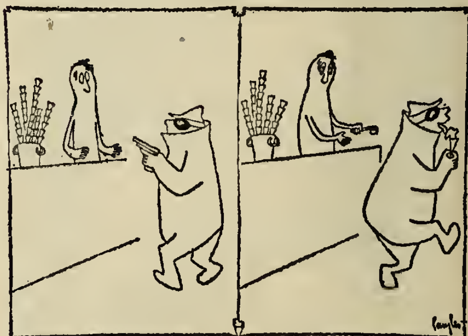
Ich war vor meiner Verwundung Handwerker und weiß sehr wohl, daß es eintönige Arbeiten in jedem Handwerk gibt. Während meiner Zeit als Schlosserlehrling mußte ich manches machen, was nicht gerade sehr kurzweilig war. Aber meine jetzige Arbeit ist bestimmt nicht langweilig. Jetzt habe ich diesen Auftrag über 220 Handfeger. Mein vorletzter Auftrag war 60 Waschbürsten und 50 Kleiderbürsten, dann habe ich mehrere Wochen Bohnerbesen angefertigt, und der nächste Auftrag wird vielleicht aus 60 oder 70 Badebürsten bestehen.

Jeder Artikel hat aber nun seine eigenen Schwierigkeiten, jedes Einzugsmaterial ist wieder anders und verlangt andere Ausführung der Arbeit.

Wenn ich an meiner Werkbank sitze und im Gleichklang des singenden und zwitschernden Einzugsdrahtes Stück um Stück herstelle, habe ich bestimmt keine Langeweile. Anstrengend ist die Arbeit zwar oft, manchmal sogar sehr anstrengend, aber doch nicht langweilig. Langeweile würde sich aber bestimmt dann bei mir einschleichen, wenn ich nichts zu tun hätte. Dann hätte sie Gelegenheit, sich wie ein lähmendes Gift in mich einzufressen und mich endlosen Grübeleien auszuliefern. Aber so mache ich meine Arbeit und freue mich des Geschaffenen.

Dabei kann ich dann manchmal meine Gedanken schweifen lassen, zurück in die Kindheit oder voraus in die Zukunft. Oft taucht da ein Bild vor mir auf, das sich seit Kindheit und Jugend nicht verloren hat:

Ich sehe mich mit anderen Buben am Fenster eines kleinen Häuschens stehen und


Zeichnung: Canzler

durch die Scheiben in eine armselige Stube blicken. Dort sitzt an einem rohen Holztisch ein alter Mann und macht Bürstenwaren. Es ist der blinde Bürstenmacher, dem wir als Kinder manchmal zur Hand gingen und der uns dafür ab und zu einen Groschen schenkte. Oft muß ich daran denken, wie meilenweit entfernt ich damals von dem Gedanken ge-

wesen bin, daß auch ich einmal an einem solchen Tische sitzen und Bürsten und Besen herstellen könnte.

Nie haben wir als Kinder begriffen, wie es kam, daß der alte Mann so ruhig und zufrieden aussah, wenn er bei der Arbeit war, von der er bestimmt keine Reichtümer erhoffen durfte. Heute weiß ich, daß jener alte und blinde Mann eben einfach Freude an seiner Arbeit hatte, die einfache, anspruchslose Freude dessen, der ein Handwerk ausübt.

Inzwischen ist es bei mir gut vorangegangen. Die fertigen Handfeger häufen sich. Draußen vor dem kleinen Fenster meiner Werkstatt aber vernehme ich den Lärm von Schulkindern, die nach Hause eilen, um sich an den gedeckten Tisch zu setzen. Unter diesen Schulkindern sind sicherlich auch meine drei Buben. Ich freue mich des näher kommenden Lärms und muß daran denken, um wie vieles weniger unbeschwert wohl meine Kinder wären, wenn ich nicht hier sitzen und arbeiten könnte, vielleicht, weil ich zu faul dazu wäre, vielleicht, weil die Mitwelt kein Verständnis für uns kriegsblinde Handwerker aufbrächte und nichts bei uns kaufte.

So aber bin ich für meine Kinder ein Mann, der ebenso arbeitet und verdient wie jeder andere.

Was geht es sie an, daß es nicht so weit her ist mit dem Verdienen, daß wir kriegsblinden Handwerker heute schwer zu kämpfen haben gegen die Konkurrenz der Industrie und gegen die Machenschaften von Elementen, die auf unsere Kosten im trüben fischen möchten. Für meine Kinder bin ich ein voller und ganzer Mensch, der zwar nichts mehr sieht und nur noch eine Hand hat, der aber ebenso zu respektieren und zu achten ist wie jeder andere Vater von seinen Kindern. Dafür sorgt zu ihrem Teil auch meine Frau, aber ich verdanke es auch meiner Arbeit. Das aber macht sie mir doppelt wert.

Da schlägt drüben die Turmuhr der Kirche zwölf. Jetzt gehe ich nach oben zum Mittagessen. Dieser Vormittag war schön und reich, denn er war wieder einmal angefüllt bis zum Rande mit sauberer, ehrlicher Arbeit. Am Nachmittag geht es dann weiter im Text; und wahrscheinlich werde ich am Abend wieder müde ins Bett sinken. Es ist gut, wenn man sich den Schlaf verdient hat. L.

Eine Träumerei auf meinem Balkon

Von Abenteuern der Kinderzeit

Gibt es denn etwas Schöneres als einen Balkon am Hause, einen Liegestuhl, Sonne und Frieden? Ich jedenfalls schwärme für Balkone, und zwar nicht erst seit ich nicht mehr sehen kann, und wenn ich auf dem Holzbalkon meines Hauses liege, so träume ich Märchen der Kindheit von Gärten, Steintreppen und Balkonen, von geheimnisvollen Türen in meinem Elternhause, die sich mir in ein Wunderreich öffneten oder in ein Zimmer, das ich bisher nie gesehen und nie wieder finden konnte, als ich wach danach suchte.

Er steht noch ganz klar vor mir, der Balkon der Kindheit, auf dem ich wohl meine ersten Schrittchen wagte. Das große Viereck der Balkonbrüstung mit seinen altersgrauen, bauchigen Säulenreihen aus Stein konnte ich oben kaum mit den Händchen erreichen. Steckte ich den Kopf zwischen zwei Säulen, da wo sie sich verjüngten und ein wenig Raum für ein neugieriges Gesichtchen gaben, so sah ich hinab in den Garten mit vier Rosenbeeten, die durch einen schimmernden kreuzförmigen Kiesweg geteilt waren, in dessen Mitte ein runder Springbrunnen lustig plätscherte.



Diese Tonplastik „Till Eulenspiegel" schuf der kriegsblinde Bildhauer Walter Richter, der im Schwarzwald eine Töpferwerkstatt betreibt. Die Plastik wurde als „Hörspielpreis der Kriegsblinden" an einen Wiener Autor, Franz Hiesel, vergeben, der eine Art Eulenspiegelei moderner Prägung geschrieben hat.

Und ich sah oft hinab in den Garten, klemmte mein Köpfchen fest zwischen die Säulen, um ja recht viel zu sehen, und ich spürte dabei die Kühle des Steins an Hals und Wangen, roch andächtig den vom Garten aufsteigenden süßen Rosenduft, vermischt mit ein wenig Geruch von Wasser und Moos. Wenn man aber den Blick auf eine bestimmte Stelle richtete, wo die hohen Fichten, die den Garten umsäumten, eine Lücke frei ließen, leuchtete dort von weit unten ein kleines Fleckchen Blau herauf, auf dem sich manchmal ein paar schneeweiße Pünktchen tummelten: der See und die Segelboote. Und da mochte ich eines schönen Tages wohl sehr lange auf den See geguckt haben, wurde müde, ging in die Knie und rutschte mit dem Köpfchen zwischen den Säulen hinab, dort wo sie bauchig wurden und die Öffnung enger.

Da war nun kein Rückzug mehr möglich. Der Kopf steckte fest. Die Erkenntnis, wie mit einer steinernen Hand so fest am Halse gehalten zu werden, ließ mich in meinem Kinderschrecken gar nicht auf die Idee kommen, mit dem Kopf wieder nach oben zu rutschen, wo die Säulen sich verjüngten und die Lücke aufwiesen, durch die ich ja auch hineingekommen war. Mein mörderisches Gebrüll ließ das ganze Haus zusammenlaufen, es zeigte an, daß der Sohn des Hauses in der Klemme saß. Man befreite mich aus diesem Elend, aber fortan blieb in mir vor dem Balkon eine gewisse Scheu und Ehrfurcht, selbst wenn ich mit meinen Schwestern dort oben Seifenblasen blies, die wir vom Halm lustig über die Brüstung springen ließen, daß sie schillernd und glänzend, wie muntere kleine zauberhafte Luftballone, in den Garten auf große Reise gingen und dort an den gelben und roten Rosensträuchern jäh zerplatzten. Mich trieb doch die Achtung vor dem Balkon künftig mehr in den Garten . . .

Da mir und einer meiner Schwestern der plätschernde Springbrunnen mit seinem runden Eisengitter und das Sammeln von wohlriechenden Rosenblättern, aus denen wir Rosenöl zu bereiten versuchten, allmählich zu langweilig vorkamen, so sannen wir auf Behebung dieses Mangels. Das gelang uns auch bald. Nur war die übrige Familie sehr erstaunt, als eines Morgens die Enten, die eigentlich in den Hühner- und Entenhof gehörten, im Springbrunnen sich lustig quakend tummelten dank unserer geschwisterlichen Bemühungen. Daß nach dieser belebenden Aktion der Goldfischbestand in dem Brunnen fast ausgerottet war, kam daher, weil wir in unserer kindlichen Einfalt nicht bedacht hatten, daß die gemütlichen Tiere mit den gelben breiten Schnäbeln und den Watschelfüßen vor Gold gar keinen Respekt haben.

So mußten meine Eltern zu ihrem Leidwesen erfahren, daß ich aus dem Reich der Träume, dem Balkon, herabgestiegen war ins Reich der Wirklichkeit und dort mit mutwilligen Händen die Ordnung störte, um etwas ganz Gescheites zu bewerkstelligen, wie ich damals glaubte.

Ein zweiter Balkon schwebt mir noch vor, auf dem ich mich fand mit zwölf oder dreizehn Jahren. Wir waren umgezogen in ein Haus mit nüchternem Betonbalkon. Kein wilder Wein rankte daran. Ein nüchternes Bandeisengeländer erfüllte den Zweck der ehemals schön geschwungenen Steinsäulen. Aber er war doch groß genug, um einem findigen Jungen als Spielplatz zu dienen. Und ich fand, wie man hier oben mit einer großen Anodenbatterie, Einweckgläsern, Röhrchen und Schläuchen durch elektrische Wasserzersetzung Knallgas machen konnte. Auch Zinkblech, Marmorstückchen, Kupfervitriol und Säuren waren dazu nicht ungeeignet. Ich war zur Abwechslung unter die Luftschiffer gegangen und wollte mir eigentlich einen mit Wasserstoffgas gefüllten Zeppelin bauen. Doch weil mir das Löten des dazu gekauften Aluminiumdrahtes auf Anhieb nicht gelang, wählte ich den umgekehrten Weg und versuchte mich erst in der Gasproduktion. Meist dann, wenn sich

die Töchter des Nachbarn im Nebengarten zeigten, verstand ich es, etwas Wasserstoffgas mit Luft zu mischen und dann flugs anzuzünden, so daß es gräßlich knallte. Wenn dann des Nachbarn Töchter mit fliegenden Zöpfchen aus der Nähe meines Balkons etwas verstört flohen, dann kam ich mir vor wie ein halber Dr. Faust.

Ein guter Schutzengel hielt die Hand über meinen Unfug. Nur so ist es zu erklären, daß ich mich nie verletzte, obwohl es mir öfter etliche Gläser zerriß. Das berührte mich wenig. Einweckgläser hatte ja meine Mutti genügend! Wenn über mir und meinen Experimenten in der Bläue des Himmels Flugzeuge zogen, wie Fische silbern durch den unendlichen Teich der Luft, und wenn ich gar ihre gläsernen Bugkanzeln in der Sonne zu mir hinunterblitzen sah wie feurige Brillanten, dann umfing mich eine leise Wehmut. Ja, fliegen können – das wäre eine Sache!

Obwohl ich durchs Experimentieren schon einen Vorgeschmack von Dr. Faustens Künsten hatte, wollte ich mich auf den fliegenden Teppich nicht einlassen, mit dem er damals, wenn ich mich nicht irre, zu Auerbachs Weinkeller geflogen sein soll. Auch hatte ich keinen Mephisto als Busenfreund und Flugkapitän.

Daher ließ ich mir etwas Realeres einfallen und beschloß damals, mich im Fallschirmspringen zu üben. Der Fallschirm stand in unserem Schirmständer. Das Flugzeug war der Balkon. Ich wählte den riesengroßen, schon recht verschossenen, häßlichen grauen Parapluie einer längst verstorbenen Großtante, weil er die größte Spannweite und das kräftigste Gestänge hatte. Er diente uns nur bei besonderen Unwettern oder Gewittern für den Weg zum Krämer oder Milchmann, weil er wegen seiner Spannweite den Regen, wenn nötig, sogar von zwei bis drei Personen abhalten konnte. Eifrig befestigte ich bei aufgespanntem Schirm die Enden des Schirmgestänges mit Schnüren fest an den Schirmgriff und glaubte damit das Umkehren des Schirmes beim Fall zu verhindern. Dann machte ich mich fertig zum Absprung. Nach dem Übersteigen der Balkonbrüstung sprang ich tatsächlich mutig vom ersten Stock ab. Auf den bei Fallschirmspringern üblichen Hechtsprung verzichtete ich weise, denn der Boden war zu nahe. Wirklich zu nahe, das merkte ich nämlich sofort, denn in Sekundenschnelle schlug ich mir beim Aufsprung ein Knie so unters Kinn, daß ich mir mit


Zeichnung: Canzler

meinen damals noch tadellosen Zähnen kräftig in die Zunge biß.

Der Schirm hatte mich nämlich elend im Stich gelassen und sich trotz aller Vorkehrungsmaßnahmen glatt umgekehrt, so daß ich gleich besser ohne Schirm gesprungen wäre. Seit dieser seligen Zeit her weiß ich, daß man Balkone besser und sicherer durchs Hausinnere verläßt.

Ich liege nun heute und in dieser Stunde auf meinem eigenen Hausbalkon. Er ist klein, aus Holz und kaum breiter als mein Liegestuhl. Aber er macht mir viel Freude, und es träumt sich in der Sonnenwärme gut darauf. Wenn ich sie auch nicht sehen kann, so weiß ich doch die Berge um mich, denn ich höre am Kuhglockengeläut, wie der Hirt über die grünen Matten der Puit gegen Abend das Vieh gemächlich ins Tal treibt. Bei Föhnwetter kann ich sogar das leise Summen des Sessellifts vernehmen, der die Bergsteiger unserer Zeit leicht und schwebend hinauf auf den Kranzberg hebt. Ich bin dankbar für das auffrischende kühle Lüftchen, das vom Wetterstein herüberweht und weiß genau, wenn ich ein kurzes,

krallendes Geräusch höre, daß die Katze des Nachbarn im Garten über die hölzerne Trennungswand am Hause gehuscht ist.

Mit leichtem Stampfen machen sich die Schäflein der Nachbarin im Stall bemerkbar, und ich denke an das arme Lämmlein der Nachbarsfrau, das im vergangenen Sommer beim Weiden auf dem Karwendelgrat zu keck und zu lustig war und sechzig Meter weit die Wand hinabstürzte und dort, o Glück im Unglück, auf ein schmales Grasband fiel, wo es unverletzt tagelang friedlich weiter graste. Der Sohn der Nachbarin konnte dann mit Hilfe eines Kameraden sich abseilen und das weiße, wollige Geschöpf sicher bergen und wieder zur Höhe bringen. Ein Grasbalkon war es also, der das Lamm rettete, ein Balkon von Gottes Hand in einer viele hundert Meter hohen Felswand.

Ich höre, wie unter mir der Herbstwind leise die gilbenden Blätter der Büsche fächelt. Heute ist es wirklich besonders friedlich und schön hier auf meinem kleinen Holzbalkon.

„Vati, Vati, du sollst zum Kaffeetrinken kommen!" So höre ich eben meine Tochter rufen. Entschuldigen Sie mich also bitte, ich muß wirklich in der warmen Sonne ein wenig geträumt haben . . .

Wilhelm Schwind (Mittenwald)

Heimkehr mit Hindernissen

Nach einem arbeitsreichen, ziemlich anstrengenden Tag sitze ich in der Straßenbahn und lasse mich nach Hause schaukeln. Meine Begleitung brachte mich an die Haltestelle, und als der Wagen kam, drückte sie mir den Außengriff in die Hand und verabschiedete sich. Ich zwängte mich mühsam durch die dicht an dicht stehenden Fahrgäste zum Platz für Schwerbeschädigte.

Jetzt sitze ich da und passe scharf auf. Ja, ich muß höllisch aufpassen, um nicht an meiner Haltestelle vorbeizufahren, wie das schon einigemal geschehen ist; denn um diese Zeit ist der Abruf der einzelnen Stationen durch den Schaffner leicht zu überhören, zu voll ist der Wagen und zu lebhaft wird manche Unterhaltung geführt. Heute aber habe ich Glück. Gerade neben mir ruft der Schaffner die Station aus.

Mühsam zwänge ich mich wieder ins Freie und gehe am Bordstein entlang die Straße hinab. Da ist der Lichtmast, an dem ich die Straße überqueren muß. Aber das ist gar nicht so einfach. In diesen Abendstunden ist die Straße sehr belebt, Autos, Straßenbahnen, Motorräder und auch Fahrräder ziehen fast ununterbrochen an mir vorbei. Jetzt ist einen Augenblick Ruhe, und ich kann es wagen, hinüberzugehen.

Hoffentlich kommt kein Radfahrer, den ich ja vorher kaum hören könnte, und der vielleicht meine Armbinde und den schlanken weißen Stock in meiner Hand nicht bemerkt!

Nein, es geht gut, ich bin hinüber. Munter schreite ich voran, überquere eine zweite, wenig belebte Straße und fange an, mich innerlich gehenzulassen, jetzt kann mir ja nichts mehr passieren, jetzt bin ich bald – au, verflixt, was steht denn da im Weg? Mit der einen Hand reibe ich meinen Kopf, der mit einem weit hörbaren „Bumms" gegen ein hochragendes Hindernis geknallt ist, während ich mit der anderen Hand versuche, wenigstens eines von den zahllosen Sternchen einzufangen, die vor meinen Augen tanzen. Da faßt mich jemand am Arm und führt mich um das Hindernis herum. Man erklärt mir, daß da, wo ich tagtäglich entlanggehe, am Vormittag ein Baugerüst aufgestellt worden ist. Nun ja, was soll man da schon machen?

Ich bedanke mich und gehe allein weiter. Als ich vor dem Gemüseladen an der Ecke mit knapper Not eine zufällig stehengebliebene Apfelsinenkiste umschifft habe, atme ich auf. Wie gut, daß ich „nur" ein ganz normaler Kriegsblinder bin, der keine zu-

sätzlichen Schädigungen aufweist, außer einer dicken Beule am Kopf natürlich und einem wieder einmal stark angeknacksten Selbstbewußtsein. Ich lächle und gehe weiter. Ob es ein heiteres oder ein bitteres Lächeln war?

Und da gehe ich schon sanft in die Knie. Ein großer Erdhaufen mitten auf dem Bürgersteig. Nanu? Ich bin ratlos. Rings ist alles still. Kein Passant, kein Helfer weit und breit. Vergeblich taste ich umher. Bretter, Erde. Bin ich falsch gegangen? Und seltsam, tief unten, zu meinen Füßen, wie aus einem tiefen Graben, immer wieder Geraschel von Papier. Unheimlich. Da fällt bei mir der Groschen: Kabelarbeiten.

„Ist da jemand?" rufe ich, „können Sie mir weiterhelfen?"

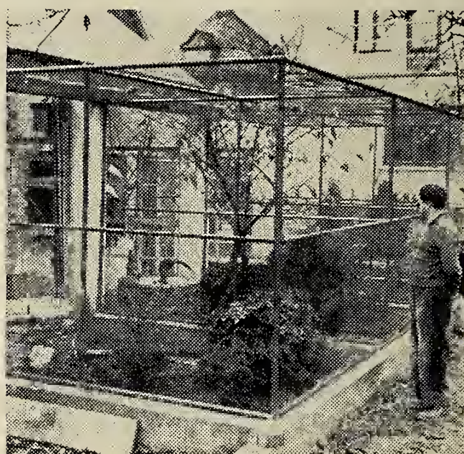
Einen Moment Stille, sehr spannend. Dann aus der Tiefe da drunten ein halb mürrischer, halb gemütlicher Ruf: „Es is' Middag!"

A. L. / H. L.

Lebensfreude durch Tierliebe

Kriegsblinder baute sich eine Ziergeflügelzucht auf

Als er noch im Felde stand, da fragte er in jedem Brief, fern aus Rußland her, bei seinen Eltern an: „Was machen meine Tauben?" Schon in jungen Jahren hatte seine Liebe der Taubenzucht und den Ziervögeln gegolten. „In jeder Ecke in meinem Elternhaus", so erzählt er uns, „hingen Vogelkäfige. Immer habe ich mit diesen gefiederten Freunden zu tun gehabt. Schon als kleiner Junge besaß ich Wellensittiche, Kanarienvögel und Lachtäubchen. Später züchtete ich Brieftauben."



Acht derartige Volieren hat der kriegsblinde Züchter hinter seinem Hause errichtet. Er tat es aus Tierliebe, nicht um Geld zu verdienen. Fotos (2): Ritzel



Edgar Kleber hat eine weiße Pfautaube auf seine Schulter gerufen. Foto: Rode

Es gibt zwar kriegsblinde Taubenzüchter, und mancher von ihnen hat gute Erfolge, besonders dann, wenn er sehende Taubenkenner zu Freunden hat und sich dann und wann beraten lassen kann. Aber der Mann, den wir heute in dem kleinen Ort Kriftel im Taunus besuchen, steht auf dem Standpunkt, daß man zum Taubenzüchten sehen können muß. Form und Kopf der Tauben kann man noch fühlen, so meint er, aber ihren Wert erkennt man nur mit den Augen. Damit war es aber vorbei, als er 1944 schwerverwundet heimkehrte, als Kriegsblinder. Er schaffte sich andere Vögel an, die man in Gehegen halten kann. Von ihnen spricht er mit einer Liebe und Begeisterung, daß man den Eindruck hat, er kenne jedes Federchen an ihnen und bemerke jede noch so kleine Veränderung in ihrem Verhalten und wisse sie frühzeitiger zu deuten als mancher Sehende, der mit den Tieren nicht so verwachsen ist.

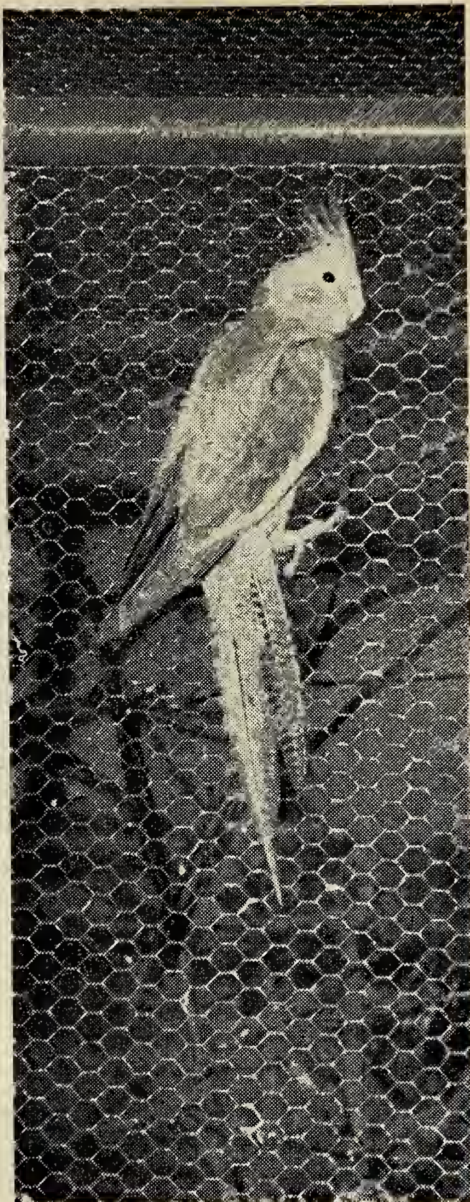
Ein buntes Schild am Tor seines Hauses weist ihn als Ziergeflügelzüchter aus. Edgar

Kleber ist sein Name, und er ist 36 Jahre alt. Eigentlich wollte er Botanik studieren, denn von Anfang an hat die Liebe zur Natur sein Leben bestimmt. Nun findet er Erfüllung in der Pflege seiner mehr als 150 Zuchttiere, die in großen Volieren hinter dem Hause von ihm gepflegt werden. Hier singen, fliegen und brüten die verschiedensten Wald- und Ziervögel, darunter seltene und kostbare Exemplare.

Das Freigehege mit den Grünanpflanzungen, den Springbrunnen und der anschließenden Glasüberdachung hat Edgar Kleber nach eigenen Plänen selbst geschaffen. Er versteht sich auf Maurerarbeiten. Die Gehege sind so vorbildlich, daß der Vorsitzende des Wellensittichverbandes bei einem Besuch in Kriftel ganz begeistert war. In der Mitte jeder Voliere steht ein Springbrunnen mit flachem Becken, in dem die Vögel im Sommer baden. Selbst die Nistkästen hat Edgar Kleber, nachdem der Schreiner die Hölzer zurechtgeschnitten hatte, selbst zusammengefügt. Selbstverständlich kennt der Kriegsblinde die Grenzen der ihm verbliebenen Fähigkeiten. Vieles schafft er zwar ohne jede Hilfe. So ist es ausschließlich seine Sache, die Gehege zu reinigen sowie die Vögel zu füttern und zu tränken. Auch das Umgraben und das Ansäen von Hafer nimmt er selber vor. Aber bei der Nestkontrolle und bei der Beringung der Jungvögel muß ihm seine Frau helfen. Auch muß seine Frau das Zuchtbuch sowie das polizeiliche Nachweisbuch führen, und sie muß die Vögel einfangen, die für den Versand bestimmt sind. Edgar Kleber nimmt dann jedes Tier noch einmal in die Hand, um festzustellen, ob es in guter Verfassung ist und als versandfähig gelten kann.

Aber Geschäfte sind mit diesem Verkauf nicht zu machen. Der Kriegsblinde betreibt seine Vogelzucht als reine Liebhaberei. Wenn man eine Ziergeflügelzucht als Erwerbsquelle aufbauen will, so gehört dazu eine Anlage von mindestens 50 Volieren.

Trotzdem ist Kleber ein sehr zielbewußter Züchter. Er widmet sich vor allem der Zucht violetter Wellensittiche und der Zucht von Lutinos, der sprechbegabtesten Art der Wellensittiche mit dem goldgelben Gefieder und den leuchtendroten Augen. In den acht geräumigen Vogelhäusern finden wir aber auch



andere Arten. In einer dieser Volieren sind Farbkanarien, auf dem Boden spaziert ein Goldfasan, dessen Heimat China ist. Im Gehege nebenan zwitschern Waldvögel, Dompfaffen, Distelfinken, eine Goldammer und Bluthänflinge, mitten unter ihnen auch ein Zeisig. Das Dompfaffenpärchen brütet ab und zu. Edgar Kleber erzählt, wie diese Vögel die Stimmen anderer nachahmen und wie sie, nestjung aufgezogen, kleine Melodien nach der Orgel pfeifen lernen. Sie sind übrigens auf Lebenszeit gepaart. Wenn ein Tier eingeht, folgt ihm das andere bald nach, sehr im Gegensatz zum Wellensittich, dessen Weibchen am liebsten mit zehn Hähnchen anbändelt. Einmal war ein Dompfaffenmännchen für ein paar Tage entflogen. Das trauernde Weibchen zerstörte das ganze Gelege.

Auch blaue Wellensittiche sind zu finden, Vögel, die man erst seit 1924 kennt und von denen damals jedes Paar bis zu 5000 Mark kostete – soviel wie ein Rennpferd. Kleber hat auch Nymphensittiche, die sprechen und pfeifen lernen, er hat weiße und dunkle Lachtauben, die einzigen Zuchttiere weit und breit, und auch weiße Pfautauben bestätigen, daß er sich von seiner früheren Liebhaberei noch nicht ganz getrennt hat. Auch Diamanttauben gedeihen prächtig in seinen Gehegen. All die Arten, die in den Vogelhäusern zu finden sind, lassen sich gar nicht aufzählen, und wenn dieses Buch erscheint, sind schon wieder neue, noch seltenere Tiere dazugekommen. Als besonders hübsche Rasse seien aber noch die Chabo-Zwerghühner erwähnt, die bisweilen Fasanenküken führen.

Wie sehr sich all diese Vögel bei Edgar Kleber wohl fühlen, geht daraus hervor, daß sich die Amherstfasanen hier als sehr legefreudig erweisen. Während sonst eine Henne nur 15 bis 25 Eier durchschnittlich legt, haben hier zwei zusammen 98 Eier im Jahr gelegt, auch in früheren Jahren schon und jetzt wieder. Kleber sorgt allerdings auch für kräftiges, vielseitiges Futter – und für Trinkwasser. „Das ist das wichtigste während des Sommers und während der Legezeit", sagt er.

Während wir mit dem kriegsblinden Vogelzüchter in der Nähe seiner schön gestrichenen und auf Natursteinen errichteten Volieren im Garten sitzen, macht er uns auf das Balzspiel eines Fasanenhahnes aufmerksam. Stets sind seine Gedanken bei seinen Vögeln, immer lauscht er seinen Lieblingen. Andere Vogelliebhaber wissen, daß hier gesunde, schöne Tiere aufwachsen, und kaufen ihm gern die Nachzucht ab. Kleber versorgt Züchter in der ganzen Bundesrepublik, vor allem aber natürlich in seiner engeren Heimat. Der Erlös kommt in den Futterkasten.

WAS EIN MENSCH WERT IST

ERZÄHLUNG VON WILLY KRAMP

Es war im Sommer 1948, und wir Kriegsgefangenen in Sowjetrußland waren damals zu einer grauen Masse von Menschen zusammengeronnen, die nicht mehr allzu viel von sich selbst, geschweige denn einer vom anderen hielten. Vier Jahre lang war der Hunger unter uns umgegangen wie ein schwankender, elender, bösartiger Schatten. Er hatte uns eingeflüstert, daß wir uns ja nicht einbilden sollten, menschliches Leben sei viel mehr als Essen und Trinken. Auch die Misere schlich umher: die Freudlosigkeit war unser trüber Gefährte. Neid, Gier, Sorge, Angst begleiteten uns auf Schritt und Tritt – ein gespenstischer Chor, der bei Tag und noch schrecklicher bei Nacht uns den ewig gleichen Kehrreim in die Ohren krächzte: Rette dich selbst, es gibt keinen Nächsten! Rette dich selbst, es gibt keine Treue! Rette dich selbst, es gibt keinen Gott!

Und so suchte denn ein jeder, sich selbst zu retten. Nein, nicht ein jeder; das ist nicht wahr. Aber immerhin: sich selbst zu retten, und sei es „auf die Knochen der anderen", das war die praktizierte Geheimreligion der vielen geworden. Der Götze RETTE DICH SELBST thronte mitten unter uns.

Im heißen Sommer bauten wir eine Rohrleitung. Wir hoben Gräben von zwei Meter Tiefe aus, und in die Gräben versenkten wir mit Hilfe von Flaschenzügen zwanzig Meter lange Stahlrohre, die auf der Sohle des Grabens aneinandergeschweißt wurden. Die Flaschenzüge waren alt und schlecht im Stande, man konnte – wie uns die Erfahrung gelehrt hatte – kein Zutrauen zu ihnen haben, noch weniger zu den Haltetauen;

mehr als einmal hatte es sich zu unserem Schrecken ereignet, daß die schweren Stahlrohre mitsamt den Flaschenzügen, in denen sie hingen, einfach hinabstürzten. Größte Vorsicht im Umgang mit dieser unberechenbaren und tückischen Maschinerie war deshalb geboten, denn auch auf der Arbeitsstelle galt natürlich das Dogma unserer Geheimreligion – und hier nicht einmal zu Unrecht –: rette dich selbst!

Eines Tages zeigte es sich, daß die Sohle an einer Stelle nicht tief genug ausgehoben war. Das neue Rohr lag mit den schon herabgelassenen anderen nicht auf vollkommen gleicher Höhe.

Der russische Meister befahl ärgerlich, daß das Rohr alsbald wieder hochgezogen werde und daß einige von uns in den Graben hinabstiegen, um unter dem in den Haltetauen schwebenden Rohr die Sohle einzuebnen. Dies hätte bedeutet, sich in unmittelbare Lebensgefahr zu begeben; kein Wunder daher, daß der Befehl des Natschalnik durch ein empörtes Murren auf unserer Seite beantwortet wurde.

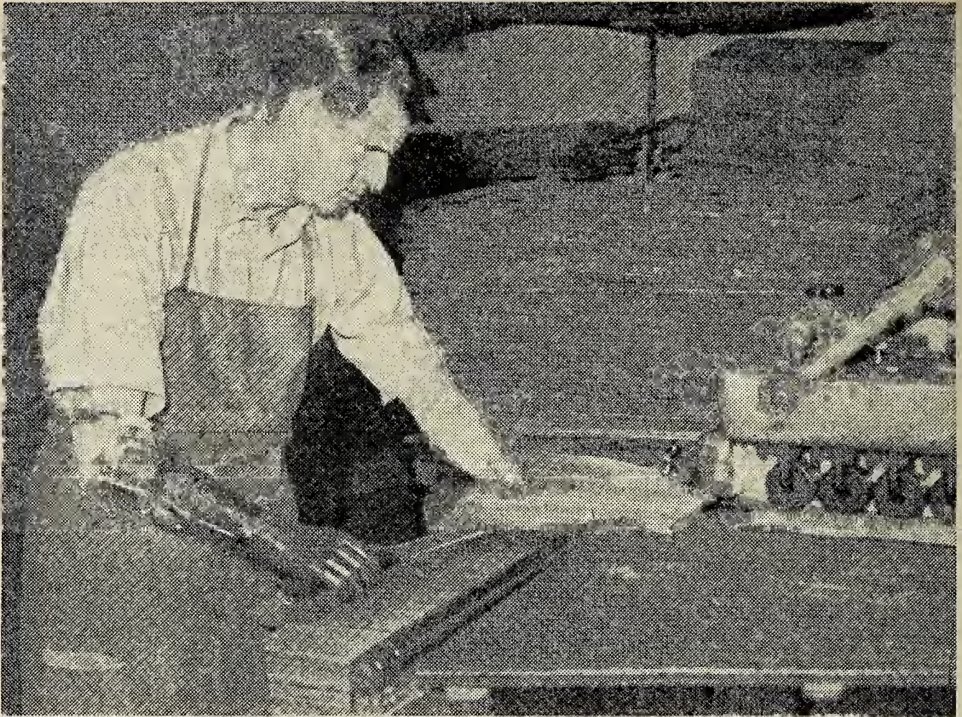
Der deutsche Führer unserer Arbeitsgruppe, ein Fachmann im Tiefbau, machte den Russen auf die Gefährlichkeit seines Vorhabens aufmerksam und schlug vor, das Rohr nochmals aus den Tauen zu lösen und es neben dem Graben auf die Erde niederzulassen, bis die Sohle auf die richtige Tiefe gebracht sei. Allein, der Natschalnik, einzig darauf bedacht, seine Tagesnorm schnell zu erfüllen, lehnte den Vorschlag rundweg ab und wiederholte seinen Befehl, jetzt schon heftiger und nicht ohne eine versteckte Drohung mit Meldung beim NKWD wegen Sabotage auf dem Arbeitsplatz.

Alle starrten wir auf unseren deutschen Brigadier, den Arbeitsführer unseres kleinen Kommandos. Er war der Mann, der die Befehle des Natschalnik an uns weiterzugeben hatte und der für die Durchführung verantwortlich war. Bei ihm lag die Entscheidung darüber, ob einige von uns gezwungen werden sollten, um der Leistungsprämie des Natschalnik willen ihr Leben zu wagen oder nicht.

Unser Brigadier war nicht sonderlich beliebt bei uns. Er sah töricht und kläglich aus, wie er jetzt dort vor dem wütenden Russen stand. Die Drohung, die der Meister soeben ausgesprochen hatte, war ihm in die Glieder gefahren. – NKWD! Sein dickes Gesicht verzog sich zu einem hilflos-weinerlichen Ausdruck. Jeder von uns wußte, daß der gute Mann nicht von ungefähr seine aufgeschwemmten Backen hatte; er war einer der wenigen, die bei uns Geld verdienten, und er verdiente es, indem er uns zur Arbeit antrieb. Er machte Geschäfte mit den deutschen Köchen und mit den russischen Zivilisten; aber bei alledem war er nicht eigentlich schlecht, nicht schlechter jedenfalls als andere Kommandoführer auch, wenn man voraussetzte, daß es die verfluchte Pflicht jedes Kriegsgefangenen war, den eigenen Bauch zuerst zu füllen. Gelegentlich kam sogar eine etwas schwammige Gutmütigkeit bei ihm zum Vorschein; und wenn man seinen Er-



Russische Nacht, Holzschnitt von Friedr. Diehl



Ludwig Grünwied hat vielleicht das allerschwerste Schicksal aller deutschen Kriegsblinden zu tragen, aber er hat sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden, seit er an der Furniermaschine steht und mit seinen beiden Armstümpfen die von der Maschine zusammengeklebten Flächen abnimmt und zur Seite legt. Ludwig Grünwied, der in Ichenhausen (Reg.-Bezirk Augsburg) lebt, hat nicht nur das Augenlicht und beide Hände verloren, sondern ist auch vollständig taub. Man merkt es ihm an: Er ist stärker als sein Schicksal.

zählungen glauben durfte, so war er ein brauchbarer Korporal, im Fronteinsatz gewesen, dazu ein braver Ernährer seiner jungen Frau und seines kleinen Töchterchens.

Alles in allem jedoch hatten wir den Eindruck, daß unser Brigadier, um sich selbst durchzubringen, ja um auch nur satt zu werden, immerhin zu diesem und jenem bereit gewesen wäre. Auch ich persönlich schätzte ihn so ein. Wenn ich sah, wie er Kameraden anschrie, um den Russen nicht zu mißfallen, wenn ich ihn Zoten erzählen und selbst am lautesten belachen hörte, so hatte ich mich schon manchmal mit einer leisen Geringschätzung gefragt: Was ist so ein Mensch eigentlich wert?

Dieser Mann, der sonst so gut Freund mit den Russen war, stand jetzt jedoch in einer offensichtlichen inneren Not vor dem russischen Meister. Er schluckte, schüttelte den Kopf, blickte zu uns herüber... Vielleicht dachte auch er in diesem Augenblick darüber nach, was wir eigentlich noch wert seien, die wir da, zerlumpte schattenhafte Fragmente unsrer selbst, auf seine Entscheidung warteten.

Als der Natschalnik bei unserem Brigadier auf solch unerwarteten Widerstand stieß, wandte er sich an dessen Stellvertreter, einen noch sehr jungen Kriegsgefangenen aus Ostpreußen, der als Sechzehnjähriger seinerzeit in den Krieg gezogen war und inzwischen erfahren hatte, daß sowohl seine Eltern als auch seine beiden jüngeren Geschwister auf der Flucht vor der Roten Armee umgekommen waren. Diesen Jungen hätte man gernhaben können, wenn er nicht so völlig verwildert gewesen wäre. Da er sich als halbes Kind in die Notwendigkeit versetzt gesehen hatte, entweder um sich zu schlagen oder unterzugehen, hatte er eben um sich geschlagen und war auf diese Weise am Leben geblieben.

Dieser hübsche blonde Junge war ganz gewiß nicht schlecht; er war ein Opfer der schrecklichen Unordnung unserer Zeit. Besonders häufig hörte man ihn sagen, daß die Alten weit schlimmer seien als die Jungen, wo es um das volle Kochgeschirr ginge. Er war einer der ganz wenigen, die nichts von einer Weihnachtsfeier im Lager wissen wollten.

Als nun Kalli – so nannten wir den Ostpreußen – von dem erregten Natschalnik den Befehl erhielt, einige seiner Kameraden unter das schwebende Rohr zu schicken, verfärbte er sich dunkelrot vor Zorn. Er stampfte mit dem Fuß auf und schrie: „Verrückt müßt' ich sein! Holt euch den Dreck selber heraus!"

Der Posten lief herbei, und als ihm auseinandergesetzt worden war, worum es ging, schloß er sich, mit dem Gewehrkolben fuchtelnd, der Drohung des Meisters an. Er werde, schrie er, die beiden Saboteure sofort verhaften und wegen Behinderung der Arbeit auf der Baustelle zum NKWD bringen. Und nun also zum letzten Male: Ob sie den Befehl geben würden, daß die Sohle unter dem Rohr eingeebnet werde, oder nicht?

Die nackte Angst schrie unserem Brigadier aus den Augen. Mit zuckenden Lippen murmelte er: „Das kann man nicht machen. Das kann man nicht machen."

Und neben ihm stand der hübsche, blonde, zornige Junge mit verbissenem Gesicht. Er wagte keine Widerrede mehr.

Wir übrigen aber hielten den Atem an.

Rette dich selbst! RETTE DICH SELBST! Du darfst nur noch eine Sorge haben, lieber Kamerad: daß dein eigenes Kochgeschirr voll wird! Das Leben ist Essen und Trinken!

Auf einmal aber, auf einmal war das Leben nicht mehr Essen und Trinken. Nicht mehr: RETTE DICH SELBST! Denn der dicke, kreidebleiche Unteroffizier aus Mecklenburg hätte sich doch selbst retten können, wenn er den Befehl des Russen weitergegeben hätte – wütend vielleicht, ärgerlich, achselzuckend: Tut mir leid, aber ich bin auch nur ein kleiner Kriegsgefangener, ich muß gehorchen! – Nein, er gehorchte dem Befehl nicht. Er gehorchte einem Etwas in ihm selber, an dessen Vorhandensein wir alle kaum mehr geglaubt hatten, besonders nicht bei diesem vollgefressenen Kerl da. Wir standen und starrten ...

Jetzt aber kam der russische Meister mit ein paar schnellen Schritten zu uns heran, packte einen, zwei, drei, vier der Männer bei der Brust und stieß sie auf den Graben zu.

„Da hinunter, marsch!"

Wir verstanden recht gut. Soviel Russisch sprachen wir zu der Zeit ja schon alle.

Doch nun geschah das zweite Wunder.

Unser Brigadier winkte die Männer zurück, trat vor die Russen hin und sagte verhältnismäßig ruhig: „Lassen Sie die Leute in Frieden! Ich gehe selbst in den Graben."

Und als er das sagte, hatte er ein anderes Gesicht als sonst. Ein festeres, besseres Gesicht. Vielleicht war er doch ein tapferer, anständiger Soldat gewesen.

Und schon stieß auch der junge, wilde Ostpreuße mit sich überschlagender Stimme her-

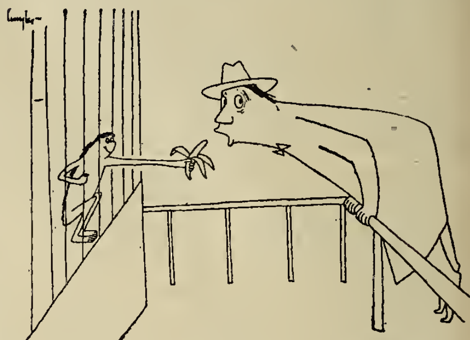
vor: „Ich geh' auch. Ich geh' auch in den Graben."

Der russische Meister griff sich verdutzt in die Rocktasche, holte eine Handvoll Sonnenblumenkerne hervor und begann zu kauen und zu spucken. Die beiden Männer stürzten sich in den Graben wie in den Tod. Wir aber standen neben dem schwebenden Rohr, unter dem sie verschwunden waren. Wir sahen nach den Haltetauen, nach den Flaschenzügen, die bieder und fest dastanden ...

Von unten hörte man jetzt die Geräusche des Arbeitens. Die beiden unter dem Rohr sagten etwas zueinander; wir hörten es nur als hastiges Gemurmel. Sie wagten wohl nicht, laut zu sprechen, während der Tod über ihnen hing.

In diesen Minuten aber – denn es handelte sich nur um Minuten – verwandelte sich etwas in uns allen. Wir hatten auf einmal wieder einen Nächsten, um dessen Leben wir bangten. Der böse Götze RETTE DICH SELBST war umgestoßen worden durch zwei Menschen, die bisher selbst zu seinen eifrigsten Anbetern gehört hatten. Und indem dies geschah, waren wir auf einmal erlöst von der schrecklichen Einsamkeit der Selbstbewahrung, des Neides, des Mißtrauens, des Hasses. Wir waren Brüder, Gefährten in unserem Leid, inmitten einer öden, feindlichen Fremde. Wir gehörten wieder zusammen, wie richtige gute Menschen zusammengehören dürfen. Zwei der unsrigen achteten da soeben ihr Leben gering für uns, soviel waren wir also noch wert ...

Denn jeden Augenblick konnte das Furchtbare geschehen. Jedes Wort, das sie da unten sprachen, konnte ihr letztes sein ... Und wir



Zeichnung: Canzler

standen, verkrampften uns im zitternden Hinstarren und Hinhören, während der russische Meister aufgeregt seine Sonnenblumenkerne kaute und der Posten, das Gewehr am Riemen schlenkernd, ins Leere starrte.

Was jetzt noch zu erzählen ist, mag vielleicht wie ausgedacht klingen. Aber es ist nicht ausgedacht. Es ist vom Leben selbst diktiert. Kaum nämlich waren die beiden Männer mit erleichtert aufleuchtenden Gesichtern am freien Ende des Rohres wieder aufgetaucht, noch hatten sie nicht Zeit gehabt, ein einziges Wort zu sprechen oder auch nur sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, da stürzte – genau wie wir es befürchtet hatten – mit entsetzlicher Gewalt das Rohr in die Tiefe des Grabens hinab. Die Flaschenzüge waren einfach zu schwach, das schwere Gewicht so lange zu halten, sie stürzten mit ... Und dies alles vollzog sich so gräßlich schnell und gleichsam beiläufig, daß nicht einmal ein Schrei, ein Ruf des Erstaunens oder Schreckens laut wurde. Immer noch standen die beiden Männer, die ihr Leben für uns eingesetzt hatten, drunten an die Grabenwand gelehnt. Sie brachten kein Wort hervor. Sie wischten sich nur die Stirn und lächelten töricht, als endlich einer von uns zu ihnen hinabrief: „Mensch, e i n e Minute früher ... ! E i n e Minute früher ... !"

Später bemerkte einer, die beiden würden wohl Plattfüße bekommen haben, wären sie noch eine Minute länger unter dem Rohr gewesen. Und wir lachten, wir lachten lange und laut; wann hatten wir eigentlich zum letzten Male so gelacht? Sonst wurde weiter nicht viel über die Sache gesprochen.

„Eins, zwei, drei und hopp!"

Die so heilsamen Leiden eines „jungen" Sportlers

Alles ging so schnell, daß ich gar nicht recht zur Besinnung gekommen war. Nach kurzem Zögern hatte ich mich entschlossen, oder ehrlicher gesagt: hatte ich mich dazu überreden lassen, jede Woche einmal an den heilgymnastischen Übungen teilzunehmen, die in unserer Stadt einige kriegsblinde Kameraden ins Leben gerufen haben. Es dauert ja nur eine Stunde, so hatte ich mir gedacht, was kann dir da schon groß passieren! Früher war ich halbe Tage lang auf dem Sportplatz herumgerannt und hatte nachher noch gefragt, wo heute etwas los sei. Aber ach, wie sehr müssen sich in diesen Jahren meine Zeitvorstellungen gewandelt haben! Jetzt ist die Turnstunde noch keine zehn Minuten alt, und schon scheint es mir eine Ewigkeit, daß die junge und flotte Sportlehrerin mit kräftigem Händeklatschen und einem munteren: „Also fangen wir an!" die erbarmungslose Muskelmühle in Gang setzte.

Was habe ich nur verbrochen, daß ich nun hier auf dem Bauch liege und einmal das rechte Bein und dann den linken Arm in die Luft schleudere und mich mit allen möglichen und unmöglichen Verrenkungen abplage? Schon rinnt mir der Schweiß in Strömen über das Gesicht. Und diese Kurzatmigkeit! Sollte ich denn Asthma haben? Da klingt schon wieder diese aufreizend frische und muntere Stimme der Turnlehrerin wie durch einen dünnen Schleier an mein Ohr: „Eins, zwei, drei und hopp, eins, zwei, drei und hopp!" Was soll ich und was sollen mit mir die anderen Kameraden machen? Ja, sind wir denn Schlangenmenschen, daß wir auf dem Bauche liegend Arme und Beine ruckartig nach oben schnellen sollen?

Aber in meine verzweifelten Gedanken schießt wie ein Blitz die Erinnerung daran, daß mir gerade diese Übung früher immer viel Spaß gemacht hat. Ja, ja, früher, aber doch nicht heute, doch nicht nach fünfzehn, zwanzig Jahren! Doch es hilft nichts, ich krümme mich unter Schmerzen nach oben. Wie gut, daß neben mir Kameraden sind, die genau so stöhnen wie ich. Jetzt befiehlt die unbarmherzige Stimme irgendwo im Raum: „Alle auf den Rücken legen, die Arme an den Körper anlegen und die geschlossenen Beine langsam nach oben führen!" Richtig, diese Übung kenne ich, die ist nicht schwer, dabei kann man sich wieder etwas erholen.

Aber komisch, wie sehr sich alles verändert hat: Früher waren doch meine Beine nie so schwer gewesen. Auch die Entfernungen müssen sich geändert haben, jetzt führe ich doch schon so lange die Beine nach oben, und noch immer stehen sie nicht senkrecht, wie man mir zuruft. Da endlich kommt die fernmündliche Erlaubnis, die Beine wieder zu senken, aber bitte langsam, ganz langsam. Wie urplötzlich sich doch alles in dieser Welt wandeln kann! Eben, als ich sie feierlich erheben mußte, da waren meine guten, alten Knochen noch schwer wie Holz und jetzt, da ich sie ganz langsam wieder auf die Erde zurückgleiten lassen soll, jetzt sind sie plötzlich wie aus Blei und wollen mit aller Gewalt auf den Boden plumpsen. Wenn ich sie doch nur vorher angebunden hätte und sie nun langsam niederlassen könnte!

Wie lange geht das nun eigentlich schon, ist denn noch nicht bald Schluß? Aber noch kommen einige gemütliche Übungen, sozusagen zum Nachtisch, ehe wir uns von unserer unwürdigen Lage auf dem bösartig harten Turnhallenboden erheben dürfen. Kaum aber stehe ich auf den Beinen, da

bereue ich meine schlechten Gedanken. Wie war's am Boden doch vordem auf Bauch und Rücken so bequem! Jetzt erst fühle ich so richtig, was so ein Körper alles an Muskeln und Knochen und Sehnen und Gelenken aufzuweisen hat, jetzt, da sich jedes einzelne dieser Gebilde sozusagen laut stöhnend meldet. Gut nur, daß ich klatschnaß bin, als sei ich eben aus einem Wolkenbruch unter ein schützendes Dach geflüchtet. Auf diese Weise bekommen die brennenden Glieder wenigstens etwas Kühlung.

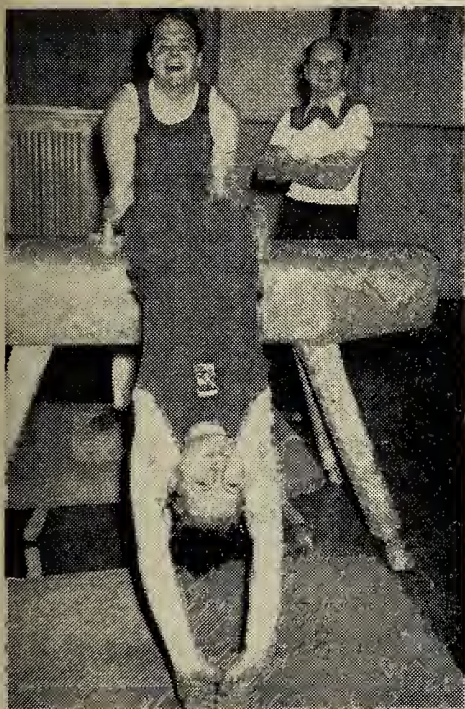
Unter innerem Vorbehalt wegen der nächsten Turnstunde will ich mich eben auf die Kleidersuche machen, da faßt mich eine feste Hand am Arm, und die Stimme der Sportlehrerin fordert mich freundlich und zugleich energisch auf, nur dazubleiben, die Stunde sei nicht etwa schon zu Ende. „Wieso denn?" frage ich verdutzt, „wir müssen doch schon über die Zeit sein, es war doch so lang..." Man lacht mich aus und erklärt mir, vorerst sei erst die Hälfte der Sportstunde verflossen, ich müsse mich wohl geirrt haben. Ich denke an Albert Einstein und seine berühmte Theorie von der Relativität, die ich gerade jetzt, in diesem Augenblick, so ganz begreife.



Bei Versehrtensportfesten machen auch Kriegsblinde mit, aber es geht dabei nicht um Rekorde, und Spezialkönner sind nicht gefragt. Fotos (2): Herbst

Aber zum Grübeln bleibt keine Zeit. In der Mitte der Halle, so wird uns erklärt, stehe inzwischen eine etwa drei Meter lange und rund 50 Zentimeter breite Bank, deren hölzerne Oberfläche glatt poliert und an den Kanten stark abgerundet sei und sich etwa kniehoch über dem Boden befinde. Am Ende der Bank, so sagt man uns weiter, liege eine dicke Matte, es könne also gar nichts passieren. Ein Kamerad nach dem andern rutscht nun auf dem Bauch über die Bank, wobei er sich abwechselnd mit der rechten oder mit der linken Hand voranziehen muß. Auch ich bin nun an der Reihe. Unter Ächzen und „Huh" und „Buh" rutsche ich bäuchlings über die Bank, wobei mich auf den ganzen drei Metern der unangenehme Gedanke an einen noch unangenehmeren spitzen Holzsplitter quält, der sich heimtückisch in Brust oder Bauch bohren könnte oder, besser gesagt, den ich mir selbst törichterweise ins eigene Fleisch treiben könnte. Natürlich ist das Unsinn, und jetzt bin ich ja auch schon am Ende der Bank.

Von einem Purzelbaum aber, den ich da ins Nichts hinab machen soll, will mein Selbsterhaltungstrieb mich unbedingt abhalten. Aber die aufmunternden Zurufe der Kameraden und die so aufreizend muntere Stimme der jungen „Sportpädagogin" treiben mich doch in den Abgrund. Ich ziehe den Kopf ein und gebe zuerst meinem Herzen einen Stoß, dann schiebe ich mich vorwärts, und mit einem häßlichen, dumpfen Poltern falle ich auf die rauhe Matte nieder. Als ich eben eine gemütlichere Lage einnehmen will, um mich auszuruhen, da höre ich ein bedrohliches Schnaufen über mir. Blitzschnell begreife ich, daß sich im nächsten Augenblick mein Nachfolger häuslich auf mir niederlassen wird, wenn ich nicht



Das wird morgen einen schrecklichen Muskelkater geben! Aber solche Übungen tun gut, wenn man – wie die meisten Kriegsblinden – an eine sitzende Lebensweise gebunden ist. Foto: Lorz

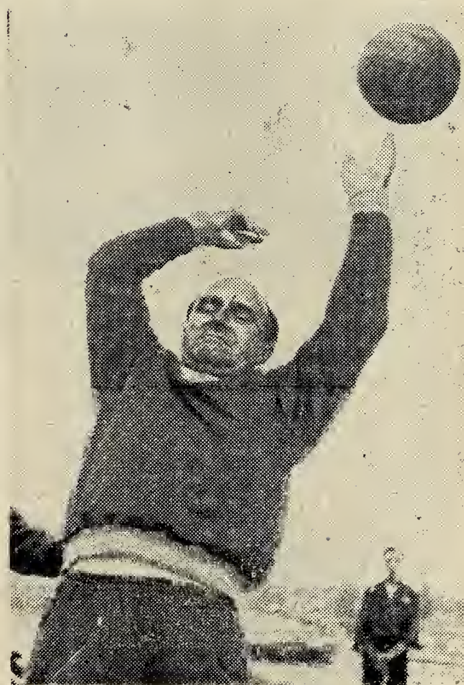
schleunigst das Feld räume. Im Nu bin ich auf den Beinen und gebe dem nächsten purzelbaumhungrigen Turner freie Bahn. Nachdem wir alle noch einige Male in den unmöglichsten und unwürdigsten Lagen über diese wahrhafte Folterbank gerutscht sind, einmal sogar auf dem Rücken und uns nur mit den Schulterblättern rückwärts bewegend, etwa wie eine Schlangenmißgeburt, deren Laufrippen versehentlich auf dem Rücken gewachsen sind, nachdem also all diese heiteren Spielchen ausgespielt sind, kommt plötzlich und fast etwas überraschend der laute Zuruf der jungen Lehrerin: „So, für heute ist nun Schluß, bis zum nächsten Mal!"

Ich suche mit den Kameraden die Kleiderecke auf und gebe mich recht munter. „Na, wirst du nächste Woche wiederkommen?" fragt mich mein Nachbar zur Linken, der sich gerade den nassen Rücken mit dem Handtuch trockenreibt. Inzwischen mit den Strapazen der ersten halben Stunde innerlich ausgesöhnt, antworte ich ruhig und überlegt:

„Ja, ich werde wiederkommen, von nun an werde ich regelmäßig kommen, ich habe gerade heute gemerkt, wie träge und faul mein Körper in diesen Jahren geworden ist. Aber den will ich wieder in Schwung bringen."

Die anderen Kameraden lachen und meinen, darauf könne ich mich verlassen, der werde hier wieder in Schwung gebracht, und zwar gründlich. Jeder von ihnen habe mal so angefangen wie ich heute, und keiner habe es bereut, gekommen zu sein. Ich gehe nach Hause und nehme mir fest vor, von nun an zu denen gehören zu wollen, die nicht bereuen, daß sie wieder unter die Sportler gegangen sind.

Ach so, ich vergaß ja zu erzählen, daß ausgerechnet an diesem ersten Nachmittag das Turnen am Barren, das ich früher mit Vorliebe getrieben habe, ausfiel, und daß das schlechte Wetter ein Spiel mit dem Klingelball – einem Ball mit eingebauten Glocken – unmöglich machte. Die gleiche Gruppe kommt außerdem regelmäßig zum Schwimmen und zum Kegeln zusammen. Das alles erfuhr ich erst als Belohnung für meinen Entschluß, weiter mitzumachen. A. L.



Über den Kopf nach rückwärts den Medizinball zu „schocken", das ist ein guter Ausgleich für Menschen, denen es an Bewegung fehlt, weil sie erblindet sind. Selbst sechzigjährige Kriegsblinde machen beim Blindensport mit, und sie gewinnen zur Gesundheit noch Freude gratis hinzu.

Erstens kommt es anders ...

Die spaßige Tauf-Erinnerung eines kriegsblinden Pastors

Ja, das war damals, als ich – ein frisch gebackener Pastor – meine erste Tauffeier halten mußte. „Zwei Kinder sind angemeldet", erläuterte mir der Küster und nannte die Taufnamen. Mir schlotterten etwas die Knie, was bei dem langen Talar zum Glück nicht auffiel: Hoffentlich behalte ich die Namen und bringe sie im entscheidenden Augenblick nicht durcheinander! Aber o Wunder: Es ging trotz meiner Befürchtungen alles gut: die Liturgie, die Ansprache, die Namensnennung und selbst der dreimalige Wasserguß am Taufbecken klappten ausgezeichnet. Davor hatte ich nämlich die größten „Manschetten" gehabt. Wie peinlich wäre es gewesen, wenn meine gefüllte Hand ihr eigentliches Ziel verfehlt hätte und wenn das Wasser, statt auf dem Köpfchen des Taufkindes, etwa im Ausschnitt der Mutter gelandet wäre! Aber nein: es ging alles glatt, und nach vollbrachter Tat überreichte mir der freundliche Küster sogar noch ein Spitzentüchlein zum Händetrocknen.

Dann begann der zweite, weniger schwierige Teil der Tauffeier. Beide Mütter standen zur Aussegnung vor dem Altar. Ich hob die Hände und ließ sie vorsichtig nach vorn sinken in der Hoffnung, genau auf den Köpfen der Frauen zu landen. Rechts hatte ich sofort Glück: Ich spürte weiches Frauenhaar unter meiner Hand. Doch links war in gleicher Höhe nichts zu finden. „Vielleicht ist sie kleiner", überlege ich und ließ die linke Hand noch etwas weiter herunter. Aber was war das? Dort fühlte ich zu meinem größten Entsetzen statt des erwarteten weiblichen Kopfes die filzbeschlagene Seitenbrüstung des Altars! Sollte ich denn so stark aus der Richtung gekommen sein? Dann wäre also die Mutter unter meiner Rechten in Wahrheit die, die unter die Linke gehört hätte? Ich mußte demnach hart backbord vor dem Altar stehen!

Geistesgegenwärtig wechselte ich die Hände und nahm nun Kopf Nr. 1 unter die linke Hand in der festen Gewißheit: jetzt findest du rechts daneben gleich die vermißte Mutter. Mir blieb fast die Segensformel im Halse stecken, und mein Herz wird an diesem Punkt der dramatischen Ereignisse sicherlich für einen Augenblick ausgesetzt haben, denn – meine Rechte griff völlig ins Leere! Jetzt war alles aus, jetzt gab es keine Rettung mehr. Ich resignierte.

In diesem Moment geschah ein Wunder: Baby Nr. 2 begann auf dem Arm seiner Mutter zu quäken, und zwar unüberhörbar von der Stelle, wo noch vor wenigen Sekunden die linke Altarbrüstung gestanden haben mußte. Ich griff todesmutig zurück – und hatte des Rätsels Lösung: Mutter Nr. 2, von Statur etwas klein geraten, trug einen glatten, harten Filzhut! Ich hatte zuerst also doch richtig ge-griffen, nur eben nicht richtig be-griffen.

„Ist es wohl sehr aufgefallen", fragte ich nach Schluß der Tauffeier etwas besorgt den Küster, „daß ich mich vorhin so ungeschickt angestellt habe?" „Ja", meinte er treuherzig, „aufgefallen ist es uns schon, daß der Herr Pastor mit dem Tauftuch nicht die Köpfchen der Babys, sondern seine Hände abgetrocknet hat. Aber wissen Sie, was ich besonders schön fand? Daß Sie jeder Mutter zweimal den Segen spendeten: einmal für sie selbst, und einmal für ihr Kindchen." Damit drehte er den großen Schlüssel in der Kirchentür um und ging nach Haus. Nur gut! So konnte ich mich wenigstens ohne Zeugen herzhaft auslachen!

Gerhard Reiter

Ein Dialog

Im März 1919 bekam ich meinen ersten Führhund und erregte mit ihm bei den täglichen Spaziergängen in meinem Heimatort, einem größeren Industriedorf in der Nähe Hannovers, bei jung und alt beträchtliches Aufsehen. Ein besonderes Interesse nahmen natürlich die Schuljungen an den Leistungen meiner braven Sorma. So fehlte es eigentlich nie an anerkennenden Worten oder an neugierigen Fragen. Irgendwelche Bemerkungen bekam ich bei jedem Weg zu hören. Der drolligste Dialog war aber wohl folgender von zwei der Stimme nach acht- bis zehnjährigen Jungen in heimatlichem Platt: „Du, de kann nich kieken!" „Wer? De Hund?" „Nee, de Keerl!"

Arthur Lüßenhop

Auf der Donau von Passau nach Wien

Ein Kriegsblinder erzählt von einer Paddelbootfahrt

Der starkprozentige Ratzebutz in einer lauen Maiennacht war eigentlich an allem schuld. Es war also eine ausgesprochene Schnapsidee, als mein Freund und ich beschlossen, eine Paddelbootfahrt auf der schönen blauen Donau von Passau nach Wien zu unternehmen.

Ein Mann – ein Wort! Rasch erinnerten wir uns eines Kriegskameraden in Passau, der uns ein Zweier-Faltboot zur Verfügung stellte. Die zwei Jungen meines Freundes schlossen sich begeistert an, unsere Frauen trafen – allerdings ebenso begeistert wie skeptisch – die notwendigen Reisevorbereitungen und blieben zurück.

Der Tag X kam und mit ihm die Fahrt im Volkswagen von unserer Heimatstadt Gießen nach Passau bei strömendem Regen. Um keine Reue aufkommen zu lassen, genehmigten wir uns ein Schlückchen. Verlockend schön war das Landhaus, das uns der Kriegskamerad liebenswürdigerweise zur Verfügung stellte. Die Zelte konnten also noch geschont werden. Zwei Tage verbrachten wir hier, etwa 50 Meter von der österreichischen Grenze entfernt, beim Skat und beim Heurigen. Doch dann hielt uns nichts mehr zurück. Der nächste Tag sah bei verhangenem Himmel zwei Faltboote einsam auf der Donau treiben.

Manche Landratte am Ufer vernahm wohl aus vier rauhen Paddlerkehlen das Lied vom „Tom Dooley“ und seinem traurigen Ende. Unsere Stimmung war aber alles andere als traurig. Zwischen Sauwald und Böhmerwald hindurch, vorbei am Schneiderschlössel, ging die Fahrt dem Jochenstein entgegen. Auf seinen Felsklippen inmitten der Donau soll nach der Sage die schöne Frau Isa, eine Schwester der Lorelei, ihr Spiel getrieben haben. Jene Schöne aber konnte den vier Schiffern kein Ach und Weh mehr entlocken. Dem Jochenstein hat ein erst in den letzten Jahren angelegter Staudamm die Gefährlichkeit genommen.

Dieser Staudamm sollte uns auch zum ersten Male eindringlich den sportlichen Charakter unserer Fahrt vor Augen halten. Das kilometerlang gestaute Wasser wollte überwunden sein. Wir mußten mit unseren Paddeln tüchtig schaufeln, um vorwärts zu kommen. Vor den Erfolg haben die Götter nun einmal den Schweiß gesetzt. Der brach dann auch aus allen Poren, zumal gegen



Zelten am Donau-Ufer, das hat auch für den Kriegsblinden (Mitte) einen eigenen Zauber. Im Hotel wär's vielleicht bequemer, aber dafür auch langweiliger. An Hand der Karte wird die morgige Fahrtstrecke geplant.



Im Faltbaat danauabwärts, im Hintergrund Stein bei Krems in der Wachau.

Mittag die Sonne strahlend am Himmel stand. Schade, daß hier die Donau nur 14 Grad Celsius hatte. Die äußere Abkühlung war uns daher verwehrt. Den erforderlichen Ausgleich brachten bei einer Rast am Ufer das eisgekühlte Bier und der Heurige und dazu gegen den Hunger ein gut gewürztes Paprikagulasch. Das hätten unsere Frauen einmal essen sollen!

Der Mittagsschlaf wurde im Boot gehalten. Führerlos trieb es dahin. Ganz wie es die Donau wollte, lagen wir quer oder längs zur Flußrichtung und dösten, während die Schlögener Schlinge näher kam. Näher rückten auch die beiden Ufer. Das Flußbett wurde enger. Der zusammengepreßte Strom beschleunigte unser Tempo. Keine Straße mehr links und rechts, auf bewaldeten Höhen einsame Burgen.

In dieser Einsamkeit begegnete uns das fahrplanmäßige Passagierschiff. Vorschriftsmäßig schnitten wir seine Wellen, rechneten aber nicht damit, daß sie am nahen Ufer so stark gebrochen und damit für uns unkontrollierbar wurden. Die Boote tanzten. Wir schöpften zum ersten Male Wasser, das uns als angenehme Abkühlung sehr willkommen war. Bei Aschach verließen wir das Engtal Die Donau durchriß das Aschacher Kachlet Rote Bojen blieben links, grüne rechts. Wir hielten uns streng an den Stromführer und riskierten nichts.

Wir fuhren jetzt mindestens 15 Kilometer in der Stunde. Es machte einen Heidenspaß Die Zelte wurden zehn Kilometer vor Linz aufgeschlagen und standen schon, bevor ich die vier Luftmatratzen aufgepumpt hatte. Und dann kamen die Mücken, die unseren wohlverdienten Schlaf aber nicht ernsthaft stören konnten.

Die Zeit verging wie im Fluge. Jeder Tag hatte ein anderes Gesicht. Regen, Sonne, Wind wechselten in bunter Folge. Nach Vagabundenart blieben wir, wo es uns gefiel. Wir angelten, kochten auserlesene Menüs, rasierten uns mit Donauwasser, machten abends ein Spielchen, sangen am Lagerfeuer übermütige und sentimentale Lieder, sprachen dem Heurigen zu und stoffwechselten vor uns hin.



Nach wenigen Tagen war das Prunkstück der Donau, die Wachau, erreicht. Die kleinen Donautücken zuvor zwischen Grein und Struden sahen wohl für einen Außenstehenden gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit waren. Die Boote verschwanden zeitweise seinen Blicken in einem Wellental, um aber sofort wieder hochgetragen zu werden. Wellen spritzten über unser Deck und wirbelten uns auch einmal im Kreise herum.

In dem alten romantischen Städtchen Spitz schlugen wir für drei Tage unser Lager auf. Das reizvolle, waldreiche, gewundene Engtal der Wachau überschüttete uns mit einer Fülle von neuen Eindrücken. Die Schlösser, Klöster und Ruinen lockten, abgelegen vom Verkehr, in ihrer echten Ursprünglichkeit. Wir besichtigten das Stift in Melk und erkletterten auf unwegsamen Pfaden die Ruinen Hinterhaus und Dürnstein. Keine Autostraße führte hierhin, und kein eisgekühltes Flaschenbier erquickte den durstigen Wandersmann.

Manch einer mochte mich wohl für einen Snob gehalten haben, weil er nicht verstehen konnte, warum ich solche Exkursionen und Beschwernisse auf mich nahm.

Offen ausgesprochen hat es in Wien ein Hochschuldozent, indem er mich fragte: „Was haben Sie als Blinder denn eigentlich von einer solchen Fahrt?"

Nun, ich glaube, ich habe die Donau in ihrer elementaren Kraft, mit ihrem Zauber und ihren Tücken unmittelbarer und intensiver erlebt als der Autofahrer auf der Landstraße. Ich nehme auch an, daß mein Bild von den Bergen und Ruinen, die wir mühsam erkletterten, plastischer und nachhaltiger ist als das noch so raffiniert geschossene Farbfoto aus der Ferne...

Man nimmt nicht nur mit den Augen wahr, mein Herr! Atmosphäre sieht man nicht, Atmosphäre spürt man. Der Mensch kann erleben und begreifen, ohne zu sehen; so wie er auch sehen kann, ohne zu erleben und zu begreifen.

Doch nun weiter mit unserer Fahrt! Die Zeit war bemessen. Wir konnten nicht ewig in der schönen Wachau verweilen. Zügig durchfuhren wir das Tullnerfeld, links und rechts von Auen begleitet. Der letzte Tag unserer Flußwanderung war angebrochen. Petrus schien mit uns zu hadern. Blitze zuckten, der Donner krachte. Das übergezogene Spritzdeck hielt das Innere der Boote trocken. Dem bloßen Oberkörper konnte der Regen nichts anhaben. Der Sog der Großstadt Wien erfaßte uns. Kloster Neuburg grüßte von rechts. In der Abenddämmerung erreichten wir das Ziel Nußdorf. Wir wendeten gegen den Strom. Eine letzte Kraftprobe! Das Steuer zerbrach, die für die Ankunft in Wien reservierte Zigarre, die einzige noch, ging über Bord. Laß fahren dahin! Die Anlegestelle war erreicht.

Noch drei Tage lang genossen wir Wien: Stephansdom und Hofburg, Prinz Eugen, Maria Theresia und Franz Joseph, Slivovic, Wiener Schnitzel und Mehlspeis, Fiaker, Prater, Schrammeln, Grinzing.

Zwei schöne Urlaubswochen waren zu Ende.

Und schon wieder greifen wir zum Ratzebutz. Schon wieder schwebt eine Vision in den Raum: Doubs, Saône, Rhône, tausend Flußkilometer, die Camargue mit ihren wilden Stieren und Flamingos...

Dr. jur. Heinrich Döll

Des Rätsels Lösung

Im Sommer 1921 lernte ich einen Berliner Schicksalsgefährten kennen, der — wie viele der Früherblindeten jener Jahre — von der Brauchbarkeit eines Führhundes nicht recht überzeugt war. Wohl zeigte er sich sehr interessiert für die Leistungen meines Hundes, meinte aber dann doch, er würde wohl nie Gebrauch von einem solchen Begleiter machen. Er bewege sich verhältnismäßig sicher in dem immerhin lebhaften Straßenverkehr Berlins. Er verlasse sich auf sein Gehör und folge den Schritten der vor ihm Gehenden. Selbst über breitere Straßen komme er auf diese Weise gut hinüber. Ich



staunte nicht wenig, fand aber mein seelisches Gleichgewicht wieder, als er abschließend bekennen mußte, daß er bei solcher Gelegenheit allerdings einmal Pech gehabt habe. An einer sehr breiten und belebten Straße habe er solange gewartet, bis sich eine Gruppe von Menschen gesammelt habe, und der sei er dann gefolgt. Nach einiger Zeit wäre er aber leicht beunruhigt gewesen, da ihm die Straße doch reichlich breit erschienen sei. Und so habe er etwas beklommen einen Mitpassanten gefragt: „Verzeihung, sind wir denn noch nicht bald auf der anderen Seite?" Die erstaunte Antwort darauf ergab des Rätsels Lösung: „Mann, dann gehören Sie wohl nicht mit zu der Beerdigung?"

Arthur Lüßenhop

Die Revultschion

Anekdote von Josef Kamp

Als es im Revolutionsjahr 1848 in Deutschland allenthalben zu gären begann, gab es auch in einem kleinen westfälischen Dorf einige unruhige Köpfe, die nicht mehr zu Hause dauern konnten. Besonders dem Gemeindeschmied August Starke schwoll der Kamm, und als er eines Tages mit mehreren Getreuen beim Dorfwirt hinter den Krügen saß, hieb er nach der zehnten Runde die Faust auf den Tisch und forderte die Revolution.

„Revultschion wollen wir haben!" polterte er los. „Ich bin davor, wir fordern die Revultschion!"

Die biederen Mitbürger nickten zufrieden. Sie wären auch für die Revultschion, sagten sie alle. Nur wußten sie so auf Anhieb nicht recht, wie sich die Revultschion in Gang bringen ließ.

„Ha!" fuchtelte August Starke mit dem Arm durch die Luft. „Kleinigkeit das! Wir ziehen nach's Schloß! Da fordern wir die Revultschion von'n Herrn Baron!"

Es dauerte nicht lange, da setzte sich August Starke in Dampf, und mit ihm ein halbes Dutzend seiner Getreuen. Unterwegs schloß sich noch dieser und jener an, denn Revultschion gab es nicht alle Tage im Dorf.

Das Schloß lag ein halbes Pfeifenstündchen vom Dorf entfernt. Der alte Baron Röder, der es mit Anton, seinem treuen Faktotum, bewohnte, war weithin als Original rühmend bekannt. Rund um das alte Gebäude lief ein algenbewachsener Festungsgraben mit Fröschen darin. Eine Zugbrücke bildete die Verbindung nach draußen. Sie wurde jedoch seit Menschengedenken nicht mehr hochgezogen, denn für Anton, das Faktotum, gab es nur zwei Sorgen: seinen Herrn zu bedienen und sich selber zu schonen.

So konnte also die Revultschion ungehindert bis zur Schloßtreppe vordringen, wo ihnen Anton entgegentrat. Was sie denn wollten? fragte er sie.

Der schnauzbärtige August Starke schlug sich mit der Faust auf die Brust und erklärte gebieterisch: „Wir fordern die Revultschion von'n Herrn Baron!"

Von Revultschion verstand Anton nichts. Er war gespannt, was das für ein Ding sei, und schlurfte kopfschüttelnd davon, um seinem Herrn die merkwürdige Forderung zu überbringen.

Der alte Baron Röder hatte sich eben auf ein Stündchen zur Mittagsruhe niedergelegt, um die dicken Bohnen zu verdauen. So kam der treue Anton mit dem Bescheid zurück, sie sollten in der Dunkelheit wiederkommen, der Herr Baron wolle die Revultschion dann fertigmachen.

Damit gaben sich die Wackeren gern zufrieden, und sie zogen bereitwillig zu Schenkewalds durststillenden Krügen zurück.

Als der Herr Baron dann ausgeschlafen hatte, überlegte er gewissenhaft, wie den Gesellen zu helfen sei. Ihre Revultschion sollten sie haben, das stand bei ihm fest. Fragte sich nur, wie! Schließlich wurde Anton ans Bett kommandiert. „Also Anton, nu hör mal!" begann der alte Röder. „Du ziehst

jetzt die Zugbrücke hoch. Dann schaffst du die alte Kanone vom Söller und rollst sie am Schloßteich unters Gestrüpp. Die weiteren Instruktionen gebe ich später."

Es wurde alles befolgt, und als es Abend geworden war, stand Anton unruhig an seiner Kanone. Bald ließen sich grölende Stimmen vernehmen. August Starke erschien an der Brücke. Hinter ihm her ein Haufen Getreuer. Sie sangen und fühlten sich mächtig in Stimmung.

Als sie die Brücke hochgezogen fanden, wurden sie stutzig. Etliche glaubten, rebellieren zu müssen, doch August Starke wies sie zur Ordnung. „Haltet das Maul!" rief er gebieterisch. „Wat versteht denn ihr schon von Revultschion!"

In diesem Augenblick trat der alte Röder aus seinem Bau. Die lange Pfeife behäbig zwischen den Zähnen, schritt er gemächlich bis hart an den Graben. „Ja – aber Kinnersch –" rief er wie erstaunt über den Froschgraben nach drüben. „Wat verschafft mir die Ehre?"

„Wir fordern von'n Herrn Baron Revultschion!" bekam er zur Antwort.

„Ach so – !" nickte der Alte. „So! Hm! – Revultschion!" Er ging wie überlegend hin und her, zog an seiner Pfeife, nickte dann wieder und schien sich endlich besonnen zu haben. „Na, Kinnersch", meinte er freundlich, „weil ihr et denn seid – so sollt ihr se haben – die Revultschion! – Anton – los! – – Na, Kerl – nu böller aber doch los!"

Zitternd hielt Anton die Lunte weit von sich – und plötzlich flog die Revultschion in die Luft, mit Pulverdampf und Feuer. August Starke fiel gleich auf den Bauch, und aus Sicherheitsgründen blieb er auch liegen. Die anderen entstoben in alle vier Winde.

Der alte Baron Röder lachte laut los, und er rief über den Graben: „Na, Kinnersch, was is denn?! Wo seid ihr denn nun? Warum habt ihr denn Angst? Et war ja man bloß die Revultschion! Seid ihr denn nicht zufrieden damit?"

August Starke fand keine Antwort. Er zog den Kopf aus einem Maulwurfshügel und hatte noch genug an der Revultschion zu kauen. Aber seine Mannen sprangen ein und riefen, nachdem sie sich beruhigt hatten, sie wären mit der Revultschion des Herrn Baron ganz zufrieden.

Da ließ der alte Fuchs die Zugbrücke herunter, und Anton trabte eilig mit dem Schubkarren davon. Er kam dann mit einem Faß Bier aus dem Brauhaus zurück.

Sie saßen bis zum Morgen im Park unter den Bäumen, und alle sprachen noch lange davon, wie schön die Revultschion doch gewesen sei!

„Wird das Fußball-Länderspiel übertragen?"

Aus dem Arbeitstag eines kriegsblinden Telefonisten im Funkhaus

„Na komm, Dicker, wir gehen zur Arbeit!", sage ich nach dem Frühstück zu meinem Führhund, der zwar Hasso heißt, aber von mir zum Spaß „Dicker" genannt wird, weil er schon recht rundliche Formen aufweist. Mit einem Freudengeheul stürzt er zur Flurgarderobe, wo sein Geschirr hängt. Er kann es gar nicht erwarten, bis ich es herunternehme.

Mein Weg zur Straßenbahnhaltestelle ist zwar nicht weit, doch muß ich bei dem heutigen Verkehr sehr aufpassen. Mein „Dicker" schafft es aber, und ich kann mich auf ihn verlassen. Nach einer knappen halben Stunde bin ich angelangt, und mein Hund setzt die Fahrgäste immer wieder in Erstaunen, wenn er an der richtigen Haltestelle von selbst aufsteht und zur Tür zieht. Sein Tagesaufenthalt ist ein geräumiger Zwinger, den ihm der Betrieb zur Verfügung gestellt hat, da er nicht an meinem Arbeitsplatz sein kann. Ich drücke ihn zum Abschied noch einmal, und zum Dank reicht er mir seine Pfote.

Zu Beginn meines Berichtes ist eine Schilderung der Fernsprech-Zentrale notwendig, in der ich arbeite. Sie liegt im Funkhaus und besteht aus vier Arbeitsplätzen mit drei Amtsleitungen und einer Betriebsvermittlung. Unter Betriebsvermittlung versteht man eine Leitungsverbindung zwischen allen Funkhäusern, einschließlich West-Berlin (RIAS Berlin und Sender Freies Berlin).

Am Arbeitsplatz angelangt, begrüße ich meine Kolleginnen, und sie informieren mich gleich über die wichtigsten Dinge, die täglich anders sind. „Also folgendes: Das Länderspiel wird in der Mittelwelle und im Fern-

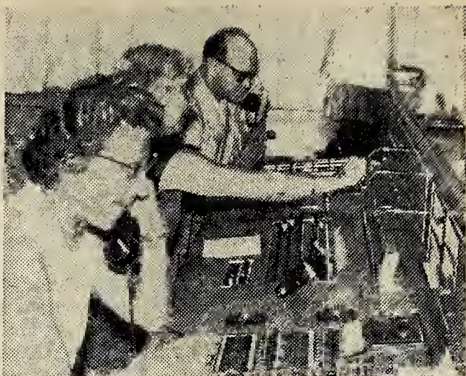
sehen von 16 bis 17.45 Uhr übertragen. Eine Technikerkonferenz aller Sender befindet sich bei dem Apparat 603. Das Büro für Heimatsendungen ist erst ab 12 Uhr besetzt. Herr Verhoeven (ein Schauspieler) erwartet einen Anruf aus Wien und ist bei dem Apparat 749 zu erreichen", und so geht es noch eine Weile fort.

Solche Kurzinformationen sorgen dafür, daß ich von Beginn an hellwach sein muß, um nichts schiefgehen zu lassen.

Meiner Einstellung sahen einige Herren skeptisch entgegen, da sie es bezweifelten, daß ein Blinder einen solch enormen Arbeitsumfang bewältigen könnte. Nun, ich gebe ehrlich zu, daß der Anfang sehr schwierig war. Mit 500 Nebenstellen und 1000 fest Angestellten ist schon ein Mindestmaß an Leistung vorgezeichnet. Eine ebenso große Anzahl von freien Mitarbeitern, Schauspielern, Sängern, Autoren oder Gastregisseuren sorgen dafür, daß die Vermittlungstätigkeit nicht gerade gleichförmig und schematisch verläuft.

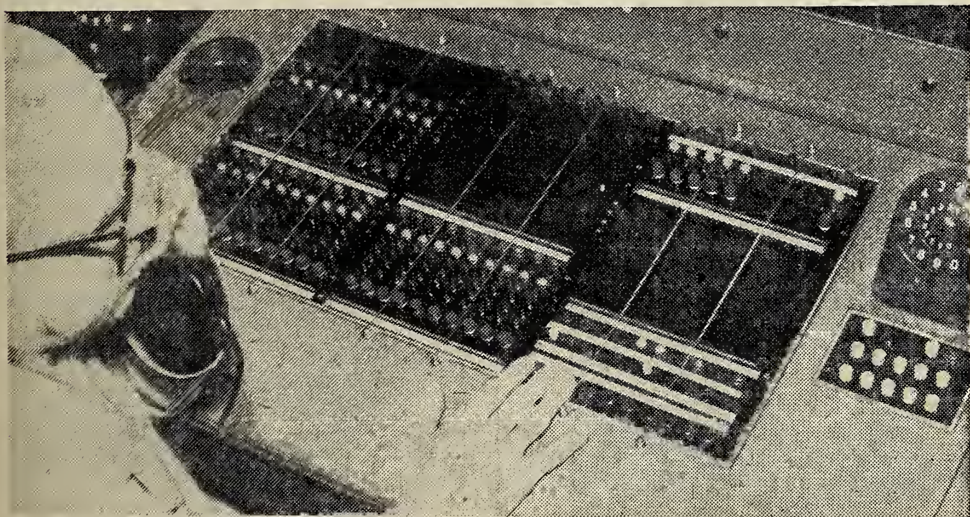
Ich erkannte bald, daß ein reiches Auswendigwissen unerläßlich ist. War dieses Auswendiglernen auch ein schweres Stück Arbeit, so hat es sich doch sehr bezahlt gemacht. Es kommt nicht selten vor, daß ich meinen sehenden Kolleginnen mit meinem Wissen aushelfen kann. Seit Jahren arbeite ich nun schon völlig ohne Verzeichnis und habe mir darüber hinaus eine Kenntnis auch solcher Telefonnummern zugelegt, die außerhalb unseres internen Verkehrs liegen.

Es läßt sich nicht leugnen, die Arbeit beginnt schon am frühen Morgen mit ziemlicher Heftigkeit. Nun bin ich ganz bei der Sache



Neben seinen Kolleginnen sitzt der kriegsblinde Telefonist, tüchtig und fix wie sie. Im Stuttgarter Funkhaus muß man schon sehr vielseitig sein und einiges können, wenn man sich als Telefonist behaupten will.

und lasse mich nicht mehr bremsen, ich fege wie ein „geölter Blitz" in die erstbeste Leitung, bei der ein Anruf erfolgt. Da geht es auch schon los: „Wann übertragen Sie das Länderspiel?", tönt es mir entgegen. „Im Mittelwellenprogramm sowie im Fernsehen ab 16 Uhr", lautet meine Antwort. Etwa 50 bis 60 Prozent aller Anrufe vor einer Fußballgroßveranstaltung enthalten solche Fragen. An derart turbulenten Tagen gehe ich oft heiser und recht abgekämpft nach Hause. Nun, so weit ist es aber im Augenblick noch nicht. Da möchte irgendeine Abteilung eine Verbindung mit Radio Rom haben. „Habe aber leider keine Nummer", sagt mir der



So sieht der Arbeitsplatz von mehreren hundert Kriegsblinden aus. Unser Kamerad Hahnel arbeitet im Stuttgarter Funkhaus. An den Tischen kriegsblinder Telefonisten springen dort, wo sonst kleine Lämpchen aufleuchten, winzige Stifte hoch, die rasch ertastet sind. Unglaublich viele Nummern hat der Telefonist im Kopf.

Anmelder. Worauf ich ihm sofort sagen kann: „Dann notieren Sie sich bitte: Rom 6 64." (Verzeihen Sie, daß ich mir in diesem Moment mal selber anerkennend auf die Schulter klopfe! Aber soll ich verschweigen, was mir in meinem Beruf Freude macht?)

Bei der Anmeldung dieses Gesprächs stoße ich beim Auslandsplatz auf Unglauben, daß Rom auch dreistellige Nummern haben soll. Auf Grund meines Wissens kann ich der Beamtin sagen, daß wir schon öfter mit dieser Nummer gesprochen haben. Durch dieses Vorherwissen kann ich unter Umständen das Gespräch sofort bekommen, sofern natürlich eine Leitung nach Italien frei ist. Da man es beim Rundfunk meist eilig hat, ist mein Anmelder hoch erfreut, wenn er innerhalb weniger Minuten sein Gespräch hat.

Da meldet mir das Fernamt ein R-Gespräch aus Paris an, Anmelder ist Herr Y. Ich nehme das Gespräch an, da Herr Y Mitarbeiter unseres Hauses ist und zur Zeit in Paris weilt. Aha, denke ich, mit ihm werde ich mir einen Spaß machen. Ich begrüße Herrn Y auf französisch: „Bonjour, Monsieur, s'il vous plait, parlez vous allemand?" Ein herzhaftes Lachen beweist mir nicht nur, daß er verstanden hat, sondern auch Sinn für Humor aufbringen kann.

Eine ganz anders geartete Situation ergibt sich, wenn die Besetzung eines Hör- oder Fernsehspiels durch Absagen von Schauspielern in Frage gestellt ist. Da häufen sich dann bei uns die Anmeldungen von Ferngesprächen, die in kürzester Zeit erledigt sein müssen. Nicht selten sind darunter auch Auslandsgespräche mit Voranmeldung für einen bestimmten Schauspieler, wobei wir oft erfahren müssen, daß der Gewünschte nicht mehr anwesend ist.

„Können Sie nicht in Erfahrung bringen, wo sich der Teilnehmer aufhält?", frage ich sofort das Fernamt. Nach kurzer Rückfrage kann mir das Fernamt oft den Ort und die Nummer nennen, wo sich der Schauspieler aufhält. Ich handle in diesem Falle selbständig und stelle eine Verbindung mit dem genannten Ort her. Bei der Ankündigung des Gespräches sage ich sofort meinem Anmelder den neuen Ort und die Nummer.

Auch bei solchem Hochbetrieb dürfen die ankommenden Gespräche nicht vernachlässigt werden.

„Bitte, können Sie mir sagen, wer gesagt hat: Ich wollte, es würde Nacht oder die Preußen kämen?"

„Einen Augenblick, bitte, ich verbinde Sie", sage ich dem Teilnehmer. Blitzschnell muß ich während dieser wenigen Worte überlegen, welcher Abteilung ich dieses Gespräch gebe.

„Hören Sie mal", ertönt es in einer anderen Leitung, „hat das Fernsehen nicht Interesse, mal einen Hund zu zeigen, der auf Kommando niesen kann?" Auch dieser Teilnehmer bekommt die richtige Verbindung.

Nanu, was ist da los? Plötzlich, innerhalb weniger Sekunden, sind fast alle Leitungen mit Anrufen belegt. Des Rätsels Lösung erfahre ich bei der Abnahme des ersten Anrufs: Bild- und Tonausfall beim Fernsehen. Mit einem gewaltigen Spurt eines Läufers kann man die nun folgende Arbeit vergleichen. Der „Spurt" ist allerdings dann erst beendet, wenn die Störung behoben ist. Da das Fernsehprogramm im allgemeinen erst am späten Nachmittag beginnt, ist jetzt auch mein Dienstschluß nicht mehr weit.

Im Bewußtsein, ganze Arbeit geleistet zu haben, gehe ich bei Dienstschluß zu meinem „Dicken", der mich dann freudig bellend empfängt, und wir wandern beide befriedigt nach Hause.

Walter Hahnel

Wußten Sie eigentlich schon ...?

... daß die älteste stammesrechtliche Erwähnung der Blindheit ein recht trübes Licht auf die gesellschaftliche Stellung blinder germanischer Mädchen und Frauen wirft?

Im 180. Kapitel des sogenannten „Edictus Rothari", des im Jahre 643 vom Langobardenkönig Rothar herausgegebenen langobardischen Gesetzbuches, heißt es u. a.: „Gesetzt, ein Mädchen oder Weib wurde verlobt, erweist sich aber dann als aussätzig oder vom bösen Geist besessen oder an beiden Augen erblindet: Da erhält der Bräutigam sein Gut zurück und wird nicht gezwungen, sie gegen seinen Willen zum Weib zu nehmen. Man darf ihn deswegen (auch) nicht beschuldigen; denn nicht aus (Rechts)mißachtung läßt er (sie) im Stich, vielmehr infolge (ihrer) Fehlbarkeit und der hinzugetretenen Krankheit."

Dieser wahrhaft barbarische Paragraph enthüllt zwei merkwürdige sozialgeschichtliche Tatsachen: Aussatz, geistige Umnachtung und Blindheit waren im Bewußtsein der Langobarden so schwere Krankheiten, daß die von ihnen befallene Germanin eheunwürdig wurde. Die rechtmäßige Entlobungsmöglichkeit des Bräutigams ist um so folgenschwerer, als das Verlöbnis noch bis ins 20. Jahrhundert hinein ein ebenso wichtiger Rechtsakt war wie die Eheschließung selbst. Dazu kommt noch, daß bis vor wenigen Jahrzehnten ein entlobtes Mädchen derartig moralisch gebrandmarkt war, daß sie nur selten noch als heiratswürdig angesehen wurde. Entlobt sein hieß schlechterdings auf Lebenszeiten das Gnadenbrot der Eltern oder Geschwister essen.

Das harte Los der aussätzigen Braut können wir notfalls aus hygienischen Gründen verstehen, da die Leprosen noch heute das Schicksal der Isolierung trifft; auch ein geisteskrankes Mädchen muß noch heute in den meisten Fällen den Weg in eine Anstalt gehen. Im gleichen Atemzug nennt aber der christliche Langobardenkönig die erblindete Verlobte. Man sollte eigentlich vermuten, daß wenigstens dreizehn Jahrhunderte die rauhbeinigen Germanensitten gemildert hätten. Oder müssen wir beschämend erkennen, daß noch heute fast alle blinden Mädchen und Frauen „sitzenbleiben", wenn sie nicht gerade ein blinder Mann heiratet oder wenn die Erblindung erst nach der Eheschließung eintritt? Sind die Männer von heute noch immer so herzlos und barbarisch wie ihre germanischen Altvorderen? Das „Edictus Rothari" sagt im übrigen nichts über den blinden Bräutigam und nichts über entsprechende Rechte der gesunden Braut. Die Langobardinnen haben offensichtlich ebensowenig hinter Paragraphen Schutz gesucht, wenn ein blinder oder erblindeter Freier um ihre Hand angehalten hat, wie es noch heute Hunderttausende von Bräuten und Frauen tun. Frauen sind anscheinend doch bessere Menschen!

Andererseits erhebt sich aber auch die sozialgeschichtliche Frage, weshalb Erblindung, Schwachsinn und Aussatz für eine Frau so bittere Folgen hatten. Für die beiden letztgenannten Krankheiten scheint der Grund darin zu liegen, daß sowohl Aussatz als auch geistige Umnachtung eine Frau daran hindern, ihren Pflichten in Haus und Hof nachzukommen und vor allem die Kinder aufzuziehen. Galten diese Gründe aber auch für die erblindete Langobardin? Man muß diese Frage bejahen, wenn man bedenkt, daß die Langobarden in Oberitalien als kriegerisches und bäuerliches Herrenvolk lebten, deren Weiber Herrinnen waren, die gleichsam ein kleines Reich von Leibeigenen, Halbfreien und Familienangehörigen zu regieren hatten. Hier war ohne Zweifel eine Blinde fehl am Platze, zumal wir wissen, daß die Langobardinnen wahre Amazonen waren, die ihren Männern im Kampfe zur Seite standen. Die Sage weiß zu berichten, daß sie ihre langen Haare einst vor das Kinn banden, um im Kampfe als bärtige Männer zu gelten und ihrem Stammesnamen alle Ehre zu machen: Langobarden heißt Langbärte.

Noch heute hält man für gewöhnlich die erblindete Bäuerin für untragbar, und erst der moderne Stadthaushalt mit seinen technischen Hilfsmitteln hat im wahrsten Sinne des Wortes die blinde Hausfrau „gesellschaftsfähig" gemacht.

Der gesellschaftlich-berufliche Nützlichkeitsgrad ist also der Richter über das Blindenschicksal; über die Ehewürdigkeit sind noch heute Frau und Mann völlig geteilter Meinung.

Viele Frauen, die einst als Kinder oder junge Mädchen im Luftkrieg ihr Augenlicht eingebüßt haben, beweisen, daß auch eine Blinde eine gute Hausfrau und gute Mutter sein kann, auch wenn keine Hilfe im Haushalt vorhanden ist. Wichtigste Voraussetzung ist dies: Güte und Hilfsbereitschaft des Mannes.

Dr. Dieter Liepe

Meinen Freund geb' ich nicht her

Fällt der Führhund dem Verkehr zum Opfer?

Man muß sich darüber wundern: Obwohl der Verkehrsstrom immer weiter anschwillt und der jagende Pulsschlag der Motoren nicht nur das Häusermeer der Großstädte erfüllt, sondern hinausgetragen wird bis in das entlegenste Dorf, ist der Blindenführhund noch nicht aus dem Straßenbild verschwunden. Unbeirrt führt er seinen kriegsblinden Herrn durch lärmerfüllte Straßen, überquert sie, vorbei an wartenden Kraftfahrzeugen mit laut knatternden Motoren, oder er wartet geduldig an einer Bushaltestelle.

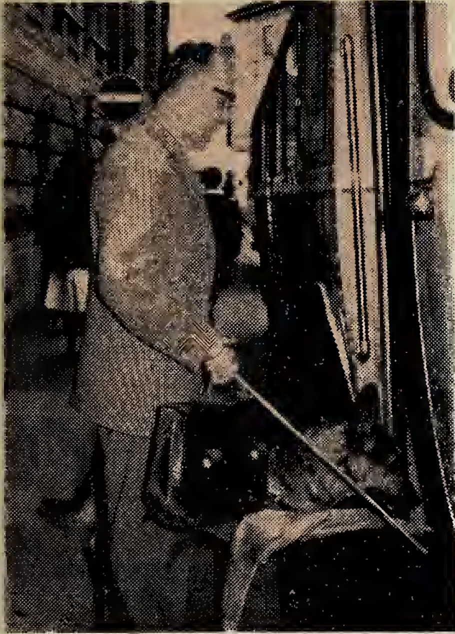
Als vor über vierzig Jahren die ersten Blindenführhunde ihre Ausbildungsstelle verließen, lagen die Verhältnisse ganz anders. Die Verkehrsdichte hat sich seitdem in einem Maße gesteigert, wie es niemand voraussehen konnte.

Kann es jetzt noch verantwortet werden, einen Erblindeten mit einem Führhund auf die Straßen zu schicken?

Beantwortet und entschieden werden können diese Fragen nur von uns kriegsblinden Führhundhaltern. Der Wille zu einer, wenn auch nur bedingten Selbständigkeit ist bei vielen von uns so stark ausgeprägt, daß wir – trotz allem – diese steigenden Belastungen auf uns nehmen. Hinzu kommt eine starke Anpassungsfähigkeit, die sich auch beim Führhund in einer zeitlichen Eingewöhnung ausprägt.



Ein Blinder unterwegs im alten China. An kleinen Querbalken seines Stabes hängen Glocken. Ihr Echo erleichtert ihm die Orientierung, und jedermann weiß: Dort kommt ein Blinder. – Das Ärgerlichste, was uns Kriegsblinden der Gegenwart begegnen kann, ist dies: aufzufallen. Dies Bild ist für uns ein Alptraum.



Das Einsteigen in die öffentlichen Verkehrsmittel ist immer ein besonderes Problem. Mit Hilfe unseres Führhundes und mit dem Taststock geht es sehr gut. Übertriebene Hilfsbereitschaft hindert uns leider oft mehr, als es der Helfende ahnt.

Während der Ausbildung wird beim Führhund die natürliche Bewegungsfreiheit eingedämmt und der gehemmten eines Blinden angepaßt. Das ist ein entscheidender Eingriff in den natürlichen Bewegungsablauf des Tieres. Durch seine neue, an sich hundefremde Verhaltensweise ermöglicht er seinem blinden Herrn das rechtzeitige Erfassen von Hindernissen, die sich seinem Gang hemmend in den Weg stellen. Durch Verhalten und Ausweichen vermag er es, seinen Herrn sicher zu führen. Ein unbedingtes Vertrauen zwischen Herr und Hund ist eine wesentliche Voraussetzung hierzu. Dabei bleibt der Kriegsblinde stets der geistige Führer des Gespanns. Immer wieder muß man das Neugierigen sagen: Der Herr bestimmt Richtung und Ziel, der Hund hat nur die Aufgabe, ihn nach den gegebenen Möglichkeiten sicher dorthin zu führen.

Sein Herr hängt also nicht willenlos am Geschirr und überläßt es dem Zufall, wohin er schließlich gelangt. Er setzt dabei seine ihm verbliebenen Sinne mit einer Intensität ein, die für einen Sehenden wohl unbegreiflich bleiben wird. Diese Konzentration überträgt sich unmittelbar auf den Führhund.

Wenn aber diese harmonische Verbindung zwischen beiden besteht, kann auch die starke Belastung des heutigen Verkehrs dem Blindenführhund nichts anhaben.

Es liegt also nicht allein an der guten Ausbildung der Führhunde, obgleich auch diese den veränderten Verkehrsverhältnissen angepaßt werden muß, sondern im wesentlichen daran, ob der Kriegsblinde diesen zusätzlichen Belastungen gewachsen ist.

Die Zahl der treuen Vierbeiner ist in den letzten Jahren nicht so stark zurückgegangen, wie meist angenommen wird. Die prozentual meisten kriegsblinden Führhundhalter wohnen sogar in den größten Städten: in München und Hamburg. Viele Kriegsblinde verzichten zwar heute auf seine ehemals so gesuchte Begleitung, aber das liegt oft schon an Schwierigkeiten der Etagenwohnung. Gewiß, manche wollen sich nicht der starken Nervenprobe aussetzen. Solange es jedoch keine neuzeitlichen technischen Hilfsmittel gibt, ein „Radargerät" etwa, das einen Blinden befähigt, seinen Weg unabhängig von einer sehenden Begleitung zu gehen, wird es auch weiterhin Blindenführhunde geben. Zudem kann die Technik nie so vollkommen sein, wie die lebendige Kreatur. Unser Führhund ist uns ja nicht Werkzeug, kein Führgerät, sondern ein verläßlicher und treuer Freund. Wer einmal die Liebe und Anhänglichkeit dieses treuen Vierbeiners erlebt hat, möchte ihn nicht mehr missen. F. K., Oldenburg



Auch im Bus sitzt der treue Vierbeiner dicht neben seinem Herrn, und aufmerksam verfolgt er alles, was in seiner Umgebung vorgeht. Fotos (2): L. Kosmehl

Heinz DJ 4 GB sucht Partner in Honolulu

Amateurfunk — ein interessantes Hobby für Kriegsblinde

Eines der schmucken Neubau-Häuschen in der Eichendorff-Straße in Lüchow im nördlichen Niedersachsen ist von einer ganzen Serie seltsamer Antennenmasten umgeben, und viele Leitungen führen in das Haus hinein. Das hat schon oft die Aufmerksamkeit der Spaziergänger erregt, die dort am Sonntagnachmittag zu promenieren pflegen.

Wer den Dingen um die Antennen vor dem Hause Nr. 27 auf den Grund gehen will, muß ins Dachgeschoß hinaufsteigen. Er wird dort einen Mann treffen, der fast jede Stunde seiner Freizeit, die ihm sein Beruf im Dienste der Lüchower Kreisverwaltung läßt, dabei zubringt, sich drahtlos mit irgendwelchen Leuten in Japan, Neuseeland, Schottland, aber auch in Uelzen, Bleckede, Hitzacker oder Dahlenburg zu unterhalten. Der Mann hat den klangvollen Namen DJ 4 GB, und ähnliche Rufnamen, aus Buchstabengruppen und Ziffern zusammengesetzt, haben auch diejenigen, mit denen er aus seinem Dachkämmerlein zu verkehren pflegt. Denn er ist wie sie einer der schätzungsweise dreimal hunderttausend Amateurfunker, die rings um den Erdball in ähnlichen Kemenaten sitzen und sich daran erfreuen, mal schnell mit dem Kap der Guten Hoffnung, dem Fudschijama oder dem Weinberg in Hitzacker über das Wetter zu sprechen.

Namen sind Schall und Rauch unter den Funkamateuren. Außer ihrem Rufzeichen, das ihnen nach nicht ganz einfachem Prüfungsverfahren – in Deutschland von der Bundespost – zugeteilt wird, interessieren sie sich höchstens noch für den Vornamen ihres Partners, und was der Alexej an der unteren Wolga ansonsten ist und denkt, spielt keine Rolle. Unser Lüchower Amateur ist der Heinz, einer von den wenigen, die zwischen Elbe und Jeetzel die Lizenz besitzen. Ganz Neugierigen sei noch verraten, daß der Name seiner Väter Seifert lautet und daß ihn jeder, der die Kreisverwaltung anruft, dort als ersten Gesprächspartner in der Telefonzentrale an der Strippe hat.

Ein normaler Rundfunkempfänger mit Kurzwellenteil war es, der den Kriegsblinden zur Amateurfunkerei brachte, mit der sich für ihn, den Nichtsehenden, die Welt neu erschloß. Doch bis es so weit war, mußte noch mancher Schweißtropfen vergossen werden. Ein alter Marinefunker, den das Schicksal in die Nachbarschaft verschlagen hatte, paukte ihm das Morsen und das theoretische Wissen um die Funkerei ein, wozu unendlich viel gehört wie Elektro- und Hochfrequenztechnik, Empfangs- und Sendetechnik, Betriebstechnik und vieles andere mehr.

Bei dem Kriegsblinden machte die Bundespost eine Ausnahme, sie bestellte ihn nicht zur Ablegung der Prüfung nach Hannover, wie das sonst üblich ist, sondern diesmal kam sozusagen der Berg zum Propheten in Gestalt eines Beamten, der die Prüfung des Heinz Seifert abnahm.

„Aber geschenkt hat man mir sonst nichts", sagt er selber in memoriam der nicht leichten Prüfung. Nach bestandener Prüfung gab es eine B-Lizenz, wie für Anfänger üblich, und nach einem Jahre konnte sich DJ 4 GB im 80-, 40-, 20-, 15- oder 10-Meter-Band als „A-Mann" tummeln wie seinesgleichen in der ganzen Welt. Er kaufte einen Empfänger, und ein anderer Funkamateurkamerad, der DL 3 YO namens Günther, welcher nicht nur Funkamateur, sondern im Dienste des Bundespostfunkamtes auch noch Profi ist, baute seinem Nachbar einen Sender mit ein paar zusätzlichen technischen Gags, wie sie einer,

der mit den Augen die Bedienung des Gerätes nicht kontrollieren kann, nun einmal nötig hat.

Als dann das Häuschen in der Eichendorffstraße entstand, wurde dabei gleich eine „Funkbude“ mit eingeplant, um die mancher aus dem Deutschen Amateur-Radio-Club den Bundesbruder Heinz beneidet.

Wenn Heinz DJ 4 GB seinen regelmäßigen Plausch mit den Klubkameraden der näheren Umgebung beendet hat, kurbelt er durch die Bänder, hört Dänen sich mit Engländern unterhalten, hört, wie ein Sachse aus der Zone Amerika ruft, und versucht selber – im europäischen Bereich im Sprechfunk, sonst mit der Morsetaste – Verbindung mit anderen „Mithobbyisten“ in der ganzen Welt. Daß es ihm dabei besonders daran liegt, auch mit blinden Leidensgenossen in Konnex zu kommen, ist klar, und er hat schon eine ganze Serie solcher Kollegen, denen die Funkerei um den Erdball das Augenlicht ersetzen muß.

Jüngst schickte ihm einer aus Nordschottland eine ganze Liste englischer Kriegsblinder, die gleich ihm die Funkerei betreiben.

Wenn man die komplizierten Anlagen sieht, die zu diesem Hobby gehören, könnte man auf die Idee kommen, daß das Ganze wohl ein zwar sehr schöner, aber auch kostspieliger Sport ist. Nun, er ist nicht kostspieliger als andere Hobbys, als Modellbahnen, Motorräder oder die Fischwaid mit den raffiniertesten Methoden und Geräten. Denn sehr, sehr vieles in den Amateurfunkbuden entsteht im Eigenbau, ja, dann macht es eigentlich erst den richtigen Spaß, wenn man mit einem selbstkonstruierten Sender und raffiniert erdachter Antenne zum ersten Male von der Jeetzel zum La Plata gefunkt hat und eine jener bunten Karten ins Haus geflattert kommt, mit der der andere jenseits des „großen Teiches“ die Verbindung bestätigt. Das sind Höhepunkte im Amateurfunkerdasein, die für viele zergrübelte Nachtstunden entschädigen!

Daß solches Tun weit mehr ist als eine Spielerei, hat sich allmählich herumgesprochen. Viele technische Probleme haben die Amateurfunker, die „Tüftler“, im stillen Kämmerlein schon gelöst, an denen heute die Industrie partizipiert, und die Männer, die des Nachts in ihren Klausen am Empfänger drehen, haben schon so manches Menschenleben retten helfen. Das Schönste an ihrer großen Gemeinschaft, der „International Amateur Radio Union“, aber ist die Kameradschaft untereinander zwischen Deutschen, Russen, Engländern, zwischen Weißen, Schwarzen, Gelben, zwischen ihnen allen, die sich nie gesehen haben und kaum sehen werden und sich dennoch großartig verstehen!

Hans-Ludwig Reinbold

. . . und was ein kriegsblinder Funkamateur erzählt

Als ein an vielen Dingen interessierter Mitmensch verbrachte ich, genau wie es die meisten meiner Kameraden tun, manche Stunde am Rundfunkgerät. Da fiel mir eines Tages in den Nachrichten das Wort Funkamateur auf und blieb haften, setzte sich irgendwie in einem Winkel meines Gehirns fest. Im Winter 1953 brach das große Überschwemmungsunglück über Holland herein, und ich verfolgte aufmerksam die Nachrichten und Berichte über das Geschehene, über die Dammbruchkatastrophe. Wiederum wurden jetzt die Funkamateure genannt, wie sie sich als Helfer und oft einzige Nachrichtenübermittler bewährten.

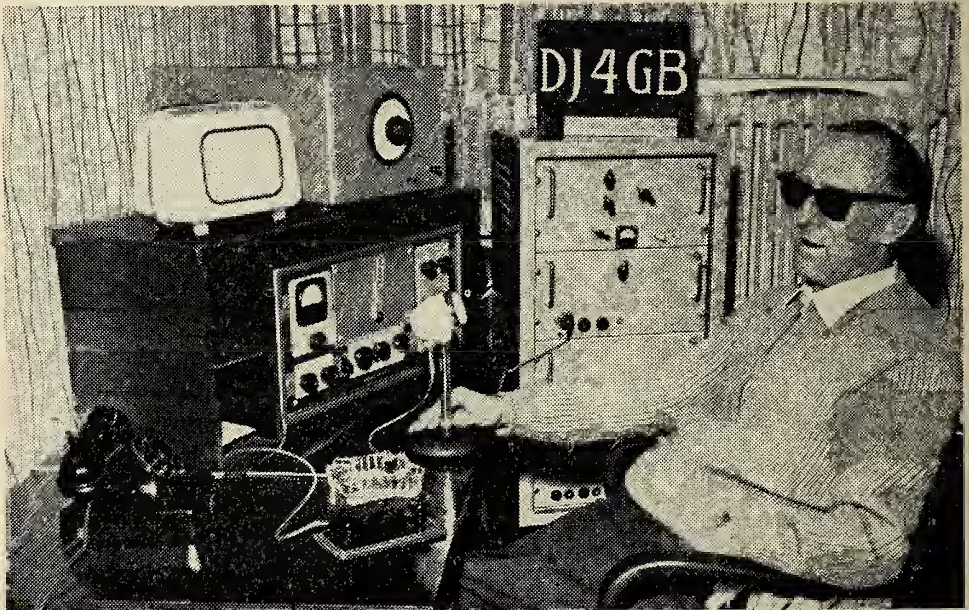
Von nun an fing mein Interesse für diese Funkamateure zu wachsen an. Ich versuchte, irgendwie Anschluß an diesen Personenkreis zu bekommen, doch die Frage war: wie? Damals ahnte ich noch nicht, daß man sich einfach an die Bundespost wenden kann, um alles Wissenswerte über Funkamateure zu erfahren. Ich wußte nicht einmal, daß auch die Funkamateure, genau wie der Rundfunk und das öffentliche Fernmeldewesen, der Postüberwachung unterliegen. In solchen Fällen sucht man nach Auswegen und fragt so ziemlich jeden, ob vielleicht nicht er etwas Näheres wisse – meistens erfolglos.

Aber wer sucht, der findet, so heißt es. Ein Rundfunkgeschäft aus dem nahen Städtchen Frankenberg sollte für unser Fernsehgerät die Antenne montieren, und da geschah es. Der Techniker, der auf dem Dache herumkletterte, um die Antenne einzupeilen, entpuppte sich im Gespräch als ein Funkamateur. Das gab ein Hallo!

„Menschenskind", rief ich, „Sie sind der Mann, nach dem ich seit Jahren forsche! Na, endlich hab' ich einen dieser mysteriösen Funkamateure gefunden!"

Wirklich, ich war wie elektrisiert. Alle aufgestauten Hoffnungen wurden mobil, alle Neugier. Ich habe wohl anfangs die verrücktesten Fragen gestellt, und der Techniker glaubte nicht recht, daß ich ernsthaft interessiert sei. Er habe doch jetzt für Derartiges keine Zeit, sagte er abwehrend.

Es half nichts, er wurde ausgequetscht nach allen Regeln der Kunst, bis ich das Nötigste in Erfahrung gebracht hatte; erst jetzt konnte er weitermontieren. Natürlich saßen wir in den nächsten Wochen manche Stunde beisammen, und der Gute hatte seine liebe Not, mir das Einmaleins des Funkamateurs beizubringen, denn ich war ja ein Anfänger, der keine Ahnung von Tuten und Blasen hatte.



Hier findet Heinz Seifert reiche Feierabendfreuden. Jeden Mittwochnachmittag treffen sich die kriegsblinden deutschen Funkamateure zu einer kleinen Plauderei im Äther. Gleich wird der erste Ruf dazu aus dem Lautsprecher dringen. Vielleicht glückt am späten Abend auch noch die Verbindung mit Rom oder gar mit Mexiko.

Es waren alles böhmische Dörfer für mich, worüber der Mann mir große Vorträge hielt: über Schwingkreis, Oszillator, Endstufe, Modulator, Doppelsuper, Geradeausempfänger – es war zuviel.

Zu Hause auf der Mittelschule – ich bin in Ungarn aufgewachsen – wurde keine Elektrotechnik oder Hochfrequenztechnik gelehrt, und später beim Kommiß auch nicht. Nach der Verwundung standen zunächst andere Probleme zur Debatte. Reichlich unbelastet ging ich also daran, mich in die Geheimnisse der Hochfrequenztechnik einzuarbeiten. Nebenbei mußte ich auch das Morsealphabet und das Morsen selbst lernen. Es war schwer, denn der Frankenberger Funkamateur hatte nicht viel Zeit für mich erübrigen können, er stand im Beruf.



Einarmig ist auch der kriegsblinde Funkamateur Elmar Gärtner aus Battendorf im hessischen Kreis Frankenberg. Vor seinen komplizierten Geräten hat er eine Blindenschriftmaschine stehen, damit er sich notieren kann, mit wem er in Verbindung steht. Als Ungarndeutscher beherrscht Elmar Gärtner die ungarische Sprache. Was er dadurch als Funkamateur erlebt hat, schildert er auf diesen Seiten.



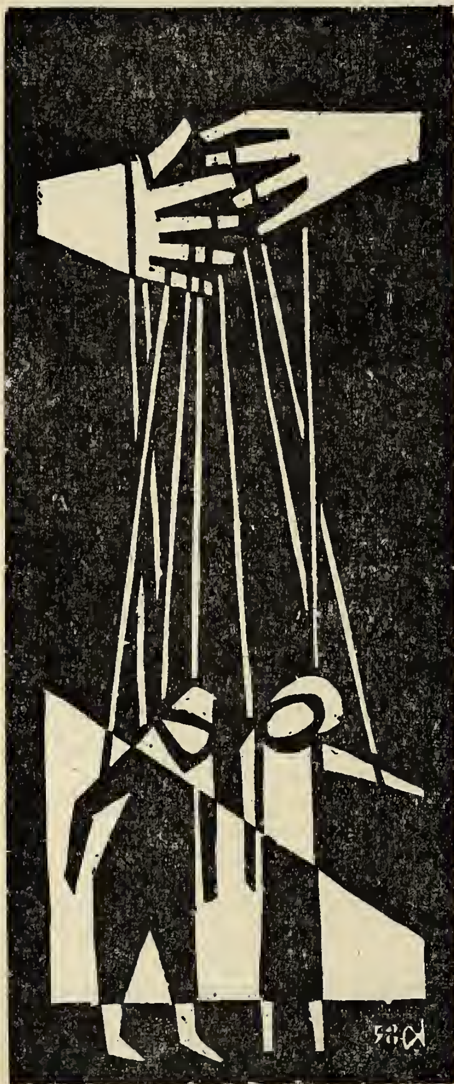
Die Trophäen des Funkamateurs sind die „QSL-Karten", die oft über Tausende von Kilometern hinweg gegenseitig ausgetauscht werden, wenn man mit einem Partner in Kontakt gekommen ist. Unser Kamerad Heinz Seifert in Lüchow hat seine „Funkbude" schon ganz schön mit solchen Bestätigungskarten ausgeschmückt.

Im Sommer 1956 stellte er seinen Amateurempfänger bei mir auf, und nun konnte ich die Funkamateure abhören. Vom Deutschen Amateur-Radio-Club (DARC) wurde seinerzeit auf dem 10-m-Band ein Morsekursus ausgestrahlt; diesen hörte ich fleißig ab und lernte so, Morsezeichen zu lesen. Das Geben brachte ich mir selber bei mit Hilfe eines Röhrensummers, welchen mir der Frankenberger Amateur zusammengebaut hatte. Auch Literatur stellte er mir zur Verfügung.

Manchmal wollte ich es aufgeben, da die technische Materie oft allzu schwierig war. Inzwischen erfuhr ich aber durch die Oberpostdirektion in Frankfurt, daß auch schon andere Kameraden sich mit dem Amateurfunkwesen befaßten und sogar schon die Lizenzprüfung bestanden hatten. Mit diesen

Kameraden nahm ich nun Verbindung auf und erhielt wertvolle Tips. Das gab wieder Auftrieb, und bereits ein Jahr später, 1957 zu meinem Geburtstag, kam freundlicherweise die Prüfungskommission aus Frankfurt hierher zu mir und nahm an Ort und Stelle die Prüfung ab.

In der Schule habe ich nicht mehr geschwitzt als in diesen zwei Stunden. Dann aber war es geschafft, und ich erhielt meine Lizenzurkunde mit dem Rufzeichen DJ 4 BA,



Marionetten, Holzschnitt von Friedrich Diehl

auf das ich stolz bin und das mir nun erlaubte, mit meinem Sender in den Äther zu steigen, um im Konzert der Funkamateure mitzuspielen. Einige Zeit vorher hatte ich mir bei einer Firma in Bamberg schon eine italienische Gelosostation gekauft und auf Blindenbedienung umbauen lassen. Es ist ein 100-Watt-Sender und ein 14-Röhren-Doppelsuper, und auch eine Sende-Empfangs-Antenne hing schon.

Das war ein Geburtstag, wie man ihn selten erlebt. Neu lizenziert, brachten mich keine zehn Pferde von meiner Station weg. Bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages genoß ich die Freude, Funkamateur zu sein und ein wunderschönes Steckenpferd reiten zu können.

Und es ist wirklich wunderschön, dieses Hobby, denn es bringt immer wieder Freuden, tagtäglich. Was mir bisher nicht möglich war, das war jetzt einfach: ich konnte mir das Tor zur Welt noch weiter aufstoßen, als es der Rundfunk bisher vermochte. Vom passiven Hörer wurde ich zum aktiven Beteiligten, denn ich brauchte von nun an nicht bloß zu hören, sondern konnte antworten, meine eigene Stimme wurde Tausende von Kilometern irgendwo in USA, in Kanada, in Mittel- oder Südamerika, in Afrika oder Asien gehört – und es wurde mir geantwortet.

Dies sind Erlebnisse, welche sich fest einprägen und die einen immer aufs neue freudig bewegen. Über Ozeane und Kontinente hinweg kann man sich unterhalten, erfährt von seinen Funkpartnern manche Anregung, lernt Menschen, Länder, Sitten und Gebräuche kennen und versteht sich über alles alltäglich Trennende hinweg. Dies sind für mich Erlebnisse, und dies macht die Mühe des Erlangens der Sendelizenz tausendfach bezahlt.

Wenn man dann noch das Glück hat, seine Station auch zu Hilfsaktionen einsetzen zu können, wenn es gilt, Medikamente zu beschaffen, um schwerkranken Mitmenschen helfen zu können, dann ist das sozusagen das Pünktchen auf dem i. Es ist dies eine der schönsten Seiten des Amateurfunks, einzuspringen, wenn das öffentliche Fernmeldenetz sich als zu langsam erweist.

Bei zwei solcher Hilfsaktionen konnte auch ich mitwirken. Beim erstenmal galt es, ein Gegengift aus dem Pasteurinstitut in Frankreich über den Flugplatz München-Riem nach Innsbruck zu schaffen. Dort war ein Schlangenzüchter gebissen worden. Das Serum mußte innerhalb von sechs Stunden gespritzt werden, wenn der Mann am Leben bleiben sollte. Die Aktion gelang, und der Schlangenzüchter kann wieder seinen Beruf im Dienste der Wissenschaft ausüben.

Bei der zweiten Aktion galt es, einem kleinen Mädchen in Tarnow (Polen) ein Mittel gegen Leukämie zu beschaffen. Da das

Mittel in Polen nicht zu erhalten war, starteten polnische Funkamateure einen allgemeinen Notruf im Auftrage eines behandelnden Arztes. Über eine Hanauer Station nahm ich die Sache in die Hand. Leider hatte die Universität Marburg das Mittel nicht in der erforderlichen Menge vorrätig, aber was vorhanden war, ging per Luftpost nach Polen ab. Nach längerem Hin und Her rief ich die Herstellerfirma in West-Berlin an, und nun wurde das Medikament in ausreichender Menge mit Luftpost abgeschickt.

Ich spreche als Volksdeutscher aus Ungarn natürlich die ungarische Sprache, und so sitze ich oft an der Station und mache in Ungarisch einen allgemeinen Anruf. Dann bin ich nicht wenig erstaunt, wenn plötzlich aus Kanada oder den Vereinigten Staaten oder sogar aus Nordafrika mein Ruf in Ungarisch beantwortet wird. Diese Ungarn freuen sich natürlich riesig, aus Deutschland heimatliche Laute zu hören. Dann muß ich erzählen, wie und wieso ich hier zu Hause bin, und umgekehrt natürlich auch. Es sind dann meistens ausgewanderte Magyaren, deren Kinder kaum noch die Muttersprache der Eltern kennen. Sie hören aber zu und sprechen ins Mikrophon, um ihrer Freude über solch unerwarteten Kontakt Luft zu machen.

Auch mit vielen Stationen aus Ungarn selbst hatte ich schon Verbindungen. Mit zwei Budapester Amateurfunkern hatte sich so etwas wie eine Freundschaft durch den Äther herausgebildet. Jeden Sonntag trafen wir uns auf dem 20-m-Band. Leider war die Freude nur von kurzer Dauer, denn die ungarischen Abhörstellen der Post hörten zu. Meine Budapester Freunde meldeten sich plötzlich nicht mehr, und wie ich später durch Briefe erfuhr, wollte man den beiden Funkfreunden sogar die Lizenz nehmen. Ab und zu treffe ich sie nochmal, aber sie gehen über das üblich Technische nicht hinaus; allerdings hatten wir auch vorher nur technische und persönliche Dinge besprochen. Politik als Amateurfunker zu treiben, das verbietet auch unsere Post.

Auf den Straßen steh'n nur Gitter

Auf den Straßen steh'n nur Gitter
und wandeln hin und her,
und ich armer Menschensplitter
kann zu meinem Ziel nicht mehr.

Die Straße ist mir verschlossen,
wagen kann ich keinen Schritt,
eisern wird dort umschlossen
Geist und Seele und Gemüt.

Nur du kannst mich noch geleiten
durch den starken Eisenzaun,
an dem oft die Leute streiten
und hart aufeinander hau'n.

Franz Swoboda (taubblind)

Solche Randereignisse sind bedauerlich, aber sie können die Freude an der Funkerei nicht trüben. Oft treffe ich mich im Äther mit einem jungen blinden Kameraden aus Stettin, und wir unterhalten uns stundenlang. Er besuchte die Blindenschule in Königsberg.

Jeden Mittwochnachmittag um 18 Uhr treffen wir blinden Funkamateure der Bundesrepublik uns auf dem 80-m-Band zu einem Rund-QSO (Funkverbindung) und tauschen unsere Erfahrungen aus. Diese Verbindung ist den meisten schon zur lieben Gewohnheit geworden, gibt sie doch die Möglichkeit, sich mit Schicksalskameraden zu unterhalten. Es ist immer ein ganz intimes freundschaftliches Ereignis. Ich persönlich bin mit Freude dabei, da ich in meinem Wohnort kaum mal mit Kameraden zusammenkomme, und es verbindet uns ja neben der Erblindung noch unser gemeinsames Hobby, welches keiner von uns mehr missen möchte. Dieses Hobby ermöglichte uns die Mittwochnachmittagsrunde, und das allein schon wäre Gewinn genug. Mit vy 73 es 55: Elmar Gärtner.

Im Zauberreich des Edelweiß

Ein Kriegsblinder erlebt den Bergfrühling

Ostern 1939. In rasanter Fahrt ging es, von Gegenhang zu Gegenhang schwingend, im gleißenden Firn talabwärts, der Schneegrenze, dem Bergfrühling entgegen. Beinahe zärtlich strich ich den Rest schmutzigen Schnees von meinen geliebten Skiern und setzte mich auf einen von der Sonne gewärmten Stein, der am Rande einer schon grünen Wiese lag. Drunten im Tal waren die Wiesen sichtbar saftiger, Berganemone und Sumpfdotterblume sind schon vereinzelt in Schneeballwurfweite hier oben angekommen und wollen sicher noch weiter hinauf. Die Schneeschmelze läßt kleine Bächlein zu tosenden Bergbächen und Wasserfällen werden. Friedlich sonnen sich die am Berghang liegenden Häuschen, Berghöfe, dazwischen ihr kleines bescheidenes Kirchlein.

Ich saß sehr lange auf dem Stein, meine Augen tranken gierig die Stimmung dieses Bergfrühlingsbildes. Mir war ganz eigenartig ums Herz. Abschied vom Winter, vom Schnee? Abschied wovon? Ich ahnte es noch nicht . . .

Ich sah dieses alljährlich wiederkehrende, göttliche Schöpfungswunder nie mehr! Der Kugelblitz eines sowjetischen Schrapnells nahm mir das Licht dieser Erde für immer.



Eines der Fotos, das die beiden Bergwanderer heimbrachten: Der Lünersee mit Duglashütte.



Zwei Bergkameraden, der Kriegsblinde Otto Lieb aus Freudenstadt (links) und sein Begleiter, genießen den Zauber des Alpenfrühlings. Otto Lieb war schon vor seiner Verwundung ein Freund des Hochgebirges. Er will auch jetzt nicht auf seine Berge verzichten. Mit allen verbliebenen Sinnen nimmt er die Schönheiten der Natur in sich auf. Die lebendigen Schilderungen seines Begleiters geben den Grundstock dazu, diesmal bei der Suche nach den seltensten Alpenblumen.

Seitdem träumte ich oft von dieser Welt der Sonne, des Schnees und des Bergfrühlings. Eine verzehrende Sehnsucht überkam mich Winter für Winter. Heute ist mir der Ski am Hang zu schnell, der Abfahrtswind nimmt jeden richtungweisenden Zuruf des Freundes von den Ohren – ich habe aufgegeben!

Nicht aufgegeben habe ich aber die Berge. Und so habe ich ihn endlich wieder erlebt: den Bergfrühling. Seit einigen Jahren durchwandere ich alle mir aus sehenden Tagen bekannten Wanderziele, und ich nehme neue Landschaften atmosphärisch und akustisch in mich auf. Ich vertauschte den geliebten Ski mit dem weißen Bergstock, mit Bergschuh und Rucksack, die schnittige Keilhose mit der praktischen Kniebundhose.

Erst vor wenigen Tagen kam ich von einer sechstägigen Hochgebirgswanderung mit einem erfahrenen Wanderfreund froh und frisch gestärkt wieder nach Hause zurück. Unser Ziel war die Bergblumenwelt gewesen.

Wie war es? Mit etwas Herzklopfen verabschiedete ich mich von der Frau, von den Kindern, dem Führhund „Ex". Zwei rund vierzigpfündige Rucksäcke, vier Kameras wurden im bequemen Eisenbahnabteil sorgfältig verstaut. Zwei Mundharmonikas, eine unterwegs zugestiegene Reisebegleiterin mit Dackelhund und Fernglas sorgten für eine erhebliche Verkürzung der neunstündigen Anfahrtstrecke. Die Schwarzwaldbahn mit ihrem über 60 Tunnel zählenden Teilstück lag bald hinter uns, die Hegauberge mit dem geschichtsreichen „Hohentwiel" sah ich von früher her an mir vorüberziehen, der Bodensee, dahinter, im weißen Schönwetterdunst, die Schweizer Berge – alles Bilder aus sehenden Tagen, dazu die Erklärungen und Schilderungen meines Wanderfreundes . . .

Am Abend dann, 1900 Meter hoch, über Bludenz hinaus in den österreichischen Alpen, die erste Unterkunft, ein Matratzenlager in einer Hütte. Wir kamen noch gerade rechtzeitig an, bevor ein Unwetter losbrach. Blitze erhellten gespenstisch die weißgrauen Felswände und zeichneten die bizarren Konturen messerscharf vom nächtlichen Himmel ab. Der Donner brach sich verstärkend in

dieser Felsenwelt. Fünf Augenpaare verfolgten das Blitzen und das Stürzen der unheimlichen Wolken, das sechste Augenpaar – aus Glas – sah doch alles mit . . .

Der frühe Tag brachte uns schönsten Sonnenschein mit weißen Wölkchen, die wie Wattebäusche über den Bergspitzen schwebten. Nur mit unseren Kameras bewaffnet, ging's hinauf über schmale Geröllpfade einer Sonnenhalde entgegen, wo wir gute Ausbeute an Bergblumen erwarteten. Über den tosenden Bergbach führte nur ein schmales Brett, die Morgensonne ließ unser Fotoherz höher schlagen, der weiße Bergstock und der griffige Bergschuh machten mir das Steigen leichter.

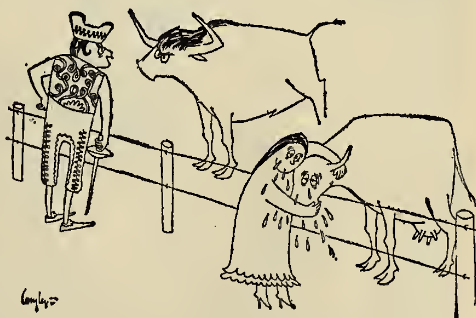
Wir fanden alles: das großblütige Veilchen, den blauen Enzian, den blaublütigen kleinen Enzian (Schusternagel genannt), beide in leuchtendem Azurblau, die margeritenähnliche, gelbe Gamswurz, das Knabenkraut, das vielblütige kleine Bergveilchen, den Almenrausch mit seinem weithin wahrnehmbaren Fliederduft, ja, sogar unsere Sumpfdotterblume war hier oben in über zweitausend Meter Höhe anzutreffen. Die ganze Umgebung wirkte auf uns wie ein riesiger Alpengarten. So waren wir wieder ganz in unserem Element: Berge, Sonne, Blumen, dazu Lichtwert, Blende, Tiefenschärfe, Sonnenblende und Naheinstellgerät, nichts sonst sahen und hörten wir an diesem ganzen Tag.

Von der Lüner Krinne (2200 m) hatten wir noch einen herrlichen Blick hinunter zum See, in dessen Wasserspiegel sich die umliegenden Felswände in grünlichem Schimmer widerspiegelten, im verlängerten Blickfeld das wuchtige Bergmassiv der Schesaplana. Dicht neben uns eine Warnungstafel wegen Absturzgefahr, unweit von dieser Aussichtsstelle die Alpenrose und das ihr gleich aussehende Steinröschen. Eine stattliche Jungviehherde sowie eine kleine Familie Bergziegen bereicherten unsere Motive auf dem Heimweg zur Hütte.

Zum Abendbrot gab's einen anständigen Kaiserschmarr'n mit Pflaumenkompott, er schmeckte vielleicht besser als sonst, denn drei junge, begeisterte Bergsteigerinnen saßen an unserem Tisch . . .

Am Morgen ein kurzes Frühstück, ein Honigbrot und die letzte Banane. Nach einer Stunde Aufstieg gab's bei einer Sennerin für jeden einen halben Liter heiße Milch; den echten Waldhonig und die Haferflocken steuerten wir aus dem Rucksack bei. Der frühe Morgen und schöne Fotowolken machten uns das Steigen wieder leicht. Entlang der Kirchlispitzen gab es einen aussichtsreichen, nicht allzu schwierigen Aufstieg zum Verajoch (2300 m). Hier waren wir im Bereich des gepunkteten Enzian, der Edelraute und des Edelweiß.

Diesen gelb-rotbraun gepunkteten, 50 bis 60 cm hohen Enzian beschossen wir mit sämtlichen Objektiven, den Weg zum Edelweiß aber nahm mein ortskundiger Bergführer alleine unter seine Bergschuhe. Ich aalte mich derweil in der bräunenden Bergsonne, den Rücken an einen Felsbrocken gelehnt. Doch die Freude währte nicht lange, die Sonne verschwand, in weniger als zehn Minuten tobte ein Gewitter um mich, wie ich es unter freiem Himmel, inmitten einer Felsenwelt, noch nie erlebte. Ich fror und schlotterte vor Nässe, der Donner krachte unheimlich, Regen, Hagel und Sturm peitschten mein Gesicht, meine Schuhe füllten sich



von dem am Regenschutz hinunterfließenden Wasser in wenigen Minuten. Ich stand allein bei unseren beiden Rucksäcken. Hoffentlich halten sie dicht, so dachte ich. Denn unsere ganze Wechselwäsche war in ihnen enthalten. Das Gewitter verzog sich. Nach zwei Stunden kam Bruno, der Kameramann und Bergfreund, triefend naß, aber doch strahlend zurück. Er hatte sein Ziel, das Edelweiß und die Edelraute, gefunden.

Bis zur Zollschutzhütte mit dem einmalig schönen Blick zum Schweizer Tor war es noch eine gute halbe Stunde, dort gab es die letzte Rast und auch Zeit zum Umziehen. Der erneut einsetzende Regen machte meinem Begleiter und mir den Rest des Tages noch recht schwer. Den Aufstieg zur Ofenpaßhöhe (2250 m) schafften wir noch einigermaßen gut. Den knarrenden Ruf einiger Schneehühner vernahm ich hier zum erstenmal, kaum zehn Meter vor uns tummelten sie sich am Rande eines Schneefeldes. Der Weg hinunter zur Lindauer Hütte war für mich als Erblindeten sehr beschwerlich, die Profilsohlen griffen nicht mehr, Vorsicht war das erste Gebot. Wir haben's geschafft.

Auch der nächste Tag war ein Regentag, gerade recht, die nassen Klamotten halbwegs zum Trocknen zu bringen. Wir verbrachten diese verregnete Zwangsruhe mit anderen Bergkameraden bei Skat, Schach, Gesang und Spiel plus einem kräftigen Umtrunk.

Das Wetterglas versprach für den morgigen Tag Wetterbesserung. Bruno und ich verkrochen uns bald in sämtliche Betten. Um 4 Uhr in der Frühe steckte Bruno die Nase zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, einen Sonnenaufgang zu erleben. Eiligst und ohne Frühstück ging es auf eine nahe Anhöhe, die Kameras schußbereit aufgebaut.

Von Minute zu Minute änderte sich das Bild, änderten sich der erwachende Tag und der Lichtwert unseres Lichtmessers. Das tausendfältige Lichtspiel, die wie im grellen Flutlicht stehenden Bergspitzen schilderte mir Bruno so wirklichkeitsnahe, daß ich jede Phase dieses Naturschauspieles in all ihrer Schönheit miterlebte. Die Sonne kam, doch



Welchen Zug führen die sehenden Hände nun aus? Gebannt hängen die Augen der Tochter am Brett.

nur für wenige Minuten standen die drei Drusenturmspitzen in grell-giftigem Morgenlicht, die Gaißspitze kam nicht aus den Wolken hervor.

Die Murmeltiere waren schon emsig am Pfeifen und Warnen, schreiende Bergdohlen ließen sich im aufkommenden Morgenwind spielend leicht in die Höhen des jungen Tages tragen. Nun begann auch der Auftrieb von über 300 Milchkühen.

Der knurrende Magen und bald wieder wolkenverhangene Gipfel brachten uns wieder zur Hütte zurück. Viel Sonne gab es heute noch nicht; so machten wir es uns leicht, ohne Rucksack, nur mit den unentbehrlichen Kameras bewaffnet, begingen wir die nähere Umgebung. Die Obere Sporeralpe, die höchstgelegene Großviehalpe auf österreichischem Gebiet, die Lindauer Alpenvereinshütte, die hier verlaufende Waldgrenze, die grünen Matten, dazwischen das Rauschen eines felsigen Bergbaches ergaben ein Bild auch für mich, der ich nur noch die Atmosphäre erfassen und aufnehmen kann.

Mitunter zeichnete mir Bruno die einzelnen Bergkonturen mit dem Finger auf meine Brust. Großblütige Blumen betastete ich behutsam mit der Hand, die kleinblütigen mit den Lippen. Bisweilen erinnerte ich mich beim Abtasten an die Schulzeit, an den Biologielehrer, an „Schmeils Pflanzenkunde". Neues an Blütenformen und Blütenduft lernte ich ständig hinzu. Die Alpenrosen waren stellenweise schon verblüht, das Steinröschen stand in voller Blüte. Wir fanden ein Prachtexemplar vom gelben Enzian, 80 cm hoch, die schwarz-rote Brünelle mit ihrem würzigen Vanilleduft, es fehlte nur noch der purpurrote Enzian und der zu den Liliengewächsen zählende Türkenbund.

Am späten Nachmittag brach die Sonne durch. Bruno war gerade dabei, den herrlich duftenden Blütenstand eines gelben Enzians auf dem Farbfilm festzuhalten, als er innehielt und mir zurief: „Der Steinadler ist da!" Seine Schilderung dieses „mächtigsten Königs im Luftrevier", der – ohne einen Flügelschlag



Ein sehr ulkiges Bild, wenn man genau hinsieht: Zwei Kriegsblinde lassen sich gemeinsam von einem Hund führen. Der Kriegsblinde Stark in Bad Mergentheim erhielt nämlich den Besuch eines Kameraden aus dem Saarland. Beide wollten einmal ohne Begleitung ein bißchen spazierengehen. Es klappte gut, die treue Bianka machte den Spaß mit und führte gutwillig beide.

zu tun – in den Aufwinden segelt, war so eindrucksvoll, der Flug so majestätisch, daß mir blitzartig ein Bild vor meinen Augen auftauchte, das ich vor mehr als 25 Jahren, im Februar 1934, erleben durfte, damals bei Rohrmoos am Gottesackerplateau, als kurz nach einem heftigen Schneetreiben die Sonne durchkam und wenige hundert Meter vor uns



am strahlend blauen Winterhimmel ebenfalls ein Steinadler 15 Minuten lang seine Bahnen am Himmel zog.

Das Steinadlerpaar bei der Salzfluh soll schon seit einigen Jahren hier seinen Horst haben. Nur wenige Minuten standen wir im Banne dieses Adlerfluges, und schon war er wieder unseren Blicken entschwunden.

Ich sage so ganz selbstverständlich: „unseren" Blicken entschwunden, als ob ich sehen könnte. Aber es geht wohl allen Kriegsblinden so, wenigstens sofern sie „Augenmenschen" waren wie ich, daß sie auch jetzt noch „sehend" erleben, was ihnen begegnet. Erinnerungsbilder stellen sich ein, und wenn man das Glück hat, einen lebendig erklärenden Begleiter neben sich zu haben, so bildet die Phantasie vor dem inneren Auge eine erschaute Welt, die tief beglückt, vielleicht, weil sie schöner und vollkommener ist als die „tatsächliche" Welt. Aber das soll mich nicht stören. Und wenn sich jemand darüber wundern sollte, daß ich mich auch heute noch für die Kunst des Fotografierens interessiere, so kann ich ihm nur antworten: Ich habe früher Freude daran gehabt, ich habe von der Sache ein wenig verstanden, ich kann mir heute noch sehr genau vorstellen, was dabei geschieht und was geschehen sollte, was man beachten und bedenken muß – und so weiß ich mich mitzufreuen, wenn einem Fotografen neben mir ein guter Schuß gelingt. Ich bin eben in der Lage, ganz intensiv mitzuerleben, was er erlebt, was er tut und erreicht.

So war das auch am letzten Urlaubstag. Der frühe Morgen führte uns an einen Südosthang, von dem wir uns noch die eine oder andere seltene Alpenblume versprachen. Wir stiegen bis zur Grenze des Verantwortbaren, im Grunde zu riskant für einen Bergsteiger, der nichts sehen kann, und dennoch vergeblich, wir hatten keine Blumen gefunden. Nicht ganz ohne Herzklopfen kamen wir zum Einstieg zurück. Noch einmal versuchten wir den Aufstieg an einer anderen Stelle. Eine für Bergstock und Bergschuh griffige Grasnarbe ließ uns gut vorwärts kommen, an einer Murmeltierbehausung fand ich guten Halt, noch gute zehn Meter und ich hatte es geschafft. Vor uns stand eine in voller Blütenpracht stehende Türkenbundblume mit zwölf voll entfalteten Blüten und zwei Knospen mit den flammenden, gelbroten Farben unserer Feuerlilie.

Dieser „Filmstar" in einsamer Bergeshöhe war wirklicher und reiner Bergsteigerlohn. Erhaben über unser „Fotogetue", zuckte er mit keiner einzigen seiner „Blütenwimpern". Noch eine Aufnahme von der distelähnlichen Alpenscharte, und wir packten Stativ, Lichtmesser, Tele- und Weitwinkel zusammen, um den Rückweg anzutreten.

Da meinte der sechste Sinn Brunos, hier müßte auch das Edelweiß in der Nähe sein, schnappte sich noch einmal die Kleinbildkamera und stieg weiter. Noch dreimal hörte ich in unmittelbarer Nähe den Ablauf des Schlitzverschlusses, dreimal traf er den Stern der „Königin der Alpenblume", das Edelweiß!

So nahmen wir Abschied von einer Welt, die zu erreichen ich bis vor wenigen Jahren kaum mehr Hoffnung hatte.

Der Abstieg bis zur nächsten Bahnstation ging durchs Gauertal, bei blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein. Über den Bergspitzen lagen noch ein paar schneeweiße Federwölkchen, die sich mit zunehmender Tageswärme im blauen Dunst der Ferne auflösten. Um die Mittagszeit erreichten wir die erste Eisenbahnstation. Noch ein „Blick" (über Brunos Auge) hinüber zur Wandanser Steinwand, hinauf zur Zimba, dann war der Abschied endgültig. Das war meine höchste und eindrucksvollste Bergwanderung in meinem „zweiten Leben", bis zum Bereich des Edelweiß.

Otto Lieb (Freudenstadt)



Feierabend — *Holzschnitt von Friedrich Diehl*

Ein Leben in der dörflichen Gemeinschaft

In schneller Fahrt führt uns der Wagen in das schöne Ammerland nach Edewecht, weit im Norden von Niedersachsen. Langsam biegt er in die Einfahrt, die umsäumt ist von hohen alten Bäumen, und hält vor einem schmucken Klinkerhäuschen. Schon beim Eintreten tönt uns das bekannte Klappern eines Handwebstuhls entgegen. Der Kriegsblinde Eilert Lübben, den wir heute besuchen wollen, betreibt eine Handweberei. Schnell und sicher wirft seine Hand das Schiffchen durch das geöffnete Fach, rhythmisch schlägt die Kammlade den Schußfaden an. So entsteht unter seinen geschickten Händen das Gewebe.

Prüfend nehmen wir die uns vorgezeigten Kissen, Tischdecken, Schürzen und Bordürenstoffe in die Hand. Reizvolle Muster, verbunden mit einer ausgezeichneten Qualität, verlassen diese Werkstatt. Unter der tatkräftigen Mithilfe seiner Frau werden neue Muster und Farbzusammenstellungen ersonnen und ausgeführt. Abnehmer seiner Waren sind zu einem großen Teil die Dorfbewohner. Der Kriegsblinde Lübben und seine Frau sind Kinder dieser Landschaft, und so verstehen sie es auch, die Wünsche und Erwartungen ihrer Kundschaft zu erfüllen.

So hat Eilert Lübben auf seinem Webstuhl die bunten und schönen Bordürenstoffe für die Trachtenkleider des Heimatvereins hergestellt. Die Hausfrauen des Dorfes aber bevorzugen seine reizvoll gemusterten Schürzen, da sie in ihrer sprichwörtlich gewordenen Haltbarkeit und in ihrer wohltuend sicheren Geschmacksrichtung ihren Ansprüchen sehr entsprechen.



Die Feierabendfreude der kleinen Familie ist das Musizieren. Gleich wird sich die Mutti mit ihrer Blockflöte hinzugesellen.

Fotos (2): L. Kosmehl

Doch Eilert – das ist übrigens sein Vorname – arbeitet nicht nur an seinem Webstuhl. Als echtes Kind seiner Landschaft betätigt er sich unermüdlich auf seinem kleinen Anwesen. Da gibt es kein stumpfes Gartengerät. Es ist sein persönlicher Stolz, alles Werkzeug zu schärfen und in einer vorbildlichen Ordnung zu halten. Auch im Garten bleibt für ihn mancher Handschlag zu tun, dort wenigstens, wo es weniger auf das Auge als auf flinke, geschickte und vor allem arbeitsfreudige Hände ankommt.

Übrigens ist Eilert Lübben nicht der einzige kriegsblinde Handwerker. Es gibt in der Bundesrepublik eine ganze Reihe von ihnen, und in Langenhagen bei Hannover haben sich 25 Kameraden das „Dorf der Weber" und eine Gemeinschaftswerkstatt erbaut.

Die größte Überraschung und Freude erleben wir, als Eilert sich nach der Tagesarbeit mit seiner Frau und seinem zehnjährigen Jungen hinsetzt – und alle drei beginnen zu musizieren. Hell jubelnd klingen die drei Instrumente durch den Raum, die Töne schwingen durch das geöffnete Fenster, hinaus in die Ruhe und Weite der norddeutschen Landschaft. In der heutigen Welt des passiven Musizierens, der bequemen Musikkonserve, wird es uns zu einem besonderen Erlebnis. Diese kleine Familie vereint sich zu einem harmonischen Trio und singt so ihre Freude über das Leben hinaus. Längst haben wir vergessen, daß Eilert Lübben ein Kriegsblinder ist...

Doch nicht nur zur eigenen Freude spielt unser Kriegsblinder sein Akkordeon im häuslichen Kreis, sondern er stellt sich mitten hinein in die junge Gemeinschaft einer Volkstanzgruppe. Bei den Klängen, die er seinem geliebten Instrument entlockt, drehen und wiegen sich die jungen Menschen nach den alten Weisen.

Als Eilert Lübben damals vom Schicksal herausgerissen wurde aus der Welt des Schauens, da meinte er, wie so viele seiner Kameraden, er wäre für immer ausgeschlossen aus jeder menschlichen Gemeinschaft. Verurteilt zu einem Leben ohne Licht und Hoffnung. Was sollte seinem bäuerlichen Wesen ein Leben ohne Sonne, ohne Blumen und ohne den hohen, blauen Himmel? Er hat alles wiedergefunden in seiner Musik, darin singt und klingt es von all den Wundern, die ihn auch heute noch umgeben, die er spürt, auch wenn er sie nicht mehr schauen kann.

Gemeinsam mit seiner Frau hat er seinem Leben Sinn und Inhalt gegeben, wie er nicht schöner und tiefer sein kann.

Schweigend und sinnend fahren wir nach Hause. Hinter uns lassen wir diese drei Menschen zurück, die in einer frohen Harmonie einem harten Schicksal ihr Glück abgewannen. Fernab von der hetzenden Unruhe der großen Welt, abseits der sich jagenden und kurzlebigen Sensationen, aber mitten in ihrer dörflichen Gemeinschaft. **F. K.**



Das Treiben der Schußspule ist eine wichtige Vorarbeit des Webens. Eilert Lübben tut auch das mit Liebe.

Mit Fingersprache und Schreibmaschine

Ohne Augenlicht und ohne Gehör bis zum Staatsexamen

Als sich in Lötzen der Stationsarzt infolge seiner Versetzung ins Rheinland von mir verabschiedete, führten wir eine ausgedehnte Unterhaltung. Ich erzählte ihm von meinen Familienverhältnissen und deutete ihm dabei an, daß ich die Absicht gehabt hätte, zu studieren.

Er merkte wohl, daß ich mit dieser Andeutung die heimliche Frage nach der künftigen beruflichen Betätigung verknüpfte und gab mir zur Antwort, daß ich mir in dieser Hinsicht keine Sorgen zu machen brauchte. Es bestünde gewiß auch jetzt noch die Möglichkeit, ein Studium in Marburg zu ergreifen.

Diese Tatsache warf einen ersten Sonnenstrahl in meine nun dunkle und tonlose Welt und weckte die Lebenskräfte aufs neue, die langsam, aber stetig zu erschlaffen und zu versiegen drohten. Ich hatte hier im Lazarett versucht, eine Beschäftigung zu finden, um die Zeit, die lastend und bedrängend auf mich wirkte, zu vertreiben. Aber leider vergebens! Es fand sich hier keine Beschäftigung.

Ich war mir klar darüber, daß ich die Härte des Schicksals nur durch Arbeit meistern könnte.

Der Hoffnungsstrahl, sich wieder nützlich erweisen zu können, riß mich aus der inneren Verzagtheit und aus dem Unmut, der sich in meiner inneren Welt nur allzu breitgemacht hatte, heraus. Dann verabschiedeten wir uns sehr herzlich voneinander. Meine weiteren Überlegungen im Lötzener Lazarett schlugen einen optimistischen Weg ein. Ich sagte mir, daß der Arzt und Psychologe mit seinen umfangreichen Erfahrungen eine konkrete und zutreffende Antwort auf die Frage nach meinem künftigen Berufe gegeben haben dürfte, daß ich mich auf seine Vorschläge in der Zukunft würde stützen können. Dann verließ auch ich Lötzen und kam über Görlitz nach Breslau.

Hier im Lazarett befanden sich Kameraden, die ebenfalls das Augenlicht verloren hatten. Ich freute mich sehr, in ihrem Kreise weilen zu dürfen. Die Tatsache, daß sich hier Menschen befanden, die mit mir das gleiche Schicksal zu teilen hatten, bedeutete für mich einen starken Rückhalt, den ich für den Erhalt des seelischen Gleichgewichts unbedingt notwendig hatte. Das Lazarett war ein Umschulungslazarett, in dem wir auf unseren künftigen Beruf vorbereitet wurden. Die Lehrkräfte gaben sich die größte Mühe und suchten uns in jeder Weise zu fördern.

Unter diesen befand sich auch Herr Fischer. Er war ein Mann, der sich nicht krampfhaft an den Soldatendrill hielt. Er war ein Mann, der die Freiheit liebte und Freiheiten dort gewährte, wo sie notwendig und nützlich waren. Er war Blindenoberlehrer. Mein Lehrer war er zwar nicht, doch er kam öfter in mein Lehrzimmer, wo ich von Schwester Klara in der Punktschrift unterwiesen wurde und das Schreiben mit der Maschine erlernte. Eines Tages kam er nun wieder und fragte mich, ob ich schon an einen bestimmten Be-

ruf gedacht hätte. Ich erzählte ihm, daß der Masseurlehrer vor einigen Tagen bei mir gewesen sei und mir den Vorschlag unterbreitet hätte, den Beruf des Masseurs zu erlernen. Fischer blieb zunächst ruhig, blickte zum Fenster hinaus, wo der Winter sich mit allen Schattierungen der Großstadt ausbreitete, überlegte und sagte dann zu mir, ich sollte mit der Wahl des Berufes warten, für mich würde sich etwas Besseres finden.

Fischer war nicht der einzige, der mir den beruflichen Weg ebnen wollte. Neben ihm waren es noch viele andere Persönlichkeiten, die sich für meine berufliche Entwicklung interessierten. Eines Tages kam der Leiter des Breslauer Versorgungsamtes. Er befand sich in Begleitung seiner Frau. Er hatte nämlich im ersten Weltkrieg sein Augenlicht verloren und dann das juristische Studium ergriffen. Später war er nach Breslau gekommen und arbeitete am dortigen Versorgungsamt. Wir führten eine ausgedehnte Unterhaltung. Oberregierungsrat Schwenty hatte eine ganze Reihe von beruflichen Vorschlägen in der Tasche. Als Leiter des Versorgungsamtes hatte er große Erfahrungen auf dem Gebiete des Blindenwesens. Er kannte die Möglichkeiten und Grenzen der beruflichen Betätigung erblindeter Menschen nur allzu gut, und so wußte er auch über die Möglichkeiten und Grenzen der beruflichen Arbeit erblindeter und ertaubter Menschen genau Bescheid.

Er machte ausschließlich Studienvorschläge und schlug als Studienort Marburg vor. Er sprach von Philosophie, Mathematik und Jura. Schwenty dachte bei seinen Vorschlägen wohl in erster Linie an die Ausfüllung der Zeit, an die Überwindung des harten Schicksals durch geistige Betätigung. Ich aber ging weiter und dachte an die praktische Auswirkung des Studiums, und so kam ich zu dem Ergebnis, daß der Vorschlag, das philosophische Studium zu ergreifen, nicht annehmbar sei.

Schließlich entschloß ich mich für die Jurisprudenz. Dieser Plan spukte bereits während meiner Schulzeit neben der Medizin in meinem Kopfe.

Ich sollte nun in Breslau studieren. Ein Jurist sollte mir als Helfer beigeordnet werden. Die in Blindenschrift gedruckten Lehrbücher wurden in Marburg gekauft, und ich erhielt sie von einem Hauptmann geschenkt. Die Verwirklichung des Studiums in Breslau scheiterte jedoch infolge der für Deutschland ungünstigen Kriegsentwicklung. Wir waren gezwungen, unsere Zelte in Breslau abzubrechen und sie in Ulbrichtshöh im Eulengebirge aufzuschlagen.

Nach Beendigung des Krieges kam mir eine Reihe glücklicher Umstände zu Hilfe. Durch Herrn Prof. Dr. Strehl kam ich mit der Blindenoberlehrerin Fräulein Heinrich in Verbindung, die mich mit der Nießenschen Fingersprache bekannt machte. Diese Tastsprache war für die Verständigung mit der Umwelt von großem Vorteil, ermöglichte sie doch eine rasche und schnelle Verständigung mit meinen Mitmenschen. Nun konnte ich mit Zuversicht an mein juristisches Studium herantreten.

Mein guter Freund Martin brachte mich in Göttingen mit anderen Kommilitonen in Verbindung, so daß ich nicht isoliert blieb, sondern mit ihnen am Studentenleben teilnehmen konnte. Unter Depressionen hatte ich nun nicht mehr zu leiden. Schließlich fand ich auch eine liebe und nette Betreuerin in

meiner jetzigen Frau. Sie wußte mit erblindeten Menschen umzugehen, denn ihr Vater war im ersten Weltkrieg ebenfalls so schwer verwundet worden, daß er das Augenlicht verlor. Auch sie schaffte schöne und dauernde Kontakte mit der Umwelt.

Als Rüstzeug meines Studiums dienten mir die Fingersprache, die Schreibmaschine und die Punktschriftmaschine. Bei den Klausuren bediente ich mich der Schreibmaschine und schrieb die Lösung der gestellten Aufgaben in die Maschine. Bisweilen aber ging es auch ohne Maschine. Ich diktierte dann meinem Helfer im Flüstertone, so daß sich mein Diktat auf die anderen Anwesenden nicht störend auswirken konnte.

Zu Hause lasen wir fleißig in den Büchern. In die Geheimnisse der Rechtswissenschaft bin ich über den „Fall" eingedrungen. Man muß bei den präzisen Aufgaben, die gestellt werden, genau wissen, welches Problem auftaucht. Es gibt eine Reihe schöner Werke in der rechtswissenschaftlichen Literatur, aber nicht alle Werke sind in der Marburger Blindenschriftbibliothek vorrätig. So mußten wir uns recht fleißig der Fingersprache bedienen. Es kam nicht selten vor, daß wir von morgens 7 Uhr bis abends 23 Uhr gearbeitet haben. Dazwischen lagen nur kleine Ruhepausen.

Die Prüfungen habe ich in gleicher Weise ablegen müssen wie meine sehenden und hörenden Kollegen. Auch hier war mir die Schreibmaschine ein guter und nützlicher Helfer.

Die Vorstellungen vor der mündlichen Prüfung benutzte ich dazu, die Herren von der Brauchbarkeit der Fingersprache zu überzeugen. Dies ist mir auch immer gelungen.

Dann kam die praktische Ausbildung am Gericht. Hier war die Arbeit etwas anders als beim Studium. Hier waren Akten zu bearbeiten, die ein großes Maß an Kenntnissen und Arbeit erforderten. Glücklicherweise aber waren die hierfür erforderlichen Standardwerke für die praktische Ausbildung in Marburg vorhanden, so daß ich auch hier nicht mit wesentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Auch die Bearbeitung der Fälle in der großen juristischen Staatsprüfung war schwieriger und umfangreicher. Da es unmöglich ist, einen solchen Fall in die Punktmaschine zu schreiben, mußte ich den ganzen Fall im Kopfe behalten. Aber auch dieses Hindernis haben wir glücklich genommen.

Abschließend möchte ich sagen, daß mein Studienerfolg ein Ausdruck menschlicher Liebe und Tatkraft und Opferbereitschaft ist. Ohne die Liebe meiner lieben Mitmenschen hätte ich nie das Studium bewältigen können.



Der Berliner Tanzlehrer Klaus Brunner, der seit 1951 bereits 4000 Versehrten Tanzunterricht gegeben hat, leitete den ersten Tanzkursus für Blinde. Hier korrigiert er die Armhaltung eines Paares.

Opferbereitschaft meiner Mitmenschen war erforderlich, Arbeit war erforderlich, um die Fingersprache zu schaffen und auszudenken.

So hat sich im Verlaufe der menschlichen Entwicklung Steinchen an Steinchen in der Weise gereiht, daß es heute nicht mehr unmöglich ist, ein Studium als erblindeter und ertaubter Mensch zu bewältigen und erfolgreich abzuschließen. Das ist die große positive Seite am menschlichen Leben und Sein. Voll tiefer Dankbarkeit blicke ich zurück auf die Zeit nach meiner Verwundung, und optimistisch schaue ich in die Zukunft, denn ich bin mir dessen gewiß, daß die Liebe unter den Menschen, die ich am eigenen Leibe so wohltuend erfahren durfte, doch immer noch die stärkere Macht auf der Welt ist.

Franz Swoboda

Hier „führen" unsere Frauen nicht

Auch in einem Tanzlokal oder bei einem kleinen häuslichen Fest wollen wir Kriegsblinden sicher auftreten können. Deshalb kam es aus dem Kreis der Kameraden des Berliner Blindensportvereins zu dem Vorschlag, auch einmal einen Tanzkursus für uns ins Leben zu rufen, da wir doch überall das Gefühl des Beobachtetseins haben und oft Mittelpunkt oder Blickfang in der Öffentlichkeit sind. Wir wollen möglichst wenig auffallen, und schon gar nicht wollen wir uns blamieren. Die Tanzkursus-Idee wurde vom Versehrtensportverband Berlin begeistert aufgegriffen, und der Senator für Jugend und Sport, Frau Ella Kay, engagierte den im Umgang mit körperbehinderten Tanzschülern sehr erfahrenen Tanzlehrer Klaus Brunner.



Sicher und elegant führt der Kriegsblinde seine Dame übers Parkett. Hier ist er ausnahmsweise nicht der fürsorglich Gelenkte. Die Dame gibt nur Orientierungshilfen, wenn es nötig ist. Fotos (2): von der Becke

Der Tanzlehrer versteht es wirklich, mit blinden Menschen umzugehen. Er vermittelt ihnen in ihrer Vorstellung zunächst ein lückenloses Bild der Figuren und Tanzschritte. Als wir ihn fragen, antwortet er: „Es geht vor allem um die Stärkung des Selbstbewußtseins. Allerdings, um dieses Ziel zu erreichen, muß ich zunächst bei Ihren Frauen beginnen, denn Ihre Lebensgefährtinnen sind es gewohnt, Sie fürsorglich zu betreuen, zu leiten oder gar zu behüten. Es vergeht keine Stunde, ohne daß ich Ihre Tanzpartnerinnen nicht mehrere Male bitten müßte, hier auf dem Tanzboden diese Rolle der Führung zu unterdrücken. Es bleibt ihnen lediglich die Aufgabe der Raumorientierung, im übrigen aber müssen sie sich, wie jede gute Tänzerin, den Bewegungen des Herrn anpassen. Diese Umstellung ist verständlicherweise für den Anfang sehr schwer. Da müssen eben die häuslichen Schularbeiten helfen!"

Nun, die Kursusteilnehmer haben inzwischen längst begriffen, worum es geht, und haben schon oft gezeigt, daß sie sich als Tanzpaare sehen lassen können, zum ersten Male bei einem Ball der Versehrten in der Deutschlandhalle.

Ernst Ossig

Friedola

Gebr. Holzapfel & Co., KG.

WACHSTUCH-, LEDERTUCH- UND KUNSTLEDERWERK

Hersteller der „Friedola"-Erzeugnisse

FRIEDA (Werra)



Rundschleifmaschinen
mechanisch und hydraulisch

Gewindeschleifmaschinen

Kurbelwellen-Schleifmaschinen

Lehrenbohrwerke

Schleifscheiben und Schleifkörper

MSO-werke

OFFENBACH AM MAIN



Das Brauselimonadenpulver in der praktischen Beutelpackung



HIMMEL-

Drehstrommotoren · Getriebemotoren
Förderbandtrommeln · Spezialmotoren
Frequenzumformer · Leonardsätze · Kleinmotoren
Schweißumformer · Schweißaggregate
Hochfrequenzanlagen

HIMMELWERK AG. TÜBINGEN

Vom Geheimnis zweier Wirklichkeiten

Gedanken zu zwei plastischen Blindendarstellungen

Es ist das Wesen jeder wahren Kunst, eine tiefere Wirklichkeit ans Licht zu heben als jene, die wir alltäglich mit unseren leiblichen Augen „wirklich" sehen. Dabei zeigt sich, daß die Wirklichkeitsauffassung des Sachkenners und Fachmanns, der nur allzugern fotografisch treu kopiert, im künstlerischen Bereich fast stets zum Scheitern verurteilt ist, weil er „zu genau" sieht. Das gilt bekannterweise gerade auch von künstlerisch tätigen Ärzten, die Geschehnisse ihres Berufslebens etwa in ein Drama zu fassen suchen und fast nie etwas Bleibendes zuwege bringen, oder die sich in Malerei und Plastik an die Darstellung ihrer Patienten als Kranke wagen. Wenn ein Psychiater beispielsweise Geisteskranke in der Art malen wollte, wie sie ihm als Facharzt geläufig sind, also mit ihrer so oft ins Auge springenden Bewegungsarmut, nie und nimmer würde der Betrachter darin eine packende künstlerische Wiedergabe eines Irren erkennen, dessen Wesen ja gerade in dem besteht, was hinter der Fassade seiner Ausdruckslahmheit an ungeahnten Wandlungen rumort. Diese geistige Andersartigkeit aber gilt es zu erfassen, und wäre es nur mit einem Zipfel ihres Saumes, soll ein wahres Kunstwerk entstehen.

Wir treffen hier auf die Verschiedenheiten der „Merkwelt" und der „Wirkwelt", die scharf voneinander getrennt werden müssen und nur solcherart eine wechselseitige Befruchtung der Arbeit des Gelehrten und des Künstlers möglich machen. Jedenfalls sollte nie die „reale" Natur zum Urteilsmaßstab für die daraus künstlerisch verwirklichte genommen werden, meint Pretorius und fährt fort: „Daran trägt allein die Fotografie die Schuld, die recht eigentlich den Sündenfall im künstlerischen Verstande beinhaltet." Weiß aber ein jeder, also Fachmann und Künstler, von dieser Tatsache zweier Wirklichkeiten, so ist die Möglichkeit eines Gespräches gegeben: der Fachmann kann sich von der Wirklichkeit der „Innenwelt" und der Künstler von der des „Offenbaren" Fruchtbringendes zu eigen machen. Der Psychotherapeut Dr. med. G. R. Heyer hat sich in seinem aufschlußreichen Buch „Menschen in Not" dieser Fragen mit besonderer Liebe angenommen, indem er sie auf eine höhere Ebene hob; insbesondere hat er sein Augenmerk der Darstellung der Blinden zugewandt.

Das blinde menschliche Auge, vom Lid geschlossen, ist in Ruhestellung unter Umständen kaum als „blind" erkennbar – von vergrößerten kranken Augen sei hier einmal abgesehen –; erst die Beobachtung seiner Motorik in der Zeit verrät uns sein Leiden. Die „richtige" Wiedergabe dieses Zustandes in einer Plastik würde demnach absolut nichtssagend für die Blindheit des Dargestellten sein, sie bliebe notwendigerweise leer und unwirksam in künstlerischem Sinne. Wollen wir also im folgenden bei der Betrachtung zweier Blindenplastiken hinter das Geheimnis ihrer künstlerischen Aussage kommen, so ist das nur möglich, wenn wir jede fachmännische Einengung dadurch vermeiden, daß wir eben von beiden Bereichen ihnen nahen, also nicht nur als Augenarzt, wie es in meinem persönlichen Falle naheläge, sondern ebenso in der menschlichen und künstlerischen Sicht des frommen und ehrfürchtigen Betrachters, damit wir uns nicht im Heyerschen Sinne als Banausen gebärden.

Bekanntlich bilden die Blinden sehr früh die sogenannten „Ersatzfunktionen" aus, um mit ihren Restsinnen des Gehörs, des Tastens, der Bewegung und des Geruchs

mit der verlorenen Welt wieder Konnex zu gewinnen. Gerade diese Hinwendung über die erhaltenen Sinne hin zur äußeren Welt, durch seine Notlage hervorgerufen und gefördert, ist das untrügliche Zeichen eines blinden Menschen, der die Größe seines Verlustes sehr wach und klar erkennt. Meisterhaft trifft die hier wiedergegebene Blindenplastik des bekannten Eifelkünstlers G. Heller den Typ solcher Blinden: schon die leeren Augenhöhlen sagen selbst dem Laien, daß es sich hier um einen Menschen handelt, der seine Augäpfel, sein Augenlicht verlor; diesen starken Eindruck erhöht noch das Tastende und Suchende des sich auf den Knien nach vorn schiebenden Mannes, der eine feinnervige Hand in den Raum streckt.

Das Frappierende ist jene Aufgeschlossenheit, Gespanntheit und Energie, die diesen gewissermaßen zu Boden geschmetterten Menschenleib auch in seiner Gebrechlichkeit noch adelt. Was ist stärker als des Menschen Wille? Heller war hier wirklich ein Begnadeter, war Künstler und Frommer in einer Person, er sah – und konnte doch träumen, das beweist diese ergreifende Tonplastik, in der er etwas von der Seele aller Blinden einfing, ihre Behutsamkeit so gut wie ihre Beherrschtheit. Die gesamte Haltung, die hohe Stirn des Geblendeten mahnen alle Schicksalsgefährten eindringlich: „Augen haltet, wenn es nachtet, das geheime Maß der Welt!"



Das Suchen und Tasten eines blinden Mannes hat der Eifelkünstler G. Heller eindrucksvoll dargestellt. Der zu Boden geschmetterte Mensch gewinnt unter äußerster Anspannung wieder Raum, um sich zu erheben.

Nicht minder eindrucksvoll spricht uns die Bronzeplastik des Bonner Künstlers Alfred Knott an, die ein junges, blindes Mädchen darstellt, das sich gleichfalls mit ausgestreckten Armen die Umwelt ertastet. Diesem Künstler konnte durch einen operativen Eingriff die Sehkraft wiedergeschenkt werden. Aber er hatte selbst die Welt des Dunkels erlebt und wußte tief um ihre Nöte. Wir spüren hier, wie sehr der Natur die Sicherung der Ganzheit Mensch ein oberstes Gesetz ist. Steht doch gerade der Blinde allzeit in besonderer Gefährdung, und die Entwicklung der Ersatzfunktionen bestätigt die Erkenntnis des tiefgründigen Denkers Nikolaus von Kues: „Die Seele erschafft durch ihre Erfindungsgabe neue Werkzeuge zum Unterscheiden und Erkennen." Besonders geistig hochstehende Blinde erschaffen sich aus den verbliebenen Restsinnen eine neue Welt beziehungsreicher Qualitäten, wie es viele ihrer künstlerischen Leistungen offenkundig bezeugen. So kann, wie in diesem



Diese Bronzeplastik des Bonner Künstlers Alfred Knott bringt in ergreifender und doch auch heiterer Weise die Anmut eines blinden Mädchens zum Ausdruck, das sich tastend seine Welt erschließen muß.

liebenswerten Bildwerk, Gebrechlichkeit zur Grazie erhoben werden, und die Geste hilfesuchenden Ertastens wird zum Ausdruck sicherer Raumbeherrschung in jugendfrüher Aktionsbereitschaft.

Aber läßt sich das alles erfassen? Was wissen wir Sehenden schon „vom Innenleben blinder Menschen", was haben zwei furchtbare Weltkriege uns „vom Erlebniswandel Späterblindeter" gelehrt? Gewiß, über diese Themen gibt es wissenschaftliche Abhandlungen, teils von Blinden geschrieben, teils von klug beobachtenden Sehenden. Aber wenn wir uns noch so sehr darum mühen, uns in die Innenwelt der Erblindeten einführen zu lassen oder uns in diese Welt hineinzuversetzen, es bleibt immer ein Rest des Ungeklärten, Unvollziehbaren.

Vieles spricht dafür, daß den Blinden durch ihr Schicksal, am Sehen nach außen verhindert zu sein, nicht nur Verlust zustößt, sondern daß sie in oft erstaunlichem Maße eine andere, neue, und zwar innere Welt gewinnen, die dem Nichtblinden weitgehend abgeht. Hier mag sich auch der Grund für ihre auffällige Gelassenheit und innere Heiterkeit finden. „Heller ist alles im Licht, aber das Licht löscht aus", sagt Binding treffend. Es ist, als mache der Verlust des äußeren Augenlichtes bei manchen Menschen erst den vielbesprochenen „inneren Blick" frei, die Schau, die den äußeren Schein durchdringt. Dieser innere Blick kann gerade den Blinden zum „Seher" berufen.

In solchem Sinne lernten wir einst, daß Homer blind gewesen sein soll: Nach außen



Vereinfacht auf das Wesentliche, überwältigend in der stummen Kraft des Ausdrucks, so hat ein Künstler aus Altperu vor vielen Jahrhunderten einen Blinden dargestellt: horchend, voll nervöser, aber aus der Tiefe kommender Anspannung, alles andere als jammervoll.

zwar blind, war er der große Seher nach innen. Wenn uns noch heute seine Büste im Museum von Neapel verzaubert, so vornehmlich wohl deshalb, weil es hier der Künstler verstand, die erhabene Größe einer visionären Welt mit völlig legitimen Mitteln darzustellen, die dem Nurfachmann vielleicht als bildhauerische Tricks anmuten. Fühlen wir uns aber tief genug in den aufgewiesenen beiden Wirklichkeiten zu Hause, dann erspüren wir sehr bald — ob vor der Büste Homers, ob vor den beiden vergeistigten Blindenplastiken unserer rheinischen Künstler — das große Gelingen, eine tiefere Schicht blinden Menschentums aussagereich ins Licht zu heben.

Dr. med. Carl Sasse (Köln)

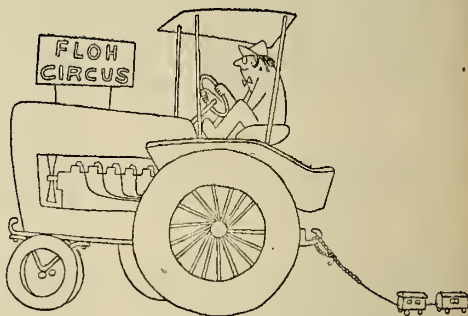
Wie ich zum zweitenmal lesen und schreiben lernte

Allerlei über Lebenshilfen und Hilfsmittel für Blinde

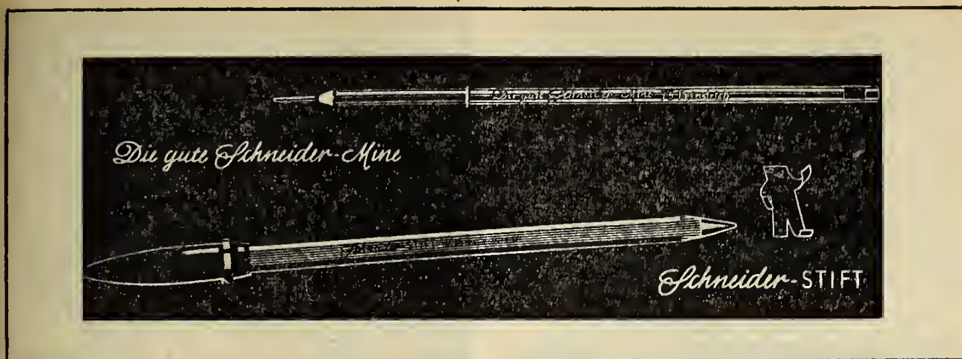
Es war wenige Monate nach meiner Verwundung. Ich konnte schon wieder herumgehen. Da verlangten die Lebensgeister nach kräftigerer Betätigung. Als mein Arzt das eines Tages an meiner Unruhe und Unzufriedenheit merkte, erzählte er mir von der Blindenschrift. So etwas gab es? Ich sprach mit meinen sehenden Lazarettkameraden darüber. Einer von ihnen kannte eine Schwester Rosemarie vom Nachbarlazarett, die die Blindenschrift beherrschte. Kurze Zeit später hielt ich ein großes Blatt kräftigen Papiers in den Händen, das sie mit einer großen Zahl von Punkten in verschiedensten Anordnungen versehen hatte, die ich deutlich fühlen konnte. Das waren Blindenschriftzeichen.

Ich begann zu lernen: unermüdlich, Tag und Nacht glitten meine Finger über dies Blatt Papier, bis ich die Buchstaben, Satzzeichen und Zahlen in Blindenschrift auswendig konnte. Dann schickte mir Schwester Rosemarie ein Buch mit Blindenschrift, einen Wälzer, groß und dick wie eine alte Bibel, mit Leinenrücken und einem schweren Pappeinband. Ich wollte nun lesen. Da mußte ich erkennen, daß man das noch lange nicht konnte, wenn man die Buchstaben beherrschte. Es war anfangs sehr schwierig, die eng beieinander stehenden Punkte in Buchstaben aufzulösen und Wörter zu lesen. Und es kostete viel Mühe, bis das Lesen so fließend ging, daß sich mir der Sinn der Sätze und schließlich des Gesamttextes erschloß.

Das Buch enthielt Märchen von Andersen. Das war mir so gleichgültig. Wesentlich war nur, daß ich lesen konnte. Nun lieh mir Schwester Rosemarie eine Blindenschriftmaschine. Ich wußte nicht und beachtete es nicht, daß es eine Maschine für einen Einhänder war. Sie schrieb. Alles andere war unwichtig. Jetzt lernte ich also schreiben. Meine Frau, die mich nach ihrer Flucht aus dem jetzt polnisch besetzten Teil Deutschlands wiedergefunden hatte und zu mir gekommen war, lernte die Blindenschrift mit. Bei den vielen Trennungen der nächsten zwei Jahre durch Evakuierung meiner Frau und meine Lazarettaufenthalte war es sehr wertvoll, daß wir unseren Briefwechsel in Blindenschrift führen konnten.



Lange war ich der einzige Blinde im Lazarett. Dann kamen ihrer noch zwei hinzu. An sie gab ich meine eigenen noch so dürftigen Lesekünste weiter. Ich schrieb ihnen mit Hilfe der Blindenschriftmaschine Buchstaben und Wörter auf, und bei gutem Wetter zogen wir nun zu dritt in den Park des Lazaretts, ich vorneweg als der Ortskundigste, und im Gänsemarsch, einer am Rockzipfel des andern sich festhaltend, hin-

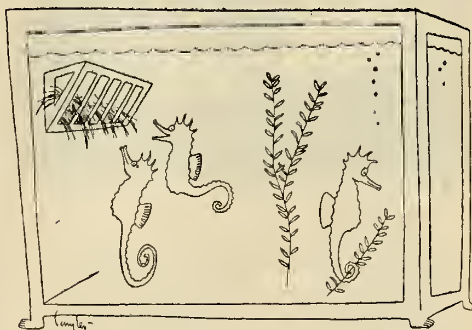


ter mir die beiden Schüler, und dann saßen wir im Schatten eines Baumes nahe dem Hause und mühten uns, Sinn in die vertrackten Punkte zu kriegen. Später wurde ich in ein Umschulungslazarett verlegt und vervollständigte hier, lernend und lehrend zugleich, meine Kenntnisse im Lesen und Schreiben der Punktschrift.

Daß es für Blinde die Möglichkeit des Lesens und Schreibens gab, war für mich nach meiner Verwundung die zweite beglückende Entdeckung. Die erste war die Erfahrung, daß ich Wände und andere Hindernisse, wenn sie sich in Kopfhöhe befanden, wahrnahm, ohne daß ich gegen sie anstieß. Als ich zu dieser Fähigkeit erst ein wenig Zutrauen gewonnen hatte, bewegte ich mich bald frei im ganzen Lazarett.

Doch zurück zur Blindenschrift! Sie ist für sehr viele Blinde eine Lebenshilfe ersten Ranges. Diese Schrift besteht aus einem bis sechs Punkten in 64 verschiedenen, den sechs Punkten des Würfels vergleichbaren, Anordnungen oder Formen. Vor einigen Jahren ist auch eine achtpunktige Schrift entwickelt worden, die noch wesentlich mehr Formmöglichkeiten bietet und besonders in der Blindenstenografie von Nutzen ist. Man unterscheidet drei Punktschriftarten: die Vollschrift, bei der jede Form einen Buchstaben wiedergibt, die Kurz- oder Leseschrift, die eine beträchtliche Anzahl ein- und zweiformiger Kürzungen für Silben und ganze Wörter enthält und dadurch ein wesentlich schnelleres Lesen und Schreiben ermöglicht, und die Stenografie, in der viele weitere Kürzungen und zahlreiche Kürzungsregeln angewandt werden, wodurch eine fühlbare Schreibbeschleunigung gewonnen wird. Mittels der in kräftiges Papier geprägten Punktzeichen kann man Buchstaben und Silben, Satzzeichen, Zahlen, mathematische Zeichen, ja, eine ganze Notenschrift darstellen. Geschrieben wird ganz einfach mit einem Stichel oder mit der schon erwähnten Punktschriftmaschine auf Bogen oder aber mit der Stenomaschine, einem kleinen Gerät, zugeklappt nicht größer als eine mittlere Zigarrenkiste. Hier wird nicht auf Bogen, sondern auf einen fortlaufenden Papierstreifen geschrieben, der aufgerollt in der Maschine untergebracht ist. Mit der Stenomaschine kann man also schreiben, ohne immerfort, wie bei einer Schreibmaschine, nach jeder Reihe das Papier weiterdrehen zu müssen.

Beim Übertragen des Stenogramms in die Schreibmaschine liest es sich außerdem viel rascher und angenehmer von einem fortlaufenden Band als von einem Punktschriftmanuskript auf einem Bogen, weil das



lästige Zeilensuchen fortfällt. Eine solche Stenomaschine habe ich selbst als Stenotypist jahrelang benutzt und brauche sie auch heute noch im Büro und zu Hause täglich für Notizen. Beide Maschinen können sowohl für Beidhänder als auch für Links- oder Rechts-Einhänder geliefert werden.

Man kann die Punktschrift aber auch — wie schon kurz angedeutet — mit Hilfe von Tafeln und Griffeln schreiben. Die Tafeln sind aus Metall und zweiteilig wie Buchdeckel. Sie können aufgeklappt werden. In der Unterseite sind Vertiefungen und ihnen entsprechend in der Oberseite Reihen von rechteckigen Fenstern in der Größe der Schriftformen. Zum Schreiben wird ein Blatt Papier zwischen die Tafelklappen gelegt.

Mit einem stichelartigen Griffel werden dann die gewünschten Zeichen in das Papier gedrückt. Dabei schreibt man von rechts nach links und die einzelnen Formen seitenverkehrt, da man ja zum Lesen das Blatt umkehren muß. Nach genügender Übung kann man mit dieser Art des Schreibens eine derartige Geschwindigkeit erreichen, daß, wie ich einmal las, ein blinder Student sogar Vorlesungen mitgeschrieben hat, und zwar so vollständig, daß seine sehenden Kommilitonen ihre Aufzeichnungen nach den seinen ergänzten. Auch für die Notenschrift gibt es Maschinen, ebenso für die mechanische Vervielfältigung der Schrift zur Herstellung von Büchern.



Ein Telegramm wird telefonisch aufgegeben. Der Absender bemerkt nicht, daß er den Text einem Kriegsblinden diktiert. Der kriegsblinde Telegrammaufnehmer schreibt den Text zunächst in Blindenschrift auf einer Stenomaschine mit, dann überträgt er ihn (unteres Bild) mit einer normalen Schreibmaschine in Schwarzschrift, genau so wie der hinter ihm sitzende kriegsblinde Kollege. Die Bilder stammen aus Dortmund, wo die Oberpostdirektion viele Blinde beschäftigt.





Mit ihren handgewebten Teppichen und Vorlegern haben die kriegsblinden Handweber von Langenhagen auf Messen und Ausstellungen schon internationale Auszeichnungen errungen. Von der Trachtenschürze und der Tischdecke bis zur Kissenplatte, ja, bis zum Scheuertuch stellen unsere Handweber die schönsten Dinge her. Lassen Sie sich einmal einen Katalog kommen von: Arbeitsgemeinschaft der kriegsblinden Weber, Langenhagen bei Hannover! Sie werden erstaunt sein!

Bücher in Blindenschrift bringen Werke aus allen Gebieten des Geisteslebens – über Philosophie, Rechtswissenschaft, Medizin, Technik, Religion, Sprachwissenschaft, um nur einige Gebiete zu nennen – und der schönen Literatur. Da die Herstellung der Bücher wegen der geringen Auflage und der hohen Materialkosten sehr teuer ist, und da die Bücher auch infolge ihrer Größe beträchtlichen Raum beanspruchen, sind nur wenige Blinde in der Lage, sich eine umfangreiche eigene Bücherei anzulegen. Daher gibt es eine Anzahl von Blindenbüchereien, wo Blinde kostenlos Bücher entleihen können. Da die meisten Blinden nicht am Ort einer Bücherei wohnen, geschieht der Verleih der Bücher zumeist auf dem Postwege, und zwar für ein Vierpfennigporto. Außer Büchern gibt es auch Landkarten für Blinde mit erhaben geprägten Flüssen, Gebirgen, Städten und in Blindenschrift abgekürzt eingeprägten Bezeichnungen. Schließlich kann sich der Blinde verschiedene Zeitschriften in Blindenschrift halten, die wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich er-



Im Nahetal gibt es den Brauch des Spießbratens, heimgebracht einst von den Achatschleifern, die nach Südamerika fuhren, um dort nach Achat zu suchen. Der Wirt der Trifthütte vom Saanwald, unser kriegsblinder Kamerad Eckenrath, ist ein kundiger Spießbraten-Brater. Das Bild wurde aufgenommen, als die Kriegsblinden des Kreises Kreuznach bei ihm zu Gast waren.

scheinen. Da hat er die Wahl unter Zeitschriften fachlichen, belehrenden, unterhaltenden, politischen oder handwerklichen Inhalts.

Die Blindenschrift hat den großen Vorteil, daß der Blinde sie selbst lesen kann. Er ist aber keineswegs allein auf die Blindenschrift als schriftliches Ausdrucksmittel angewiesen. Die meisten Blinden haben Schreibmaschineschreiben nach dem Zehnfingersystem gelernt und sind im Besitz einer Schreibmaschine.

Aber auch für das Schreiben mit der Hand sind Hilfsmittel geschaffen worden. Ich habe nach meiner Erblindung meine ersten handschriftlich geschriebenen Briefe in der Weise verfaßt, daß ich das Schreibpapier reihenweise faltete oder an der Kante eines flachen Lineals entlang schrieb, das ich jedesmal, wenn ich eine Reihe vollgeschrieben hatte, derart nach unten verschob, daß ich an seine Unterkante einen sechskantigen Bleistift legte, den Bleistift um drei Kanten nach unten rollte und nun das Lineal an dem Bleistift wieder ausrichtete und so eine neue Reihe gewann. Solch umständliches Verfahren hat der Blinde heute nicht nötig. Es gibt Linienblätter aus Preßspan, deren Linien man durch das Papier fühlt, und Briefpapier mit erhabenen Linien, außerdem Schreibtafeln mit waagerechten Gittern oder mit reihenweise verschiebbaren Stäbchen.

Eine ganz wichtige Hilfe für den Blinden stellt das Tonbandgerät dar. Es sind in den letzten Jahren eine Reihe von Blindenhörbüchereien gegründet worden, die auf Tonbänder gesprochene Bücher verleihen, auch dies überwiegend im Postversand. Viele Blinde ziehen das bequeme Hören von Büchern dem mühsameren und langsameren Lesen vor. Der Vortrag von Büchern ist aber bei weitem nicht die einzige Anwendungsmöglichkeit des Tonbandgerätes. Geht meine Frau fort, ehe ich vom Dienst nach Hause komme, und will sie mir etwas mitteilen, oder liest sie im Laufe des Tages etwas, was mir wichtig ist, so spricht sie das auf das Tonband, ebenso wichtige Briefe, die eine eingehende Antwort erfordern. Ich selbst spreche Entwürfe von längeren Briefen oder Aufsätzen auf das Tonband und lasse sie mir vom Tonbandgerät in die Schreibmaschine diktieren. Bringt der Rundfunk Sendungen, die für mich wichtig sind, in meiner Abwesenheit, so nimmt meine

Frau sie auf Tonband auf, und ich kann sie mir dann abends in Ruhe anhören. Schließlich können Besitzer von Tonbandgeräten sich gegenseitig Briefe auf Tonband zusprechen – wieviel persönlicher ist ein solcher „Brief“, der nicht nur die Worte, sondern auch die Stimme des Absenders übermittelt! Sicher findet der blinde Tonbandamateur noch andere Gelegenheiten, bei denen er sein Gerät verwenden kann.

Und nun die Blindenuhren! Kurz nach meiner Verlegung in das Umschulungslazarett ging ich mit einem Kameraden zu dem Leiter des damaligen Kriegsblindenbundes St. Georg, unserem Kameraden Voigt. Im Gespräch fragte er uns beiläufig, ob wir bereits eine Blindenuhr hätten. Verblüfft, verständnislos verneinten wir. Was sollte diese Frage? Er würde doch nicht etwa . . .? Da ließ er zwei Uhren bringen und gab jedem von uns eine, sachlich und selbstverständlich, als ob das nichts Besonderes wäre. Ich bedankte mich zwar aufrichtig erfreut, bezweifle aber, daß er gespürt hat, welch kostbares Geschenk er mir mit der Taschenuhr gemacht hatte. Ins Lazarett zurückgekehrt, befestigte ich sie an der Lederschnur, an der früher, ehe sie mir auf rätselhafte Weise abhanden gekommen war, meine Truppenuhr gehangen hatte. In der nächsten Zeit mußte ich sehr oft nach„sehen“, wie spät es sei, immer wieder von neuem glücklich über das unverhoffte, wertvolle Besitztum. Später bekam ich eine Armbanduhr und kaufte mir einen Blindenwecker. Die Taschenuhr ist schon vor Jahren nach Berlin gereist, wo sie hoffentlich heute noch einem blinden Kameraden gute Dienste leistet. – Taschenuhr und Armbanduhr haben Sprungdeckel und alle drei Uhren kräftige Zeiger und auf den Zifferblättern Punkte, so daß man die Zeit auf die Minute genau abtasten kann.

Eines Tages schickte mir meine Frau einen Blinden-Kompaß, eine kleine, runde Dose, auf der Bodenfläche die vier Himmelsrichtungen N, O, S, W in Blindenschrift fühlbar, an der Seite ein kleiner Druckhebel und auf der Deckelplatte entlang dem Rand ein rundes Loch neben dem anderen. Aus einem Loch guckte eine kleine Metallspitze heraus, die verschwand, wenn man auf den Hebel drückte, und wieder auftauchte, wenn man ihn losließ. Lange habe ich an diesem merkwürdigen Ding herumgeknobelt, bis ich begriff, daß die kleine Metallspitze die Magnetnadel war, die, wenn man sie durch Druck auf den seitlichen Hebel verschwinden ließ, sich unter dem Deckel auf Norden einspielte und dort wieder auftauchte, wenn man den Hebel losließ. Höchst einfach, nur man mußte es eben erst wissen.

Bei einer anderen Gelegenheit lag auf meinem Gabentisch ein metallenes Metermaß, zusammenklappbar wie ein üblicher Zollstock, alle fünf Zentimeter mit einem Punkt versehen. Diese Maßstäbe gibt es in ein und zwei Meter Länge, auch aus Holz. Bandmaße kann man ebenfalls haben.

Eine Anzahl weiterer Blindenhilfsmittel seien zum Schluß nur kurz aufgeführt: Leitzordner für Blindenschriftformat, Unterschriftslineale, Hilfsmittel zum Zeichnen (Schienen, Winkel, Zirkel u. a.), Karteikästen und Karteikarten, Scheibenmikrometer zum Messen von Blechen und Drähten, Taub-

blindenverständigungsgeräte, Nähnadeln für Blinde mit federndem Öhr, Armbinden, Ansteckplaketten mit dem Blindenzeichen, weiße Spazierstöcke, die den Blinden im Verkehr kenntlich machen, zusammenlegbare Taststöcke mit Futteral zum leichteren Zurechtfinden in unbekannter Umgebung, sogar abfühlbare Thermometer gibt es, und mancherlei Spiele zum Zeitvertreib: Skat, Rommé, Schach, Mühle, Dame, Mensch ärgere dich nicht.

All diese Dinge, die – ein Hinweis für Muttis, die ihren Vatis eine Freude machen wollen – in der Blindenstudienanstalt Marburg zu haben sind, bereichern und erleichtern dem Blinden das Leben fühlbar. Er bedient sich ihrer gern und ist dankbar dafür, daß es sie gibt. *Bodo Schütz*

Die Stimme neben mir

Kleine Betrachtung eines Freundes der Hörbücher

Gewiß ist es der Inhalt eines Buches, der den sehenden Leser erfaßt und die vom Schriftsteller geschilderten Schicksale gleichsam in eigener Person miterleben läßt. Ist ein Buch packend und mit ästhetischer Feinheit geschrieben, so gibt es uns einen Wert. Es reißt uns sozusagen aus unserer alltäglichen Umgangssprache und gibt uns Freude durch seinen sprachlichen Ausdruck; sein Inhalt aber sollte uns zu innerlicher Einkehr und zum Nachdenken anregen.

Für den „Leser" eines Tonbuches aber tritt ein weiterer, nicht zu unterschätzender Faktor bei der Lektüre eines Buches hinzu, nämlich, von wem und wie es vorgelesen wird.

Da macht man nun so einen Versandkarton aus einer Hörbücherei auf. Verfasser und Titel des Werkes sind ohne weiteres aus den der Sendung beigegebenen Papieren zu ersehen. Man freut sich auf die stille Abendstunde und auf die neue Bekanntschaft, die einem zuteil werden soll. Endlich ist es soweit! Das erste Tonband wird aufgelegt, und schon beginnt der „Vorspann". Gleich merkt man, ob es sich bei der Stimme, die uns nun für mehrere Stunden vorlesen wird, um die Stimme einer Frau oder um die eines Mannes handelt. Und dann beginnt die in den Raum getretene Stimme mit dem Inhalt des Buches. Diesmal ist es eine junge, weibliche Stimme. Schon nach einer halben Stunde glaube ich, mir ein ganz bestimmtes Bild von dieser Stimme machen zu können. Zuerst merkt man wohl, daß es sich um keine „Vorlesungsmaschine" handelt. An den feinen Schwingungen ihrer Stimmbänder, an ihrem Atem merke ich ganz deutlich, wie sie das Buch miterlebt. Sie ist so gepackt, daß sie auf besondere Effekte oder pathetische Stimmbetonung ganz von selbst verzichtet. Ich glaube manchmal zu hören, wie meine neue Bekannte auf ihrem Stuhl sich bewegt. Der Inhalt des Buches ist so ansprechend, daß ich verdutzt bin, wenn ein Band zu Ende ist, weil mir dadurch die Illusion geraubt wird, daß das Buch nicht von einer elektrisch arbeitenden Maschine, sondern von einem neben mir sitzenden, mir vertrauten, lebenden Menschen vorgelesen wird. Mit der Zeit beginne ich über die mir so greifbar nahe



Früher mußte der Kriegsblinde oft sehr geduldig warten, bis jemand die Zeit fand, ihm etwas vorzulesen. Heute erhält er von einer Hörbücherei einen Roman oder auch eine Zeitschrift auf Tonband. Das Ausleihen der Bänder geschieht kostenlos. Rasch ist das Tonband eingelegt, und die Stimme aus dem Lautsprecher beginnt mit dem ersten Kapitel.



Jeder kann sich auf den anderen verlassen. Nld-Foto

gewordene Person, die ich nicht persönlich kenne und wahrscheinlich auch nie kennenlernen werde, nachzudenken. Ich frage mich: Wie mag sie aussehen? Ob sie kräftig oder schlank sein mag, kann man als Kriegsblinder mit ziemlicher Genauigkeit an der Stimme erkennen. Man kann sich täuschen, aber in den meisten Fällen behalten wir recht mit unserer Stimmprognose. Plötzlich hat man ein konkretes Bild der „Stimme im Raum" gewonnen. Zuletzt maße ich mir sogar an, ein Urteil über die psychische Veranlagung der Trägerin dieser Stimme abgeben zu können.

Wieso ich mir das zumute? Weil ich genau gleichzeitig mit ihr ein Buch lese und dessen Inhalt seelisch und geistig zu verarbeiten habe wie sie. Ich kann doch bei der Darstellung grausamer oder erotisch angehauchter Stellen deutlich spüren, wie sie innerlich zu diesen Dingen steht. Eine Vorlesemaschine dagegen kann uns zusätzlich nichts mehr geben.

Manchmal tut es mir ein ganz kleines bißchen leid, wenn ich eine mir in den Stunden vertraut gewordene Bekannte wieder einpacken und an die Hörbücherei zurücksenden muß. *Ludwig Eckert*

Verteidigung meines Gartens

VON FRIEDRICH WILHELM HYMMEN

Wer Blumen sät, ist verdächtig. Wer sich mit Unkrautjäten abmüht, verdient ein geringschätziges Lächeln. Wer seine Stockrosen oder Sonnenblumen in liebevoller Sorge an einen Stab bindet, damit sie Halt haben in Sturm und Regen, der ist eine Null, ein Feigling, ein Verlorener. Denn wir leben im Atomzeitalter, in anderen Dimensionen als zur Zeit des Biedermeiers. Wer sich dem freundlichen Idyll seines Gartens zuwendet, weicht schwächlich aus, ist ein Flüchtender: Er stellt sich nicht der Gegenwart, er entzieht sich der kummervollen Depression, die ihn bis in den Schlaf hinein verfolgen sollte, und handelt – wenn er gar ein Bäumchen pflanzt, das erst in zehn Jahren Frucht bringen kann – geradezu frivol.

Nicht ich bin es, der solche Verdächtigungen vorbringt – aber ich fühle mich von ihnen doch ein wenig beunruhigt, so daß ich darüber hier einmal sinnieren muß. Ich lasse den Vorwurf kleinbürgerlichen Tuns und gegenwartsscheuen Romantisierens nicht gern auf mir sitzen. Ich möchte meinen Garten guten Gewissens lieben dürfen.

Leicht wäre es, mit einer Festrede zu antworten. Stichworte: Der gehetzte Mensch der Großstadt braucht den Ausgleich durch die Berührung mit der lebendigen Natur. Oder: Der eigene Garten ist ein Quell der Erholung und Freude.

Nein, solche treuherzigen Phrasen führen nicht weiter, wenn man seinen Garten gegen Spott und Verachtung verteidigen will. Da ist es schon besser, den naserümpfenden Kontrahenten ganz nah an ein Beet heranzuführen, dorthin, wo ein zartes Kräutlein tapfer aus dem Boden gedrungen ist, winzig

noch und rührend, aber schon mit Profil und Eigenart: ein Mohnpflänzchen. Und man zeige dann dazu das Samenkörnchen, wie es in den Boden gelegt wurde, diese absurd unscheinbare, zwischen den Fingerspitzen kaum zu erfühlende Perle, ein Nichts und ein All, unbegreiflich. Erschauern läßt es uns, erschrecken – und plötzlich verliert der Garten das biedermeierhaft Trauliche, das ihn so verdächtig machte. Unheimliches wirkt rings, Unerklärliches, Überlegenes. Nicht lauter sanfte Poesie ist es, die den Garten füllt – obwohl auch sie zu schlürfen wohltut, ja, vor einem Verdursten bewahren kann –, dicht neben der Poesie lauert das Wilde, das Ungeheuerliche, hier in der kleinen, unaufhaltsamen Explosion eines Samenkorns, aus dem Leben aufsteigt, rätselhaft und gleichzeitig milde, unheimlich und gleichzeitig so viel Vertrauen spendend, dort im gierig wuchernden Unkraut, das die kleine Glockenblume erwürgen will.

Wie die Tulpe am vorgeschriebenen Tag aus der Tiefe der harten Erde dringt, kaum faßbar die Kraft des Keims, und wie eine Krankheit die Blätter der Rose befällt, wie aus der zarten Blüte ein schwerer Apfel erwächst und wie im Durst die Akelei erschlafft – mag es beschaulich nennen, wer will! Dramatisch ist es, Leben ist es, dir benachbart und unter deiner Hand, bebendes, berückendes Leben.

Erregend kann also ein Garten sein, aber was ihn dir wert macht, ist wohl ein anderes, und auch das führt dich nicht fort aus der Welt, sondern gibt dir Festigkeit im Tun: Das Beständige nämlich, den Triumph über Verfall und Untreue, findest du hier, das Beständige noch in der Beständigkeit des Wandels. Du darfst dich darauf verlassen, daß der Krokus, monatelang vergessen und vergangen, im Frühjahr wieder aus dem toten Rasen stößt, ein tröstlicher, heiterer Zuruf des Kommenden. Du darfst dich darauf verlassen, daß die Knospen des Apfelbaums aufbrechen und daß seine Blätter fallen, wenn es Zeit ist. Noch heute blühen die Stauden und wachsen die Tannen, fern in den Gärten bei Stolp oder Ratibor, neben den Trümmern des Hauses. So kann es geschehen, daß dir dein Garten zum Freund wird, und wird er dir zum Bruder, so bist du Mensch geworden, wie es nicht vielen gelingt. Dann nämlich weißt du zu unterscheiden und dich selbst als Lebenden zu verstehen. Nur so bist du gewappnet gegen die Ängste und Anfechtungen durch Beton, Motoren und Atom.

Statt Spitzwegs beschaulicher Geborgenheit, die in der Tat gefährlich, ja, menschenunwürdig sein kann, spürst du dann etwas von der „heiligen Natur", wie Hölderlin es nennt. Erst der erkennende Mensch macht das Heilige wirksam, atmet es gleichsam ein

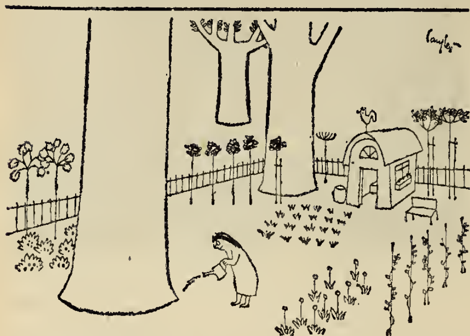


Das Begießen ist die einfachste Gartenarbeit, die ein Kriegsblinder tun kann. Unserem Bremer Kameraden Arthur Lienert hilft dabei der kleine Sohn. Ein bißchen schwieriger ist schon das Rasenmähen. „Das darf kein anderer machen als ich", sagt unser Kamerad Josef Döhmann aus Oldenburg, „ich brauche das als guten Ausgleich für meine sitzende Beschäftigung im Amt."



und reinigt sich in dieser inneren Verschmelzung durch und durch, Freude gewinnend und Ruhe inmitten der Unruhe.

Ich habe einen Freund, der mitten in der Großstadt wohnt, in einer engen, baumlosen Straße, im Dachgeschoß über dem dritten Stock. In der Küche ist eines der Fenster nur eine Art Oberlicht. Wenn man sich auf den Tisch stellt, so sieht man durch dieses Fenster auf das flache Dach eines großen, zum Hof gelegenen Vorbaus. Der Hauswirt genehmigte lächelnd, daß mein Freund sich hier einen Dachgarten anlegte. Geduldig



Zeichnung: Canzler

schleppte er Eimer auf Eimer mit Erde herbei, bastelte Kästen, säte und pflanzte – und heute hat er einen Garten, der voller Herrlichkeiten und Geheimnisse ist, hoch oben über den Dächern. Über eine Leiter muß man sich mühsam durch das Oberlicht zwängen, fast wie durch den Wall ums Schlaraffenland, und dann – ja, dann ist „heilige Natur" da, angelegt vielleicht nur als Protest gegen die Mauern, gegen die Dünste und die Dumpfheit der Straße. Wer wagt es, ein solches Schöpfertum und eine solche Liebe spießig zu nennen? Der Gärtner ist ein unsentimentaler, nüchterner Mann, Chemiker von Beruf, aber manchmal scheint es mir, als ob ihn der Glanz seiner Gartenstille begleite.

Diese Gartenstille – nimm sie nicht als Zuflucht, nicht als Hinterland für den Rückzug, sondern gewissermaßen als Startplatz, als Antrieb. Sie macht dich gefeit gegen manche Attacken des Tages. Nimm in Erinnerung den Anblick einer Blüte mit, in die du dich versenkt hast, ohne sie je ganz ergründen zu können. Mögen sich die Philosophen darüber streiten, ob sie für sich bereits schön ist oder ob dein Geist sie erst schön macht: Schönheit findest du im bescheidensten Vergißmeinnicht. Schönheit aber kann nie etwas Kleinbürgerliches sein.

Aber zum Betrachten hast du erst Zeit, wenn die Arbeit getan ist, und diese Arbeit ist ein Niederringen des Wilden und des Dämonischen, gegen Fäulnis hier, gegen klägliches Verdorren oder gegen das tückische, brutale Unkraut dort. Wer einmal für drei oder vier Urlaubswochen seinen Garten verlassen hat, schlechten Gewissens vielleicht und in der leisen Trauer um entgangene Freude, der hat bei der Rückkehr erfahren, wie auch der kleinste Garten Böses in sich birgt, das sich breitmacht, sobald man ihm nicht wehrt. Wieder Ordnung zu schaffen und Frieden, ach, das kostet Energie und Geduld, wie überall, aber du findest Dank, und das ist nicht wie überall.

Als kleiner Junge bin ich einmal bei einem schlimmen Platzregen in den Garten gelaufen und habe einen großen Schirm über mein Beet gehalten. Ich will mich dessen nicht rühmen, es war ein einfältiges Tun in der Angst um meine zarten Blumen. Aber eines weiß ich seitdem: Ein bißchen Liebe, das du Lebendigem entgegenbringst, dem Lebendigen, das dich umgibt und das dir zugewiesen ist, wird unversehens auch zu einem bißchen Glück. Aber vielleicht gilt auch das Ergreifen von einem bißchen Glück schon als verwerflich und unzeitgemäß?

Ist das so selbstverständlich?

Hell klingen die Gläser, golden funkelt der Wein. Wir sitzen in fröhlicher Runde beisammen und plaudern von diesem und jenem. Alles um uns atmet jene behagliche Atmosphäre, die von dem unermüdlichen, stillen Wirken der Hausfrau spricht.

Dabei sind die Hände dieser Hausfrau weit größeren Belastungen ausgesetzt, als es bei anderen der Fall ist. Unser kriegsblinder Kamerad Eugen Rückert nämlich, der uns gerade von den Wechselfällen seines Lebens als Ostvertriebener berichtet, hat neben seinem Augenlicht seine beiden Hände verloren. Eine versuchte Spaltung in Elle und Speiche mißlang, und damit fällt auch die letzte, wenn auch begrenzte Möglichkeit des Greifens und Haltens fort. Er ist in fast allen, wenn auch noch so nebensächlichen Dingen des täglichen Lebens auf die helfenden Hände seiner Umwelt angewiesen. Die unermüdlichen Hände seiner Frau entledigen sich dieser Aufgabe geschickt und unauffällig. Dann erzählt sie uns von ihrem Tagesablauf, der erfüllt ist mit Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Da bekommen wir einen Überblick über das Ausmaß der vielen Handreichungen für ihren Mann, die zusätzlich zu ihrer sonstigen Hausarbeit anfallen. Es fängt schon früh morgens beim Aufstehen an. Immer wieder muß sie dabei sein und helfend eingreifen. Eugen Rückert müht sich zwar nach besten Kräften, vieles selbst zu tun. Doch wie leicht kommt es da zu kleineren und größeren Mißgeschicken! Auch versucht er, mit Hilfe eines angeschnallten Löffels selber zu essen, obwohl gerade hier die Hilfe der Frau am notwendigsten ist, jedenfalls nach Meinung unserer sehenden Umwelt.

Es sind jedoch die vielen kleinen, nebensächlichen Handlungen unserer Hände, die ihm unmöglich geworden sind. Tätigkeiten so alltäglicher und selbstverständlicher Natur, daß ihre Ausführung oft nicht mehr in unser volles Bewußtsein vordringt.

Die beiden Kinder, ein Mädel und ein Junge, nehmen ihrer Mutter so manche Arbeit ab und helfen besonders ihrem Vater. Dabei kommt in ihnen – und das fällt uns auf – überhaupt nicht das Gefühl auf, ihr Vater würde sich in einer hilflosen Abhängigkeit von ihnen befinden. Sie kennen ihm gegenüber kein falsches Mitleid, sondern eine selbstverständliche Hilfsbereitschaft.

Wer will es allerdings dem Menschen der heutigen Zeit übelnehmen, wenn er beim Anblick eines kriegsblinden Ohnhänders erschüttert und zugleich hilflos wird! Aber jedes Wort des Bedauerns, ja, jede Geste des Mitleids wirkt wie ein Aufreißen einer kaum vernarbten Wunde. Ohne große Worte helfen, doch mit der Frage, ob diese Hilfe auch erwünscht ist! Denn der Ohnhänder ist ja kein unmündiges Kind . . .

Es muß sein, wie es seine Frau tut. Sie wehrt nur bescheiden ab, als wir versuchen, unserer Hochachtung Ausdruck zu geben. „Aber das ist doch alles ganz selbstverständlich", sagt sie, „und es ist doch nichts als die Liebe zu meinem Mann, wenn Sie schon ein schönes Wort hören wollen."

Ist es wirklich selbstverständlich? F. K.

Wo bestelle ich Besen, Bürsten und Matten?

Wenn Sie einem kriegsblinden Bürstenmacher über deprimierende Stunden der Untätigkeit hinweghelfen wollen, so richten Sie Ihre Bestellung an eine der folgenden Anschriften:

Bayerische Kriegsblindenarbeitsfürsorge
gem. GmbH., München 19, Volkartstr. 63, Ruf 6 31 88
Zweigniederlassungen:
Augsburg, Georgenstr. 43a, Ruf 57 94
Bayreuth, Lisztstraße 1, Ruf 51 38, mit Lager und Büro in Regensburg, Nürnberger Straße 2, Ruf 64 90
Würzburg, Erthalstr. 3, Ruf 7 87 72, und Lager und Büro Nürnberg, Schmausenbuckstraße 25

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge für Nordbaden, Württemberg und Hohenzollern,
GGmbH., Stuttgart-W., Forststr. 52 A, Ruf 6 96 66

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen, *gem. GmbH,*
Dortmund, Voßkuhle 39—41, Ruf 2 50 61
Abteilung Köln, Neußer Wall 14 a, Ruf 7 67 55

Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
gem. eGmbH., Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5, Ruf 3 57 97

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz
Hauptstelle Kruft bei Andernach, Jahnstraße, Ruf Niedermendig 7 52
Zweigstelle: Neustadt a. d. Weinstr., Gartenstraße 35 a, Ruf 20 45

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Hessen,
gem. GmbH.,
Kassel, Ludwig-Mond-Str. 39, Ruf 15 70 00

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge Niedersachsen und Bremen
GGmbH., Hannover-Wiesenau, Bachstraße 4, Ruf 66 69 59 - Geschäftsstellen:
Bremen, Osterdeich 14, Ruf 2 77 27
Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8
Braunschweig Broitzemer Str. 230, Ruf 2 43 59
Leer, Conrebbersweg 42, Ruf 23 82
Oldenburg i. O., Kasinoplatz 1, Ruf 7101

„St. Georg“, Gemeinnützige Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft für die Länder Schleswig-Holstein und Hansestadt Hamburg,
GGmbH., Hamburg-Bahrenfeld, Theodorstraße 41, Ruf 89 20 64

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin E. V.
Berlin NW 21, Stromstr. 25, Ruf 35 34 46

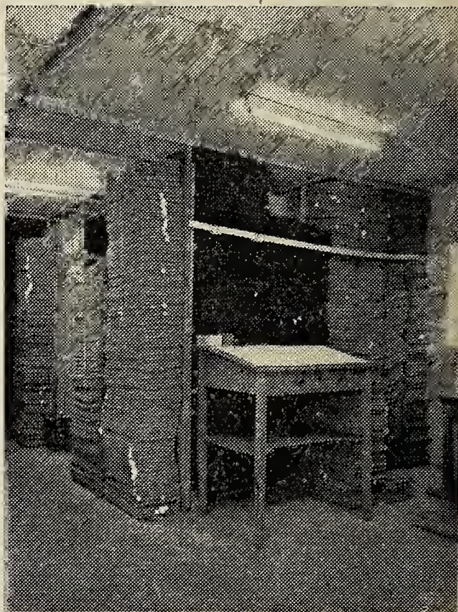
Anfragen sowie Aufträge, die sich über das gesamte Bundesgebiet erstrecken, nimmt entgegen:

Deutsche Kriegsblindenhandwerkerfürsorge GmbH. zu Bonn, Geschäftsstelle Bayreuth, Lisztstraße 1, Ruf 51 38

Hier zu kaufen ist ja Ehrensache!



In den Söcken und Ballen sind Faserstoffe ous Ceylon und Mexiko. Für jede Worensorte, vom Straßenbesen bis zur feinsten Bodebürste, wird jo onderes Einzugsmaterial gebraucht. Fotos (4): Meider



Auch dieser Stapel von Motten wortet auf Köufer! Wenn einer unserer Vertreter zu Ihnen kommt, so weisen Sie ihn, bitte, nicht ob!

Mit Borsten aus China und Fasern aus Mexiko

Wir besuchten die Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge

Der Geschäftsführer einer Arbeitsgemeinschaft oder Genossenschaft kriegsblinder Handwerker ist ein vielbeschäftigter Mann. Er muß ständigen Kontakt mit seinen Handwerkern halten, die ja weit verstreut im Lande wohnen, und muß deshalb oft unterwegs sein. Darüber hinaus muß er die Marktlage für den Einkauf von Rohstoffen beobachten, muß kaufen und muß auch für den Verkauf sorgen, muß gute Vertreter engagieren, muß bei Tagungen und Konferenzen, bei geschäftlichen Besprechungen und bei Verhandlungen mit Behörden die Interessen seiner Kameraden vertreten, kurz, es hängt vieles an ihm. Darum ist es gar nicht so einfach, ihn bei einem gelegentlichen Besuch auch wirklich in seinem Büro anzutreffen.

Da wir nun beabsichtigten, das Gesamtanwesen einer Handwerkerfürsorge-Einrichtung zu besichtigen und uns vom verantwortlichen Geschäftsführer zeigen und erklären zu lassen, hatten wir vorsorglich telefonisch einen Termin für unseren Besuch ausgemacht.

Als wir nach zwei Tagen mit der Straßenbahn bis zu der uns angegebenen Haltestelle fahren und dort aussteigen, werden wir gleich von einem gut sichtbar angebrachten Schild in Empfang genommen: „Die Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge befindet sich jetzt Meierstraße 38." Ein wegweisender Pfeil weist die Richtung, und bald stehen wir vor unserem Ziel. Vor uns ragt ein mehrstöckiges Doppelhaus empor, in dessen Erdgeschoß eine lange Schaufensterfront den Blick anzieht. Über der Schaufensterfassade steht groß und deutlich: Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge.

Hinter dicken Scheiben Blindenwaren aller Art: Bürsten und Besen, Schrubber und Bohnerbesen, Fußmatten und Kokosläufer. In einer Ecke türmen sich kleinere und größere Waschkörbe der verschiedensten Arten und Formen. So bekommen wir gleich den ersten Überblick geboten über das, was von den emsigen Händen der kriegsblinden Handwerker jahraus, jahrein geschaffen wird.

Durch ein breites Tor betreten wir einen geräumigen Hof, der an einer Seite von einem langgestreckten einstöckigen Gebäude begrenzt wird, im rechten Winkel schließt sich ein kürzerer Querbau an. Auf dem Hof herrscht geschäftiges Leben und Treiben. An der Verladerampe, die sich an der Längsseite des Gebäudes erstreckt, steht ein großer Lieferwagen, aus dem Kisten und Ballen ausgeladen und in das Lagergebäude geschafft werden. Weiter hinten wird ein anderer Lieferwagen mit fertigen Blindenwaren beladen, und über den Hof eilen einige Leute mit großen Schachteln auf den Armen oder mit Besen aller Art auf den Schultern dem Hintereingang des Ladengeschäftes zu.

Wir steigen im Hause zwei Stockwerke hinauf ins Dachgeschoß. Schon vernehmen wir das Klappern von Schreibmaschinen. Als wir das Büro des kriegsblinden Geschäftsführers betreten, der uns freundlich begrüßt, wird uns erklärt: „Wir haben den Dachstock ausgebaut und haben so fünf Büroräume, einen Raum für unsere Buchungsmaschine und viel Platz für Regale mit alten Akten gewonnen." Man spürt bald, daß mit strenger Sparsamkeit gewirtschaftet wird.

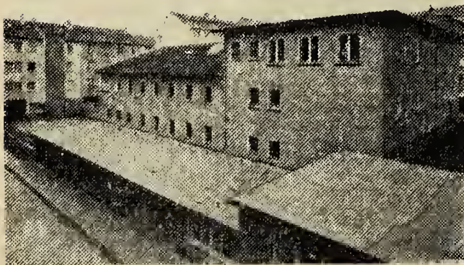


Der Katalog jeder unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen weist mehr als hundert verschiedene Artikel auf. In den Regalen des Lagers liegt alles bereit: Handfeger, Scheuerbürsten, Stubenbesen, Kleiderbürsten, Straßenbesen, Autowaschbürsten, Haarbürsten aller Art und nicht zuletzt viele Spezialbürsten für die Industrie. Sorgen Sie mit dafür, die Lager zu leeren!

Wir stellen die ersten Fragen, und der Geschäftsführer berichtet bereitwillig einiges über die Fürsorgeeinrichtungen der kriegsblinden Handwerker.

„Jedes Land", so sagte er, „besitzt seine eigene Handwerkerorganisation. Diese Einzelorganisationen haben sich aber 1954 zur Deutschen Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge zusammengeschlossen. Durch diesen Zusammenschluß sollte nicht zuletzt auch die Möglichkeit geschaffen werden, daß eine zentrale Auftragserteilung durch den Staat, zum Beispiel durch die Bundeswehr oder auch durch die Bundesbahn, von einer einzigen Stelle entgegengenommen werden kann. Wir wissen heute, daß diese Maßnahme notwendig und richtig war, so umstritten sie ursprünglich gewesen sein mag."

Auf unsere Frage, wieviel kriegsblinde Kameraden sich in seinem Lande zur Zeit in der Handwerkerfürsorge befinden, bekommen wir ebenso willig Antwort: „Uns hier gehören derzeit 220 Handwerker an, also fast ein Drittel aller Kriegsblinden. Allerdings sind nur 160 Kameraden davon voll ausgelastet. Das sind fast ausschließlich ältere Leute oder solche Kameraden, die außer ihrer Erblindung noch eine weitere Schädigung erlitten haben. Darunter sind sogar Ohnhänder, auch sie arbeiten trotz ihrer schweren Behinderung noch mit. Diese 160 Mann können nicht mehr in einem Betrieb arbeiten, auch wenn sie wollten. Es bleiben aber immer noch 60 Kameraden übrig, die sehr wohl imstande wären, noch viele Aufträge zu übernehmen und auszuführen. Manche Kameraden dieser Gruppe sind in den letzten Jahren in die Industrie abgewandert. Sie wären wahrscheinlich lieber dem Handwerk treu geblieben, statt ein kleines, unbedeutendes Rädchen in dem großen Räderwerk einer Fabrik abzugeben, aber der bessere Verdienst lockte sie von uns fort. Wenn wir mehr Aufträge bekämen, dann könnten wir diese Leute mehr verdienen lassen, sie würden dann in unserer Handwerkerorganisation bleiben und wären sicherlich zufriedener bei ihrer Arbeit. Übrigens sind in anderen Bundesländern, besonders in den Industriegebieten, nicht so viele Kameraden im Handwerk tätig wie hier, aber schwer ist es auch dort."



Eines der vielen Lager- und Bürohäuser, wie es die kriegsblinden Handwerker in fast allen Bundesländern durch ihre Arbeitsgemeinschaften errichtet haben. In diesen Zentralen unserer Handwerkerfürsorge erfolgt der Einkauf der Rohstoffe, der Vertrieb der Fertigwaren und ihre Lagerung, die Abrechnung mit den Handwerkern und mit den Vertretern. Das Bild zeigt unser Stuttgarter Handwerkerhaus.

Wir steigen in den ersten Stock hinab. „Hier", so bemerkt der Geschäftsführer mit sichtlichem Stolz, als wir einen großen, saalartigen Raum betreten, „hier ist unser Fertigwarenlager. Eine Stahltür trennt diesen Raum von dem zweiten Lagerraum nebenan, in dem die kurzgeschnittenen Waren lagern. In unseren Lagerräumen ist immer eine gewisse Warenmenge vorrätig, die aber ständig durch Auslieferung an die Kundschaft und durch Neueinlieferungen von unseren Handwerkern in Bewegung ist. Wir teilen unseren Handwerkern draußen im Lande nicht etwa einzelne Aufträge zu, so wie unsere Vertreter sie eingeholt haben. Wir arbeiten mit Lagerhaltung. Natürlich müssen wir aufpassen, daß der Zufluß an Ware nicht zu groß oder auch bei einer einzigen Warenart zu gering wird. Das wichtigste Mittel, um einen steten Warenfluß zu gewährleisten, sind viele und gute Vertreter, das haben wir längst erkannt. Wissen Sie auch, daß jeder Vertreter anerkannter, echter Blindenware einen Ausweis bei sich führt, der vom Regierungspräsidenten ausgestellt ist? Firmenausweise mit schöner Beschriftung gelten nicht."

Langsam gehen wir unter solchen Erklärungen an den zahlreichen Regalen entlang, die mit fertigen Waren gefüllt sind. Wir nehmen da eine Kleiderbürste heraus, fassen dort nach einem Schrubber, halten gewichtige Bohnerbesen mit beiden Händen hoch und besehen zuletzt einen großen Waschkorb von allen Seiten. Auch Fußmatten, Kokosläufer, Aufwaschlappen und dergleichen mehr nehmen wir in die Hand. Selbst als Laie merkt man: das ist Qualität.

„Die Aufwaschlappen oder Scheuertücher oder wie man sonst dazu sagt", so erklärt uns der Geschäftsführer, „stammen aus der Gemeinschaftswerkstatt unserer kriegsblinden Handweber-Kameraden in Langenhagen bei Hannover. Und hier diese Matten", so fährt er fort, indem er uns zu einem großen Stapel Fußmatten führt, „diese Matten werden von einem kriegsblinden Ohnhänder hergestellt, dessen gespaltener Unterarm ihm das Arbeiten ermöglicht. Oder sehen Sie hier, in diesem Regal stehen Hunderte von Päckchen mit Wäscheklammern, sauber abgepackt und nach Farben sortiert. Diese Klammern fügt ein Ohnhänder zusammen. Glauben Sie mir, diese Kameraden sind sehr froh über ihre Betätigungsmöglichkeit. Ihre Lage wäre weit schwerer zu ertragen, wenn sie nicht diese nützliche Arbeit ausführen könnten." Wir verstummen. Wir können nur im stillen wünschen, daß die breite Öffentlichkeit mehr und mehr von dieser Arbeitsgemeinschaft der tapferen Lebensbejahung erfahren möge.

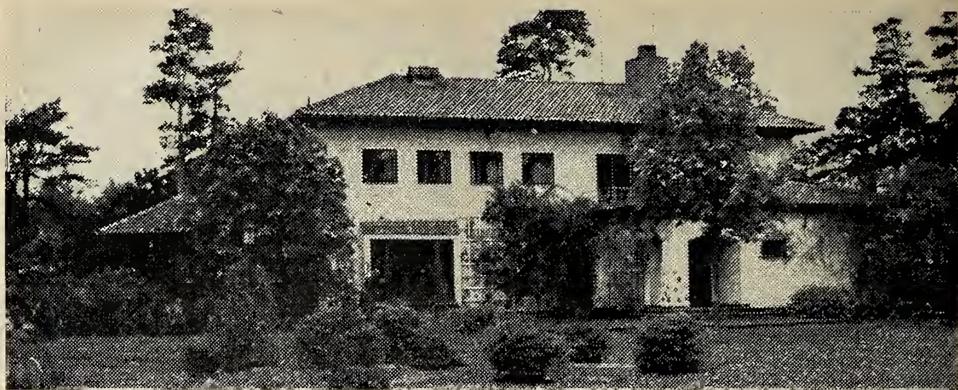
Nun fahren wir mit dem Warenaufzug ins Erdgeschoß hinab. „Hier unten", so wird uns mitgeteilt, „hier ist das Rohwarenlager. Im Nebenraum sind unsere Packer an der Arbeit. Wareneingangs- und Warenauslieferungslager gehen auf eine Verladerampe hinaus, wo die Lieferwagen anfahren können."

Wir bekommen einen Begriff von der weltweiten Verflechtung der Wirtschaft, in die auch das Kriegsblindenhandwerk eingereiht ist, als uns ein hartgepreßter Ballen Kokosfasern aus Ceylon gezeigt wird, als wir dann an eine umfangreiche Kiste stoßen, in der sich viele Kilogramm schwarze Schweineborsten aus China befinden. Dann lassen wir feine Pflanzenfasern durch unsere Finger gleiten, die aus Mexiko kamen. „Das alles wird hier ausgepackt und, je nach dem Auftrag, den Kameraden zur Verarbeitung zugeschickt."

Als wir uns wenig später von dem kriegsblinden Geschäftsführer dieser wahrhaften Fürsorge-Einrichtung verabschieden, nicht, ohne noch reichlich mit Aufklärungs- und Katalogmaterial versehen worden zu sein, und als wir uns für die Bereitwilligkeit bedanken, mit der uns alle möglichen Auskünfte und Erklärungen gegeben wurden, fragen wir den Geschäftsführer, ob seine Arbeit und ihr sichtbarer Erfolg ihm immer Freude machten. Er lächelt. „Viel Freude", so meint er, „viel Freude macht das schon, für seine Kameraden Arbeit und Verdienst zu schaffen. Aber sehen Sie, wir haben auch unsere Sorgen und Nöte. Viele Menschen neigen ja heute dazu, den Krieg vergangen und vergessen sein zu lassen, je länger sein Ende zurückliegt. Es ist an uns, den Menschen immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, daß wir Kriegsblinden noch immer an den schweren Folgen des Krieges zu tragen haben, und daß wir sie unser ganzes Leben hindurch werden tragen müssen. Wer uns dabei helfen will, der soll uns Arbeit geben. Wir wollen arbeiten, wir können arbeiten, und wir brauchen Arbeit, heute ebenso wie gestern, und morgen so dringend wie heute!" *A. L.*



Wenn das doch jeder wüßte: Dies ist das Kennzeichen für alle gesetzlich anerkannte Blindenware! Auf dem Ausweis des Vertreters, der Sie aufsucht, muß sich dieses Zeichen befinden. Dann können Sie ihm vertrauen. Nur Behörden stellen diese Ausweise aus!



In Finnland stehen die Kriegsversehrten in hahem Ansehen. Die Bitten um Verständnis und Hilfe sind dart überflüssig. Zu den mancherlei Stätten der Erhalung und Rehabilitatian gehärt auch Kasgisaari (unser Bild zeigt das Haus von der Gartenseite). Alljährlich, während eines Teils ihres Finnlandaufenthalts, finden hier zwei deutsche Kameraden, zusammen mit finnischen Kriegsblinden, freundliche Aufnahme. Auf dem Wege eines Kuraustausches kommen gleichzeitig zwei Finnen in eines unserer Kriegsblindenkurheime zu uns.

Auf nach Finnland!

Erlebnisse bei einem Kriegsblinden-Kuraustausch

Vier Wochen Kurgast in Finnland! Gibt es so etwas für einen Kriegsblinden? Ein Studententraum, schon 25 Jahre alt, ging in Erfüllung. Wir, das heißt Kamerad Halm aus Hamburg und ich, hatten das Glück, mit unseren Frauen am Kuraustausch Finnland–Deutschland beteiligt zu sein. Er ist eine Gemeinschaftstat der Kriegsblindenverbände beider Staaten; mit dankenswerter behördlicher Unterstützung wird sie jedes Jahr verwirklicht. Uns seelisch, geistig und körperlich an einen urwüchsigen, frischen Kraftquell gesunden Lebens heranzuführen, das ist sein Sinn. Und wirklich, Finnland wurde zu einem Gesundbrunnen!

Mit der „Finnair" nach Helsinki

„Sie brauchen keine Angst zu haben; bei der Finnair ist seit 30 Jahren nichts passiert!"

Diese beruhigenden Worte eines finnischen Studenten aus Hannover begleiten uns auf dem Weg zum Hamburger Flughafen. Kurze Abfertigung, Einstieg in die Maschine. Kaum fünf Minuten später donnern die beiden Motoren los. Gewaltig! Man muß seine Sinne zusammenhalten. Sie gewöhnen sich an das Gedröhn nur langsam. Das Loskommen vom Boden, die Schräglage, das leichte Vibrieren der Maschine beim Flug durch Wolkenfelder, das alles muß man einmal erlebt haben! Dazu die Schilderungen: Sonnenschein über Elbe und Hamburg, Wald und Wiesengrün Holsteins, dann, wie eine Winterlandschaft unter uns, bizarre Haufengebirge aus schneeweißen und dunklen Wolken, über denen wir unter blauem Himmel im Sonnenschein gen Norden fliegen. 5000 m hoch über Schweden wird warmes Essen serviert, anschließend Kaffee. Vorübergehend ist jegliche Sicht weg. Waschküche! Der Flug wird auf der Streckenkarte weiterverfolgt. Draußen herrscht bald wieder Klarheit. Die Stunden vergehen wortwörtlich „im Fluge". Dann zeigt stärkeres Vibrieren der Maschine an, daß wir die Wolken nach unten durchstoßen.

Plötzlich ist alles um uns begeistert: Im Abendsonnenschein leuchten Finnlands erste Seen purpurrot, vom dunklen Grün der Wälder umgeben, zu uns herauf! Nun ist deutlich zu fühlen, wie die Maschine langsam, stufenweise sinkt. Anschnallen! Ein leichter Stoß. Bodenberührung, Ausrollen. Ruhe! Nach fast dreieinhalbstündigem Flug sind wir wohlbehalten in Helsinki angekommen.

Kauniala

Wie im Walde! Das ist der erste Eindruck beim Verlassen des Flugzeugs. Würziger Tannenduft empfängt uns. Er hat uns vier Wochen lang kaum je verlassen.

Kauniala, unweit von Helsinki, wohin nach herzlicher Begrüßung in deutscher Sprache Major Markus Palokangas, Vorsitzender des Kriegsblindenbundes im Gesamtverband finnischer Kriegsversehrter, mit uns fährt, liegt inmitten hoher Fichten-, Kiefern- und Birkenbestände in felsenreicher Landschaft. Es ist ein gepflegtes Heim, das ausschließlich zu Kur- und Erholungszwecken für finnische Schwerkriegsbeschädigte modern und zweckmäßig eingerichtet wurde. Verwaltungsleiter Rää und Ylihoitaja-Oberschwester Aune Sampolahti walten hier mit zahlreichen Spezialkräften ihres fürsorglichen Amtes. Ein Geist stiller, christlicher Nächstenliebe erfüllt das Haus, Dienst auch aus nationaler Verpflichtung, dessen Ausdruck symbolhaft in dem imponierenden Reiterstandbild des Staatspräsidenten Marschall Mannerheim im Treppenhaus erkennbar wird.

Der Tag beginnt mit einer Morgenandacht. Kleines Frühstück, dann lockt die Sonne. Der Waldpark mit den farbenfrohen Gartenmöbeln bevölkert sich schnell. Auch die bettlägerigen Patienten fährt man hinaus. Soweit sprachlich möglich, kommt es zu ersten kameradschaftlichen Kontakten. Da nur zwei Hauptmahlzeiten täglich gegeben werden - (die letzte um 16 Uhr) steht viel Freizeit zum Ausruhen und für Spaziergänge zur Verfügung. Ringsum liegen stattliche Einzelanwesen im Schutz der Bäume, meist mit Gewächshäusern, da Gemüse — z. B. Gurken, Dill und Tomaten — neben Obst, Grützen und Milch bei der finnischen Ernährung eine Hauptrolle spielt. Bei unseren Streifzügen durch Wald und Wiesen fällt auf, daß es in der klaren, staubfreien Luft bedeutend würziger nach Wald- und Wiesenkräutern duftet, als wir es je erlebt haben. Hinzu kommt die kraftvolle, ungehinderte Sonnenstrahlung. Die Fülle des Lichts läßt in diesen Sommerwochen erst spätabends nach. Noch um Mitternacht herrscht Dämmerung. Im Park, auf einer Schaukelbank wiegend, haben wir so recht empfunden, welch wohltuende Wirkung von der stillen Beschaulichkeit lauer finnischer Mittsommerabende ausgeht.

Helsinki—Helsingfors

Diese finnische und schwedische Benennung der Landeshauptstadt, die neben-



Das Denkmal Zar Alexanders II. ließen die Bürger von Helsinki vor der Großkirche nach der Trennung von Rußland stehen, weil er „ein guter Mensch" war.

einander amtlich geübt wird, ist symbolisch für den inneren Spannungsgehalt Suomi-Finnlands. Wir spürten ihn bei fast jeder Einladung, gleich, ob die Familie finnischer oder schwedischer Abstammung ist. Es herrscht edler Wettstreit um die größeren Verdienste. Er zeigt sich auch noch vielfach im Stadtbild Helsinkis, wobei auffällt, daß weitgehend Gerechtigkeitsempfinden und gegenseitige Achtung Richtschnur des Handelns waren. So durfte trotz der Kriege gegen Rußland Zar Alexander auf seinem Denkmalsockel stehenbleiben, weil er, wie man sagt, ein guter Mensch gewesen ist. Auch im Mannerheim-Museum spürt man diesen Geist edler, menschlicher Gesinnung, z. B. an den Geschenken russischer Kriegsgefangener „für gute Behandlung". Neben dieser seelischen Haltung beeindruckt die starke Vitalität der Bevölkerung. Ganz besonders fällt hierbei die berufliche Aktivität der Frauen auf.

Helsinki ist durch seine Betriebsamkeit zum geistigen Mittelpunkt Finnlands geworden, wofür Reichstag, Hochschulen, Olympiastadion, Geschäftsviertel und Hafen sichtbare Zeugen sind. Der Großstädter Mitteleuropas entdeckt darüber hinaus zahlreiche Eigenheiten: Ein Fels mit hohen Kiefern inmitten der Stadt, malerische Wasserbuchten, weiträumige Parks und Hunderte von Inseln im Weichbild Helsinkis (über zahllose Brücken erreichbar) und nicht zuletzt die frische Seeluft, das alles ist reizvoll und anziehend in dieser nordischen Metropole!

Was wundert's, daß viele Familien ihr eigenes Paddel-, Ruder-, Motor- oder Segelboot besitzen, daß die jungen Damen und Herren im Sportdreß promenieren und die Hausfrauen im Mercedes oder Chevrolet ihre Teppiche ans Wasser fahren, um sie dort eigenhändig zu waschen! Hygiene, Sport und Sauberkeit sind Trumpf. Auf allen Inseln trifft man Badende. Jetzt, in der heißen Jahreszeit, durch lange Ferien begünstigt, ruht das gesellschaftliche Leben. Man hört: Wenn im Sommer die Welt unterginge, würde man in Helsinki erst am 1. September davon Notiz nehmen ...

Kaskisaari

Es gibt im Sommer wohl nichts Idyllischeres, als auf einer der zu Tausenden vor der Küste liegenden Schären zu leben. Zu den typisch finnischen Erlebnissen Wald, Luft und Sonne kommt nun das Wasser hinzu. Die Schäre Kaskisaari-Svedjeholmen vor Helsinki, für die ersten zwei Wochen unser Aufenthaltsort, ist ein solches Idyll. Über einige Brücken und einen schmalen Fahrdamm erreicht man sie und befindet sich sogleich in einer parkähnlichen, gepflegten Gartenanlage, in der sich eine künstlerisch ausgestattete Villa erhebt, seitlich von Wasser und Nadelwald begrenzt. Blumen und Grüngewächse aller Art schmücken auch das Innere des Hauses, und nicht selten springt im Treppenhaus ein Eichhörnchen umher. Am Wasser aber erhebt sich, von einem Laufgang umgeben, das Herzstück aller finnischen Kraftquellen, eine Sauna!

Wir erleben Kaskisaari als Rehabilitationszentrum für Kriegsbeschädigte. Mit uns sind finnische kriegsblinde Kameraden („Brüder" sagt man in Finnland) versammelt, die aus verschiedensten Landschaften, selbst aus Lappland, hergekommen sind. Ihre und unsere Betreuung hat in uneigennütziger Hilfsbereitschaft eine Gruppe von Damen übernommen, die einer für Finnland charakteristischen Frauenorganisation zur Betreuung der Kriegsblinden angehören.

Man lernt in Kaskisaari selbst dann noch gut zu schlafen, wenn die Betten härter und schmaler sind als daheim, und man lernt bei Tisch nicht nur karelischen Braten, Rentierschinken, Lachs oder ähnliche Delikatessen, sondern auch die „Kälberzähne" der Mannerheim-Grütze mit Appetit zu essen. Neben Sonnen- und Meerbädern, Spaziergängen und kulturellen Abenden mit Gästen steht sportliche Betätigung im Mittelpunkt des Programms.

Freiwillig opfert uns Blindensportlehrer Riksberg den Urlaub, freiwillig helfen Pfadfinderjungen beim Sport. Finnische Gymnastik muß man erlebt haben, um zu merken, wie sie sich in sanftem Schwingen, Drehen und Wiegen dem naturgegebenen Körpergefühl anpaßt und Atem sowie Kreislauf anregt. Fast 20 leichtathletische Übungen folgen. Die finnischen Brüder leisten Erstaunliches. Hinzukommt bewundernswerter Sportsgeist, besonders bei Gruppen- und Wettspielen. Hierbei spüren wir etwas von dem geheimnisvollen „Sisu", das zuinnerst den Geist Finnlands mit ausmacht: Hingabe, Leistung über das hinaus, was Körper und Seele hergeben, Überwindung des eigenen Ich, Herauswachsen über sich selbst.

Kraftquelle dafür ist nicht zuletzt die finnische Sauna. In ihr wirken Naturkräfte aus finnischem Holz, Urgestein, Feuer und Was-

ser, in Heißluft vereint, zusammen, Elementarkräfte, die den ganzen Menschen ergreifen, stärken und erneuern. Kein Wunder, daß hierzulande die Saunas an jedem Mittwoch und Sonnabend in Stadt und Land rauchen und jedes Bad, man möchte sagen, mit natürlicher Andacht genommen wird! Bei den im Inneren der Sauna herrschenden Temperaturen um 100 Grad verschlägt's einem den Atem. Frischgrünes Birkenreisig tut das Seine, und alle Brünnlein fließen. Glaubt man, es nicht mehr aushalten zu können, geht's zur Steigleiter hinab ins Meer. Als Finne wiederholt man das alles natürlich mehrmals.

Am Vesijärvi-Päijänne

Abgesehen von den zahllosen Schären vor der Küste warten im Innern des Landes, wenn man die kleinen einbezieht, 70 000 Seen mit unzähligen Inseln, Halbinseln und Buchten auf Erholungsuchende. Unvergeßliche Eindrücke davon erleben wir in der letzten Woche unseres finnischen Aufenthalts im Seengebiet des Vesijärvi-Päijänne, dessen Umfang tagelange Dampferfahrten über hundert Kilometer und mehr zulassen würde. Auf einem Aussichtsturm schildern uns unsere Frauen, daß man ringsumher nichts als nur Wasser und Wald sieht, wobei unklar ist, ob unzählige große und kleine bewaldete Inseln in einem bis zum Horizont reichenden See liegen, oder ob wirklich nur zahlreiche Seen der verschiedensten Größe mit Buchten und Kanälen eine Waldlandschaft zergliedern. Auf ihnen werden Millionen von Baumstämmen zur Küste geflößt. Goldklar ist das Wasser, hier, wo wir sind, kann man hundert Meter weit schwimmen und doch noch jederzeit Grund erreichen. Das ist für uns Kriegsblinde ein besonderer Vorteil, den unsere deutschen Seen zumeist nicht bieten. Wenn man darüber hinaus, wie wir, das Bad im finnischen See zusätzlich mit der Sauna verbinden kann, erschließt sich einem erst so richtig die Einzigartigkeit eines Erholungsaufenthalts in diesem Lande.

Begegnungen mit Finnen

Zum Schluß ein Wort über das innere Wesen unserer Gastgeber! Aufgeschlossen, freundlich und kameradschaftlich sind uns die finnischen Brüder begegnet. Wie oft haben sie uns mit ihren Liedern Einblicke in ihre musische Wesensart gewährt! Tiefes vaterländisches Empfinden ist ebenso zu spüren wie Heimatverbundenheit und Religiosität. Wären wir ihren vielen Einladungen gefolgt, so hätte sich uns außer Markoniemi, Lahti, Kotka und Helsinki Finnland bis hinauf nach Lappland erschlossen. Wenn nur die finnische Sprache nicht so schwierig wäre! Wieviel Gelächter gab's bei den großen und kleinen Mißverständnissen! Immerhin, Kameraden gibt's, die deutsche Lieder singen können; wie umgekehrt wir uns an finnischen versucht haben.

Ganz offensichtlich behandelt das finnische Volk seine Kriegsversehrten mit hoher Achtung. Sie erhalten Versorgungsrente; mehr noch, ihr Verband bedarf keiner Beiträge, die Wirtschaft keines Gesetzes zur Einstellung Schwerbeschädigter.

Auch außerhalb des Kameradenkreises war das Verständnis für Deutschland, das man allerdings mit Itä- und Länsi-Saksa (Ost- und Westdeutschland) bezeichnet, groß.



Der einzige deutsche Rundfunkpreis, der „Hörspielpreis der Kriegsblinden", wird alljährlich für das beste im vorangegangenen Jahr erstgesendete Originalhörspiel verliehen. Der Preis wurde 1951 vom Bund der Kriegsblinden gestiftet. 1960 hieß der Preisträger Franz Hiesel, ein Wiener, der mit seiner Satire „Auf einem Maulwurfshügel" die Jury (neun Kritiker und neun Kriegsblinde) überzeugte. Hier übergibt ihm der Vorsitzende des Bundes der Kriegsblinden, Dr. Ludwig (rechts), die für dieses Jahr ausgewählte Plastik „Eulenspiegel".

Darüber hinaus erlebten wir freundliches Entgegenkommen und Hilfsbereitschaft. Die Damen der Organisation gaben hierfür besonders rührende Beweise herzlicher Fürsorge. Sie zeigten uns manche Sehenswürdigkeit und halfen, Sprachschwierigkeiten zu überwinden. Auch sonst spürten wir – manchmal spontan von völlig Fremden angesprochen, beschenkt oder eingeladen – sehr freundliche Aufgeschlossenheit. Das hat uns froh gemacht.

Die Finnen, zwischen Ost und West lebend, schicksalhaft nordischen Naturgewalten unterworfen, verschiedener Stammesart zugehörig, haben es schwer. Wohl jeder, der etwa einmal hineingehört hat in die Musik von Jean Sibelius, ist ergriffen von dem kämpferischen Ernst seines als typisch finnisch geltenden heimat- und naturverbundenen Werks. Und doch konnten wir erleben, daß auch frische Fröhlichkeit zur Natur vieler Finnen gehört. Sie hat, verbunden mit ehrlicher Gastfreundschaft und Deutschfreundlichkeit, wesentlich dazu beigetragen, daß unser Kuraufenthalt neben der körperlichen Erholung auch seelisch-geistig beglückend war. Wir werden noch lange Zeit davon zehren!

Heinz Ohlendorf

Aus der Welt eines Kriegsblinden

Diese Aufzeichnungen sind nicht das Ergebnis umfangreicher Forschungen, sondern gründen sich auf persönliche Erfahrungen und Beobachtungen. Darum ist von der Welt „eines" Kriegsblinden die Rede, von der des Schreibenden nämlich. Es ist aber anzunehmen, daß sie im wesentlichen der Welt aller Kriegsblinden gleicht.

Daß nicht einfach von der Welt eines Blinden schlechthin, sondern von der eines Kriegsblinden geschrieben wird, hat seinen besonderen Grund. Die meisten kriegsblinden Männer und Frauen haben ihr Sehvermögen mit einem Schlage verloren. Nur wenige von ihnen büßten ihr Augenlicht in der Folge einer Kriegsbeschädigung langsam ein. In jedem Falle aber haben sie die sichtbare Welt in ihrer Räumlichkeit, in der unendlichen Vielfalt ihrer Erscheinungen, mit allen Stufen des Lichts, mit all ihrer Farbenpracht sehend erlebt.

Das ist ihre besondere Tragik: Sie wissen, was sie mit dem Verlust ihres Sehvermögens haben opfern müssen.

Das ist aber auch ihr besonderes Glück: Sie haben eine Vorstellung von der Welt.

Sie wissen, was Raum und Weite, was oben und unten ist; sie wissen, wie Wald und Acker und Wiese, wie Bach und Fluß und Meer aussehen; sie kennen den Himmel in der Bläue seiner Unendlichkeit mit weißen Sommerwolkengebirgen; sie haben die Sonne aufgehen, im Mittag strahlen und am Abend glühend untergehen sehen; sie wissen von der Schwärze des Nachthimmels mit Mond und Sternen; sie haben die For-

men der Pflanzen, die Lieblichkeit der Blumen, die Mächtigkeit der Bäume, haben Gestalt und Bewegung der Tiere schauend erlebt, sind durch Dörfer und Städte gewandert und haben die Bilder von alledem in sich bewahrt. Das ist ein unschätzbarer Vorzug vor denen, die seit ihrer Geburt blind sind oder seit so früher Kindheit, daß sie nicht wissen, was Sehen ist.

Damit sind wir fast unversehens schon mitten in der Welt eines Kriegsblinden, und zwar zunächst in der äußeren Welt, die er einmal hat sehen können. Es wird sich aber gleich erweisen, daß Außen und Innen bei einem Kriegsblinden nicht so scharf zu trennen sind. Da sind Übergänge und Verflechtungen, anders als bei den Sehenden. So muß sich der Kriegsblinde diese ihm früher einmal sichtbar gewesene äußere Welt mit Hilfe seiner Erinnerungen und seiner Vorstellungskraft in innerem Schauen lebendig machen und dann aus sich heraus nach außen projizieren. Das ist möglich, aber das Ergebnis ist je nach der Stärke der Vorstellungskraft des einzelnen mehr oder weniger unvollkommen.

Wenn dem Kriegsblinden eine Landschaft beschrieben wird, so kann er sich alles im einzelnen vorstellen, denn er hat ja Erinnerungsbilder in sich, die er der jeweiligen Beschreibung bis zu einem gewissen Grade anzupassen vermag. Aber das Gesamtbild, das er sich nach der Beschreibung von der Landschaft machen kann, ist doch nur sehr ungefähr und kommt der Wirklichkeit nur mangelhaft nahe. Mit der Übereinstimmung von Vorstellung und Wirklichkeit nach der Beschreibung eines Hauses, eines Innenraumes geht es nicht viel anders. Freilich lebt der Kriegsblinde, auch wenn ihm seine Umwelt nicht beschrieben wird, in Vorstellungen von ihr. Er bewegt sich nicht im grauen Formlosen, sondern er „sieht“ – innerlich – seine Umwelt.

Diese Vorstellungen können so lebhaft sein, daß es ihm gehen kann wie mir bei meinen ersten Ausgängen nach meiner vor-



Da muß sich der Nachwuchs ganz ordentlich anstrengen, denn unser Kamerad Walter Spann ist ein gewiefter Skatspieler, und es hält schwer, ihm die Stiche abzujagen. Fotos (2): L. Kosmehl

läufigen Wiederherstellung von der Verwundung. Da hemmte ich etwa plötzlich den Schritt, weil ich mir auf dem Gehweg vor mir zwei kleine Mädchen mit einem Puppenwagen vorgestellt hatte, daß ich nicht weitergehen mochte, weil ich sie nicht umlaufen wollte. Oder ich zog plötzlich den Kopf ein, weil in meinem Vorstellungsbild aus dem Garten links vor mir ein Baum seine Zweige so tief über den Weg streckte, daß ich fürchtete, seine Zweige möchten mir ins Gesicht schlagen. Das Straßenbild war so deutlich, daß ich etwa eine Straßenbaustelle mit aufgerissenem Pflaster, nackten Straßenbahnschienen, Warnschild, Teerkessel, Absperrung und allem Zubehör einer solchen Baustelle in ihren Einzelheiten sah. In Wirklichkeit waren natürlich weder kleine Mädchen noch Baum noch Baustelle vorhanden. So „sieht" denn auch der Kriegsblinde die Räume seiner Wohnung, seines Hauses, seiner Arbeitsstelle, er „sieht" auch die Menschen, mit denen er umgeht, und ihr Hantieren.

Aber könnte er plötzlich sehen, er würde die Menschen nicht erkennen, und er würde sich nicht zurechtfinden, weil seine Vorstellung von seiner Umwelt so anders war, als diese selbst in ihrer wirklichen Erscheinung ist. Das Sichtbare der Welt wird also vom Kriegsblinden in seinem Innern erzeugt, ohne daß ihm dieser Vorgang im allgemeinen bewußt wird, und dann „gesehen". Hier mag eine merkwürdige Empfindung des Kriegsblinden erwähnt werden: Obgleich er natürlich genau weiß, daß er erblindet ist, fühlt er sich, als seien seine Augen heil und und nur verbunden oder geschlossen, und als brauche er nur die Binde abzunehmen oder die Augen zu öffnen, um wieder sehen zu können.

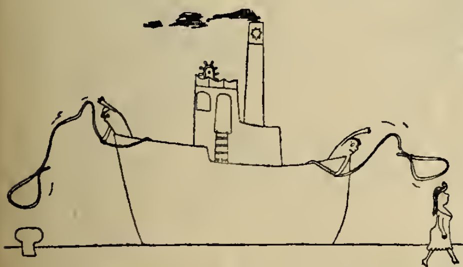
Wenn bis jetzt die Welt als Sichtbarkeit behandelt wurde, so soll nun die Welt zu ihrem Recht kommen, in der der Kriegsblinde lebt. Da muß gleich zu Anfang mit



Für das Diktat hat sich der kriegsblinde Beamte Notizen in Punktschrift gemacht, die er mit den Fingerspitzen abliest. Er bearbeitet seine Akten und diktiert seine Briefe genauso sicher wie seine sehenden Kollegen. Aber jeder blinde Geistesarbeiter braucht eine Vorlesekraft. In manchen Behörden muß ein kriegsblinder Sachbearbeiter diese Vorlesekraft aus eigener Tasche bezahlen.

aller Deutlichkeit festgestellt werden, daß diese Welt genau dieselbe ist wie die der Sehenden. Der Kriegsblinde mag überhaupt nicht, daß zwischen ihm und den Sehenden irgendein Unterschied gemacht wird. Ihm ist die Sehfähigkeit genommen. Das hat er zu tragen mit aller Bitterkeit und Not, die daran hängt. Aber im übrigen unterscheidet er sich in nichts von denen, die sehen können. Er ist dankbar, wenn man ihn seine Behinderung so wenig wie möglich fühlen läßt. Er will selbst tun, was er selbst tun kann. Wo er aber Hilfe braucht, wird ihm am besten geholfen, wenn es ohne Gefühlsüberschwang, ohne unnötige Fürsorglichkeit und Betulichkeit, ohne Bemitleidung, sondern unbetont, unauffällig, selbstverständlich geschieht.

Der ihm durch seine Beschädigung gesetzten Grenzen ist sich der Kriegsblinde selbst schmerzlich genug bewußt. Daß er ein Mensch ist wie alle andern auch, beweist er durch seine Lebensführung. Er übt seinen Beruf aus, ist Arbeiter, Handwerker, Masseur, Telefonist, Stenotypist, Angestellter, Beamter, Lehrer, Pfarrer, Jurist, Musiker, Schriftsteller, bildender Künstler. Er braucht seine Arbeit, weil er wirken, schaffen, nützlich sein will trotz seiner Behinderung, und er tut seine Arbeit gut. Er hat seine Familie, seine Wohnung oder gar sein Haus, seinen Garten; er hat seinen Freundes- und Bekanntenkreis, nicht nur unter seinen kriegsblinden Kameraden, sondern allenthalben, wo auch sonst sich Menschen zusammenfinden; er nimmt am gesellschaftlichen, öffentlichen, politischen und kulturellen Leben teil wie jeder andere Staatsbürger auch. Daß er nicht alles tun, erleben, genießen kann, was zu tun, zu erleben und zu genießen möglich ist, bedrückt ihn nicht mehr als jeden anderen auch, der nach seinen Kräften und Möglichkeiten auswählen und sich bescheiden muß.



Zeichnung: Canzler

Dem Kriegsblinden sind die Grenzen enger gesteckt als dem Sehenden. Er ist vielleicht auf Hilfe angewiesen, ist in seiner Bewegungsmöglichkeit beschränkt, kann manches nicht tun; der Zugang zu allem, was nur das Auge vermittelt, ist ihm verschlossen. Das bedeutet bitteren Verzicht auf das unmittelbare Erleben alles sichtbaren Schönen, und es ist mehr Verhöhnung (wenn auch ungewollt) als Trost, wenn man ihm sagt, daß er manches Schlimme nicht zu sehen brauche. Aber es bedeutet noch mehr und Schmerzlicheres: Er kann die Menschen um sich nicht sehen. Das erschwert oft die Aufnahme von Verbindungen. Aber noch mehr: er kann seine Kinder, seine Frau nicht sehen. Die lebendige Zwiesprache von Auge zu Auge zwischen den Ehegatten ist dahin, das liebende Verstehen ohne ein Wort, nur von Blick zu Blick; und wenn aus den Augen seiner Frau ihn ein Anruf trifft, so spürt er ihn nicht und antwortet nicht. Was damit verlorengegangen ist, ist viel und unersetzlich. Die Not, die dem Kriegsblinden aus diesem Verlust erwächst, ist sein ihm eigenes Schicksal.

Diese Not verbirgt er tief in sich. Nur selten einmal schafft sie sich, wenn sie unerträglich geworden ist, durch einen Ausbruch Luft oder wird als Niedergeschlagenheit den Menschen erkennbar. Im allgemeinen ist der Kriegsblinde fröhlich, lebensbejahend, schicksalsbejahend, bestrebt, aus seinem Leben und Schicksal das Beste zu machen, sein Leben bis an dessen Grenzen voll auszuschreiten, tätig zu sein und zu wirken, gemeinsam mit seinen sehenden Mitmenschen.

Bodo Schütz

Kein Grund zur Beruhigung

Es geschieht ja offenbar genug, so wird sich mancher Leser sagen, der dieses Jahrbuch durchgeblättert hat: die Kriegsblinden haben wieder gelernt, das Leben zu bejahen, und der Staat wird ihnen wohl eine schöne Rente zahlen.

Selbst Beamte, die dienstlich mit Kriegsblinden zu tun haben, scheinen hier und da zu meinen: Es geschieht genug, die Kriegsblinden sind kein soziales Problem mehr. Ihr Dasein ist gesichert, wenn auch nur knapp.

So beruhigt man sich. Man beruhigt sich ja so gern. Aber all das, was erreicht ist, schafft ja nicht unsere Blindheit aus der Welt, weder tun das die Gelder, die man uns zahlt, noch tun das technische Hilfen. Wir sind dankbar für all das, was geschieht, aber wir spüren auch, daß es unter uns immer eine Not geben wird, die sich allen sozialen Maßnahmen entzieht und die nie zu beheben sein wird. Immer wieder treffen wir in unseren Reihen auf bitterste Depression, vielleicht bei einem Kameraden, der gestern noch froh und guter Dinge schien, ja, wir treffen nicht selten auf eine Art innere Lähmung, einfach, weil der Kamerad am Ende seiner Kräfte ist.

Nein, all das, was wir Kriegsblinden uns erkämpft haben: die Selbstachtung und die Achtung anderer, den Anspruch auf ausreichende Versorgung, die Vielfalt beruflicher Möglichkeiten – all das ist kein Grund zur Beruhigung. Immer bleibt genug Elend zurück, auch soziales Elend im weitesten Sinne, und heilsam, hilfreich ist nur eines: die selbstverständliche Partnerschaft der Sehenden. Dazu brauchen wir Ihre Hand!



Schauend die Kinder, lauschend der kriegsblinde Vater – so zeichnete Eva Kausche-Kongsbak ihre „Sternsinger"



10 092, 10 098, 10 863, 10 864, 10 910, 10 962, 11 209, 11 211, 11 233, 11 393

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 2 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigene Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

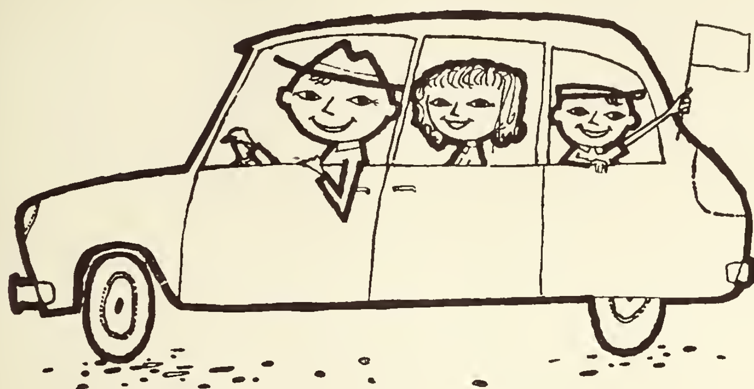
besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

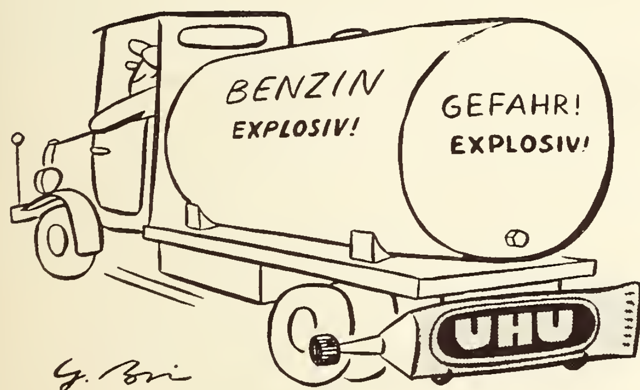
Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

1602, 1612, 10 771, 10 772, 10 774, 10 775, 10 853, 10 944, 11 378, 11 380

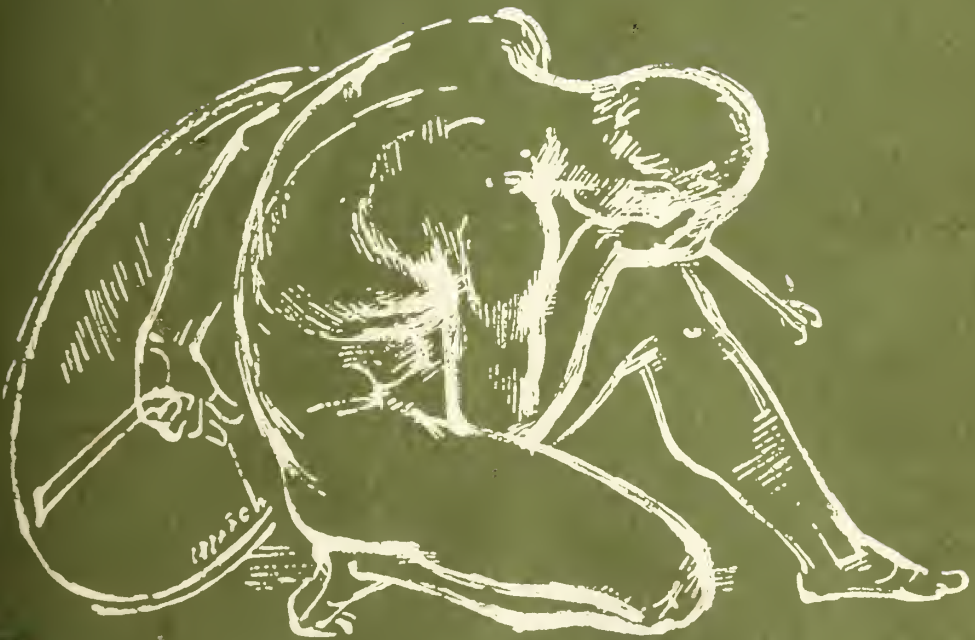


Erfolg im TOTO Glück im LOTTO



IM FALLE EINES FALLES...

KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1962



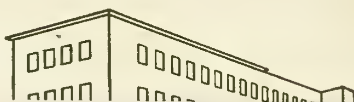
HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.

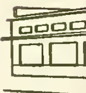
MAINZER VERLAGSANSTALT UND DRUCKEREI

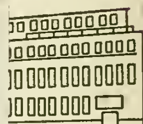
WILL UND ROTHE KOMMANDITGESELLSCHAFT

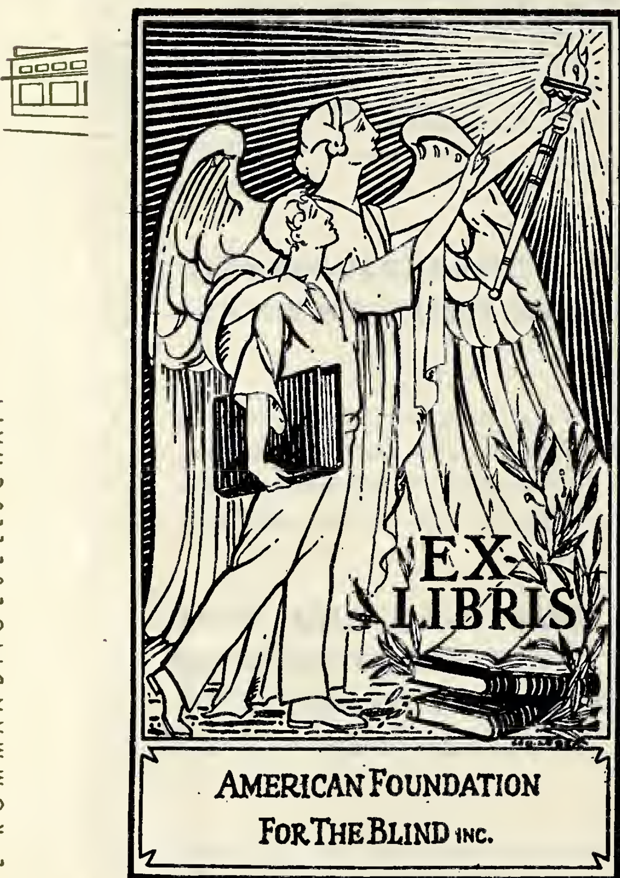
Einer der größten Druckereibetriebe in der Bundesrepublik











AFT

Werk-
Art

NSTALT

ergstadt

bürgen für Leistungen hoher Qualität

MAINZ AM RHEIN · GROSSE BLEICHE 44-50
TELEFON 361 · FERNSCHREIBER 0417854 / 0417753

Es ist unglaublich,
wieviel Kraft die Seele
dem Körper zu leihen vermag

Wilhelm v. Humboldt

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1962

Redaktion: Alfred Lauster

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden, Alexandrastraße 1, Telefon 45447. Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1. Vorsitzender: Oberstudienrat i. R Dr. Hans Ludwig): Bonn, Schumannstraße 35. Nachdruck - auch mit Quellenangabe - nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages.. Preis 2,50 DM. Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG, Mainz, Große Bleiche 44–50

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1962

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E.V.

BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E. V
SELBSTVERLAG WIESBADEN

Unsere graphischen Mitarbeiter

Umschlagentwurf: Professor Gerhard Ulrich (Gütersloh). Zeichnungen im Kalenderteil: Wiltraud Walter-Jasper (Nürnberg). Weitere Mitarbeiter: Paul Sinkwitz (Stuttgart) mit Holzschnitten und Zeichnungen, Wilfried Gronwald (Stuttgart) mit Zeichnungen, Günther Barthel (Weilburg/Lahn) mit Linolschnitten, Trude v. Güldenstubbe (Frankfurt/M.) mit Linolschnitt auf Seite 152, Dieter Groß (Stuttgart) mit Karikaturen. Mitarbeiterin für Bildauswahl und typograph. Gestaltung: Gisela Grude (Stuttgart).

Geleitwort | Von Ina Seidel

Bund der Kriegsblinden, ein Bund der Selbsthilfe – unwillkürlich fragt man sich, warum denn gerade diese Menschen, die in Zeiten, die zwar unserem ganzen Volk Härtestes auferlegten, mit der jähen Einbuße ihres Augenlichtes aber doch zweifellos das unersetzlichste Opfer gebracht haben, auf Selbsthilfe angewiesen sein sollten. Gezeichnet durch das Stigma schwerster körperlicher Beeinträchtigung, in soldatischer Pflichterfüllung oder in wehrlosem Märtyrertum erworben, aber zugleich ausgezeichnet durch die vorbildliche Haltung, mit der sie ihr Schicksal tragen und meistern, erscheint das Recht der Kriegsblinden auf jeden nur möglichen Beistand, sei er staatlicher, sei er privater Art, selbstverständlich – warum dann Selbsthilfe? Das Ausschlaggebende für den Zusammenschluß dieser Schicksalsgemeinschaft war wohl die für jeden einzelnen unter ihnen lebenswichtige Erkenntnis, daß für den körperlich benachteiligten Menschen der Wille, soweit wie möglich von fremder Hilfe unabhängig zu werden und auf Beistand von außen nur in dem Maße Anspruch zu erheben, als die besondere Lage es erfordert, die Grundvoraussetzung dafür ist, daß ihm in richtiger Weise geholfen werden kann. Selbsthilfe beruht hier in erster Linie auf Selbstachtung, auf der Überzeugung, daß ein lokales Übel, der Ausfall eines Sinnesorgans oder von Körpergliedern, an der Integrität der Persönlichkeit nichts zu ändern vermöge, wenn dieser innere Mensch sich als stark genug erwiesen habe, die Zerreißprobe eines gewaltsamen Eingriffs in die natürliche Bedingung seiner Existenz, seinen heilen Körper, zu bestehen. So manifestiert sich im Bund der Kriegsblinden die Entschlossenheit der in den Weltkriegen mit einer Verbannung in lebenslängliches Dunkel Geschlagenen, sich nicht als Invaliden aus dem werktätigen Leben der Gesamtheit ausschalten zu lassen, und wird dadurch zu einer eindringlichen Kundgebung der Kraft, „die in den Schwachen mächtig ist". Wer um das Schaffen der Blinden weiß, das sich vom Handwerklichen aus aufs vielfältigste im Bereich der verschiedensten Berufe verzweigt und in Werken der Wissenschaft und der Künste gipfelt, der wird mit ehrfürchtigem Staunen erkennen, daß es, um jedem unter ihnen die seinen Fähigkeiten entsprechende Arbeit zu ermöglichen, nicht nur der Hilfsbereitschaft der durch Verwandtschaft oder von Amts wegen dazu Berufenen bedarf, sondern der aktiven Anteilnahme aller, die in der Lage sind, dazu beizutragen, daß diesen im Dunkel ihr Tagewerk Vollbringenden, einzig auf die inneren Lichtquellen der Geduld und des guten Willens Angewiesenen, nichts abgehe, was ihnen zur Förderung ihrer Arbeit und zur Steigerung ihres Lebensgefühls dienen könne.

Das große Vorbild aktiver Entsagung, als das die Kriegsblinden in unserer Mitte leben – ein Vorbild, das uns so nötig wäre und an dem wir, geblendet und verblendet vom trügerischen Glanz unserer Tageswelt, immer wieder vorbeizusehen versucht sind –, sollte es, einmal mit Erschütterung begriffen, nicht Mahnung genug sein? –

Starnberg am See, 16. Juni 1961

Ina Seidel

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 22335

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

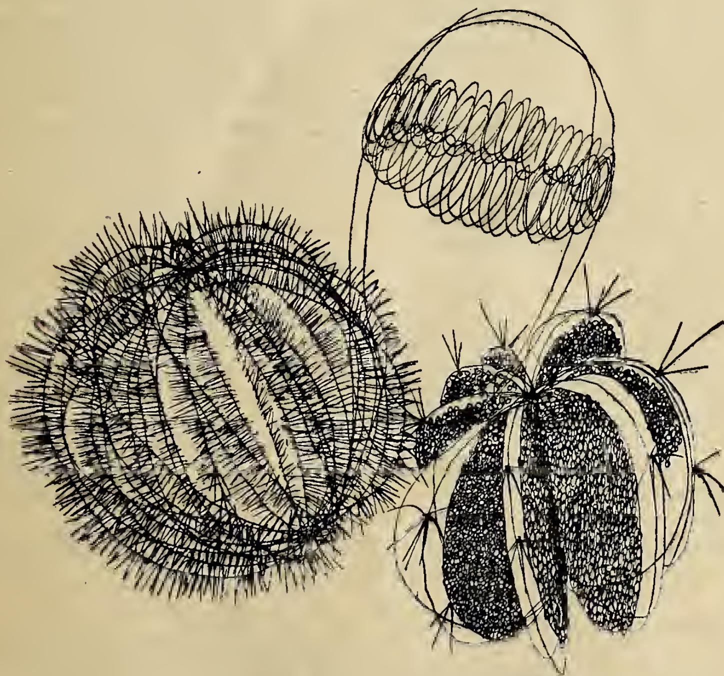
Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

457. 602. 11835. 11986. 12077. 12530

Aus dem Inhalt



Strukturkakteen Federzeichnung von Wilfried Gronwald

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstr. 35, *Tel. 2 23 35; Bundesvorsitzender: Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, Bonn, Schumannstraße 35; Stellvertreter: Regierungsrat Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78*

Landesverband Bayern: *München 19, Volkartstraße 63 (Tel. 6 31 93), Vors.: Karl Wendel*

Bezirk Oberbayern: München 19, Volkartstraße 63, Vors.: Karl Wendel

Bezirk Niederbayern: Landshut, Erlenstraße 40, Vors.: Josef Aigner

Bezirk Oberpfalz: Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk Oberfranken: Bayreuth, Lisztstraße 1, Vors.: Josef Lukas

Bezirk Mittelfranken: Nürnberg-O., Schmausenbruckstr. 25, Vors.: Hans Schott

Bezirk Unterfranken: Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Vors.: Josef Friedel

Bezirk Schwaben: Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 19, Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: Berlin-Friedenau, *Handjerystraße 23 (Tel. 85 55 33), Vors.: Dietrich Benkel*

Landesverband Bremen: *Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22 (Tel. 49 61 86), Vors.: Heinrich Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: *Hamburg 19, Eppendorfer Weg 119, Vors.: Karlheinz Fink, Hamburg-Groß-Flottbek, Hölderlinstr. 21 b (Tel.: 82 90 00)*

Landesverband Hessen: *Frankfurt am Main, Stuttgarter Straße 21 (Tel. 33 13 50), Vors.: Ludwig Eckert, Oberstedten/Ts., Gotische Straße 22*

Bezirk Frankfurt a. M.: Frankfurt a. M.-Ginnheim, Am eisernen Schlag 48, Vors.: Fritz Cyrus

Bezirk Gießen: Gießen, Fichtestraße 18, Vors.: Reinhold Dern

Bezirk Kassel: Kassel-W., Nordhäuser Straße 60½, Vors.: Paul Conzelmann

Bezirk Marburg: Marburg, Königsberger Straße 13, Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk Darmstadt: Darmstadt-Eberstadt, Oberstraße 33, Vors.: Georg Sauerwein

Bezirk Wiesbaden: Wiesbaden Biebrich, Josef-Brix-Straße 25, Vors.: Willi Mikoleit

Bezirk Fulda: Niesig bei Fulda, Horaser Straße 99, Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: *Hannover-Ricklingen, Wallensteinstraße 100A (Tel. Nr. 461 66), Vors.: Joachim Schubach*

Bezirk Zentral-Hannover: Hannover-Kleefeld, Hoppestr. 5, Vors.: August Harms

Bezirk Oldenburg/Ostfr.: Oldenburg, Skagerrakstraße 8, Vors.: Heinrich Johanning

Bezirk Süd-Hannover: Göttingen, Elbinger Straße 32, Vors.: Horst Thielert

Bezirk Braunschweig: Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100, Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk Nord-Hannover: Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21a, Vors.: Emil Rehr

Bezirk Osnabrück: Osnabrück, Höltyweg 33, Vors.: Hermann Laabs

Bezirk Bremen: Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk Niederelbe: Buxtehude, Ernst-August-Straße 1, Vors.: Heinz Köppe

Bezirk West-Hannover: Hameln, Rüdigerstraße 7, Vors.: Horst Adomat

Bezirk Fallingbostel: Walsrode, Posener Straße 5, Vors.: Franz Sender

Landesverband Nordrhein: *Düsseldorf, Irmgardstraße 22 (Tel. 6 41 68), Vors.: Otto Jansen*

Bezirk Aachen: Aachen, Maria-Theresia-Allee 197, Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk Bergisch-Land: Wuppertal-Barmen, Sanderstr. 196, Vors.: Willi Hemeyer

Bezirk Bonn: Bonn, Hirschgasse 23, Vors.: Dr. Josef Reinelt

Bezirk Duisburg: Friedrichsfeld b. Wesel, Hindenburgstraße 45, Vors.: Fritz Günther

Bezirk Düsseldorf: Düsseldorf, Heinrichstraße 32, Vors.: Jakob Lohmann

Bezirk Essen: Essen-Werden, Mintropstraße 47, Vors.: Kurt Wagner

Bezirk Geldern-Kleve-Moers: Geldern, Meisenweg 3, Vors.: Hans Schroer

Bezirk Köln: Köln-Longerich, Erkesstraße 3, Vors.: Heinz Mentzel

Bezirk M.-Gladbach: Schiefbahn, Seidenstraße 6, Vors.: Hermann Seidel

Bezirk Rhein-Wupper-Leverkusen: Monheim (Rhein), Vereinsstraße 11, Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: Kruft b. Andernach, Jahnstr. (Tel. Niedermendig 752), Vors.: Philipp Nell

Bezirk Koblenz-Montabaur: Mayen, Bannerberg, Vors.: Franz Pung

Bezirk Pfalz: Maikammer/Pfalz, Friedhofstraße 74, Vors.: Andreas Platz

Bezirk Trier: Prüm/Eifel, Kreuzerweg 17, Vors.: Albert Dimmer

Bezirk Rheinhessen: Mainz-Laubenheim, Ludwigstraße 6, Vors.: Georg Boller

Landesverband Saar: Herrensohr-Saar, Karlstraße 2, Vors.: Willi Buchmann (Tel. Amt Sulzbach 9376660)

Landesverband Schleswig-Holstein: Neumünster, Klosterstraße 107 (Tel. 2220), Vors.: Bruno Eggers

Bezirk Nord: Flensburg, Bahnhofstr. 34, Vors.: Momme Jensen

Bezirk Mitte: Kiel, Afrade 2, Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk Süd: Grabau über Schwarzenbek, Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Südbaden: Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5 (Tel. 46881), Vors.: Ing. Alfons Schramm, Freiburg, Kirner Straße 11 (Tel. 32666)

Bezirk Breisgau: Freiburg, Kirner Str. 11 (Tel. 32666), Vors.: Alfons Schramm

Bezirk Oberrhein: Hausen, Krs. Lörrach, Talstraße 14, Vors.: Albert Blaznik

Bezirk Mittelbaden: Freistett, Landkreis Kehl, Vors.: Hans Durban

Bezirk Bodensee: Konstanz, Siebenbürgenweg 9, Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Westfalen: Münster i. W., Propsteistraße 55a (Tel. 36198), Vors.: Heinrich Schütz

Bezirk Bielefeld: Bethel b. Bielefeld, Eckhardtsweg, Vors.: Werner Albert

Bezirk Detmold: Detmold, Am Königsberg 12, Vors.: Karl Schleheck

Bezirk Emscher-Lippe: Gelsenkirchen, Im Sundern 15, Vors.: Alfons Enssen

Bezirk Hellweg: Soest, Hattroper Weg 8, Vors.: Walter Acquistapace

Bezirk Mark: Iserlohn, Woestestraße 4, Vors.: Werner Fernholz

Bezirk Minden: Minden, Baustaustraße 4, Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk Münsterland: Münster, Gutenbergstraße 19, Vors.: Josef Schlüter

Bezirk Ruhrgebiet I: Bochum, Haderslebener Straße 22, Vors.: Erwin Stahl

Bezirk Ruhrgebiet II: Dortmund-Hombruch, Grotenbachstraße 10, Vors.: Wilhelm Schild

Bezirk Sauerland: Wingeshausen Nr. 172, Krs. Wittgenstein, Vors.: Adolf Gerndt

Bezirk Siegen-Olpe: Fellinghausen, Post Kreuztal, Heerstr. 5, Vors.: Erich Giesler

Landesverband Württemberg-Nordbaden: Stuttgart-W., Seyfferstr. 90 (Tel. 631270), Vors.: Dr. Franz Sonntag, Stuttgart-N., Seestraße 78

Bezirk Bodensee: Schwendi, Kr. Biberach, Kräuterbronnenbergstr. 9, Vors.: Hermann Rieg

Bezirk Donau: Ulm a. D., Pfarrer-Schultes-Weg 20, Vors.: Karl Nägele

Bezirk Schwarzwald I: Tuttlingen, Schillerstraße 9, Vors.: Hans Haule

Bezirk Schwarzwald II: Nagold (Kr. Calw), Allmandweg 27, Vors.: Heinz Everaers

Bezirk Oberer Neckar: Tübingen, Schwabstraße 43, Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk Mittlerer Neckar: Bittenfeld, Kreis Waiblingen, Bergstraße 18, Vors.: Hans Schopf

Bezirk Unterer Neckar: Großsachsenheim, Kr. Ludwigsburg, Wiesenstr. 6, Vors.: Robert Haag

Bezirk Stuttgart: Stuttgart-Vaihingen, Wegländerstraße 24, Vors.: Rudolf Klingel

Bezirk Jagst: Gerabronn/Württ., Trüglestraße 8, Vors.: Hans Krämer

Bezirk Karlsruhe: Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28, Vors.: Albert Roth

Bezirk Heidelberg: Heidelberg, Bergheimer Straße 52, Vors.: Waldemar Bauer

Bezirk Mannheim: Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66, Vors.: Paul Layer

Bezirk Bauland: Wertheim/Main, Eichelgasse 21, Vors.: Jakob Oberdorf

Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 123

Gerade die Ungeheuerlichkeit der Nacht,
das Erlebnis der furchtbaren Verführbarkeit des Menschen
stellt die Voraussetzung dar
für eine ganz neue Erfahrung des Lichts.

Gertrud von le Fort

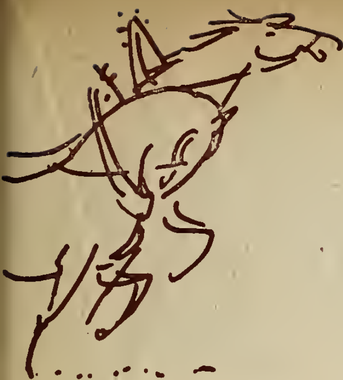


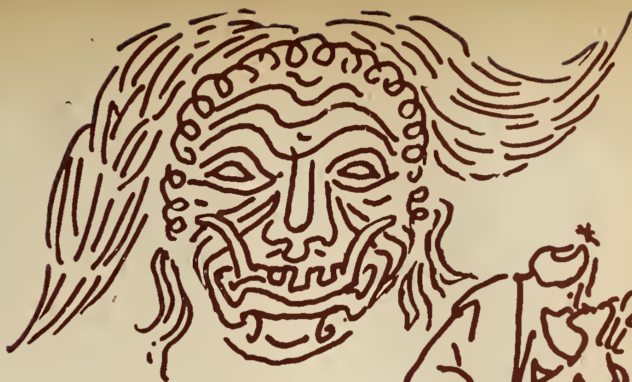


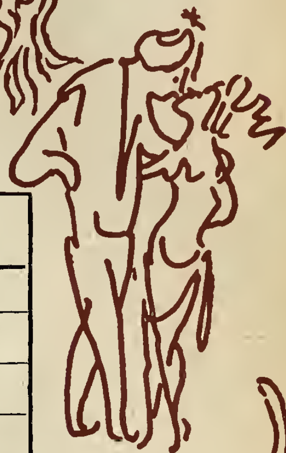
JANUAR				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Mo**	**Neujahr**		8.27	16.24	
2	Di	Namen-Jesu-Fest		8.27	16.25	
3	Mi	Enoch, Genoveva		8.27	16.26	
4	Do	Methusalem		8.27	16.27	
5	Fr	Simeon		8.27	16.28	
6	Sa	**Epiphanias**	●	8.26	16.29	
7	**So**	**1. So. n. Ep. / Fest d. Hl. Fam.**		8.26	16.31	
8	Mo	Erhard		8.26	16.32	
9	Di	Beatus		8.25	16.33	
10	Mi	Paulus, Einsiedler		8.25	16.35	
11	Do	Theodosius		8.24	16.36	
12	Fr	Reinhold		8.23	16.37	
13	Sa	Hilarius, Taufe Jesu	☽	8.23	16.39	
14	**So**	**2. So. n. Epiph. / 2. So. n. Ersch.**		8.22	16.41	
15	Mo	Maurus		8.21	18.42	
16	Di	Marcellus		8.20	16.44	
17	Mi	Antonius		8.19	16.45	
18	Do	Priska		8.19	16.47	
19	Fr	Sara		8.18	16.49	
20	Sa	Fabian und Sebastian	○	8.17	16.50	
21	**So**	**3. So. n. Epiph. / 3. So. n. Ersch.**		8.15	16.52	
22	Mo	Vincentius		8.14	16.53	
23	Di	Emerentiana		8.13	16.55	
24	Mi	Timotheus		8.12	16.57	
25	Do	Pauli Bekehrung		8.11	16.58	
26	Fr	Polykarp		8.10	17.00	
27	Sa	Johannes Chrysostomus		8.09	17.02	
28	**So**	**4. So. n. Epiph. / 4. So. n. Ersch.**		8.07	17.03	
29	Mo	Valerius	☾	8.06	17.05	
30	Di	Adelgunde, Martina		8.05	17.07	
31	Mi	Vigilius		8.03	17.09	





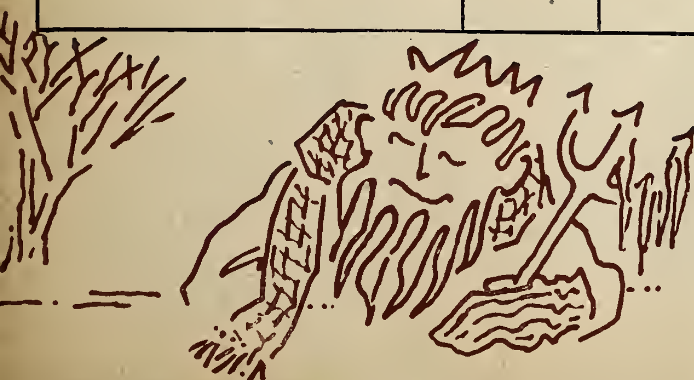






FEBRUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	Brigitte	8.02	17.11	
2	Fr	*Mariä Lichtmeß*	8.00	17.12	
3	Sa	Blasius	7.58	17.14	
4	**So**	**5. So. n. Epiph. / 5. So. n. Ersch.**	7.57	17.16	
5	Mo	Agatha ●	7.55	17.18	
6	Di	Dorothea	7.53	17.20	
7	Mi	Richard	7.52	17.22	
8	Do	Salomon	7.50	17.24	
9	Fr	Apollonia	7.48	17.26	
10	Sa	Scholastika	7.46	17.27	
11	**So**	**6. So. n. Epiph. / 6. So. n. Ersch.** ☽	7.45	17.29	
12	Mo	Eulalia	7.43	17.31	
13	Di	Benignus	7.41	17.33	
14	Mi	Valentin	7.39	17.35	
15	Do	Faustinus	7.37	17.36	
16	Fr	Juliana	7.36	17.38	
17	Sa	Konstantia	7.34	17.40	
18	**So**	**Septuagesima**	7.32	17.41	
19	Mo	Susanna ○	7.30	17.43	
20	Di	Eucherius	7.28	17.45	
21	Mi	Eleonora	7.26	17.47	
22	Do	Melanchthon	7.24	17.49	
23	Fr	Serenus	7.22	17.51	
24	Sa	Matthias	7.20	17.52	
25	**So**	**Sexagesima**	7.17	17.54	
26	Mo	Nestor	7.15	17.56	
27	Di	Leander ☾	7.13	17.58	
28	Mi	Justus	7.11	17.59	

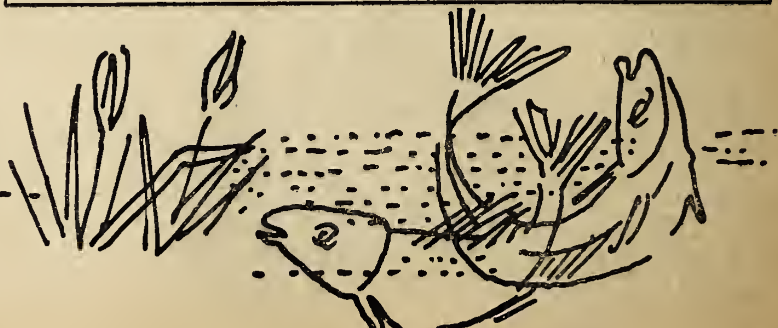







MÄRZ				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	Albinus		7.09	18.01	
2	Fr	Simplicius		7.07	18.03	
3	Sa	Kunigunde		7.04	18.05	
4	**So**	**Esto mihi / So. Quinquagesima**		7.02	18.07	
5	Mo	*Rosenmontag*		7.00	18.08	
6	Di	*Fastnacht*	●	6.58	18.10	
7	Mi	*Aschermittwoch*		6.56	18.12	
8	Do	Philemon		6.54	18.13	
9	Fr	Franziska		6.52	18.15	
10	Sa	Henriette		6.49	18.17	
11	**So**	**Invocavit / 1. Fastensonntag**		6.47	18.18	
12	Mo	Gregor der Große		6.45	18.20	
13	Di	Ernst	☽	6.43	18.22	
14	Mi	Zacharias		6.41	18.23	
15	Do	Christoph		6.38	18.25	
16	Fr	Heribert		6.36	18.27	
17	Sa	Gertrud		6.34	18.29	
18	**So**	**Reminiscere / 2. Fastensonntag**		6.31	18.30	
19	Mo	Joseph		6.29	18.32	
20	Di	Hubert		6.27	18.34	
21	Mi	*Frühlingsanfang* 3.30 *Uhr*	○	6.24	18.36	
22	Do	Kasimir		6.22	18.37	
23	Fr	Eberhard		6.20	18.39	
24	Sa	Gabriel		6.18	18.41	
25	**So**	**Oculi / 3. Fastensonntag**		6.15	18.42	
26	Mo	Emanuel		6.13	18.44	
27	Di	Rupert		6.11	18.46	
28	Mi	Malchus		6.08	18.47	
29	Do	Eustasius	☾	6.06	18.49	
30	Fr	Guido		6.04	18.50	
31	Sa	Amos		6.02	18.52	



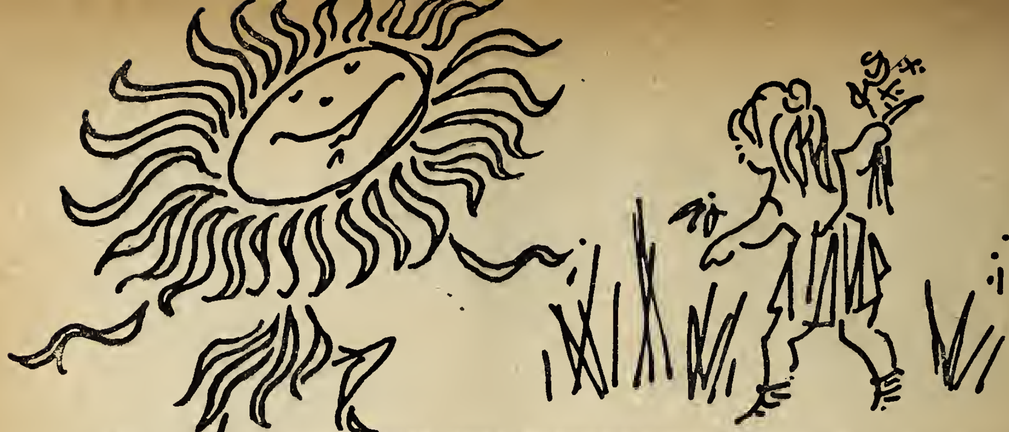


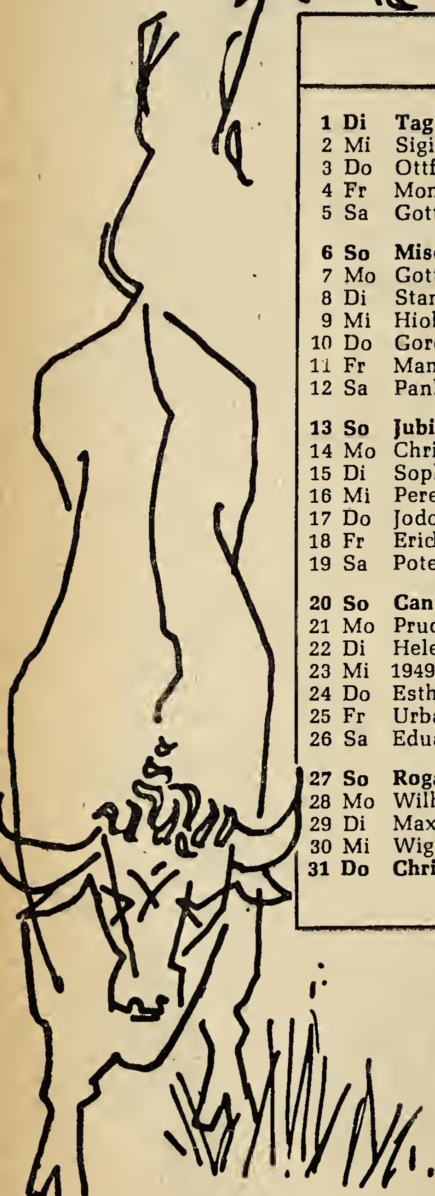
APRIL				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZE
1	**So**	**Laetare / 4. Fastensonntag**		6.00	18.53	
2	Mo	Theodosia		5.58	18.55	
3	Di	Rosamunde		5.55	18.57	
4	Mi	Ambrosius, Isidor	●	5.53	18.58	
5	Do	Maximus		5.51	19.00	
6	Fr	Irenäus, Notker		5.49	19.02	
7	Sa	Cölestin		5.46	19.03	
8	**So**	**Judica / Passionssonntag**		5.44	19.05	
9	Mo	Bogislaus		5.42	19.07	
10	Di	Daniel		5.39	19.09	
11	Mi.	Ezechiel, Leo d. Gr.	☽	5.37	19.10	
12	Do	Julius		5.35	19.12	
13	Fr	Justinus		5.33	19.14	
14	Sa	Tiburtius		5.30	19.15	
15	**So**	**Palmarum / Palmsonntag**		5.28	19.17	
16	Mo	Carisius		5.26	19.19	
17	Di	Rudolf		5.24	19.21	
18	Mi	Valerian		5.22	19.22	
19	Do	*Gründonnerstag*		5.20	19.24	
20	**Fr**	**Karfreitag**	○	5.18	19.25	
21	Sa	Adolarius, *Karsamstag*		5.16	19.27	
22	**So**	**Ostersonntag**		5.14	19.28	
23	**Mo**	**Ostermontag**		5.12	19.30	
24	Di	Albert		5.10	19.31	
25	Mi	Markus		5.08	19.33	
26	Do	Kletus		5.06	19.35	
27	Fr	Anastasius	☾	5.04	19.36	
28	Sa	Vitalis		5.02	19.38	
29	**So**	**Quasi modo geniti / Weißer So.**		5.00	19.40	
30	Mo	Eutropius		4.58	19.42	











MAI				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	**Di**	**Tag der Arbeit**		4.56	19.43	
2	Mi	Sigismund		4.54	19.45	
3	Do	Ottfried		4.52	19.46	
4	Fr	Monika	●	4.50	19.48	
5	Sa	Gotthard		4.48	19.50	
6	**So**	**Misericordias D. / 2. So. n. Ost.**		4.46	19.52	
7	Mo	Gottfried		4.45	19.53	
8	Di	Stanislaus		4.43	19.55	
9	Mi	Hiob		4.41	19.56	
10	Do	Gordian, Antonius		4.40	19.58	
11	Fr	Mamertus	☽	4.38	19.59	
12	Sa	Pankratius		4.37	20.01	
13	**So**	**Jubilate / 3. So. n. Ostern**		4.35	20.02	
14	Mo	Christian, Bonifatius		4.34	20.04	
15	Di	Sophia		4.32	20.05	
16	Mi	Peregrinus		4.31	20.07	
17	Do	Jodocus		4.29	20.08	
18	Fr	Erich		4.28	20.10	
19	Sa	Potentiana	☺	4.26	20.11	
20	**So**	**Cantate / 4. So. n. Ostern**		4.25	20.13	
21	Mo	Prudens		4.24	20.14	
22	Di	Helena		4.22	20.15	
23	Mi	1949 *Grundgesetz verkündet*		4.21	20.17	
24	Do	Esther		4.20	20.18	
25	Fr	Urban		4.19	20.19	
26	Sa	Eduard	☾	4.17	20.21	
27	**So**	**Rogate / 5. So. n. Ostern**		4.16	20.22	
28	Mo	Wilhelm		4.15	20.23	
29	Di	Maximin		4.14	20.25	
30	Mi	Wigand		4.13	20.26	
31	**Do**	**Christi Himmelfahrt**		4.12	20.27	






JUNI			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Fr	Nikomedes	4.11	20.28	
2	Sa	Marcellinus ●	4.11	20.29	
3	**So**	**Exaudi / So. n. Chr. Himmelf.**	4.10	20.30	
4	Mo	Carpasius	4.09	20.31	
5	Di	Bonifatius	4.09	20.32	
6	Mi	Benignus	4.08	20.33	
7	Do	Lukretia	4.07	20.34	
8	Fr	Medardus	4.07	20.35	
9	Sa	Primus	4.07	20.35	
10	**So**	**Pfingstsonntag** ☽	4.06	20.36	
11	**Mo**	**Pfingstmontag**	4.06	20.37	
12	Di	Basilides	4.06	20.38	
13	Mi	Tobias	4.05	20.38	
14	Do	Elisäus	4.05	20.39	
15	Fr	Vitus	4.05	20.39	
16	Sa	Justina	4.05	20.40	
17	**So**	**Trinitatis / Dreifaltigkeitsfest**	4.05	20.40	
18	Mo	Ephraim ○	4.05	20.41	
19	Di	Gervasius und Protasius	4.05	20.41	
20	Mi	Silverius	4.05	20.41	
21	**Do**	**Fronleichnam,** *Sommeranfang*	4.05	20.42	
22	Fr	Achatius	4.05	20.42	
23	Sa	Basilius, Edeltraud	4.06	20.42	
24	**So**	**1. So. n. Trinit. / Johannistag**	4.06	20.42	
25	Mo	Gedenkt. d. Augsb. Konf. ☾	4.06	20.42	
26	Di	Jeremias	4.07	20.42	
27	Mi	Harald, *Siebenschläfer*	4.07	20.42	
28	Do	Josua	4.07	20.42	
29	Fr	Peter und Paul	4.08	20.42	
30	Sa	Pauli Gedächtnis	4.09	20.42	

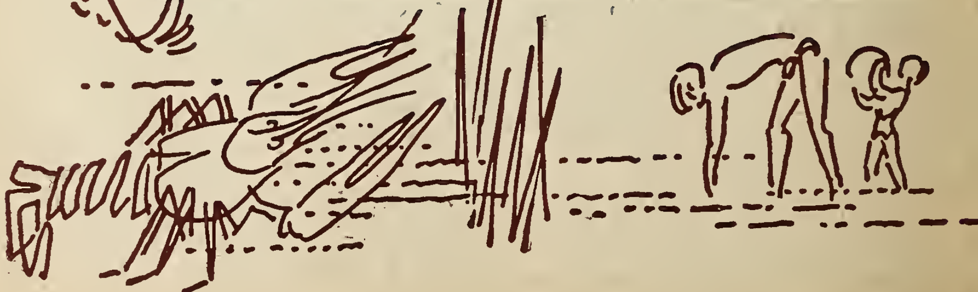








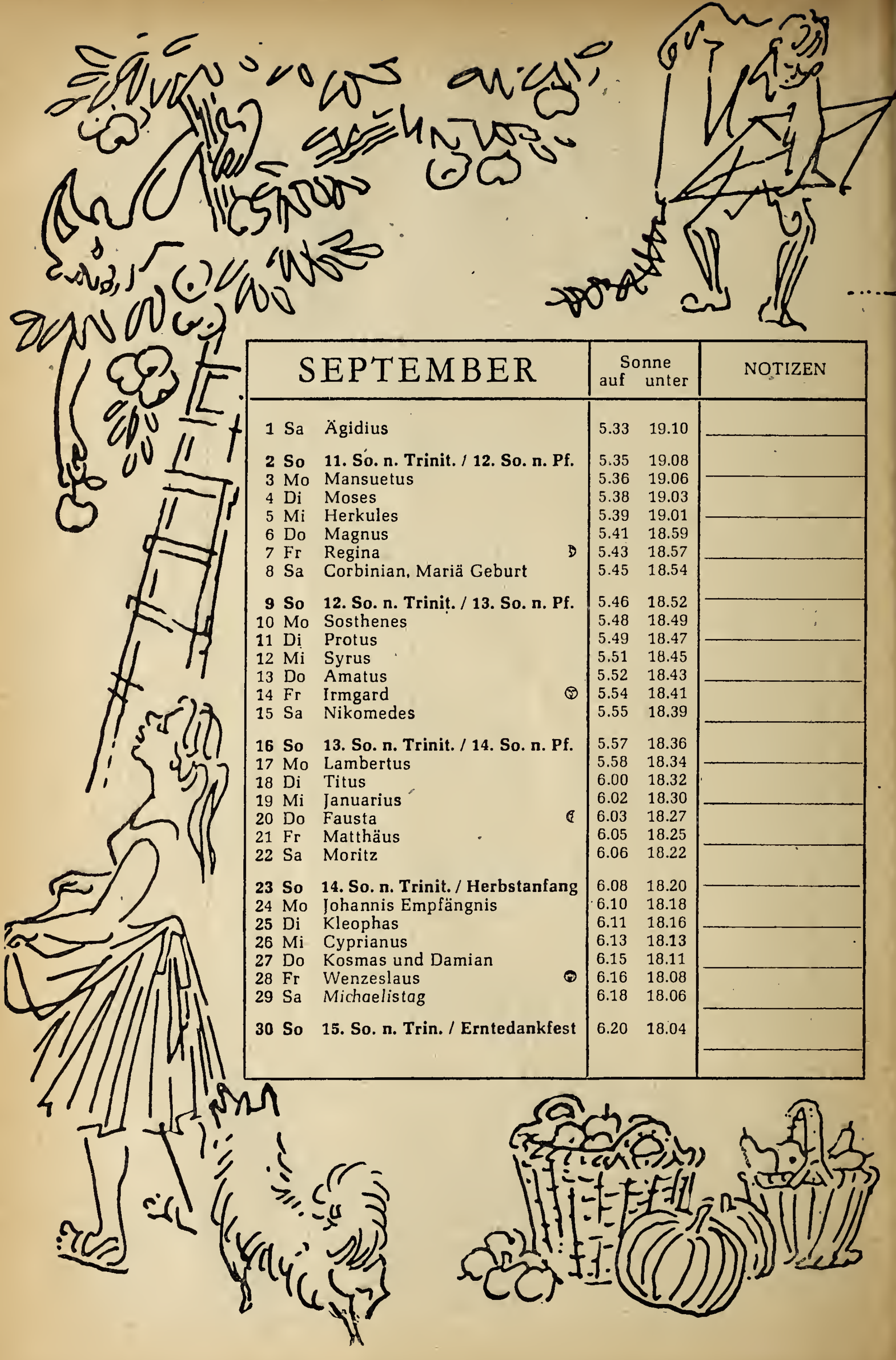
JULI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 So	**2. So. n. Trinit. / 3. So. n. Pf.**		4.09	20.42	
2 Mo	Mariä Heimsuchung	🌕	4.10	20.41	
3 Di	Kornelius		4.10	20.41	
4 Mi	Ulrich		4.11	20.41	
5 Do	Anselmus		4.12	20.41	
6 Fr	Jesaias		4.13	20.40	
7 Sa	Willibald		4.13	20.39	
8 So	**3. So. n. Trinit. / 4. So. n. Pf.**		4.14	20.39	
9 Mo	Cyrillus		4.15	20.38	
10 Di	Sieben Brüder	☽	4.16	20.37	
11 Mi	Pius		4.17	20.37	
12 Do	Heinrich		4.18	20.36	
13 Fr	Margareta		4.19	20.35	
14 Sa	Bonaventura		4.20	20.34	
15 So	**4. So. n. Trinit. / 5. So. n. Pf.**		4.22	20.33	
16 Mo	Ruth		4.23	20.32	
17 Di	Alexius	🌑	4.24	20.31	
18 Mi	Rosina		4.25	20.30	
19 Do	Rufina		4.27	20.29	
20 Fr	Elias		4.28	20.28	
21 Sa	Praxedis		4.29	20.26	
22 So	**5. So. n. Trinit. / 6. So. n. Pf.**		4.31	20.25	
23 Mo	Apollinaris		4.32	20.24	
24 Di	Christine	☾	4.33	20.23	
25 Mi	Jakobus		4.35	20.21	
26 Do	Anna		4.36	20.20	
27 Fr	Martha		4.37	20.18	
28 Sa	Pantaleon		4.39	20.17	
29 So	**6. So. n. Trinit. / 7. So. n. Pf.**		4.41	20.15	
30 Mo	Abdon		4.42	20.14	
31 Di	Germanus	🌕	4.43	20.12	




AUGUST			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mi	Makkabäer	4.45	20.11	
2	Do	Gustav	4.46	20.09	
3	Fr	August	4.48	20.08	
4	Sa	Dominikus	4.49	20.06	
5	**So**	**7. So. n. Trinit. / 8. So. n. Pf.**	4.50	20.05	
6	Mo	Verklärung Christi	4.52	20.03	
7	Di	Donatus	4.54	20.01	
8	Mi	Cyriakus ☽	4.55	19.59	
9	Do	Romanus	4.57	19.57	
10	Fr	Laurentius	4.58	19.55	
11	Sa	Hermann	5.00	19.53	
12	**So**	**8. So. n. Trinit. / 9. So. n. Pf.**	5.02	19.52	
13	Mo	Hippolytus	5.03	19.50	
14	Di	Eusebius	5.05	19.48	
15	Mi	*Mariä Himmelfahrt* ○	5.06	19.46	
16	Do	Isaak, Joachim	5.08	19.44	
17	Fr	Bilibald	5.10	19.42	
18	Sa	Agapitus	5.11	19.40	
19	**So**	**9. So. n. Trinit. / 10. So. n. Pf.**	5.13	19.38	
20	Mo	Bernhard	5.14	19.35	
21	Di	Hartwig	5.16	19.33	
22	Mi	Philibert ☾	5.17	19.31	
23	Do	Zachäus	5.19	19.29	
24	Fr	Bartholomäus	5.20	19.27	
25	Sa	Ludwig	5.22	19.25	
26	**So**	**10. So. n. Trinit. / 11. So. n. Pf.**	5.23	19.23	
27	Mo	Gebhard	5.25	19.21	
28	Di	Augustinus	5.27	19.19	
29	Mi	Johannis Enthauptung	5.28	19.17	
30	Do	Benjamin ●	5.30	19.15	
31	Fr	Paulinus	5.31	19.13	



SEPTEMBER			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Sa	Ägidius	5.33	19.10	
2	**So**	**11. So. n. Trinit. / 12. So. n. Pf.**	5.35	19.08	
3	Mo	Mansuetus	5.36	19.06	
4	Di	Moses	5.38	19.03	
5	Mi	Herkules	5.39	19.01	
6	Do	Magnus	5.41	18.59	
7	Fr	Regina ☽	5.43	18.57	
8	Sa	Corbinian, Mariä Geburt	5.45	18.54	
9	**So**	**12. So. n. Trinit. / 13. So. n. Pf.**	5.46	18.52	
10	Mo	Sosthenes	5.48	18.49	
11	Di	Protus	5.49	18.47	
12	Mi	Syrus	5.51	18.45	
13	Do	Amatus	5.52	18.43	
14	Fr	Irmgard ○	5.54	18.41	
15	Sa	Nikomedes	5.55	18.39	
16	**So**	**13. So. n. Trinit. / 14. So. n. Pf.**	5.57	18.36	
17	Mo	Lambertus	5.58	18.34	
18	Di	Titus	6.00	18.32	
19	Mi	Januarius	6.02	18.30	
20	Do	Fausta ☾	6.03	18.27	
21	Fr	Matthäus	6.05	18.25	
22	Sa	Moritz	6.06	18.22	
23	**So**	**14. So. n. Trinit. / Herbstanfang**	6.08	18.20	
24	Mo	Johannis Empfängnis	6.10	18.18	
25	Di	Kleophas	6.11	18.16	
26	Mi	Cyprianus	6.13	18.13	
27	Do	Kosmas und Damian	6.15	18.11	
28	Fr	Wenzeslaus ●	6.16	18.08	
29	Sa	*Michaelistag*	6.18	18.06	
30	**So**	**15. So. n. Trin. / Erntedankfest**	6.20	18.04	




OKTOBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mo	Remigius	6.21	18.02	
2	Di	Vollrad	6.23	17.59	
3	Mi	Jairus	6.25	17.57	
4	Do	Franz	6.26	17.55	
5	Fr	Placidus	6.28	17.53	
6	Sa	Fides, Bruno ☽	6.29	17.51	
7	**So**	**16. So. n. Trinit. / Rosenkranzf.**	6.31	17.48	
8	Mo	Pelagia	6.32	17.46	
9	Di	Dionysius	6.34	17.44	
10	Mi	Gideon	6.35	17.42	
11	Do	Burchard	6.37	17.40	
12	Fr	Maximilian	6.39	17.37	
13	Sa	Kolomann, Eduard ☺	6.41	17.35	
14	**So**	**17. So. n. Trinit. / 18. So. n. Pf.**	6.42	17.33	
15	Mo	Hedwig	6.44	17.31	
16	Di	Gallus	6.46	17.29	
17	Mi	Florentin	6.48	17.27	
18	Do	Lukas	6.49	17.24	
19	Fr	Ferdinand	6.51	17.22	
20	Sa	Wendelin ☾	6.53	17.20	
21	**So**	**18. So. n. Trinit. / 19. So. n. Pf.**	6.55	17.18	
22	Mo	Cordula	6.56	17.16	
23	Di	Severin	6.58	17.14	
24	Mi	Salome	7.00	17.12	
25	Do	Crispinus	7.02	17.10	
26	Fr	Amandus	7.03	17.08	
27	Sa	Sabina	7.05	17.06	
28	**So**	**19. So. n. Trin. / Christkönigsf.** ☻	7.07	17.04	
29	Mo	Engelhard	7.08	17.03	
30	Di	Hartmann	7.10	17.01	
31	Mi	*Reformationsfest*	7.11	16.59	





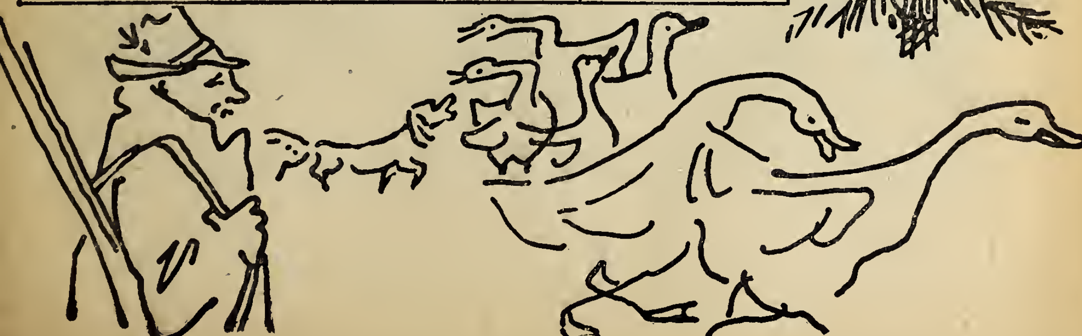


NOVEMBER				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	*Allerheiligen*		7.13	16.57	
2	Fr	*Allerseelen*		7.15	16.55	
3	Sa	Gottlieb, Hubert		7.17	16.54	
4	**So**	**20. So. n. Trinit. / 21. So. n. Pf.**		7.19	16.52	
5	Mo	Blandina	☽	7.20	16.50	
6	Di	Leonhard		7.22	16.48	
7	Mi	Engelbert		7.24	16.47	
8	Do	Gottfried		7.26	16.45	
9	Fr	Theodorus		7.28	16.43	
10	Sa	Martin Luther		7.30	16.42	
11	**So**	**Drittletzter So. / Martinstag**	○	7.31	16.40	
12	Mo	Jonas		7.33	16.38	
13	Di	Briccius		7.35	16.37	
14	Mi	Levinus		7.37	16.35	
15	Do	Leopold		7.38	16.34	
16	Fr	Ottomar		7.40	16.33	
17	Sa	Hugo		7.42	16.31	
18	**So**	**Volkstrauertag**		7.43	16.30	
19	Mo	Elisabeth	☾	7.45	16.29	
20	Di	Amos		7.47	16.28	
21	**Mi**	**Bußtag**		7.48	16.27	
22	Do	Alfons		7.49	16.26	
23	Fr	Klemens		7.51	16.25	
24	Sa	Chrysogonus		7.53	16.24	
25	**So**	**Totensonntag / 24. So. n. Pf.**		7.54	16.23	
26	Mo	Konrad		7.56	16.22	
27	Di	Otto	●	7.57	16.21	
28	Mi	Günther		7.59	16.20	
29	Do	Eberhard		8.01	16.19	
30	Fr	Andreas		8.02	16.19	



DEZEMBER				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Arnold		8.03	16.17	
2	**So**	**1. Advent**		8.05	16.17	
3	Mo	Cassian		8.06	16.17	
4	Di	Barbara	☽	8.08	16.16	
5	Mi	Abigail		8.09	16.15	
6	Do	Nikolaus		8.10	16.15	
7	Fr	Agathon		8.12	16.15	
8	Sa	Edith, Mariä Empfängnis		8.13	16.14	
9	**So**	**2. Advent**		8.14	16.14	
10	Mo	Judith		8.15	16.14	
11	Di	Damasus	○	8.16	16.14	
12	Mi	Epimachus		8.17	16.13	
13	Do	Lucia		8.18	16.13	
14	Fr	Nikasius		8.19	16.13	
15	Sa	Johanna, Christina		8.20	16.13	
16	**So**	**3. Advent**		8.21	16.14	
17	Mo	Lazarus		8.22	16.14	
18	Di	Christoph	☾	8.23	16.14	
19	Mi	Lot, Thea		8.23	16.14	
20	Do	Abraham		8.24	16.15	
21	Fr	Thomas		8.25	16.15	
22	Sa	*Winteranfang 9.15 Uhr*		8.25	16.16	
23	**So**	**4. Advent**		8.26	16.16	
24	Mo	*Heiliger Abend*		8.26	16.17	
25	**Di**	**1. Weihnachtstag**		8.27	16.17	
26	**Mi**	**2. Weihnachtstag**	●	8.27	16.18	
27	Do	Evangelist Johannes		8.27	16.19	
28	Fr	Unschuldige Kinder		8.27	16.20	
29	Sa	Jonathan		8.28	16.21	
30	**So**	**Sonntag nach Weihnachten**		8.28	16.22	
31	Mo	*Silvester*		8.28	16.23	





Blick in die Vergangenheit

Aus innerer Notwendigkeit entstand 1916 unsere Schicksalsgemeinschaft

Von Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, 1. Vors. des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Es gibt in unserer unruhigen und von der modernen Politik, Wirtschaft und Technik getriebenen Zeit gewiß viele Menschen, die sich manchmal in stillen Stunden – sofern sie solche überhaupt noch haben – in die Vergangenheit zurücksehnen, in der das Leben noch einfacher war und wir selber noch ursprünglicher dachten und empfanden. Wenn wir die Erlebniswelt unserer Gegenwart mit der Zeit vor 50 Jahren vergleichen, dann kann man nicht genug darüber staunen, wie sich in der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne von einem halben Jahrhundert das gesamte Denken und Empfinden der Menschen von Grund auf gewandelt hat. Damals vor dem ersten Weltkrieg – das wissen die Älteren unter uns noch genau – lebten wir in einer ruhigen und gesicherten Zeit. Der Friede in der Welt schien stabil geworden. Wissenschaft, Wirtschaft und Technik befanden sich in einem verheißungsvollen Aufschwung. Jeder tüchtige Mensch kam voran und konnte die Früchte seines Fleißes genießen und behalten. Pläne, die im Hinblick auf berufliches Fortkommen und Familiengründung gemacht wurden, gingen zumeist in Erfüllung. Wir haben in jenen Jahren gewiß viel gearbeitet, aber auch soliden Verdienst gehabt; denn das Geld hatte noch einen festen Wert, und das Lohn- und Preisgefüge war stabil. Und so fühlten wir uns körperlich und geistig gesund und stark, so verlebten wir unsere Jugend in einer Zeit wirtschaftlicher Hochblüte und geistigen und kulturellen Fortschritts. Um die große Politik kümmerten wir uns wenig. Und doch schwebte schon damals über unserer Generation die Gefahr eines Krieges. Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik um die Jahrhundertwende und seine rasche Entwicklung zum Industrie- und Handelsstaat schufen weltpolitische Gegensätze, die erstmalig in der Marokkokrise des Jahres 1911 und ein Jahr später im Balkankrieg scharf zutage traten. Als dann im Juli 1914 der österreichische Thronfolger in Serajewo ermordet wurde, war der Krieg unvermeidlich.

Als das Schicksal hart zuschlug

Heiß brannte in den Juli- und Augusttagen des Jahres 1914 die Sonne über dem deutschen Land. Die Felder standen ährenschwer und warteten der Ernte. Doch die Schnitter fehlten. Auf den Bahnhöfen der Städte drängten sich die jungen Kriegsfreiwilligen und die, welche dem Befehl zur Einberufung folgten. Ein einziges, heute kaum noch vorstellbares großes Gefühl vaterländischer Verbundenheit beherrschte das ganze deutsche Volk. Die Militärzüge rollten nach Osten und Westen. Seltsame Verknüpfung menschlicher Geschicke: Hier die wogenden Ährenfelder, reif zur Ernte, und dort ging der Schnitter Tod über die Schlachtfelder, um seine Ernte einzubringen. Die Lazarette füllten sich allmählich mit Schwerverwundeten. Unter ihnen sah man auch bereits die ersten Kriegsblinden mit einer Binde über den Augen. Manch mitleidiges Gespräch wurde damals über uns gewechselt. Was soll aus diesen armen Menschen werden, die sich wahrscheinlich nicht einmal allein anziehen und ihre täglichen Lebensbedürfnisse ohne sehende Hilfe verrichten können. Bald jedoch fanden sich schon helfende Hände, öffentliche und private. Manche Hilfe geschah gewiß ungeschickt, wenn auch aus gutem Willen; denn nicht jeder Kriegsblinde, dem man ein Klavier oder eine Geige schenkte, entwickelte sich zum Virtuosen. Allmählich aber kamen Maß und Ordnung auch in die Betreuung der Kriegsblinden. Es entstanden Umschulungsstätten und Fürsorgeeinrichtungen, so die Paul-Silex-Schule in Berlin unter Leitung von Herrn Prof. Silex und Fräulein Betty Hirsch, die Blindenstudienanstalt in Marburg a. d. Lahn und ähnliches, und die Versorgungsämter begannen ihre Arbeit.

Wir helfen uns selbst

In den Sommermonaten der Jahre 1915 und 1916 genossen viele Kriegsblinde aus allen Teilen unseres Vaterlandes in Binz auf Rügen einen vier- bis sechswöchigen kostenfreien Erholungsaufenthalt. Der Reichsdeutsche Blindenverband, die damals führende und erste Selbsthilfeorganisation der Zivilblinden, hatte dort in Binz ein Erholungsheim eröffnet, um zu seinem Teil und aus seiner Verantwortung heraus den erblindeten Soldaten über ihr schweres Schicksal hinwegzuhelfen und ihnen Wege für den Neuaufbau ihres Lebens zu zeigen. Die Mittel für die Erholung wurden durch eine im ganzen Reich durchgeführte Sammlung aufgebracht. In jenen Sommermonaten wurde auch, wie heute allgemein bekannt ist, der Grund zu einer Selbsthilfeorganisation der



Im Langhaus der Kathedrale von Reims, einem der schönsten gotischen Bauwerke Frankreichs, befindet sich diese steinerne Darstellung eines Blinden. Der ausdrucksvolle Kopf zeugt von der Härte des Lebenskampfes, den dieser Mann zu bestehen hatte. *Foto: Bildarchiv Marburg*

deutschen Kriegsblinden gelegt. Zunächst sammelten einige Kameraden die Anschriften aller in Binz weilenden Kriegsblinden, ohne daß wir wußten, zu welchem Zweck sie verwendet werden sollten. In der Heimat und in den Umschulungslazaretten, insbesondere in Berlin, gingen die Vorarbeiten zur Gründung einer Selbsthilfeorganisation weiter. Die Erfahrung lehrte uns mit der Zeit immer mehr, daß wir uns selbst am besten helfen konnten, wenn wir uns zu einer „Kampf- und Schicksalsgemeinschaft", wie die Parole hieß, zusammenschließen würden, um unsere berechtigten Ansprüche gegenüber Staat und Gesellschaft durchzusetzen. Aber bis dahin waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Gründer unseres Bundes wurden bei den öffentlichen Stellen nicht immer mit offenen Armen empfangen. Manche amtliche Stelle verweigerte sogar die Herausgabe des Anschriftenmaterials. Aber gemeinsames Wollen macht stark, und als dann endlich im März 1916 der Bund erblindeter Krieger E. V. gegründet, der erste Vorstand gewählt und die beschlossene Satzung beim Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte eingetragen wurde, war ein wichtiges Stück Arbeit geleistet. Der Zweck des Bundes war und ist noch heute insbesondere die Förderung der wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Belange seiner Mitglieder sowie die Ausübung der wohlfahrtspflegerischen Tätigkeit für die Kriegsblinden allgemein. Der Bund ist von jeher parteipolitisch, rassisch und religiös neutral gewesen. An dieser Auffassung hat sich bis heute nichts geändert. Eine Fülle dringender Aufgaben organisatorischer und versorgungsrechtlicher Art galt es zu bewältigen, und die Entwicklung zeigte immer mehr, wie richtig der Zusammenschluß war.

So wuchs unser Bund

Die ersten Jahre galten vorwiegend dem organisatorischen Auf- und Ausbau des Bundes und seiner Gliederungen. Landesverbände wie heute gab es damals noch nicht. Die Organe des Bundes waren der Bundestag, der alle drei beziehungsweise später alle vier Jahre zusammentrat, der Bundesvorstand, der sich aus dem 1. und 2. Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassierer und drei Beisitzern, von denen auch zwei Sehende sein konnten, zusammensetzte. Die Bezirke, unter denen Baden, Bayern, Brandenburg, Rheinland und Westfalen die ersten waren, wählten ihre eigenen Vorstände. Um den Mitgliederbestand, der im Juni 1916 nur 81 betrug, sich aber von Monat zu Monat erhöhte und im Dezember 1916 bereits 274 Kameraden zählte, noch wirksamer zu erweitern, ging der Vorstand dazu über, Werbeschreiben zu versenden, was wiederum erhebliche Mittel erforderte, die der Bund eigentlich gar nicht hatte. Der Erfolg dieser Werbung war relativ gering. Erst nach persönlicher Rücksprache von Mensch zu Mensch traten mehrere Kameraden bei. Es steht fest, daß viele von uns den Bestrebungen des Bundes zunächst gleichgültig gegenüberstanden und sein Hauptziel, die soziale Sicherstellung aller Kriegsblinden in der Zukunft, noch gar nicht erkannten. Vielleicht hatten wir alle noch zuviel mit uns selbst zu tun, mit der Überwindung der seelischen und körperlichen Erschütterung und waren zu sehr mit den Sorgen um die eigene Zukunft beschäftigt. Es machten sich damals auch starke Gegenströmungen von außen bemerkbar. Von einem deutschen Bundesstaat ging noch im Jahre 1918 ein Erlaß heraus, der sich an die Behörden und Fürsorgestellen des Landes wandte und sie aufforderte, mit allen Mitteln den Kampf gegen die sich bildenden Organisationen von Kriegsbeschädigten aufzunehmen. Da ein gesetzliches Mittel damals nicht zu Gebote stand, sollte auf andere Weise versucht werden, unsere Arbeit zu untergraben. In dem Erlaß werden die Behörden und Fürsorgestellen aufgefordert, sämtliche Eingaben der Verbände unberücksichtigt zu lassen und ihre Vertreter

nicht zu empfangen. Aber derartige Widerstände haben die Pioniere unseres Bundes nicht gehindert, den organisatorischen Zusammenschluß aller Kriegsblinden weiterzubetreiben und eigene Wege zu gehen. In der erweiterten Vorstandssitzung vom Oktober 1917, zu der die Vertreter aller bis dahin bestehenden Bezirke zugezogen wurden, traten zum erstenmal Kriegsblinde aus allen Teilen des Deutschen Reiches zu gemeinsamer Beratung zusammen, um nach Mitteln und Wegen zu suchen, durch welche die besonderen Interessen und Belange der Kriegsblinden gefördert und die soziale Sicherheit erreicht werden könnten. Auf dieser Tagung wurde unter anderem auch die Frage eines Anschlusses des Bundes an die „wirtschaftliche Vereinigung von Kriegsbeschädigten" behandelt. Sie hatte sich in Essen gebildet und verfolgte für ihren Personenkreis die gleichen Ziele wie unser Bund. Ein Beschluß wurde damals nicht gefaßt, vielmehr die Frage auf den Bundestag des Jahres 1918 vertagt. Der Anschluß ist niemals erfolgt.

Sehende Freunde halfen uns

Von dem Gedanken ausgehend, daß wir unser Ziel nur erreichen konnten, wenn wir in der Öffentlichkeit von sehenden Freunden und Helfern unterstützt und gefördert wurden, ging unser Bund schon bald nach seiner Gründung zur Werbung unterstützender Mitglieder über. Paragraph 6 der Satzung sah ja den Beitritt von Einzelpersonen oder Körperschaften, welche die Bestrebungen der Kriegsblinden fördern wollten, vor. Sie konnten als unterstützende Mitglieder aufgenommen werden. Der Beitrag von Einzelpersonen betrug mindestens 3,– Mark, Körperschaften hatten einen solchen von mindestens 10,– Mark jährlich zu entrichten. Für die ordentlichen Mitglieder betrug der Beitrag jährlich 3,– Mark. Die unterstützenden Mitglieder, zu denen sich auch Gönner und Freunde mit einmaligen Beiträgen gesellten, brachten naturgemäß Geld in die kärglich bemessene Bundeskasse, und sie standen zuweilen in ihrer Zahl den ordentlichen Mitgliedern kaum nach. Ach ja, wenn man heute den Geschäfts- und Kassenbericht für das Jahr 1916, also für das Gründungsjahr, einmal durchsieht und zurückblendet in die Gegenwart, so erkennt man die Bescheidenheit und den Sparsinn, mit dem damals die verantwortlichen Männer unseres Bundes Steinchen auf Steinchen legten, um ein Werk erstehen zu lassen, das heute im öffentlichen und organisatorischen Leben unseres Volkes historische Bedeutung erlangt hat und nicht zu übersehen ist. Die Einnahmen des Jahres 1916 betrugen insgesamt 4608,– Mark, die Ausgaben beliefen sich auf nur 1212,– Mark, so daß am 1. Januar 1917 ein Kassenbestand von 3404,– Mark vorhanden war. Aber der Weg in diesen 45 Jahren war oft mühsam und hart. In einem Rundschreiben vom Mai 1917 heißt es mit allem Ernst: „Denke keiner, daß unsere Zukunft ein glatter Weg wäre. Er könnte unangenehm enttäuscht werden. Noch immer wütet jenseits unserer Grenzen der furchtbare Krieg, und mit jedem Tag wächst die Zahl derer, die an den Folgen dieser Zeit zu tragen haben. Mit jedem Tag wächst auch die Zahl der Kriegsopfer. Die Menschen gewöhnen sich an ihren täglichen Anblick, und die Gefahr besteht, daß das Interesse nachlassen wird. Um so mehr ergeht an uns die Mahnung: seid einig, schließt euch fest zusammen. Als Mitglied eines starken Bundes wird auch der einzelne Kriegsblinde allen Stürmen der Zukunft trotzen können. Das kameradschaftliche Band, welches uns draußen im Kriege verbunden und das dadurch, daß uns alle das gleiche Los getroffen hat, nur noch fester geworden ist, soll durch den Zusammenschluß in unserem Bund für alle Zeiten bestehen bleiben. Handele ein jeder nach dem Wahlspruch: einer für alle und alle für einen." Es will mir scheinen, daß dieser Mahnruf auch heute noch in doppelter Sicht aktuelle Bedeutung



Auch das Garbenbinden will gelernt sein. Bei der Suche nach neuen Berufsmöglichkeiten für die Kriegsblinden des ersten Weltkriegs wurde auf dem schlesischen Gut Halbau ein Ausbildungszentrum für kriegsblinde Landwirte geschaffen.

hat. Viele Menschen haben über dem Wirtschaftswunder und ihrem persönlichen materiellen Wohlstand den Krieg längst vergessen, und es besteht die Gefahr, daß mit der fortschreitenden Entfernung vom Krieg das soziale Gewissen und Verantwortungsbewußtsein gegenüber den Kriegsopfern abstumpft. Wir aber können die beiden Weltkriege nie vergessen, weil wir zeitlebens an ihren Folgen zu leiden und zu tragen haben. Viele von uns, die im ersten Weltkrieg ihr Augenlicht einbüßten, haben darüber hinaus im zweiten Weltkrieg ihre Söhne hergeben müssen und oft ihre Heimat und Hab und Gut verloren. Darum hat jener Mahnruf auch für unsere Kameraden den Sinn, einmal darüber nachzudenken, was der ehemalige Bund erblindeter Krieger und der heutige Bund der Kriegsblinden Deutschlands für sie bedeutet. In den Maitagen des Jahres 1917 blieb dieser Mahnruf nicht ungehört. Die Mitgliederzahl stieg auf 475, und weitere Anmeldungen lagen vor. Auch die Bundeskasse erlebte einen Aufschwung. Das Vermögen betrug volle 7000 Mark, von denen 6500,– Mark auf der Sparkasse lagen. Infolgedessen war es dem Bund möglich, den Bezirken eine Mark des Jahresbeitrages pro Mitglied zur Deckung der Bezirksunkosten zu überlassen. Verfolgt man heute einmal die Versammlungsberichte der Bezirke in den Jahren 1917 und 1918, so ist man erfreut über die Aktivität, die dort entwickelt wurde. Jede Versammlung brachte neue Mitglieder, und es standen Fragen, wie die Erlangung von Fahrpreisermäßigungen auf der Eisenbahn, die Mitwirkung bei der Verwendung der Gelder aus der Deutschen Kriegsblinden-Stiftung und die Sorge für die kriegsblinden Handwerker zur Diskussion. Durch den langsam sich anhebenden Vermögensstand wollte man den Plan zur Schaffung einer Arbeitszentrale verwirklichen. Der Bund sollte den Ein- und Verkauf von Rohmaterial und fertiger Ware übernehmen, das heißt für billigen Einkauf und günstigen Absatz sorgen. Auch wurde bereits eine Unterstützungs- und Sterbekasse geplant; denn das Bundesvermögen erreichte Ende Juli 1917 die Höhe von 13 000,– Mark, für die damalige Zeit schon eine schöne Summe, mit der sich praktische soziale Betreuungsarbeit leisten ließ.

Wie unser Bundesorgan entstand

Vor allem galt es, ein Bundesorgan zu schaffen, in dem Willen und Wege des Bundes, Erstrebtes und Erreichtes ihren Ausdruck fanden und das geeignet war, die Kameraden hierüber aufzuklären und die Verbindung unter ihnen zu pflegen und zu vertiefen. Die Bundesnachrichten liegen uns offiziell erst für das Jahr 1917 in einem kleinen Heftchen vor. Sie bringen einen Rückblick über die Entwicklung des Bundes in den Jahren 1915 und 1916 und umfassen auch nur die Monate Mai, August und November. Offenbar machten die Papierknappheit jener Kriegsjahre und die erhöhten Druckkosten ein monatliches Erscheinen unmöglich. Die Mitteilungen erstrecken sich auf Versammlungsberichte, die Anfänge des Blindenführhundwesens, Aufrufe an die Mitglieder, Aufsätze über neue Berufsmöglichkeiten für Kriegsblinde und ähnliches. Zu jener Zeit gab es einen „Verein der deutschredenden Blinden", der sich über das ganze deutsche Sprachgebiet, also auch über die Schweiz und Österreich, erstreckte. Dieser Verein gab

ebenfalls ein Mitteilungsblatt in Schwarz- und Blindendruck heraus, das auch den Kriegsblinden zugänglich gemacht wurde. Die Deutsche Kriegsblinden-Stiftung, die bereits im Jahre 1915 ins Leben gerufen wurde, kam laut Vertrag für die auf die kriegsblinden Leser fallenden Druckkosten auf. Bei 2000 Kriegsblinden hätte das einen Kostenaufwand von mindestens 15 000,– Mark bedeutet. Unsere Kameraden vertraten jedoch die Auffassung, daß diese Gelder nutzbringender angelegt werden könnten, zumal das Mitteilungsblatt nichts weiter bot als Vereinsnachrichten und Bücheranzeigen, die bei uns wenig Interesse fanden und kaum gelesen wurden. Um so dringlicher wurde es, daß unser Bundesorgan planvoll gestaltet wurde und monatlich erschien. Das aber geschah erst ab Januar 1918, als die Schriftleitung in die Hände der Kameraden Löhle und Munz kam. Durch Beschluß der am 13. und 14. Oktober 1917 stattgefundenen erweiterten Vorstandssitzung in Berlin wurde ihnen das schöne und zugleich verantwortungsvolle Amt der Schriftleitung übertragen. Die Richtlinien und äußeren Formen, nach denen in Zukunft das Bundesorgan gestaltet werden sollte, wurden wie folgt festgelegt: „Nach Paragraph 1 der Bundessatzungen sind politische und religiöse Erörterungen innerhalb des Vereins ausgeschlossen. Der Bund bezweckt allein die geistige und materielle Förderung seiner Mitglieder. Damit ist der Schriftleitung der Weg gewiesen, den sie zu gehen hat. Das Bundesorgan soll und kann niemals die politische Tagespresse ersetzen. Wir erblicken unsere Aufgabe darin, den Kameraden durch sachgemäße und fachmännische Artikel für gediegene geistige Nahrung zu sorgen, und wir werden es als unsere vornehmste Pflicht betrachten, nur wirklich Gutes zu bieten. Wir richten deshalb an jene, die im Blindenwesen tätig und erfahren sind, die Bitte, uns in diesen Bestrebungen nach Möglichkeit zu unterstützen. Ein Hauptteil des Blattes soll aber der praktischen Seite gewidmet sein, und da möchten

Die Varaussetzung für gute Obsternten ist die Pflege der Obstbäume. Diese Kameraden, die ebenfalls in Halbau ausgebildet wurden, tragen die charakteristischen Strohhüte, die zur Arbeitskleidung der Landwirtschaftsschule gehärten. *Die Bilder stammen aus dem Nachlaß von Betty Hirsch*



wir alle Kameraden ersuchen, ihre Erfahrungen den andern durch Veröffentlichungen im Bundesorgan zunutze zu machen. Wir gedenken, in Zukunft unserer Zeitschrift einen Fragekasten beizufügen und Anzeigen gegen entsprechende Berechnung aufzunehmen. Das Bundesorgan soll wie ein geistiges Band alle umschlingen, von West und Ost, Süd und Nord. Allen soll es ein willkommener Freund, ein Wegweiser und Sonnenblick auf ihrem Lebenspfade sein." Wir können heute mit Genugtuung feststellen, daß die seinerzeit aufgestellten Grundsätze immer noch Gültigkeit haben und unsere Schriftleitung stets bemüht sein wird, in Inhalt und Form das geistige Niveau zu halten, das jene Kameraden damals unserem Bundesorgan vorgezeichnet haben.

Berufsfragen im Vordergrund

Bei diesen Streiflichtern, die wir auf die Vergangenheit werfen, verdient auch die Erschließung neuer Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten für Blinde besondere Beachtung. Es zeigte sich, daß die herkömmlichen Blindenberufe, wie Bürstenmachen und Korbflechten, nicht ausreichten und neue Wege beschritten werden mußten. Gesetzgebung und Verwaltung sahen es daher neben der Versorgung und Heilbehandlung als ihre vordringliche Aufgabe an, die Kriegsblinden wieder in das Arbeitsleben der Sehenden einzugliedern und eine planvolle Berufsfürsorge zu entwickeln. Aber auch unser Bund betreibt Berufsfürsorge. In der Augustnummer des Mitteilungsblattes vom Jahre 1917 werden die Kameraden, die bisher keine Ausbildung genossen haben, auf das Kriegsblindenheim Ihrer Exzellenz Frau von Ihne in der Bellevuestraße in Berlin aufmerksam gemacht. „Das Heim", so heißt es, „ist eine erstklassige Ausbildungsstätte für Bürstenmacher, Korb- und Stuhlflechter und Klavierstimmer. Ein ganz vorzüglicher Unterricht wird in Maschinenschreiben erteilt, und eine ganze Anzahl von Kameraden, die schon als Maschinenschreiber beschäftigt sind, haben dort ihre Ausbildung erhalten. Daneben wird Unterricht erteilt in Musik, Blindenschrift und feinen Rohrarbeiten."

Interessant sind auch die Bestrebungen jener Jahre zur Gründung einer Landwirtschaftsschule. Die Idee ging von dem berühmten Augenarzt Professor Silex aus, dem allseits verehrten Freund und Helfer der Kriegsblinden. Ihm stand die Blinde, Fräulein Betty Hirsch, tatkräftig zur Seite. Der Reichsgraf Fritz von Hochberg erklärte sich

bereit, ein Wohnhaus, Stallung und mehrere Morgen Land zur Verfügung zu stellen. Ferner wollte er für Lehrkräfte und die Anschaffung von Vieh sorgen, außerdem auch die Kosten für einen großen Teil der Schüler übernehmen. Der Bruder des Grafen war der Fürst von Pleß. Er stellte großzügigerweise sein Landgut Halbau bei Sagan in Schlesien als Ausbildungsstätte zur Verfügung. Bereits im Mai des Jahres 1917 zogen die ersten Kriegsblinden in Halbau ein. Alles, was zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb gehörte, sollte praktisch und theoretisch gelehrt werden. Die Kleinviehzucht fand ausgedehnte Berücksichtigung. Bei speziellen Wünschen konnten der Obstbau und die Geflügelzucht noch besonders gepflegt werden. Eine Lehrerin für den Unterricht im Lesen und Schreiben der Blindenschrift und für die Ausbildung im Maschinenschreiben siedelte nach Halbau über. Die Kosten für den Unterhalt der Kameraden übernahm der Staat. Man glaubte, daß unsere Kameraden vom Lande sich dort wohl fühlen würden. „Der Kriegsblinde vom Lande", so hieß es, „der die Genüsse der Stadt nicht auskosten kann, wird auf dem Lande bei Arbeit und Verdienst besser und schneller zu einem zufriedenen Dasein gelangen." Es ist mir bekannt, daß eine Reihe von Kameraden später ein größeres Grundstück erhielten und sich mit ihren Frauen und Kindern durch Obst- und Gemüsebau eine auskömmliche Lebensexistenz schufen. In der Folgezeit aber ist man von dem Plan, Kriegsblinde als Landwirte anzusiedeln, wieder abgekommen, weil es die meisten doch mehr zur Stadt und zu den neuerschlossenen Berufen, wie Maschinenschreiber, Telefonist und Masseur, drängte.

Wie schon oben berichtet, sah es unser Bund als eine vordringliche Aufgabe an, für die große Zahl der kriegsblinden Handwerker zu sorgen. Darauf deutete schon der Plan zur Schaffung einer Ein- und Verkaufszentrale hin. Besondere Beachtung verdient hier der erstmalige Zusammenschluß der badischen blinden Handwerker zu einer Genossenschaft im März 1917. Es war ein Werk der Not, weil die Materialknappheit und die hohen Rohstoffpreise es dem einzelnen Handwerker unmöglich machten, seinen Ein- und Verkauf selber zu tätigen. Kriegs- und Friedensblinde fanden sich hier zum erstenmal zur gemeinsamen Arbeit und Selbsthilfe zusammen. Man kann darin wohl eine Vorstufe des späteren Reichsverbandes für das Blindenhandwerk und der heutigen „Deutschen Blindenarbeit" erblicken, die die gemeinsamen Interessen der kriegs- und zivilblinden Handwerker vertraten und heute noch vertreten. Aber auch sehende Bürsten- und Korbmacher, die durch eine körperliche Verstümmelung in ihrer Erwerbsfähigkeit stark behindert waren, konnten Mitglieder

Das gespendete Vogelfutter

Wir, mein Bruder und ich, kamen von einer zoologischen Handlung, in der ich mir einen Kanarienvogel gekauft hatte. Auf dem Weg nach Hause stellte ich fest, daß ich keine Zigaretten mehr hatte. Da wir sowieso an einem Tabakgeschäft vorbei mußten, blieb ich an einer Ecke stehen, während mein Bruder Zigaretten besorgen ging. Bedächtig hielt ich mein Transportkästchen, mit den Luftschlitzen nach oben, in der Hand. Plötzlich wurde ich von einer Frau mit den Worten „Sammeln Sie für Blinde?" angesprochen. Und schon fiel ein Geldstück durch einen Luftschlitz meines Kästchens. Ich war so verdutzt, daß ich kein Wort herausbrachte. Gleich darauf kam mein Bruder aus dem Geschäft, aber von der Frau war nichts mehr zu sehen.

Später öffneten wir das Kästchen, der Vogel flog heraus, und hinterher purzelte ein Markstück, das die spendenfreudige Frau zum Wohl der Blinden gegeben hatte. Nun die Moral von der Geschicht': Mein Vogel bekam am anderen Tage dafür ein paar Leckerbissen.

Rolf Zähringer



der Genossenschaft werden. Die badische Regierung und die Kriegsbeschädigtenfürsorge unterstützten die Bestrebungen, und so wurde ein Werk geschaffen, das den blinden Handwerkern zum Segen gereichte.

Aber auch für die höhere Blindenbildung wurden in den Jahren 1916 und 1917 ent-

scheidende Schritte getan. In Marburg gründete sich 1916 der Verein blinder Akademiker Deutschlands E. V. und bald wurde auch die Hochschulbücherei, Studienanstalt und Beratungsstelle für blinde Studierende ins Leben gerufen. Erblindete Offiziere und Schüler höherer Lehranstalten kamen nach Marburg, um ein Studium zu ergreifen beziehungsweise noch die Reifeprüfung abzulegen. Der erste Abiturientenlehrgang begann Ostern 1917. Ihm gehörten sieben Kriegsblinde an. Aus kleinen Anfängen ist hier im Laufe von 45 Jahren ein Blindenbildungswerk entstanden, das einmalig ist und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus internationale Geltung und Anerkennung erlangt hat.

In der Absicht, die Tätigkeit der Marburger Anstalt und der Blindenanstalten zu ergänzen, wurde der Ausbau eines Blindenlyzeums in Braunschweig in Angriff genommen. „Für die Kriegsblinden, die ein Universitätsstudium nicht beabsichtigen, sich aber eine höhere Bildung aneignen möchten, welche zu einer entsprechend höheren Lebensstellung führt, wie sie zum Beispiel die verschiedenen kaufmännischen Berufszweige in Handel und Industrie, die künstlerischen Berufe, wie Musik und Vortragskunst, sowie auch die früheren Berufe anderer Art gewährleisten, fehlten bislang die nötigen Bildungsanstalten. Die für diese Kriegsblinden erforderliche blindenpädagogische Ausbildung erstrebt als Grundlage eine sichere und korrekte Handhabung der Schreibmaschinen für Blindenschrift und für Sehschrift, und zwar nicht in der Weise, daß der Blinde lediglich nach Diktat schreiben lernt, sondern daß er befähigt wird, anderen und sich selbst Arbeiten zu diktieren. Dieses sowie auch die Ausbildung in den verschiedenen Disziplinen der Sprache, des Durchdringens des bürgerlichen und kaufmännischen Rechnens mit der Geometrie und Algebra sind nur möglich durch die Entwicklung des im Blinden schlummernd vorhandenen Aufnahmevermögens." (Dr. Mencke, damaliger Vorsitzender des Vereins zur Förderung höherer Blindenbildung E. V.)

Mit diesem Rückblick in die Vergangenheit, besonders in die Entwicklungsgeschichte unseres Bundes, mag es diesmal genügen. Ich habe mich bei meiner Darstellung bewußt auf die Jahre 1915 bis 1917 beschränkt, um die Schwierigkeiten zu zeigen, unter denen inmitten des Krieges und der ständig wachsenden wirtschaftlichen und sozialen Not der organisatorische Auf- und Ausbau unserer Kriegsblinden-Schicksalsgemeinschaft vollzogen werden mußte. Wendet man von jenen Jahren den Blick wieder der Gegenwart zu, so erkennt man unschwer, was in 45 Jahren seit den Märztagen des Jahres 1916 auf dem Gebiet der Versorgung, dem weiten Feld der Fürsorge und nicht zuletzt bei der kulturellen Betreuung unserer Kameraden geschaffen und erreicht wurde. Allen amtlichen Stellen, allen sehenden Freunden und Gönnern aus dem öffentlichen und privaten Leben unseres Volkes sagen wir an dieser Stelle aufrichtigen Dank, daß sie unsere sozialen Bestrebungen gefördert und unterstützt haben. Alle Leser unserer Jahrbücher aber bitten wir, uns auch weiterhin die Treue zu halten. Lesen Sie auch unser Jahrbuch 1962 mit rechter Aufmerksamkeit und innerer Aufgeschlossenheit für das Leben und Schaffen der deutschen Kriegsblinden. Mögen Sie daraus erkennen, wie kriegsblinde Menschen ihr Schicksal meistern und ihr Leben gestalten. Bleiben wir gemeinsam in allem, was das Leben uns an Aufgaben und Pflichten, an Leiden und Freuden zuteilt, der ewig gültigen Wahrheit treu: „Ob einer schon kämpft, wird er doch nicht gekrönt: er kämpfe denn recht."



Hier schnallt mir mein Herr gerade meinen Leibriemen fest. Ich freue mich schon auf den weiten Spaziergang, auf dem ich bestimmt wieder etwas Neues lerne. *(siehe nächste Seite)*

Aus dem Tagebuch des Schäferhundes „Rolf"

Am Tage des Abschieds

Wie konnte ich ahnen, welche Veränderungen der heutige Tag für mich bringen würde. Die morgendliche Begrüßung meines Herrn sowie die obligate Schnüffeltour verliefen wie gewohnt. Gegen Mittag, ich streckte mich gerade zu einem behaglichen Verdauungsschlaf aus, da geschah es.

Ein Fremder näherte sich dem Haus, mißtrauisch witterte ich in seine Richtung, stellte aber nur einen ungewöhnlich starken Geruch von vielen Hunden fest. Er verschwand in der Haustür, kehrte jedoch nach kurzer Zeit mit meinem Herrn zurück. Kritisch begann mich der Fremde zu mustern, dann untersuchte er mein Gebiß, was nicht sehr angenehm war. Schließlich nahm er mich an die Leine und wir gingen hinüber zur Landstraße. Dort war ein reger Verkehr, wir standen hart am Rand der Straße, und die Autos rasten dicht an uns vorüber. Da ich das schon kannte, störte es mich nicht weiter, was ihn sehr zufrieden stimmte. Wir gingen zum Haus zurück und noch immer ahnte ich nichts von der Wendung meines Lebens. Beunruhigend waren nur die auffälligen Liebkosungen, die mir ohne jeden ersichtlichen Grund von allen meinen Freunden zuteil wurden. Nach einem letzten freundschaftlichen Klaps hieß mich mein Herr in das Auto des Fremden springen, die Leine an meinem Halsband wurde an einem Bodenring befestigt, die Tür schlug zu und mit aufheulendem Motor setzte sich der Wagen in Bewegung.

Mir war recht jämmerlich zumute, was sollte dies nur alles bedeuten? Wo war mein Herr geblieben und wohin fuhr ich ohne ihn? Noch glaubte ich an eine kurze Trennung, aber nun liege ich hier in einer Box, rings um mich liegen viele andere Schäferhunde, alle im Schlaf. Nur hin und wieder jault einer im Traum leise auf, nur ich kann noch immer nicht einschlafen, ich habe großes Heimweh.

Am ersten Tag in einer neuen Welt

Trotz meines Kummers mußte ich schließlich doch eingeschlafen sein. Jäh wurde ich von einem mehrstimmigen, freudigen Gebell aus dem Schlaf gerissen. Der Fremde von gestern war in den Gang getreten, langsam ging er von Box zu Box, sprach zu einem jeden von uns ein freundliches Wort und gab einen gutmütigen Klaps. Er war für mich das einzige Bekannte in dieser neuen Umgebung, so begrüßte ich ihn mit einem schwachen Schwanzwedeln. Nacheinander wurden wir losgemacht und sofort liefen alle nach draußen. Zögernd folgte ich ihnen und blinzelte mißtrauisch in die Morgensonne. Gut ein Dutzend meiner Art sprangen da auf auf einem großen, umzäunten Platz umher, alles lief geschäftig durcheinander und ein jeder suchte sich ein passendes Plätzchen. Ich hielt mich abseits, wurde von den anderen abwartend beäugt, doch ich wollte schon auf der Hut sein, falls mich plötzlich einer angreifen würde. Nichts dergleichen geschah, sondern es bildeten sich kleine Gruppen, die sich spielerisch balgten.

Da trat der Fremde wieder zu mir, nahm mich an die Leine und wir verließen den großen Auslauf, betraten das Haus und gingen in die Küche. Dort saßen viele Menschen um einen Tisch und aßen, unter ihnen auch zwei Kinder, die mich neugierig musterten. Argwöhnisch beschnupperte ich sie alle, es war an ihnen nichts auszusetzen. So beschloß ich eine leichte Sympathiekundgebung, nicht gleich zu stürmisch, sondern wie es sich für einen charaktervollen Hund gehört. Einer

von den Jungen streckte die Hand nach mir aus, als wollte er mich streicheln. Ruhigen Blicks erwartete ich es, in dieser Bewegung lag nichts Bedrohliches. Der Fremde schien sehr befriedigt und lobte mich, trotzdem war ich froh, wieder in den Auslauf zurückzukommen. Nach einer Weile wurden wir einzeln abgerufen, nur ich fühlte mich zuerst nicht angesprochen und folgte erst der dritten Aufforderung.

Eintönig verging der Tag, nur ab und zu wurde einer der anderen herausgeholt und kehrte nach einiger Zeit zurück. Mittags gab es ein reichliches Fressen, anschließend durften wir wieder alle in den Auslauf und weiter schlichen die Stunden.

Nun ist es wieder Nacht. Wir waren noch einmal draußen, ich habe die ersten Bekanntschaften geschlossen. Trotzdem habe ich noch immer Heimweh.

Am ersten Arbeitstag

Heute habe ich den Ernst des Lebens kennengelernt, anscheinend gibt es hier nicht nur Spiel, Fressen und Schlaf. Mein neuer Herr, als solchen muß ich ihn nun anerkennen, machte mir verständlich, daß ich mich setzen sollte und wiederholte dabei stets das Wort „Sitz". Das übten wir immer wieder, bis es mir zu langweilig wurde und ich versuchte mich durch Schnüffeln anderweitig schadlos zu halten. Da bekam ich meinen ersten Tadel, es sollte nicht der letzte sein. Auch Ablegen mußte ich lernen und auf Zuruf meines Herrn aufstehen, zu ihm herankommen und wieder hinsetzen. So ganz klappte es zwar nicht, wenn er auch recht zufrieden mit mir war, so befürchte ich das Schlimmste für die Zukunft. Recht verstört lief ich nach einer Stunde in meine Box zurück, voll böser Ahnungen. Das Leben ist recht hart für mich geworden.

An einem Tag von vielen

Jeden Tag muß ich nun lernen, einstweilen noch Gehorsamsübungen. Die einzige Abwechslung sind die Viertelstunden des Auslaufs. Nun habe ich mich dabei schon mit anderen Rüden angefreundet und bin voll in ihre Gemeinschaft aufgenommen worden. Die meiste Zeit liegen wir fest in unseren Boxen, ein jeder ist dann mit sich selbst beschäftigt. Einzeln werden wir zu den Ausbildungsstunden herausgeholt.

Beim Mittagsauslauf hatten wir einen Riesenspaß, „Barry" hatte seinen verrückten Tag. Er sprang einen jeden von uns an und



„Das ist ein Auto, Ralf", sagt mein Herr zu mir, „das mußt du schön umgehen." Das tue ich auch und zwar niemals vorne am Kühler, obwohl es hinten nicht gerade angenehm riecht.

wollte mit uns ringen. Das war ein Jagen und ein Gebell, ganz aus der Puste konnte man dabei kommen. Schließlich mußte unser Herr dazwischenfahren, fast wäre es zu einer handfesten Beißerei ausgeartet.

Eine helle Hündin streicht auch zwischen uns Rüden herum, wirklich ein nettes Ding. Vor ihr wollen sich einige recht dicktun, sich vor ihr brüsten. Solche Angeberei! –

Einen wirklichen Künstler haben wir unter uns, „Wolf", er kann nämlich tanzen. Es erscheint kaum glaubhaft, doch er dreht sich wie ein Kreisel immer um sich selbst, den Fang direkt am Schwanz, immer schneller und schneller. Doch das macht er nur, wenn jemand singt, dazu jault er seine eigene Melodie. Auf den Befehl „Anders herum, Wolf!" stoppt er sofort und dreht sich nun entgegengesetzt.

Sonst gefällt es mir schon ganz gut, das Fressen ist reichlich und ich habe viele neue Freunde.

Am Tag des ersten Ausgangs

Heute hatte ich ein ganz besonderes Erlebnis, es gab nicht die gewohnte Übungsstunde im Auslauf, sondern ich unternahm mit meinem Herrn einen längeren Spaziergang. Auf der Straße angekommen, wollte ich gleich an den Zäunen herumschnuppern, doch das gab es nicht. Brav bei Fuß, dicht an der linken Seite meines Herrn mußte ich gehen. Es gab anfangs einige Meinungsverschiedenheiten zwischen uns, bis ich als der Klügere nachgab und mich fügte. Weil mein Herr sonst ein wirklich netter Mann ist, wollte ich keinen Ärger weiter machen und tat ihm schließlich den Gefallen. Es ist mir allerdings nicht leichtgefallen.

Es war alles sehr sonderbar, denn immer, wenn wir eine Straße überqueren wollten, hielten wir an der Bordsteinkante an und ich mußte mich hinsetzen. Dasselbe wiederholte sich auf der anderen Straßenseite, bevor es wieder auf den Bürgersteig ging. Das kam mir reichlich überflüssig vor, diese niedrigen Kanten sind doch wahrlich keine Hindernisse für mich.

Und ein Verkehr war in der Stadt, ein gewaltiger Lärm empfing uns und ein häßlicher Benzingestank brannte mir in der Nase. Doch konnte ich mich nur wenig um das alles küm-

Mit dem Stock klopft mein Herr gegen den Bordstein. Aber das wäre nicht nötig, denn ich sitze schon, gelernt ist ja schließlich gelernt.

3 Fotos: L. Kosmehl



mern, meine Aufmerksamkeit war von den Bordsteinen zu sehr in Anspruch genommen. Das hat meinem Herrn mächtig imponiert und hat mir ein schönes Lob eingetragen. Beide recht zufrieden, kehrten wir wieder zurück.

„Roland“ wurde allerdings nach seinem ersten Ausgang zurückgeschickt, er war für unsere zukünftigen Aufgaben ungeeignet.

Was für eine Blamage!

Am Tag, als ich das Bringholz kennenlernte

Ein nettes Spielzeug habe ich heute kennengelernt, man kann es ganz bequem in den Fang nehmen, so wie einen Knochen. Es ist allerdings aus Holz und schmeckt daher nicht so gut. Aber mein Leben besteht jetzt nicht nur aus Fressen, sondern vor allem aus ernsthafter Arbeit.

Wir haben da ein neues Spiel: Mein Herr legt das Holz weit entfernt von mir auf den Boden, ich bleibe ganz unbeteiligt sitzen und erst auf sein Kommando sause ich los, laufe schnurstracks zum Holz und nehme es auf. Auf den neuen Befehl „Bring's!“ geht es in schneller Gangart zu ihm zurück und ich setze mich vor ihn hin. Nun laß ich das Holz aber nicht einfach fallen, das habe ich nur am Anfang gemacht, jetzt gebe ich es auf sein Wort „Laß aus!“ frei und er kann es mir leicht aus dem Fang nehmen. Das habe ich schnell begriffen, wahrscheinlich habe ich eine ausgesprochene Begabung dafür. Zum Schluß mußte ich das versteckte Bringholz suchen und ihm bringen, das klappte wider Erwarten auf Anhieb, so bin ich nun mächtig stolz auf meine neuen Kenntnisse. Anschließend gab es eine Sonderration für mich, sie war auch redlich verdient.

Ein Tag, nachdem „Rex“ ausrückte

Gestern war vielleicht etwas los. Uns war Rex schon immer als hervorragender Springer bekannt. Er sprang spielend aus dem Stand, obgleich man es ihm nicht zutraute. Er war noch nicht lange bei uns und recht widerspenstig. Gestern geschah nun das Unglück, wir waren alle im Auslauf und tummelten uns. Plötzlich, keiner hätte an so etwas gedacht, setzte er mit einem Riesensprung über den mannshohen Drahtzaun und ehe unser Herr aus dem Gehege war, verschwand er auch schon im nächsten Garten. Das stundenlange Suchen war vergeblich, Rex blieb verschwunden.

Heute morgen hat ihn unser Herr von einer alten Frau abgeholt, der er nach stundenlangem Herumstromern nachgelaufen war. Sie konnte ihn auch anfassen, er lief ihr in ihre Wohnung nach und obwohl sie die Türen offen ließ, lief er nicht wieder fort. So blieb

er die Nacht über bei ihr, erst dann erhielt unser Herr eine Nachricht von seinem Verbleib.

Sein Ausflug hatte allerdings noch ein Nachspiel, denn Rex wird nicht weiter ausgebildet. Seine „Schwäche für alte Damen" ist doch sehr abträglich und bedeutet einen unsicheren Faktor für unsere spätere Laufbahn. Er kehrte wieder zu der alten Frau zurück, woher ihn unser Herr damals zur Probe geholt hatte.

Am Tag des großen Schreckens

Wer hätte ahnen können, welchen Schrekken dieser Tag für mich bereithielt. Nichtsahnend stand ich vor meinem Herrn, was würde er heute mit mir beginnen? In der Hand hielt er einen Lederbügel, mit einem breiten Ledergurt. Ehe ich es recht begriff, hatte er mir dieses Ding über den Kopf gestreift und den Riemen um meinen Leib geschnallt. Ich stand wie betäubt, was war das für ein unangenehmes Gefühl? Eine solche Belästigung paßte mir wirklich nicht und schnell versuchte ich das Ding am nächsten Pfahl abzustreifen. Aber es saß fest, auch schütteln half nichts, was sollte ich nur tun? Auch das beruhigende Klopfen meines Herrn half mir wenig, da nahm er mich an die Leine und wir gingen zu einem kleinen Wäldchen, das nicht weit von unserer Unterkunft liegt. Hier ging es auf den Wegen kreuz und quer. Allen Bäumen mußte ich ausweichen, auch vor Hindernissen stehenbleiben, unter denen ich bequem hätte durchschlüpfen können. Es machte mir auch wieder Spaß, nur als mein Herr versuchte, den Bügel anzufassen, verlor ich meine Selbstbeherrschung. Es war ein schlimmer Tag für mich.

An einem der nächsten Tage

Heute bekam ich dieses unbequeme Ding wieder um, es war mir aber doch nicht mehr ganz fremd. Wir sind gleich in Richtung Stadt gegangen. Mein Herr ergriff sofort den Bügel und ich stellte verwundert fest, daß das Gehen daran viel angenehmer ist als an der Leine. Wenn ich bisher zu stark zog, nahm mir das Halsband gleich die Luft weg. Am Anfang waren es nur alles Wiederholungen für mich, denn ich weiß, daß ich mich beim Auf- und Abgang an der Bordsteinkante hinsetzen muß. Ich weiß auch, daß ich in der Mitte des Weges gehen soll und allen Hindernissen so ausweichen muß, daß ich möglichst rechts an ihnen vorbeikomme, wenn dazu genug Platz ist. Das ist in der Stadt nicht immer so einfach; für mich würde ich schon ein Loch zum Durchschlüpfen finden, zusammen mit meinem Herrn ist das weitaus schwieriger. Oft komme ich auch von der Mitte des Weges ab, lasse mich irgendwie ablenken, oder übersehe gar ein Hindernis, dann werde ich sofort mahnend an meine Pflicht erinnert und beschämt ziehe ich weiter. Besonders arg ist es mit den Briefkästen, die hätte man wirklich höher anbringen können, ihretwegen habe ich so manchen Ärger gehabt.

Es ging heute aber doch ganz gut, mein Herr war recht zufrieden mit mir und hat mich mehrmals gelobt.

Am Tag, als „Greif" abgeholt wurde

Vor einigen Tagen tauchte hier ein Fremder auf. Er ging nie allein seinen Weg, stets wurde er von unserem Herrn geführt. Nur wenn er den Bügel von Greifs Geschirr mit der linken Hand erfaßt hat, läßt ihn unser Herr mit Greif allein gehen. Sie machen beide lange Spaziergänge und wenn sie zurückkommen, sieht uns Greif kaum noch an, so hochnäsig ist er geworden.

Heute morgen haben wir ihn zum letztenmal gesehen, nun ist er fort mit diesem Fremden. Wozu mag der ihn wohl brauchen? Das ist mir noch nicht klargeworden.

Aber ich habe keine Zeit zum Grübeln, denn mein Herr faßt mich von Tag zu Tag straffer an und verlangt immer mehr von mir. Keinen Fehler, nicht die kleinste Abweichung läßt er durchgehen. Selbst wenn ich

jetzt eine Straße ohne Bürgersteig überqueren will, muß ich vorher verweisen und darf erst nach Aufforderung weitergehen. Absperrungen bei Baustellen werden angezeigt und müssen dann sorgsam umgangen werden. Auch auf Treppen richtig zu gehen mußte ich erst lernen. Heute sind wir zum erstenmal mit einem Autobus gefahren. Das war sehr aufregend, schon das Einsteigen war nicht so einfach. Dann mußte ich mich neben den Sitz meines Herrn setzen und bald ging die Fahrt los. Es war sehr voll und ein solches Gedränge, daß ich fürchten mußte, mir würde jemand auf den Schwanz treten. Und der Geruch in diesem heißen Kasten! Überhaupt der Geruch in der Stadt, er ist kaum auszuhalten. Ich möchte später doch lieber aufs Land ziehen. Einen Tadel bekomme ich kaum mehr, dafür stecke ich manches Lob ein. Heute nachmittag ist ein Neuer gekommen. Beim Auslauf drückte er sich scheu in den Ecken herum, es war ihm sichtlich unheimlich unter uns. Wir tollten recht umher und haben ihn wohl mächtig erschreckt. Ob ich damals auch einen so jämmerlichen Eindruck gemacht habe?

Ein paar Wochen später

Nun gehe ich schon freiwillig in das Geschirr. Mein Herr hält es vor mich hin und ich schlüpfe von selbst mit dem Kopf hinein. Wir unternehmen täglich weite Spaziergänge, es macht mir viel Freude. Heute hatte mein Herr einen Handschuh verloren und ich mußte ihn suchen und ihm bringen. Das muß ich fabelhaft gemacht haben, denn ich bekam ein großes Lob dafür. Dabei tue ich alles gern für ihn. Mein Herr sagte heute, ich hätte nun alles gelernt und wäre fertig mit der Ausbildung. Soll das heißen, daß ich nun bald von ihm fort muß? Gern möchte ich für immer bei ihm bleiben, doch ich fürchte, es wird nicht gehen. Wer wird wohl mein neuer Herr? Ich weiß es nicht, es werden wohl noch einige Tage vergehen. Ich muß wieder warten.

Fritz Kosmehl

Wir und die Welt

Gedanken eines Kriegsblinden über Gott, die Welt und sein Schicksal

Jeder von uns Kriegsblinden führt sein eigenes Leben, trägt sein eigenes Schicksal; jeder hat auf seine besondere Weise sein Augenlicht verloren, und jeder hat sich, auf seinem ureigenen Wege, dazu mühen müssen, das Licht wiederzufinden. Eins aber haben wir Kriegsblinden alle gemeinsam, einer mehr, der andere weniger, keiner aber kommt ganz ungeschoren davon. Dieses Gemeinsame ist unsere Auseinandersetzung mit der Welt, in der unser Dasein sich abspielt, und die wir, jeder nach seiner Lage anders bestehen müssen. Das Wort „Welt“ meint sowohl unseren kleinen persönlichen Lebensraum wie das Weltganze, das zu den fernsten Sternen im All reicht. Das ist unsere „Welt“, wie sie die Welt jedes Lebewesens ist, mag sie ihm nun etwas bedeuten oder nicht. Den Lebewesen ohne eigenes Bewußtsein, den Pflanzen und Tieren, bedeutet das Weltall zweifellos nichts. Sie sind darin ein Teil Leben, entstehen, erfüllen ihre Zeit und Aufgabe und vergehen – zwar wie alles Leben den Gesetzen des Alls unterworfen, aber ohne daß sie davon wissen. Die Welt, die sie dumpf erleben, beschränkt sich auf ihren unmittelbaren Daseinsraum, auf ihre Lebensbestätigung in dem ihnen nach ihren Möglichkeiten gesetzten Rahmen. Das ist bei uns Menschen, namentlich bei den hochentwickelten Menschen der zivilisierten Teile der Erde, anders. Wir erleben bewußt die Welt um uns und ihr Geschehen. So werden uns auch die meisten unserer Sinneseindrücke bewußt: wir wissen, was wir riechen, hören, schmecken, tasten – und was wir sehen. Vieles allerdings geht an unserem Bewußtsein vorbei: was alles überhören, übersehen wir. Wie oft ist uns sogar ein körperlicher Schmerz nicht bewußt geworden, wenn wir verwundert eine blutige Schramme oder einen blauen Fleck an uns entdeckten. Aber was alles von der Welt um uns her dringt durch unsere Augen in uns ein, erfreut, entzückt oder ekelt, quält, erschüttert uns! Wenn uns auch viele Einzelheiten entgehen, so nehmen wir doch die Welt als Ganzes wahr und in uns auf. Freilich – das sei am Rande bemerkt –, ist die Eindringlichkeit dessen, was wir hören, oder was wir sehen, verschieden stark, je nachdem, ob wir mehr Ohrenmenschen oder mehr Augenmenschen sind, das heißt, ob Gehörs- oder Gesichtsempfindungen tiefer und nachhaltiger auf uns einwirken und im Gedächtnis haften bleiben. Einerlei aber, ob das Sichtbare mehr oder weniger starke Eindrücke hinterläßt; durch die Augen strömt die Welt in all ihrer Vielfältigkeit in uns ein; Licht.

Farben und Formen, der Raum mit Höhen, Tiefen und Weiten — all das, was etwa der Begriff Landschaft als Ganzes umfaßt, und all die unzählbaren Einzelheiten, aus denen sich das Bild einer Landschaft zusammensetzt bis hinab zu der unscheinbaren Schönheit eines kleinen Hungerblümchens im Acker; oder alles, was Menschengeist und Menschenhand geschaffen haben an Bauten, Technik, Kunstwerken; und schließlich die Menschen, mit denen wir leben, die zu uns gehören, die wir lieben. Schon diese geringe, unvollkommene Aufzählung läßt erkennen, ein wie beträchtlicher Teil der Welt uns durch unser Sehvermögen zugänglich ist. Hinzu kommt noch, daß wir tätige Menschen sind mit der Fähigkeit der Eigenbewegung. All unsere körperlichen Möglichkeiten können wir nur nützen, wenn wir zu sehen vermögen.

Auch wir Kriegsblinden konnten uns einmal frei und ungehemmt bewegen und betätigen; diese ganze Wunderwelt von Licht, Farben, Gestaltungen, Raum gehörte einmal auch uns. Wir nahmen sie mit allem Erfreulichen und Häßlichen, mit allem Anziehenden und Abstoßenden, selbstverständlich hin, ohne Bewußtsein davon, daß Sehen etwas Besonderes sei.

Und dann, mit einemmal, war nichts mehr selbstverständlich. Da hatte sich der eiserne Vorhang vor dem bunten Schauspiel der Welt für uns geschlossen, geschlossen für immer! Manchen von uns überfiel die Erkenntnis des fürchterlichen Verlustes wie eine Sturzflut mit ihrer ganzen zermalmenden Gewalt, andere begriffen erst langsam das ganze Ausmaß des Unglücks; und noch heute nach fünfzehn oder zwanzig Jahren oder, wie bei den kriegsblinden Kameraden des ersten Weltkrieges nach zweiundvierzig bis sechsundvierzig Jahren, können wir manchmal noch immer nicht glauben, was uns geschehen ist. Als uns dann aber unsere Erblindung und ihre Endgültigkeit bewußt geworden war, da waren wir niedergeschlagen in des Wortes eigentlicher Bedeutung, waren ganz unten. Was sollte nun aus uns werden? Was wurde mit unserem Beruf? Lohnte das Leben überhaupt noch? Manche versuchten, es von sich zu tun. Aller Lebensmut war dahin. Aber früher oder später regte er sich wieder bei jedem von uns, hier und da von verständnisvollen Menschen unterstützt. Und so fingen wir an, uns zum zweitenmal die Welt zu erobern. Vorsichtig, Schritt für Schritt, tasteten wir den Raum ab, der uns geblieben war, maßen ihn aus bis an seine Grenzen, versuchten, die Grenzen weiter zu stecken. Es war eine seltsame Welt, in die wir uns wagen mußten — vielmehr, die Welt war ja dieselbe geblieben, nur hatten wir den besten, den breitesten Weg zu ihr, in sie verloren. Wir mußten uns neue Wege suchen. Es waren steile, steinige, mühselige, manchmal gefährliche Wege. Die Welt war für uns nicht mehr anschaubar. An die Stelle ihrer mit den Augen aufzunehmenden Bilder mußten die Vorstellungen unserer Erinnerung treten. Wir leben seither in zwei Welten zugleich: in der wirklichen Welt, die wir nicht sehen, und in der Welt, wie wir sie uns vorstellen. Wir wissen, wie ein Wald aussieht; es hilft uns zu einer Vorstellung, wenn man uns sagt: „Vor uns liegt ein Buchenwald". Aber welch ein Unterschied mag sein zwischen unserer schattenhaften, vereinfachten Vorstellung des Waldes und dem lebendigen wirklichen Wald! Selbst bei Dingen, die wir ertasten können, mag oft ein großer Unterschied sein zwischen der Vorstellung, die unser Tasten vermittelt, und der wirklichen Gestalt des Gegenstandes. Im ersten Frühling nach meiner Verwundung führte mich auf einem Spaziergang durch den Park des Lazaretts die begleitende Schwester zu einem Busch mit jungen Blättern und sagte: „Kommen Sie! Das müssen Sie fühlen — diese zarten Blättchen!" Ich spürte nur etwas formlos Weiches zwischen den Fingern. Es war mir nicht möglich, die feine Fiedergestalt des Blattes zu ertasten, wie sie die Schwester mir beschrieben hatte. Oder versuchen wir gar, die Form eines Menschenantlitzes zu ertasten: Wer von uns, wenn er nicht besonders feinfühlige Künstlerhände hat, gelangt vom Ertasteten zu einer Schau? Oder wir nehmen eine Blume zur Hand und versuchen, ihrer Gestalt nachzuspüren: Wie armselig ist das Ergebnis dieses Versuchs! Entmutigt lassen wir die Hand sinken.

Der Umkreis der Welt, die wir unmittelbar aufnehmen können, ist klein geworden. Geruchs- und Tastsinn und Gehör reichen eben nicht sehr weit, außerdem bringen uns diese Sinne immer nur einen winzigen Ausschnitt der Welt nahe. Der Tastsinn läßt uns die Welt erkennen, soweit sie uns greif-



Der Ausblick, Holzschnitt von Paul Sinkwitz

bar ist, aber immer nur jeweils den einen Teil von ihr, den wir gerade zwischen den Fingern haben, und, wie schon gesagt, nur in beschränktem Grade. Wie gering erst sind die Nachrichten, die uns der Geruchssinn von der Welt bringt. Am größten ist noch das Ausmaß dessen, was uns das Gehör von der Welt vermittelt. Vielerlei Geräusche dringen auf uns ein; viele von ihnen vermögen wir zu deuten, manches, was das Ohr uns nicht bringt, wissen wir aus unserer Erinnerung zu ergänzen. Aber was auf diese Weise zustande kommt, ist eben doch auch nur wieder eine Schattenwelt. Die tatsächliche Welt aber ist doch da, ist wirklich um uns! Wir bewegen uns in ihr. Dennoch bleibt sie in ihrer Ganzheit uns unerreichbar! Wenn dann, etwa auf einem Spaziergang, noch dazu unser Begleiter in echtem Mitgefühl bedauernd sagt: „Wenn du das jetzt sehen könntest!", dann kann es wohl schon einmal geschehen, daß wir ganz stille werden, weil plötzlich das Dunkel über uns zusammenschlägt und wir uns erst mühsam herausgraben müssen, um wieder gleichmütig freundlich erscheinen zu können. Wie mancher schmerzliche Verzicht brennt uns auch im ganz persönlichen Bereich: Da ist unsere Lebensgefährtin, die wir seit zwanzig oder vierzig Jahren nicht mehr oder vielleicht gar überhaupt noch nicht gesehen haben; unsere Söhne und Töchter, die wir vielleicht auch nie oder doch nur als Kinder zuletzt sahen, sind inzwischen erwachsen, haben uns Schwiegerkinder ins Haus gebracht, haben selbst wieder Kinder, die auch schon herangewachsen sind — wir wissen nicht, wie sie alle aussehen und können uns nach Beschreibungen nur eine ganz unzureichende Vorstellung von ihnen machen.

Wir leben in einer Welt, die zugleich wirklich und gespenstisch ist, erfüllt von Wesen, die lebendig, von Fleisch und Blut sind und doch, wenn wir sie nicht geradezu berühren, von uns nur als Geräusch und Stimme wahrgenommen werden.

Das mag — nur unvollkommen und bruchstückhaft aufgezeigt — genügen, um unsere besondere Stellung im unmittelbaren Lebensraum zu kennzeichnen. Dieser unser Lebensraum ist nur ein winziger Ausschnitt aus dem Weltganzen, und unser kleines persönliches Erleben und Leid wiegt nur gering im Ganzen des Weltgeschehens. Dennoch ist es uns wichtig und wesentlich, da es ja uns selbst angeht. Wir fragen nach dem Sinn und der Notwendigkeit unseres Schicksals.

Ebenso nun, wie unser Lebensraum ein – wenn auch noch so kleiner – Teil des Weltraums ist, so ist also unser persönliches Schicksal ein Teil des Weltgeschehens – denn es geschieht ja in der Welt wie alles andere auch. Bei unserer Frage nach Sinn und Notwendigkeit unseres Schicksals (und des Geschehens überhaupt) gelangen wir in Räume, die auch der schärfste Verstand nicht ausmißt, wie denn auch selbst die gesündesten Augen nicht das Weltall bis in seine fernsten Fernen zu durchdringen vermögen. Hier in der gegenständlichen Welt helfen, wo Sinne und Geräte versagen, Hypothesen weiter; die Frage nach dem Sinn des Geschehens kann uns nur der Glaube beantworten helfen. Es gibt um uns und überall auf der Erde Menschen genug, die solche Frage nicht stellen. Sie leben gedankenlos ihr Leben oder lassen sich von ihrem Leben leben, und sie fragen nach nichts als nach ihrem eigenen Wohlbefinden. Wer von uns aber fragt und sich nicht mit der niederdrückenden Antwort bescheiden will und kann, daß die Welt und das Geschehen in ihr keinen Sinn habe, der gerät, ob er sich auch sträubt, in die Religion; denn auch die Philosophie bleibt die letzten Antworten schuldig. Es ist hier nicht an ein bestimmtes Bekenntnis gedacht, sondern an Religion schlechthin als an das Bemühen des Menschen, eine göttliche Allmacht und in ihr den Sinn seines Daseins und den des Allgeschehens zu erkennen. Wenn man nun an eine göttliche Allmacht zu glauben und sie anzuerkennen vermag, dann muß man folgerichtig weiter anerkennen, daß aus ihr nicht nur die Welt hervorgegangen ist, sondern daß sie auch jetzt noch und in alle Zukunft in allem wirkt, was ist und geschieht. Und wie sie wirkt! Bedenken wir doch nur die Schönheit einer Blume, eines Falters, den sinnreichen Aufbau der Lebewesen, das sinnreich verschlungene Netz der gegenseitigen Abhängigkeit, Bedingtheit und Wechselwirkung alles Lebendigen, die wunderbare Ordnung im Weltall! Wohl geschieht auch manches, was wir, wenn wir an ein sinnvolles Walten glauben, nicht zu deuten vermögen: Leid, Schmerz, Unglück, Katastrophen (wir können unser eigenes Schicksal hier mit einordnen). Aber daß wir etwas nicht verstehen, beweist doch nicht, daß es keinen Sinn habe. Ob nun wir uns eingefügt fühlen in den Sinn des Geschehens, ist eine Frage des Vertrauens. Dieses Vertrauen aber kommt nur aus dem Glauben. – Es war hier absichtlich nur andeu-

tungsweise von einer ganz undogmatischen Gläubigkeit die Rede, wie sie jedem zugänglich ist, mag er sonst religiös eingestellt sein, wie er will; denn Bekenntnisfragen und Bekenntnisstreit entfernen sich, je heftiger sie gestellt und betrieben werden, um so weiter von ihrem Ausgangspunkt, der Religion.

Es kommt nicht so sehr darauf an, w a s einer glaubt, als vielmehr darauf, d a ß er glaubt und aus seinem Glauben Kraft gewinnt, auch ein schweres Schicksal zu bestehen. Und weil das Schicksal der Kriegsblinden schwer ist, auch wenn ihr äußeres Dasein geordnet und vielleicht sogar wohlsituiert erscheint und sie ein gutes Familienleben führen, darum war hier ganz natürlicherweise von Religion die Rede und von einer ganz undogmatischen Weltfrömmigkeit, weil sie möglichst vielen unserer Kameraden helfen soll, auch in den dunkelsten Stunden noch ein Licht zu erkennen, stark genug, daß auch wir Kriegsblinden es wahrnehmen.

Bodo Schütz

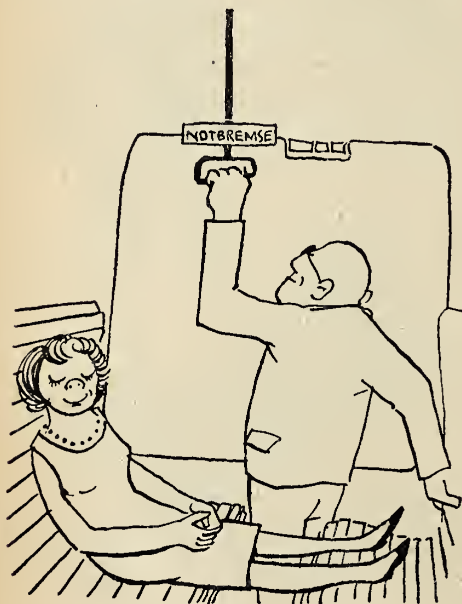
Die Notbremse

Gezogen wurde sie an einem heißen Sommernachmittag in dem durch die Landschaft brausenden Schnellzug durch einen Kriegsblinden; das kam so:

Er war ganz frisch verheiratet und hatte mit seiner ihm angetrauten jungen Frau die ersten Flitterwochen in einem an der See gelegenen Erholungsheim verbracht. Es waren herrliche Tage voll irdischer Glückseligkeit, himmlischer Sonne und genießerischer Erlebnisse im Wasser, Sand und Wind. Nun trug der bewußte Schnellzug dieses frohe Menschenpaar wieder heimwärts, an den erst gebauten eigenen häuslichen Herd, in den grauen Alltag zurück mit seinen mancherlei Sorgen und kleinen Freuden. Auch das Brot aus Fleiß und Arbeit eigener Hände würde zu zweien doppelt gut munden. Jeder Eheteil hing so seinen Gedanken und Träumereien nach, rückschauend noch einmal im Geiste die schönen und so rasch entschwundenen Tage gemeinsamen Glückes genießend. Immer, gelobt man, ihm wollten sie dienen und es mehren. Am Wagenfenster eilten wechselnde Landschaftsbilder vorbei.

„Ach, es ist so heiß!" unterbrach sie seufzend die träumerische Stille. „Könntest du nicht das Wagenfenster herunterlassen? Ein wenig frische Luft dürfte uns beiden nicht schaden. Meinst du nicht auch, mein Liebling?"

Es war wirklich heiß und die einstrahlende Sonnenwärme meinte es in den warmen Polstern besonders gut. Dienstbeflissen und willig stand der junge Ehemann auf, dem Wunsche seiner Gattin sofort nachzukommen. Beide waren im Abteil allein. Er tastete nach der Fensteroberkante, fand auch richtig einen Griff, den man ziehen konnte und mit einem tüchtigen Ruck zog eine kräftige Faust





an ihm. Doch was war denn das? Der Griff gab zwar nach, ohne daß sich jedoch das Fenster geöffnet hatte. Dafür hörte entgeistert der etwas erbleichende selbsttätige Reisende nach seinem Tun das Quietschen und Kreischen von Bremsbacken, die sich plötzlich um die sich eifrig drehenden Wagenräder preßten. Die hohe Zuggeschwindigkeit minderte sich sichtlich. Langsamer und langsamer fuhr der Zug, um schließlich mit einem scharfen Ruck zu halten. Da stand er nun . . . urplötzlich und sicher ein wenig unwillig; davon zeugten abblasender Dampf der Lokomotive und aus offenen Ventilen entwich zischend die Bremsluft.

„Mein Gott", rief die junge Frau. Sie war erregt aufgesprungen. Ihr Blick suchte die Oberkante des immer noch geschlossenen Wagenfensters. „Was hast du gemacht, Edgar? Du hast statt an dem Fenstergriff an der daneben befindlichen Notbremse gezogen!" Mißbraucht, wie sie war, hing sie kläglich herunter. Der Schreck war zu groß, die so friedlich - behaglich - gemütliche Reisestimmung dahin. Die Sonne schien einen Grad fahler zu scheinen, die schon jetzt unangenehme Hitze sich noch zu steigern. Wagenfenster wurden überall heruntergelassen. Stimmen riefen nach den Schaffnern, die den Zug entlangeilten und in den Wagengängen von Abteil zu Abteil nach dem Übeltäter suchten.

Die Abteiltüre unseres Paares rollte zurück, in ihrem Rahmen stand der Zugführer, umgürtet mit rotem Bandelier, mit Notizbuch und Bleistift in der Hand. Ein gestrenges Beamtenauge suchte und fand den herunterhängenden Griff der Notbremse. Und weiter wanderte der Beamtenblick, ein wenig erstaunt, ungehalten, unwirsch und dringend fragend zu dem betreten dasitzenden, etwas verstört dreinblickenden Missetäter - Paar. Höfliche Fragen des Zugführers und kleinlaute Antworten der jungen Reisenden ermittelten bald den vorliegenden Sachverhalt und ließen seine gegebenen unglücklichen Zusammenhänge erkennen. „Unschuldig-schuldig!" lautete rasch das gefällte Urteil. Von der Einhebung der an sich verwirkten Geldbuße von 60 DM wurde abgesehen und der herunterhängende Notbremsengriff notdürftig hochgebunden. Auf der nächsten größeren Station sollte er wieder plombiert werden. Der Beamte fand noch ein paar tröstende Worte für unsere Reisenden. Ein Triller aus des Zugführers Pfeife, dem ein langer Pfiff der prustenden Lokomotive antwortete. Rasselnd und klappernd setzte sich der Zug langsam wieder in Bewegung mit seinen über den heiteren Zwischenfall schwatzenden Reisenden und mit unserem jungen Ehepaar, das still und mit gemischten Gefühlen seinem Reiseziel entgegenharrte. Das Erlebte gab doch ein wenig zu denken!

Hans Schmalfuß

Der Blindensport gewinnt immer größere Bedeutung

Eine nicht unbedingt vollständige Betrachtung aus dem Blickwinkel eines Blindensportlers

Eine genaue Begriffsbestimmung des Wortes „Sport" scheint bei der allgemein bekannten Bedeutung nicht nötig zu sein. Die heutige Sprachverflachung hat sich aber auch dieses Begriffs bemächtigt und wendet ihn bei vielen Formen der Freizeitgestaltung und anderen neckischen Belustigungen an, die mit „Leibesübungen" nichts zu tun haben. Zum Teil ist daran auch die überspannte Bewertung sogenannter Spitzensportler schuld und der allsonntägliche Rummel, den die großen Sportmanager so dringend brauchen und für den die Presse eifrig die Trommel rührt. Dabei soll nichts gegen manchen erfolgreichen Sportler gesagt sein, der trotz seiner überragenden Leistungen bescheiden bleibt. Einige unerfreuliche Erscheinungen und die zeitweise auftretende Sport-Hysterie lassen uns gern unseren Abstand von diesen Dingen betonen.

Wir verstehen den Sport noch immer als Leibesübungen, also als Übungen für den

eigenen Körper. Als Maßstab der eigenen Leistung muß stets der erreichte und bewahrte Grad der körperlichen und seelischen Gesundheit dienen, sowie die Fülle des Freudeempfindens, die sich unmittelbar in echte Lebenskraft umsetzt.

Bei fortschreitendem Alter stellt sich beim Menschen ein immer stärker wirkendes Trägheitsmoment ein. Vorwiegend sind hiervon die körperlichen Bewegungsabläufe betroffen. Die Technisierung hat dazu ein übriges getan, sie dient uns nicht ausschließlich zu unserem Nutzen, sondern vielfach der Schwächung unserer eigenen Konstitution. Um diesem Übelstand abzuhelfen, brauchen wir die Technik nicht in Bausch und Bogen zu verdammen, ebensowenig, wie wir auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten können und wollen. Eine Möglichkeit, den Ablauf dieser unangenehmen Alterserscheinungen zu hemmen, ihr vorzeitiges Auftreten zu vermeiden und dem eigenen Körper eine lebensbejahende Frische zu geben, bietet uns der Sport. Mit Maßen und Verstand, dem Alter und der Leistungsfähigkeit angepaßt betrieben, führt er stets zu einem vollen Erfolg. Die Richtigkeit dieser Behauptung wird am Beispiel des Versehrtensports überzeugend demonstriert.

Eine sinnvolle sportliche Betätigung, abgestimmt auf die körperliche Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit des Versehrten, ist heute ein wichtiges Hilfsmittel der körperlichen und seelischen Rehabilitation geworden. Wer das nicht glauben kann, der sollte einmal zu einem Übungsabend jener zahllosen Versehrtensportgruppen gehen, die heute in fast allen Städten der Bundesrepublik bestehen, und sollte sich dort, an Ort und Stelle, von der Wahrheit dieser Feststellung überzeugen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr einer Sondergruppe im Versehrtensport zu, deren Personenkreis mehr umfaßt als nur die Angehörigen e i n e r von vielen Schadensklassen. Der Verlust des Augenlichts zeigt auch auf sportlichem Gebiet andere Auswirkungen als beim Verlust eines Körperteils. Das soll keinesfalls eine geringschätzige Bewertung aller übrigen Schädigungen sein, sondern lediglich aufzeigen, daß der Blinde in der sportlichen Arbeit und Betreuung völlig anderen Gesetzen unterworfen ist.

Der Blinde ist zuerst Mensch wie jeder andere, doch leidet er unter der stark eingeschränkten Bewegungs- und Handlungsfreiheit.

Aber trotz der anerkennenswerten Bemühungen vieler Sehender, die sich um ein Verstehen und Deuten der seelischen Vorgänge eines Blinden mühen, gelangen sie stets nur bis zu einem gewissen Punkt. An der Schwelle zum letzten Verständnis wird ihnen Halt geboten, bleibt ihnen jede Einsicht verwehrt. Das Gebiet des Eigenerlebens ist denen nicht offen, denen die Sonne noch scheint.

Diese Lage der Dinge ist es, die den Blindensport immer etwas grundsätzlich anderes sein läßt als den übrigen Versehrtensport. Ein Außerachtlassen dieser Grunderkenntnis wird jeden wirklichen Erfolg verhindern.

Ehe wir uns nunmehr voll dem Blindensport zuwenden, sei vorher betont, daß im Rahmen dieser Betrachtung nur für den Personenkreis der Kriegsblinden, also der Späterblindeten, gesprochen wird.

Wir können die Blindensportler in drei Gruppen einteilen, je nach ihrem sportlichen Vorleben, wenn wir einmal so sagen dürfen. Zuerst ist da der frühere aktive Sportler, dann der Schulsportler und schließlich der völlig Unbelastete. Der ehemalige Aktive ist jener Typ, der über den Rahmen des allgemeinen Schulsports hinaus, auf Grund eines starken persönlichen Antriebs, sich sportlich betätigte. Er würde auch heute auf jeden Fall Sport treiben, nicht weil er körperlich dazu besonders befähigt ist, sondern weil er ein körperliches und seelisches Verlangen danach verspürt. Dabei ist es ihm völlig gleich, ob er bei der Ausübung einen sichtbaren Erfolg zu verzeichnen hat oder in der letzten Riege, in der letzten Mannschaft seines Vereins steht.

Unter dem Schulsportler wollen wir jene verstehen, die nur so lange Sport trieben, als er auf dem Stundenplan stand oder die Diensteinteilung beim Militär es befahl. Auch hier ist die körperliche Verfassung nicht entscheidend, nur das Trägheitsmoment überwiegt. Er bedarf stets eines Aufrufs, eines Anstoßes, er muß in eine bestimmte Richtung gedrängt und in Bewegung gesetzt werden. Das prägt sich keineswegs in seiner Leistungsfähigkeit aus, macht ihn nicht zweitrangig; doch er sucht nicht, er geht lieber ebene, gebahnte Wege.

Die letzte Gruppe ist nur sehr klein, wie immer im Leben, denn es sind die gänzlich Unbelasteten. Hier liegen fast immer besonders ungünstige Verhältnisse in der Jugend vor, die meist nur einen dürftigen oder gar keinen Schulsport zuließen. Wir begegnen ihnen vorwiegend bei den Kriegsblinden des ersten Weltkriegs, aber nicht nur ausschließlich dort. Die nur ungenügende oder gar nicht erfolgte Berührung mit dem Sport hat oft einen hemmenden Komplex in ihnen entwickelt, der in jedem Fall erst überwunden werden muß. Wenn dies gelingt, sind die Ergebnisse mitunter sehr erstaunlich. Gerade aus diesem Kreis kommen die Kameraden, die trotz hohen Alters besonders eifrig bei der Sache sind.

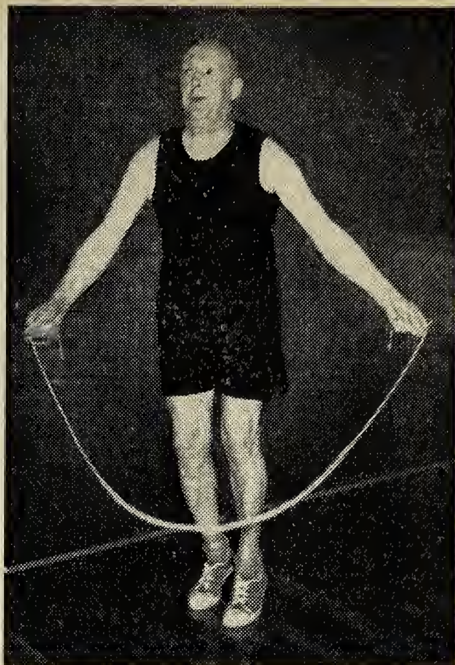
Diese kurze Übersicht genügt, um zu erkennen, welche Gruppe am Beginn des Blindensports einen entscheidenden Anteil hatte. Wir haben heute dieses Stadium weit hinter uns gelassen, trotzdem sind wir auch jetzt noch auf die sogenannten Aktiven als Motor unserer sportlichen Arbeit angewiesen. Daß diese Tatsache auch nachteilige Folgen haben kann, ist wohl jedem einleuchtend.



Diese Flanke über das Pferd setzt schon einige Übung voraus. Durch die gute Hilfestellung des Übungsleiters kann der blinde Turner seinen Sprung sicher durchführen.

Wie stolz wären wohl die Enkelkinder, wenn sie ihren Opa einmal so sehen würden. Die Hacke aus dem Stand erfordert neben Kraft und Elastizität auch viel Vertrauen zum Übungsleiter.







Das Springseil gibt dem Übungsleiter die Möglichkeit, mit lockeren und gelösten Übungen die Beinmuskulatur der Blindensportler durchzuarbeiten.

Viel Freude bereiten dem Blindensportler immer wieder die Partnerübungen, die dem Übungsleiter eine Fülle von Möglichkeiten bieten.

Der Versehrtensport wurde schon einige Jahre lang betrieben und doch standen die Blinden in ihrer Mehrzahl dieser Bewegung noch fern. Abgesehen von einigen kleinen Blindensportgruppen in einzelnen Städten, die nur wenig oder gar keine Verbindung miteinander hatten, geschah nichts. Es war die Zeit der Vorarbeit, in der einige Männer still und unermüdlich vorbereitend wirkten, deren Selbstlosigkeit beispielhaft ist. Sie arbeiteten unabhängig voneinander und kamen doch zu verblüffend gleichlautenden Ergebnissen, wodurch die Bestätigung der Richtigkeit ihrer Arbeit gegeben war.

Eine Beteiligung von Blindensportlern an Landesversehrtensportfesten hatte es schon öfters gegeben, doch der entscheidende Schritt in die Öffentlichkeit wurde mit dem ersten Bundesblindensportfest in Wuppertal getan.

Es ist an dieser Stelle nicht angebracht, über die Vor- und Nachteile solcher Veranstaltungen und deren Durchführung zu rechten und zu richten. Die damaligen Auseinandersetzungen hatten nur zeitlichen Wert, denn der bleibende kann heute am Erfolg des Blindensports abgelesen werden. Die werbende Wirkung blieb entscheidend. Das bewies die steigende Zahl der sporttreibenden Blinden, die erwünschte Reaktion der interessierten Verbände und der zu interessierenden Behörden und Körperschaften. Alle drei Faktoren waren wichtig für die weitere Entwicklung des Blindensports.

Es gab in unserer Zeitschrift „Der Kriegsblinde" eine heftige Polemik für und wider solche Veranstaltungen, über deren Verlauf, einschließlich der Siegerehrung. Aber auch dies wirkte fördernd, denn wären wir stets ohne jede gesunde Kritik geblieben, nie hätten wir den heutigen Stand erreicht. Der einzelne Kriegsblinde draußen im Land horchte auf, er beschäftigte sich gleichfalls mit diesen Fragen, so entstanden weitere Kontakte.

Wir haben in den verflossenen Jahren an Landesversehrtensportfesten teilgenommen und es fanden Blindensportfeste auf Länderebene statt. Immer wieder wurden dabei Blinde als Sieger geehrt, ja einzelnen wurde wegen vorbildlicher sportlicher Leistung von ihren Heimatstädten eine besondere Anerkennung ausgesprochen. So schön und lobenswert die Leistungen des einzelnen Sportlers auch sind, sie behalten nur dann ihren Wert, wenn sie im Gesamtrahmen des Blindensports betrachtet werden und die Ehrungen als Wertung der Leistung aller Blindensportler gelten. Stellvertretend für die vielen Ungenannten soll der einzelne diese Anerkennung annehmen, auf ihn allein bezogen verliert sie Sinn und Wert.

Zugleich erhebt sich hier die Frage nach dem Wert des Wettkampfes überhaupt. Grundsätzlich muß festgestellt werden, daß beim Versehrtensport, also auch beim Blindensport, der Wettkampf nur ein vergleichendes Moment ist, ein lächelnder Tribut an allzu menschliche Eigenschaften. Wir wissen nur zu gut, daß eine unbestechliche Wertung der jeweiligen Leistung nicht möglich ist, da die Schädigung unterschiedlich schwer eingetreten ist und ihre körperlichen und seelischen Folgen nicht ohne menschliche Fehlschätzung zu bewerten sind. Trotz peinlichster Sorgfalt und größter Sachkenntnis müssen die Wertungstabellen immer wieder überarbeitet werden, was nur das Bestreben erkennen läßt, einer gerechten Lösung möglichst nahezukommen.

Doch wir wollen keinen Leistungssport, sondern Leibesübungen. Wir brauchen keine Spitzensportler, denen die bewundernde Aufmerksamkeit der sogenannten Öffentlichkeit gilt. Wir wollen den Sport um jedes einzelnen willen und darum ist unsere Absage an den Leistungssport so klar und unwiderruflich.

Trotzdem wollen wir uns auch weiterhin zu Sportfesten treffen, wollen im fröhlichen

Wettstreit unsere Kräfte vergleichen, möglichst im Rahmen einer Gruppenwertung, wo die Leistung der gesamten Mannschaft einen Wert besitzt.

Wir erkennen die belebende Wirkung solcher Begegnungen auf die sportliche Arbeit an und sind selbst bei diesen Gelegenheiten mit Leib und Seele dabei, auch wenn wir von vornherein wenige oder gar keine Erfolgschancen haben.

Wenden wir uns nunmehr der sportlichen Arbeit in den einzelnen örtlichen Blindensportgruppen zu, die den Grundstock für den gesamten Blindensport bildeten und heute noch ihr Fundament sind.

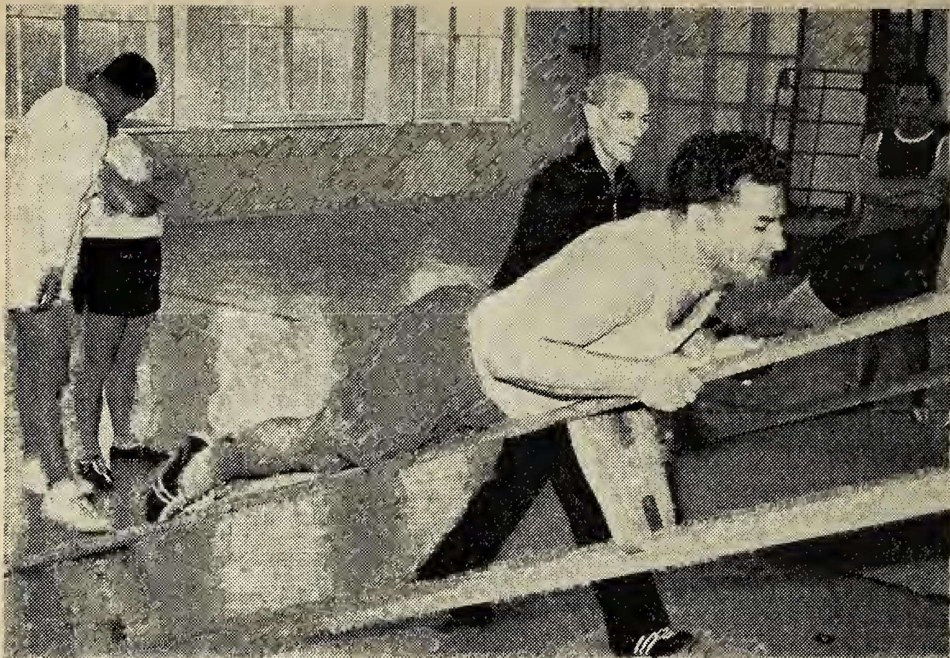
Die Überlegungen und Handlungen aller Personen und Organisationen, die sich mit den Belangen des Blindensports befassen, müssen als Endziel nur die Blindensportgruppe und damit den einzelnen Blindensportler haben. Nur dann kann unsere Arbeit einen dauernden Erfolg verzeichnen, jedes Eigenleben, ohne die aufgezeigten Beziehungen, zeitigt nur Scheinblüten. Die Hauptarbeit für den Blindensport wird in diesen kleinen Gruppen geleistet, vornehmlich von jener Schar unbekannter Übungsleiter, die niemals in das Blickfeld der Öffentlichkeit geraten. Sie waren es auch, die dem Blindensport die Grundlagen schufen, jene praktischen Erkenntnisse, mit deren Hilfe erst theoretische Betrachtungen möglich wurden.

Das Hauptgewicht liegt bei der Gymnastik mit und ohne Gerät. Sie ist die Voraussetzung, auf ihr soll sich die weitere sportliche Arbeit sinnvoll aufbauen. Sie bietet dem Blinden die Möglichkeit, alle schädigenden Folgen seiner Erblindung weitgehend abzuschwächen, ja teilweise zu beseitigen. Die abwartende Körper- und Seelenhaltung, bedingt durch den gehemmten, unfreien Bewegungsablauf, die vorwiegend sitzende Beschäftigung mit ihren bekannten Schädigungsfolgen und nicht zuletzt die Folgen der wohllebigen Konjunktur, sprich: laufende Gewichtszunahme, für das alles kann Abhilfe geschaffen werden. Der Sinn dieser Betrachtung soll nicht sein, diese Dinge bis ins einzelne zu untersuchen, sie etwa vom ärztlichen Standpunkt zu beleuchten.



Nach eigenen Beobachtungen bringt die Gymnastik eine so gute und ausreichende Durcharbeitung unseres Körpers, daß für ihn ein voller Ausgleich gegeben ist. Es sei besonders an jene Bewegungs-Gymnastik erinnert, die einen rhythmischen, ungezwungenen und gelösten Bewegungsablauf erzielt und uns zu einer natürlichen und schönen Körperhaltung zurückfinden läßt.

Doch die Halle bietet uns noch viele Möglichkeiten, so steht uns fast jedes Turngerät zur Verfügung. Der Übungsleiter muß dabei neben der turnerischen Vorbildung auch die altersmäßige Leistungsfähigkeit berücksichtigen. Beglückend ist dabei immer wieder die Feststellung, wie vertraut einem die Geräte,



Diese Übung schafft einen guten Ausgleich für die zu geringe Inanspruchnahme der Oberarm- und Schultermuskeln bei vielen Kriegsblinden.

wie Reck oder Barren, Ringe oder Pferd, auch jetzt als Blindem wieder werden können.

Hier ist, wie bei allen anderen Sportarten, immer daran zu denken, daß der Blinde wohl das wichtigste Sinnesorgan eingebüßt hat. Der Mensch hängt in allen Dingen des Lebens weitgehend von seinen optischen Eindrücken ab, auch dann, wenn alle weiteren Körperfunktionen vollkommen normal sind. Das ist auch der grundsätzliche Unterschied zu den übrigen Versehrten.

Im Wasser stellen sich uns die wenigsten Hindernisse in den Weg, soweit die Größe des Schwimmbeckens unsere Bewegungsfreiheit nicht zu stark einengt. Abgesehen von diesen örtlichen Gegebenheiten, bietet uns gerade das Schwimmen einen vollkommen ungehemmten und harmonischen Bewegungsablauf. Wie für jeden Versehrten, ist es auch für uns ideal. Die Stunden im Schwimmbekken gehören mit zu den schönsten. Es hängt dabei viel von der technischen Durchführung ab, hier kann der Übungsleiter seinen Einfallsreichtum beweisen.

Viel Mühe und Sorgfalt ist in den letzten Jahren dem Gebiet der Leichtathletik zugewandt worden. Dabei hat es überwiegend schöne Erfolge gegeben und es konnten feste Richtlinien ausgearbeitet werden, die dem einzelnen Übungsleiter eine wertvolle Hilfe waren und sind. Es sind aber auch Versuche unternommen worden, uns einzelne Disziplinen zu erschließen, uns Übungen zu empfehlen, die weniger glücklich waren. Versuche, die für uns scharf an Artistik grenzen, die nicht Mut sondern Waghalsigkeit erfordern,

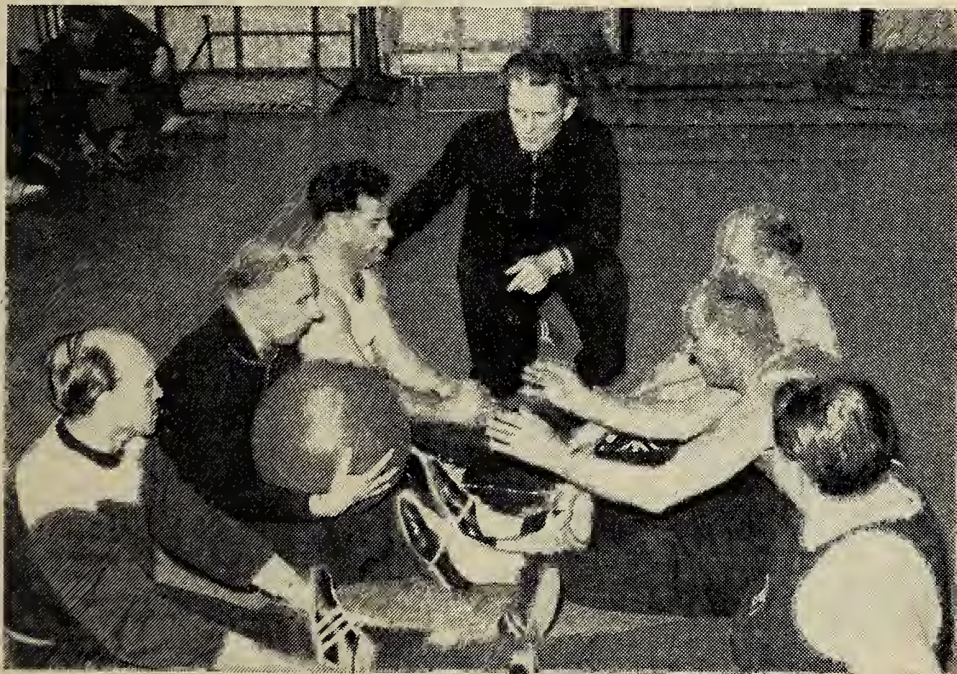
sind für den Blindensportler gänzlich ungeeignet und grundsätzlich abzulehnen, auch dann, wenn sie aus dem ehrlichen Wollen heraus geboren sind, uns zu helfen. Das gilt nicht nur für die Leichtathletik, sondern auch für alle anderen Sportarten. Wir wollen damit unsere vielen Freunde und Helfer unter den Sehenden nicht abschrecken, sie mögen uns auch weiterhin beratend und helfend zur Seite stehen. Doch mögen sie stets auch unsere Meinung anhören, nachdem wir uns mit den Dingen eingehend beschäftigt haben.

Eine besondere Stellung nimmt das Spiel ein. Gedacht ist hierbei vornehmlich an das Roll- und Torballspiel. Sinn und Zweck jeden Spiels ist es, spielend Kräfte zu entfalten. Im Eifer des Spiels setzt jeder Mensch Kräfte ein, die er sonst niemals mobilisieren würde. So betrachtet ist das Spiel auch für den Blindensport unentbehrlich. Wichtig ist ferner die Freude, die jeder einzelne Spieler dabei empfindet und die in jedem Fall einen unschätzbaren Gewinn für ihn darstellt. Besonders fördernd wirkt sich der Gemeinschaftsgeist aus, ohne den eine gute Mannschaft nicht auskommen kann.

Erwähnenswert sind noch Rudern und Skilauf, die aber nur einen beschränkten Kreis von Interessenten ansprechen, was durchaus in der Natur der Sache liegt. Rudern ist nur unter bestimmten örtlichen Voraussetzungen möglich und erfreut sich vorwiegend bei jenen Kriegsblinden großer Beliebtheit, die schon vor ihrer Erblindung Beziehungen zu diesem Sport hatten. Ausnahmen bestätigen hierbei nur die Regel.

Ähnlich ist es beim Skilauf, obgleich auch für den Anfänger viel Freude daraus erwachsen kann. Interessante Versuche mit Funk-

Gerne werden beim Blindensport Spiele mit dem Medizinball gemacht. Allerdings muß der Übungsleiter wachsam sein, in der Hitze des Spiels kann ein Kamerad leicht die Richtung verlieren.







verbindung zwischen Skilehrer und blindem Läufer sind in Kärnten durchgeführt worden, sie waren jedoch bislang nur für jenen Kreis wirklich „Zünftiger" zugänglich. Gleich wie und wann diese Methode für alle anwendbar ist, werden alle Kriegsblinden, die früher leidenschaftlich Ski gefahren sind, auch heute einen Weg suchen und finden können, um diesen Sport zu betreiben. Ihre Bewegungsfreiheit wird weitgehend vom Gelände abhängig sein, ferner von der Orientierungsmöglichkeit durch einen Sehenden. Doch die Freude, die sie trotz allem empfinden, wiegt mehr als alle Mühen und gelegentlichen Mißerfolge.

So ist es auch beim Kegeln, dessen Wert von vielen anfangs sehr bezweifelt wurde. Auch beim Blindenkegeln können bei dauernder Übung beachtliche Ergebnisse erzielt werden. Alle Beteiligten haben einen Mordsspaß an der Sache und es zieht viele ältere Kameraden zu diesem volkstümlichen Sport, die sonst von Sport nichts mehr wissen wollen. So empfindet ein 70jähriger Kriegsblinder genausoviel Freude an diesen Kegelabenden wie sein um 30 Jahre jüngerer Kamerad. „Alle neune" sind schön und anerkennenswert, vielleicht sogar erstrebenswert. Doch entscheidend sind nur die Freude und die spielend eingesetzten Kräfte.

Die Entscheidung jedes Blindensportlers, in welcher Sportart er sich betätigen will, hängt vielfach von den örtlichen Gegebenheiten ab, ist aber absolut frei und bleibt allein ihm überlassen, wobei wir nur dem Versehrtensportarzt ein Einspruchsrecht einräumen wollen. Wir treffen immer wieder auf ganz spontane Entscheidungen, die den Blinden erst einmal mit dem Blindensport in Berührung bringen. Lernt er dann all die vielen Möglichkeiten kennen, wendet er sich oftmals anderen Sportarten zu. Wir wollen uns zwar vor einer Beeinflussung hüten, es aber nicht versäumen, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Gymnastik die Stütze und das Fundament des gesamten Blindensports ist und bleibt. Ihr verdanken wir letztlich auch die Anerkennung des Versehrtensports als heilgymnastische Maßnahme im Sinne des BVG, wodurch er eine wirksame finanzielle Unterstützung erhielt. Diese gesetzgeberische Maßnahme hat sich segensreich für den gesamten Versehrtensport ausgewirkt, nicht zuletzt auch für den Blindensport.

Kehren wir wieder zu unserer Blindensportgruppe zurück und werfen wir einen Blick auf deren Arbeitsweise. Die Zusammenarbeit zwischen Übungsleiter und Sportler ist hier besonders eng. Sie besteht nicht in einem einseitigen Geben und Nehmen, sondern in einem echten Austausch. Die Gründe dafür sind schon einmal kurz ge-

streift worden, sie ergeben sich in der Praxis immer wieder von selbst. Auch für einen erfahrenen Übungsleiter treten Momente auf, wo er die Bestätigung, eine Ablehnung oder den Vorschlag des Blinden braucht. Er gelangt zwar durch seine langjährige Tätigkeit und den dauernden Umgang mit Blinden zu einer gewissen Urteilskraft, die für einen Sehenden schon ungewöhnlich und weitgehend ist, doch erst durch die tätige Mithilfe seiner Blindensportler kann er seine Erkenntnisse weiter vertiefen und vervollkommnen, um sie so seiner Gruppe nutzbar zu machen. So kann eine laufende Leistungssteigerung durch stete Wechselwirkung entstehen. Hierbei gilt es für ihn, mit größter Feinfühligkeit und äußerster Umsicht die Grenzen der Leistungsfähigkeit seiner Gruppe festzustellen, um sie nicht zu überschreiten. Auch der Blindensportler ist ein Mensch und läßt sich in der Hitze des Augenblicks zu einer Aussage hinreißen, die den wirklichen Verhältnissen nicht voll entspricht. Diese eigene Überschätzung ist nicht so selten, wie man vielleicht annimmt, sie beschränkt sich aber nicht auf unseren Personenkreis, sondern ist eine nur allzu menschliche Eigenschaft. In den meisten Fällen kommen wir ohne Schaden davon, es kann aber auch anders sein, und wenn er dann nicht zu groß ist, sind wir hoffentlich durch ihn klug geworden. Besser ist immer ein Vermeiden solcher Überforderungen, eine langsame und stetige Leistungssteigerung, ein Abbremsen der allzu stürmischen Drängler in der Gruppe. Ein falscher Ehrgeiz kann den Erfolg einer langen Arbeit binnen kurzem zunichte machen. Der Übungsleiter muß seine Gruppe genau kennen und sie in ihrer Leistungsfähigkeit richtig bewerten. Eine Über- wie Unterbewertung birgt stets Gefahren für Körper und Seele in sich. Sind es hier ungewollte körperliche Reaktionen, können es dort seelische Rückschläge sein, die meist recht schwerwiegend sind. Experimente um ihrer selbst willen lehnen wir grundsätzlich ab. Will der Übungsleiter etwas gänzlich Neues demonstrieren, kann ihm hierbei nur ein erfahrener Blindensportler beratend helfen. Wieder kann sich hier die echte Zusammenarbeit bewähren.

Hilfen soll der Übungsleiter nur so viel geben, wie unbedingt erforderlich sind, sie also auf ein Minimum herabsetzen. Die Selbständigkeit des Blinden soll weitgehend gefördert werden. Sein Raumgefühl soll in der ihm bekannt werdenden Umgebung, hier der Sporthalle, durch Erfassen der Größenverhältnisse, durch vorhandene akustische und geruchsempfindliche Merkmale vertraut werden. Der Übungsleiter soll durch akustische Zeichen, nicht durch Anfassen, den Blinden



Bei dieser Übung an der Sprossenwand wird dem Blindensportler viel Kraft und ein nicht geringer Willensaufwand abgefordert.



Orientierungshilfen geben. Das gilt auch bei der Hilfestellung, beim Turnen am Gerät, wobei wir uns nicht gern über das Gerät heben lassen, wenn uns ein freier Sprung möglich gemacht werden kann. Wir müssen jedoch stets das Gefühl der unbedingten Sicherheit haben, unser Vertrauen in den Übungsleiter darf nicht in Frage gestellt sein. Das sind große Forderungen, doch werden sie ausnahmslos in allen Blindengruppen bestens beherzigt und geübt.

Eine allgemeine Zusammenfassung und Auswertung der einzelnen Erfahrungen übernimmt, über die Fachwarte für den Blindensport in den Landesverbänden, der Deutsche Versehrten-Sportverband (DVS).

Er muß dabei allerdings immer die Sonderstellung des Blindensports beachten und ihm auch auf organisatorischem Gebiet Rechnung tragen. Die Schaffung eines Bundesfachwartes für den Blindensport war eine ausgezeichnete Lösung. Nur so konnten die Interessen des Blindensports im DVS und auch umgekehrt, die des DVS im Blindensport, erfolgreich vertreten werden. Die Sportreferenten, die dem Bundesfachwart als Vertreter der beiden großen Blindenverbände zur Seite standen, ergaben mit ihm eine vorbildliche Arbeitsgemeinschaft, die stets einen vollen Erfolg versprach und zeigte. Die Entwicklung des Blindensports hat die Erwartungen nicht enttäuscht, welche in diese Regelung gesetzt wurden. Den berechtigten Interessen aller Beteiligten konnte so befriedigend entsprochen werden, niemand kam dabei zu kurz. Ein ähnliches Verhältnis wäre auch auf Länderebene erstrebenswert, wo sich eine solche Querverbindung nur günstig auswirken kann. Alles dient ja letztlich nur dem einen Ziel: dem Blindensport. Die Organisation ist nur ein Mittel zu diesem Zweck, sie ermöglicht durch ihren Einsatz nur die Durchführung dieser Idee.

Die Organisation ist wichtig, sie hat ihre festumgrenzten Aufgaben, die von niemand anderem übernommen werden können: Lenkung und Zusammenfassung aller Maßnahmen, Sammeln von Erfahrungen, ihre Auswertung und Verbreitung. Letzteres geschieht vor allem bei Lehrgängen auf Bundes- und Länderebene.

Beide Arten unterscheiden sich grundlegend voneinander. Auf Länderebene ist es der Sinn eines Blindensportlehrganges, neue Übungsleiter zu schulen und einzuweisen und sie mit den bestehenden Erfahrungen bekannt zu machen.

Die vielseitigen Übungen an der Sprossenwand, in denen der Körper gestreckt und gedehnt wird, sind besonders gut für die Wirbelsäule

9 Fotos: L. Kasmehl

Die Bundeslehrgänge sind mehr der Forschung zugewandt. Dorthin sollten nur erfahrene Übungsleiter und Blindensportler kommen, die nicht nur lernen, sondern selber etwas geben wollen und können. Sie sollen in der einen Woche des Beisammenseins in Diskussionen strittige Fragen besprechen und klären. Sie sollen neue Wege und Möglichkeiten ausprobieren und in blindensportlichen Fragen Empfehlungen ausarbeiten. Dieser Erfahrungsaustausch auf höchster Ebene hat in den letzten Jahren einen so schönen Erfolg gezeigt, daß die in sie gesetzten Erwartungen voll befriedigt wurden.

Wir wollen allen danken, die durch ihren selbstlosen Einsatz in der bisherigen Arbeit den Blindensport auf den heutigen Stand brachten.

Unser Dank soll auch jenen gelten, die uns von außen zusahen, die ihr Ohr willig unseren Wünschen offenhielten und halfen, wenn sie es vermochten. *Fritz Kosmehl*

Der verunglückte Racheakt

„Menschenskind, nun komm' doch schon in die Brühe." — Diese Mahnung galt mir und wurde ungeduldig von meinem siebzehnjährigen Stubenkameraden des Vechtaer Lazaretts gebrummt, dessen recht knabenhafte Stimme diesen Brummton allerdings nicht recht überzeugend klingen ließ.

Mit der Brühe hatte Manfred den Inhalt der Tonkuhle gemeint, die, früher ein ergiebiges Vorkommen für die Ziegelhersteller, nun aber, bis zum Rande mit Grundwasser gefüllt, den Bewohnern der oldenburgischen Kleinstadt als treffliches Freibad galt. Zögernd hatte ich mich Schritt für Schritt in das kalte Naß bis in Kniehöhe vorgearbeitet. Plötzlich klatschte mir das Wasser nur so um die Ohren. Manfred stand einige Schritte vor mir im tieferen Wasser und ging wie ein wildgewordener Wasserwerfer auf mich los. Ich schnappte wie ein auf dem Trockenen liegender Fisch nach Luft, besann mich aber nicht lange und warf mich in die Tiefen der Tonkuhle. Uh, war das kalt! Es schnürte die Brust ordentlich zusammen. Nach kurzem Tauchen hatte ich mich an das kalte Wasser gewöhnt und schwamm nun eine kleine Orientierungsrunde. Meine Umgebung aber konnte ich durch das Wasser in den Ohren kaum noch wahrnehmen.

Da hörte ich plötzlich Manfred rufen und lachen. Langsam pirschte ich mich näher. Manfred aber, der ja sehen konnte, war natürlich immer schnell entwischt. Da! ein kurzer Satz, und schon hatte ich seine Schulter unter meinen Händen und drückte den Kameraden unter die Wasseroberfläche. Jetzt begann er aber mächtig zu zappeln. Krampfhaft hielt Manfred meine Arme fest, konnte es aber trotzdem nicht verhindern, daß ich ihn am Kopf zu packen bekam und den ge-



rechten Racheakt vollendete, indem ich seinen Kopf tief ins Wasser drückte. Was war denn das? Entsetzt fuhr ich zurück. Unter meinen gewalttätigen Händen spürte ich plötzlich das Gummigewebe einer Bademütze. Himmel! Manfred hatte doch nicht etwa so ein Ding auf dem Schädel, durchfuhr es mich.

Hustend und prustend paddelte ich dem rettenden Strand zu, denn ich hatte in der Schrecksekunde der Offenbarung meinen Unterkiefer bei der Unterwasserarbeit aufgeklappt und mir eine ganze Menge des Tonkuhleninhalts einverleibt.

Durch Zuruf lotsten mich meine anderen Lazarettkameraden zu sich ans Ufer. Diese Kameraden waren es auch, die meine Verfolger abfingen, an deren Spitze die von mir unter die Wasseroberfläche beförderte junge Dame war. Ich alter Esel hatte SIE für meinen Freund Manfred gehalten. Durch die höfliche Aufklärung meiner Kameraden, die sie der vermaledeiten Bademütze und deren freundlichen Besitzerin gaben, konnte ich mich diesmal mit einer Entschuldigung aus der Affäre ziehen. Ja, ich brachte es sogar, wenn auch verschämt, fertig, in das Gelächter über diesen Vorfall einzustimmen, in das sich auch das helle Lachen meines unfreiwilligen Opfers und das frappierend ähnliche Lachen meines Freundes Manfred mischten. *E. Möckel*

Ein Besuch bei der heiligen Odilie

Früher wußte ich überhaupt nichts von einer heiligen Odilie. Erst mußte ich Soldat sein und mußte in Rußland durch einen Kopfschuß verwundet werden, dann lange Monate in der Augenklinik in Straßburg liegen, ehe ich das erstemal etwas von der Heiligen und einem Vogesenberg hörte, der ihren Namen trägt.

Da war in der Klinik eine Putzfrau, eine echte Straßburgerin, die seufzte oft zum Erbarmen, wenn sie mein Zimmer ausfegte. „Ach Gott, wie schlimm", bekam ich des öfteren zu hören, „jetzt sind Sie noch so jung und schon blind." „Kann denn der Doktor nichts mehr machen?" fragte sie eines Tages und betonte dabei das „Doktor" so eigenartig, daß ich stutzig wurde. „Wieso sagen Sie so merkwürdig ‚der Doktor'?" stellte ich eine Gegenfrage. „Wer sollte denn sonst einem Augenverletzten helfen können?" Da war der Bann gebrochen.

Die gute, alte Seele riet mir mit leise geflüsterten Worten, es doch einmal mit dem heilkräftigen Wasser aus der Odilienquelle zu versuchen. „Die Quelle ist auf dem Odilienberg und hat schon vielen Augenkranken, ja, sogar schon Blinden geholfen", versicherte sie mir treuherzig, „nur glauben müssen Sie, glauben, daß die heilige Odilie Ihnen helfen kann. Sie ist die Schutzheilige der Blinden und hat in ihrem irdischen Leben mit dem Wasser ihrer Quelle Blinde wieder sehend gemacht. Sie müssen einmal eine Wallfahrt machen und müssen sich ein Fläschchen Wasser dort holen und dann mit dem Wasser

Ihre Augen waschen, das wird Ihnen helfen. es hilft Ihnen ganz gewiß, nur müssen Sie daran glauben, fest glauben." Vor soviel beredter Hilfsbereitschaft war es mir nicht möglich, irgendwelche Zweifel oder Bedenken zu äußern, ich versprach, den guten Rat zu beherzigen und die Heilige und ihre Quelle einmal zu besuchen.

„Oh, du heilige Einfalt", mußte ich nachher denken, irgendwie aber war es doch tröstlich zu wissen, daß es auch eine Schutzpatronin für Blinde gibt. Das ist nun schon viele Jahre her.

In diesem Sommer konnte ich nun endlich mein damals gegebenes Versprechen einlösen und zum Odilienberg wallfahren, mit Bergstock und Rucksack und auf Schusters Rappen, wie ich zu tun pflege, wenn ich etwas wirklich kennenlernen und richtig erleben will.

Von Barr, einem hübschen Städtchen am Fuße der Vogesen, brachen wir an einem strahlend schönen Sommermorgen im Juli zu unserer Pilgerfahrt auf. Wir, das waren meine Frau, meine zwei Buben, die stolz ihre Rucksäcke trugen, noch ein Junge aus der Verwandtschaft und ich.

Auf einem steilen Hohlweg, der durch prächtiges Rebland bergauf führte und in den die Morgensonne schon glühende Pfeile schoß, daß man die hitzeflirrende Luft förmlich zu riechen vermeinte, ließen wir, langsam an Höhe gewinnend, das Städtchen hinter uns im Tale zurück.

Drei Schritte einatmen, drei Schritte ausatmen, das sei die rechte Methode beim Bergsteigen, hatte man mir einmal erzählt, und wirklich, es ging prima, ich brauchte nicht zu pusten und zu schnaufen wie ein altes Nilpferd, wie es mir sonst oft ergangen war. Aber die Hitze! Wenn es richtig war, daß eine Wallfahrt nicht ohne Mühsal und Beschwerden sein dürfe, wenn sie Segen bringen solle, so mußten wir an diesem Tage reichlich gesegnet werden, das stand für mich, schon nach der ersten Wegstunde bergan, fest. Nach einer weiteren Stunde frohen Wanderns am steilen Berghang hatten wir den Landsberg erreicht, einen kleinen Bruder des Odilienbergs und mit diesem durch einen langgestreckten Bergrücken verbunden, von wo aus es nochmals zwei bis drei Stunden Weges bis zu unserem Ziel sein sollten.

„So", meinte meine Frau, „du willst doch zur heiligen Odilie wallfahren. Hier bist du an ihrer Geburtsstätte. Hier oben auf dem Berg stand im siebenten Jahrhundert die Burg ihres Vaters, des Herzogs Eticho. Hier verstieß er das blindgeborene Mädchen, das dann die Mutter heimlich in ein Kloster bringen ließ. Als das Kind herangewachsen war und die Taufe empfing, wurde es sehend und war von diesem Wunder so überwältigt, daß es gelobte, ein frommes und reines Leben zu führen." Natürlich drängte ich und wollte noch mehr von meiner Frau wissen. Aber da war nichts zu machen. „Dann weißt du ja schon alles und verlierst vielleicht gar die Lust weiterzupilgern, das kannst du doch nicht wollen", erklärte sie mir freundlich, und ich mußte ihr im stillen recht geben und warf mir meinen Rucksack wieder auf den Rücken.

Jetzt ging es auf einem mit Steinen und Wurzelwerk gespickten Pfad, der sich durch hochwüchsigen, kräftigen Mischwald hinzog,

Fische, Linolschnitt von Günther Barthel



dem Odilienberg entgegen. Lange waren wir so dahingestolpert, als mir plötzlich ein leichter Wind, mit einer Spur von Zigarrenduft, die Nase umfächelte. Aha, dachte ich, da sitzt ein müder Wandersmann irgendwo im Walde und sündigt, wenn den nur kein Förster erwischt. Aber ich hatte mich geirrt. Der Duft nach gutem Tabak kam von den vielen Ausflüglern, die die Außenhöfe und die gastlichen Räumlichkeiten des Klosters bevölkerten. Wir waren nämlich da!

Gleich darauf hallten unsere Schritte auf dem Pflaster des Klosterhofs, wir fanden in einer stillen Ecke eine schattige Bank, wo wir uns aufseufzend niederließen und die Beine von uns streckten. „Hier sind wir im inneren Klosterhof", belehrte mich nach einigem Schweigen meine Frau. „Das Kloster hat die heilige Odilie gegründet. Vorher hatte an dieser Stelle eine Burg ihres Vaters gestanden, die den Namen Hohenburg getragen hatte. Der stolze Herzog schenkte seiner frommen Tochter besagte Burg, die von ihr nach und nach umgebaut und in ein Kloster verwandelt wurde. Auch heute noch gibt es Nonnen hier, sie betreuen die Kapellen und die Gedenkstätten an die Heilige." Nach einem kräftigen Imbiß gingen wir daran, alles richtig zu erforschen. Eigentlich aber war es nur für mich eine Art Forschungsreise, meine Frau kannte ja alles schon seit ihrer Kindheit und machte nur den Führer.

Durch einen hallenden, mit Licht und Schatten spielenden Kreuzgang gelangten wir in eine kleine Kapelle. Mitten im Raume steht da auf kleinen Pfeilern ein wuchtiger Steinsarkophag. Auf seiner steinernen Deckplatte ist St. Odilie in einem Reliefbild dargestellt und in ihm ruht, was an der Heiligen sterblich war.

An den Wänden hingen viele Bilder, die Szenen aus dem Leben der Dahingegangenen zeigten.

Wir kamen in eine zweite, kleinere Kapelle, in der sich viele Besucher drängten. „Gleich hier links in der Ecke", flüsterte mir meine Frau zu, steht ein lebensgroßes Standbild St. Odiliens. Die steinernen Augen sind ihm halb ausgewischt, weil ihm alle Besucher mit dem Taschentuch über die Augen reiben und dann das mit heilender Kraft getränkte Taschentuch gegen die eigenen Augen drükken. Es soll die Augen vor Verletzungen schützen, du kannst mir glauben, die Leute schwören darauf."

Wie merkwürdig, mußte ich denken, wie merkwürdig ist dieser Aberglaube in unserem Zeitalter der Elektronengehirne und Erdsatelliten. Oder ist es gar kein Aberglaube, ist es nicht einfach Glaube, tief verwurzelter, kindlicher Glaube. Warum soll für den Gläubigen die heilige Kraft von oben nicht auch

im toten Stein wirksam sein können, was wissen wir denn? Jedenfalls fand ich es schön, daß es so gläubiges Vertrauen auch heute noch gibt.

Eine schmale Steintreppe hinabsteigend, kamen wir zur Odilienquelle. Hier versäumte ich nicht, meinen Obolus zu entrichten. Es ist nämlich ein alter Brauch, kleine Münzen ins Wasser zu werfen, als Opfergabe und als Dank an die Heilige, die einst an dieser Stelle mit der Hand gegen die Felsen schlug und den Quell hervorsprudeln ließ, mit dessen Wasser sie Blinde wieder zum Sehen gebracht haben soll.

Man scheint hier schon schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, denn die ausgemauerte Quelle wird durch ein kräftiges Eisengitter abgeschlossen. An schönen Sommer-Sonntagen soll das Wasser der Quelle aber auch Mühe haben, sich gegen die vielen Kupfer- und Silbermünzen zu behaupten. Ist das nicht eine große Versuchung, vor der man die Menschen bewahren muß? Durch ein seitlich angebrachtes Rohr fließt das überschüssige Naß aus dem Quellbecken und bildet ein munteres Rinnsal, das hurtig bergab fließt.

Hurtig hantieren auch die Männer, die ein Stückchen weiter unten kleine Fläschchen mit dem heilkräftigen Wasser füllen und sie an gelegentliche Interessenten verkaufen. Hier fiel mir meine alte Freundin aus meiner Straßburger Lazarettzeit wieder ein, und ich mußte lächeln, nicht spöttisch, nein, eher etwas bewegt.

Dann kam das schönste Erlebnis des ganzen Tages.

Auf der etwas vorspringenden Aussichtsplatte, die wir noch aufsuchten, steht in der Mitte eine große, steinerne Orientierungstafel. Mit dem Zeigefinger folgte ich den erhabenen Richtungspfeilen und verlängerte sie, von ihrer Spitze ausgehend, mit ausgestrecktem Arm, indem ich meine Frau fragte: „Was ist da, was liegt dort, wohin weist dieser Pfeil, wohin jener, sind die angegebenen Zielpunkte heute zu sehen?"

Bereitwillig bekam ich alle Auskünfte, die ich nur haben wollte. „Da, wohin du eben gewiesen hast, halbrechts vor dir, da liegt Freiburg im Breisgau. Von dort aus zieht sich am Horizont der Schwarzwald weit nach links hin. Im Mittelpunkt, gerade vor uns, ahnt man den Rhein, und leicht nach links abgesetzt ist das Straßburger Münster zu sehen." „Und wo ist Erstein, wo du zu Hause bist?" fragte ich dazwischen. „Etwa auf halbem Wege zwischen hier und Straßburg. Man sieht sogar die Ill, die Erstein noch berührt und nach der das Elsaß benannt ist. Dahinter liegt ein dunkler Streifen, das ist der Auwald, der sich am Rhein entlangzieht."

So hatte ich einen herrlichen Überblick von hier oben, vom Berge der heiligen Odilie.

Mag auch das, was sich auf meiner geistigen Netzhaut zu einem bunten, wechselvollen Bilde formte, nicht in allen Einzelheiten der fotografisch getreuen Wiedergabe der gesegneten Rheinebene entsprochen haben, es war ein schöner Blick, weit, weit über Land.

Dankbar drückte ich meiner Gefährtin die Hand und empfand es an dieser Gedenkstätte an die heilige Odilie, die als Schutzpatronin der Blinden verehrt wird, so recht deutlich, was wir an unseren Frauen haben.

Wie die Heilige Blinde sehend machte, so helfen sie uns immer wieder über unsere engen Schranken hinweg, so stoßen sie, mit ihren kurzen Hinweisen oder durch farbige Schilderungen, das verdunkelte Fenster für uns auf, daß wir die sinnlich wahrnehmbare Welt da draußen in uns einströmen lassen können.

Sie lassen uns teilnehmen an der Schönheit einer Landschaft, am eigenartigen Reiz eines verwitterten alten Bauernhauses, malen uns ein Bild von den Bildern, die in wechselnder Folge um uns sind. Haben sie für uns nicht auch ein klein wenig von der heiligen Odilie an sich, so ein kleines, bescheidenes und oft übersehenes Heiligenscheinchen, meine ich?

Alfred Lauster

Allen Kindern ein Freund

Es ist Abend geworden, das Dunkel hat sich über die weiten Flächen der Landschaft gebreitet. Als wir vor das Haus treten, jagen Wolkenfetzen am herbstlichen Himmel, nur hin und wieder blinken einzelne Sterne zwischen ihnen hindurch. Ein kalter, unfreundlicher Wind fegt in kurzen Böen über die Dächer und um die Ecken der Vorstadthäuser, fährt in die Äste der fast kahlen Bäume und reißt die letzten Blätter ab. In tiefschwarzen Schattenrissen stehen die Häuser vor dem bewegten Himmel, nur hin und wieder zeichnen sich die hellerleuchteten Rechtecke der Fenster in ihnen ab und verraten anheimelnde Wärme hinter den Scheiben.

Wir lenken unsere Schritte dem Zentrum der Stadt zu, jener Stelle, über der sich an der Wolkendecke ein heller Fleck abzeichnet. Er ist dort an jedem Abend zu sehen und zeugt von der lichtdurchfluteten Unrast der Innenstadt, in der das Leben noch lange pulsiert, wenn draußen in den Vorstädten die Lichter längst erloschen sind. Aber heute ist dieser Fleck heller, er zuckt, als würde er von einer flackernden Flamme herrühren. Der Wind trägt zuweilen einzelne Musikfetzen zu uns herüber, die sofort wieder in ein undeutliches Brausen versinken. Je mehr wir uns der Innenstadt nähern, um so lauter werden diese Geräusche. Sie lösen sich auf, und wir unterscheiden deutlich Musik, sich überschlagende Stimmen, Klingeln und Hupen sowie das Stimmengewirr einer tausendköpfigen Menschenmenge. Wir nähern uns dem Pferdemarkt, auf dem sich der Oldenburger Kramermarkt abspielt. Eine letzte Biegung um eine Straßenecke und nun liegt der weite, große Platz vor uns. Eingebettet in die Häuser des Stadtzentrums spielt sich hier ein wahres Volksfest ab.

Es sind nur noch wenige Schritte, dann hat uns der Sog der sich vorwärtsschiebenden Menge erfaßt und reißt uns mit sich. Wir werden langsam durch die einzelnen Gänge getrieben, die Füße gehorchen nicht mehr unserem Willen. Zuckende Lichter drehen sich an immer schneller rotierenden Karussells, dröhnende Lautsprecher schleudern ihre Rhythmen in die Menge und vermischen sich mit all den anderen Geräuschen zu einer wahren Tonlawine. Vor den Schaubuden stauen sich die Menschen zu dicken Trauben, denn gerade wird eine Kostprobe jener unerhörten, noch nie dagewesenen Sensationen gezeigt, die den Zuschauer drinnen erwarten. Wir schieben uns langsam hindurch, wohlig schnuppern wir den Duft von frisch gebrannten Mandeln, der sich mit den Düften von Bratwürsten und Schmalzkuchen vermischt. Auf allen Gesichtern ringsum liegt die Freude an dieser Art ungezwungenen Vergnügens. Hier kann jeder für Stunden wieder Kind sein, und wenn es ihm in den Kopf kommt, auf eines der hölzernen Pferdchen steigen und wie einst seine Runden drehn. Es tut manchem sichtlich wohl, die Zwangsjacke des allzu betriebsamen Alltags auszuziehen, die großen oder kleinen Würden am Eingang der Budenstraßen abzustreifen, aus der Haut des Alltags zu schlüpfen und wieder verjüngt umherzuschweifen, in einer winzig kleinen Gondel hinaufzuschwingen in den nächtlichen Himmel, tief unter sich den wimmelnden Ameisenhaufen, mit klopfendem Herzen hinabzusehen auf den lichterfunkelnden Platz. Gewiß, es ist alles nur eine kurzlebige Illusion, aber gerade deshalb so köstlich und ungefährlich.

So treiben wir scheinbar ziellos durch diese ausgelassene Menge, in der man kaum noch



Ein Blick hinter die Kulissen zeigt unseren Kameraden Kurt Reißmann mit zwei seiner köstlichen Figuren während des Spiels.

die sonst so kühlen Norddeutschen erkennt. Doch wir suchen etwas Bestimmtes und endlich haben wir unser Ziel gefunden. Zwischen einer Schleckerbude und einem funkelnden Glücksspielpalast steht ein mittelgroßes blaues Zelt.

An der Vorderseite trägt es eine nachgebildete Backsteinfassade, in der sich oben eine kleine, von einem Vorhang verschlossene Bühne befindet. Doch wir werden weitergeschoben und nur mit einiger Mühe gelingt es uns, an dieses Zelt zu gelangen. Neben dem geschlossenen Eingang steht der Name „Kurt Reißmann", wir sind also hier richtig.

Schnell schlüpfen wir am Zelt entlang und stehen aufatmend innerhalb eines Gevierts, das ringsum von Buden gebildet wird. Mit wenigen Schritten sind wir in eine andere Welt getreten, stehen hinter den Kulissen des Jahrmarkts. Wohnwagen reihen sich aneinander, dort baumeln einige Wäschestücke im Herbstwind. Fast alle Wagenfenster liegen im Dunkeln, die Bewohner der Wagen befinden sich noch an der wirbelnden Außenseite dieser ruhigen Insel. Im Wagen vor uns schimmert ein heller Lichtschein durch die Fenster. Dort klopfen wir an und eintretend empfängt uns eine anheimelnde Wärme. Unser kriegsblinder Kamerad Kurt Reißmann hat uns mit seiner Frau schon erwartet. Er hat seine Tagesarbeit hinter sich; denn die Kinder, die tagsüber seine kleinen Zuschauer sind, liegen sicher längst in ihren Betten, und manches träumt vielleicht von dem, was es hier in dem kleinen, blauen Zelt erlebte.

Während draußen das Treiben und Lärmen des Marktes weitergeht, dringen die Töne nur gedämpft an unser Ohr. Wir lauschen den Worten des Kriegsblinden, der nun vor uns sitzt. Er erzählt uns aus seinem Leben. Vor unseren Augen steigen die Bilder der Kindheit und Jugend auf.

Nach der Schulzeit hatte er den Beruf eines Schlachters gewählt, sein Vater betrieb selbst eine gutgehende Schlachterei. Die Arbeit machte ihm sehr viel Freude, schon mit 23 Jahren legte er die Meisterprüfung ab. Doch dann kam der Krieg und mit ihm eines Tages die große Wende seines Lebens, die große Prüfung.

Er hatte gelitten wie all die Tausende, er verzweifelte fast und hoffte immer wieder. Doch das Augenlicht war für immer erloschen. Wer dies nicht selbst erlebte, kann und wird es nie begreifen können. Es ist auch aus den schlichten Worten nicht herauszuhören, die der Mann vor uns gebraucht. Er streift diese Zeit nur mit wenigen Sätzen, es ist nicht seine Art, darüber viel Worte zu verlieren.

Die nächsten Jahre waren ein dauerndes Suchen und Irren. Sein erlernter Beruf war ihm verschlossen, was sollte er nur beginnen? Vieles wurde begonnen und dann wieder verworfen, bis er eines Tages eine Idee hatte, die ihm anfangs selbst undurchführbar vorkam. Er lachte sich selber aus und doch spannte er mit Hilfe seiner Frau eine Decke zwischen zwei Türpfosten, nahm zwei kleine Kasperpuppen zur Hand und spielte drauflos.

Es war doch schwieriger als er gedacht hatte. Die sonst suchenden und tastenden Hände steckten in den kleinen Puppenkörpern und konnten nicht mehr zur Orientierung verwendet werden. Er spielte nicht immer in der richtigen Richtung, der wohlgezielte Hieb mit der Pritsche ging meist ins Leere, auch in die entgegengesetzte Richtung. Aber der norddeutsche Dickschädel gab nicht auf, diese Idee hatte von ihm Besitz ergriffen und ließ ihn nicht mehr los. Schließlich wurde seine Zähigkeit belohnt. Die rein technischen Fähigkeiten, wenn wir sie so nennen wollen, bildeten bald keine Schwierigkeiten mehr. Entscheidender wurde nun sein Einfallsreichtum und die Spielleidenschaft. Wer

Während hier Frau Reißmann die Garderabe der Puppen nachsieht und kleine Schäden schnell ausbessert, genießt unser Kamerad den Feierabend auf seine Art. *2 Fatas: L. Kosmehl*



hätte es früher einem Schlachtermeister zugetraut, daß er einmal Puppenspieler sein würde? Noch heute denkt er sich alle seine Stücke selber aus, wandelt sie jedoch in der Laune des Augenblicks ab, paßt sie den sich wandelnden Verhältnissen der Stunde an.

Es kam der Tag, da er wußte: trotz meiner Erblindung habe ich alle Hindernisse überwunden, ich kann nun spielen wie ich es mir vorstelle. Nun ging er zielsicher seinen Weg weiter. Nach seinen eigenen Vorstellungen und Angaben stellte ein Berliner Bildhauer die Puppenköpfe her, dann bekamen sie ihre lebendigen Farben und prächtigen Gewänder. Es sind köstliche Typen darunter, die alle einen Namen haben und vielen Kindern ein fester Begriff wurden. Nachdem die Bühne gebaut war, ging es zum erstenmal hinaus auf einen Jahrmarkt. Zuerst noch ohne Zelt, denn all die Vorbereitungen hatten viel Geld verschlungen. Hinzu kam noch, daß die Kasperle-Theater bisher immer unter freiem Himmel gespielt hatten. So fing unser Kamerad auch an. Irgendwo, abseits in einer Ecke des großen Platzes, wo der Lärm und Trubel nicht allzusehr störten, baute er seine Bühne auf, stellte seine Frau die Bänke hin. Die Kinder kamen auch und sie kamen gern. Es kamen die Zaungäste ungeniert und ungehindert, das waren vorwiegend Erwachsene. Sie sahen und lauschten dem altvertrauten Spiele, angesteckt von dem Jubel der Kinder lachten sie mit ihnen. Wenn aber Frau Reißmann mit dem Teller durch die Reihen ging, schlüpften viele Kinder davon, wandten sich die Erwachsenen ab, als wären sie nur rein zufällig stehengeblieben. Der Teller wurde nie recht voll, und es war beschämend für die Frau, trotz der Leistung ihres blinden Mannes, förmlich betteln zu müssen. So konnte es nicht weitergehen, und wie immer fand unser Kamerad auch hier einen Ausweg, der mit einem Schlage alle Schwierigkeiten beseitigte und seinem kleinen Unternehmen eine solide Grundlage gab. Nach seinen Plänen ließ er sich das Zeltgerüst, die Spannseile und die Zeltplanen anfertigen. Die Zuschauer wurden erst nach dem Kauf einer Eintrittskarte eingelassen, damit war ein leidiges Problem für immer gelöst.

So wurde aus einem ehemaligen Schlachtermeister ein Schausteller. Um die Osterzeit rüstet er mit seiner Frau zur ersten Ausfahrt im Jahr. Der Wohnanhänger wird beladen. Er ist für diesen Zweck besonders konstruiert, es wurde dabei an alles gedacht. Sein Inneres ist zwar ein enges, aber gemütliches Heim, das alles enthält, was zum Wohnen erforderlich ist, vom Bett bis zum Propangasherd, vom Kleiderschrank bis zum Spülbecken. In seinem Doppelboden wird die gesamte Zeltausrüstung untergebracht.

Wenn all die vielen Kleinigkeiten verpackt sind, setzt sich Frau Reißmann hinter das Lenkrad des schweren Wagens und los geht die Fahrt, hinaus auf die Landstraße, dem ersten Ziele zu. Mitunter kommen sie zwischen den einzelnen Märkten zu einer kurzen Ruhepause nach Nordenham zurück, wo sie ein freundliches und gemütliches Heim besitzen. Ihre Reise führt sie kreuz und quer durch den nordwestdeutschen Raum zwischen Elbe und Ems, und ganz gleich, ob in Bremen oder Oldenburg, in Emden oder Lüneburg, in Leer oder sonst einem der vielen Orte, wo das kleine blaue Zelt aufgeschlagen ist, wird es von den Kindern freudig begrüßt. Wie in den vergangenen Jahrhunderten bleibt auch heute der Kasperle ein starker Anziehungspunkt für die Kinder. Sie lachen und freuen sich, sie gehen ganz mit, sie bangen um ihr Kasperle und jubeln hell auf, wenn ihr kleiner Held wieder obenauf ist. Diese Freude aber, so sagt uns unser Kamerad, ist mein schönster Lohn. Dann vergesse ich selbst die schmerzenden Arme, der knurrende Magen wird auf später vertröstet, denn meine Kinder kann ich doch nicht warten lassen.

Der Bremer Freimarkt gegen Ende Oktober ist der Abschluß der Jahresarbeit. Es folgt eine Winterruhe, die wohlverdient genossen wird. Die Gemütlichkeit des behag-



Landschaft mit Brücke, Linolschnitt von der Fläche her aufgebaut, Günther Barthel

lichen Heimes wird nach Herzenslust ausgekostet, bis der Frühling die beiden wieder hinaustreibt.

Während wir der erzählenden Stimme lauschen, gehen die Stunden dahin. Lärm und Trubel draußen sind längst verstummt, und als wir abschiednehmend aus dem Wagen treten, liegt der weite Platz in völligem Dunkel und schweigend vor uns. Leer und ausgestorben liegen die Gänge, nur die Füße streifen im Vorübergehen über Abfälle und Reste des versiegten Trubels. Der Wind spielt mit einigen Papierfetzen.

*

Als am nächsten Tag die Sonne von einem blaßblauen Herbsthimmel lacht, sind wir wieder auf dem Rummelplatz. Das Bild ist völlig anders geworden. Die Sonne und die Kinder beherrschen den weiten Platz. In kleinen Gruppen ziehen sie umher, belagern in dichten Rudeln die vielen Karussells, ziehen mit blanken Augen, trotz der herbstlichen Kühle genußvoll am Eis schleckernd, durch die Gänge. Wir lenken unsere Schritte wieder unserem gestrigen Ziele zu und stehen bald wieder vor dem blauen Zelt. Der Eingang ist weit geöffnet, eine lange Schlange von Kindern aller Altersklassen wartet davor. Geduldig stehen sie da, auch wenn sie beim nächsten Schub noch nicht hineinkommen. Wenn sie aber erst einmal drin sind, gehen sie nicht so schnell wieder hinaus, lieber bezahlen sie immer wieder nach, ehe sie ihren so schwer erkämpften Platz aufgeben. Das erzählt uns Frau Reißmann, die uns am Eingang begrüßt. Wir treten ein und schieben uns langsam durch die gedrängt Stehenden. Die Bankreihen sind meist von Eltern besetzt, die ihre Kleinsten begleiten. Kopf

an Kopf stehen die Kinder und schauen gebannt zu der kleinen Bühne empor, deren grüner Vorhang noch dicht geschlossen ist. Beim ersten Klingelzeichen verstummen sie augenblicklich, der Vorhang fliegt auf und mit einem kühnen Sprung erscheint der Kasperle. Und damit versinkt die Welt da draußen für all die kleinen und großen Zuschauer. Die kleinen, so lebendigen Figuren dort oben ziehen alle in ihren Bann, die Kinder gehen mit als wären sie selbst am Geschehen beteiligt. Freudiges Lachen wechselt ab mit entsetzten Ausrufen, wenn ihrem Kasperle eine neue Gefahr droht. Hörbar atmen sie auf, als sich der ewig junge Schlingel aus der Klemme zieht. Auch wir werden hingerissen und vergessen ganz unsere eigentliche Aufgabe, die kleinen Zuschauer zu beobachten.

Hier wird echte, urwüchsige Volkskunst geboten, unverfälscht und unverdorben. Ohne jegliche technischen Hilfsmittel, nur gegründet auf die Geschicklichkeit seiner Hände, auf die Wandlungsfähigkeit seiner Stimme, spielt hier ein erblindeter Mann für seine Kinder. Diese aber wissen nichts davon, nichts verrät ihnen etwas von seinem Schicksal. „Sie brauchen und sollen es auch nicht wissen", sagt uns unser blinder Kamerad, „ich kann nichts Störendes und Ablenkendes zwischen meinem kleinen Publikum und mir brauchen. Nur so trete ich unmittelbar mit ihnen in Kontakt." Das können wir ihm voll bestätigen, er spielt sich in die Herzen der Kinder hinein. Gibt es etwas Schöneres als anderen Menschen Freude zu bereiten, dazu noch Kindern? Wir verstehen nun ganz, warum er so an seinem neuen Beruf hängt, obwohl er abends oft rechtschaffen müde und abgespannt ist. Zur rein körperlichen Leistung, die recht beachtlich ist, kommt eine starke geistige Konzentration.

In einer Pause treten wir in den kleinen Raum zwischen Außen- und Bühnenwand. Griffbereit und wohlgeordnet hängen hier die Puppen und liegen die vielen kleinen Requisiten, die für ein rechtes Spiel erforderlich sind. Alles hat seinen bestimmten Platz, denn da er ohne jede Hilfe ganz allein spielt, würde auch die kleinste Unordnung sich sehr schlimm auswirken.

„Warum steht hier kein Tonbandgerät, warum werden die modernen technischen Hilfsmittel nicht mit in das Spiel einbezogen?" fragen wir etwas verwundert.

„Ach", meint er nur, „das habe ich alles versucht, leider nur mit negativem Erfolg. Der viele Staub auf den Märkten verschmutzt in kürzester Zeit jedes feinmechanische Gerät und setzt es außer Betrieb. Außerdem muß ich mich streng an das festgelegte Programm halten, wie es auf dem Tonband aufgezeichnet ist. Vorbei war es mit dem herrlichen Improvisieren, wobei ich mich jeder veränderten Haltung meiner kleinen Zuschauer anpassen kann. Nein, ich bleibe bei den Möglichkeiten, die dem Puppenspieler schon seit jeher zur Verfügung standen. Aus eigener Erfahrung kann ich nur immer wieder sagen, die Kinder vermissen die Technik nicht."

Ein leichter Anflug von Bitterkeit liegt in seiner Stimme, als er von den abfälligen Urteilen spricht, die sein Wirken mit „billiges Rummelplatz-Theater" geringschätzig abtun. Doch die Kinder machen das wieder gut, sie haben noch eine andere Auffassung von der Kunst. Ihnen sind derartige Überlegungen fremd, ungeduldig rufen sie nach ihrem Kasperle und lächelnd wendet sich der Kriegsblinde seinen Puppen zu.

Ein Jubelschrei aus jungen Kehlen empfängt den Kasperle. Noch einmal werfen wir einen Blick in den Zuschauerraum, wo die Kinder mit hingebungsvollen Gesichtern dem Spiel unseres Kameraden folgen, der sie in die Zauberwelt des Märchens und in das wunderbare Zwischenreich der dargestellten Phantasie entführt hat, dann treten wir hinaus in den strahlenden Sonnenschein und ziehen die Tür sacht hinter uns zu. F. K.

Beifall und Dank aus dem Publikum

Zehn Jahre „Hörspielpreis der Kriegsblinden"

In einem bescheidenen Hotelsaal in Wiesbaden ging eine Sitzung der führenden Männer des Bundes der Kriegsblinden zu Ende. Es war im Frühjahr 1952. Von Wirtschaftswunder war noch keine Rede, und die Kriegsopferrenten waren bedrückend gering, viele Hunderte von arbeitswilligen Kriegsblinden fanden keine Stellung, viele Hunderte keine Wohnung — kurz, Dutzende von Sorgen waren in der Sitzung erörtert worden.

Doch bevor der Kreis auseinanderging, öffneten sich die Türen, um noch einige Gäste hereinzulassen. Sie waren eingeladen, um dabei zu sein, wenn zum erstenmal der „Hörspielpreis der Kriegsblinden" einem Hörspieldichter überreicht würde. Es war eine würdige, schöne Veranstaltung, der Preisträger — es war Erwin Wickert — hielt eine geistvolle kleine Dankesanspache, alles verlief nach Wunsch — aber niemand hätte angenommen, dieser neue Literaturpreis könnte ein solches Ansehen gewinnen und in der Öffentlichkeit so stark von sich reden machen, daß schon ein Jahr später der festliche Verleihungsakt im Bonner Bundeshaus in Anwesenheit des Bundespräsidenten stattfinden würde.

Wie ist es zu erklären, daß ein bescheidener Anfang, der kaum mehr als ein vorsichtiger Versuch war, ein so gutes Echo fand? Heute, da das kleine Jubiläum der zehnten Preisverleihung hinter uns liegt, läßt sich darüber reden, als ob die Entwicklung ganz selbstverständlich gewesen sei. Aber vorauszusehen war sie nicht. Beispielsweise war nicht vorauszusehen, daß die deutschen Schriftsteller, gerade auch die jüngeren, also jene, die nach neuen Ausdrucksformen suchen, sich so intensiv dem Hörspiel zuwenden würden, wie es bis heute geschieht. Die schönen Möglichkeiten dieser neuen Ausdrucksformen, die allein das gesprochene Wort gelten lassen, lockten die besten Köpfe. Vom Hörspiel aus finden sie dann den Weg zur Bühne, da und dort auch zum Roman. Und zum Hörspiel kehren sie immer wieder zurück.

Als sehr günstig für den Hörspielkreis erwies sich auch die Tatsache, daß in diesen Nachkriegsjahren — wenn man von den großen alten Namen absieht — in der deutschen Literatur eine recht magere Periode zu verzeichnen war. Einzig in der Lyrik ging Bedeutendes vor sich, und — verwandt damit,



Auch Bundespräsident Lübke war anwesend, als am 21. März 1961 dem Dichter Dieter Wellershoff der Hörspielpreis 1960 von unserem ersten Vorsitzenden, Dr. H. Ludwig, überreicht wurde. Ganz rechts der Preisträger, in der Mitte der Vorsitzende des Preisgerichts, Friedrich Wilhelm Hymmen.

Foto: Georg Munker

weil ganz auf das Wort gestellt — eben auch im Hörspiel. Allerdings, und das ärgerte die Kritiker und die Hörspielfreunde: Diese junge literarische Gattung fand in der Öffentlichkeit zunächst keineswegs die Beachtung, die sie verdient hätte. Und dieser Ärger ist einer der Anlässe zur Gründung des Hörspielpreises gewesen. Es bestand also für diesen Preis ein Bedürfnis, und zwar von vielen Seiten her; von seiten des Rundfunks, der sich ja nicht gut selber preiskrönen kann und der Förderung suchte, von seiten der Autoren, denen es an Anerkennung und Ermutigung fehlte, von seiten all der vielen Hörspielfreunde, die ja ihren Beifall nicht kundtun konnten und nun in den Kriegsblinden ihre Sprecher, ihre Stellvertreter sahen.

Zu diesen glücklichen Voraussetzungen kam schließlich ohne Zweifel auch die Originalität des Preises, vor allem hinsichtlich der Zusammensetzung des Preisgerichts. Hier verbanden sich nämlich Kritiker und Konsumenten, Fachleute und Hörer. Die Kriegsblinden nämlich, also die Stifter des Preises, wollten sich nicht zum Schiedsrichter darüber aufwerfen, welches Hörspiel denn nun das beste sei. Sie holten sich Fachkritiker und literarische Sachkenner als Ratgeber. Neun Sachkenner, übrigens darf keiner von ihnen einer Rundfunkanstalt angehören, und neun kriegsblinde Rundfunkhörer, beide Gruppen mit gleichem Stimmrecht — das ist die Jury, die sich in jedem Frühjahr trifft und von Tonbändern die wichtigsten Hörspiele abhört, die im vorangegangenen Jahr in den Programmen der deutschen Rundfunkanstalten zu hören waren. Da sitzt dann neben dem Senior der deutschen Literaturkritik, Willy Haas, ein kriegsblinder Stenotypist oder Beamter, da diskutiert mit einem der angesehensten jüngeren Germanisten, mit Prof. Höllerer, ein kriegsblinder Masseur, oder es vertreten gemeinsam mit einer im Krieg erblindeten jungen Frau die Kritiker Rolf Schröers und Dr. Bonte ihre Auffassung.

Diese Sitzungen sind, wie sich leicht vorstellen läßt, sehr strapaziös. Das erste, das dritte und vierte Hörspiel läßt man sich ja noch gefallen, aber das fünfte hat es schon schwerer, es muß über besondere Qualitäten verfügen, wenn es sich behaupten will, und auch die Preisrichter werden auf eine Probe gestellt, denn es ist nicht einfach, gerecht zu bleiben und sich in der Diskussion vor Gereiztheiten zu hüten. Übrigens ist es beim

Gegeneinander der Meinungen in diesen zehn Jahren noch nie zu einer Frontenbildung etwa in der Weise gekommen, daß auf der einen Seite die Kritiker, auf der anderen die Kriegsblinden gestanden hätten. Die Meinungsverschiedenheiten gingen vielmehr immer quer durch die Reihen — wenn man sich nicht, was mehrfach geschehen ist, angesichts eines ganz hervorragenden Werkes völlig einig war. Aber ob das Abstimmungsergebnis eine nur knappe Mehrheit aufwies oder ob es einstimmig war — noch immer wurde ein würdiger Preisträger gefunden.

Hier seien aber einige Mißverständnisse genannt und beseitigt, die man immer wieder in der Öffentlichkeit findet. Oft wird beispielsweise angenommen, der preisgekrönte Autor sei selber kriegsblind. Schön wär's ja, wenn sich unter den Kriegsblinden so viele begabte Schriftsteller finden würden! Aber in Wahrheit ist der Preis noch nie einem Kriegsblinden zuerkannt worden, und es sieht auch nicht so aus, als ob das geschehen könnte. Die Kriegsblinden sind vielmehr nur die Stifter des Preises, die Verwalter, sie sind nichts anderes als die Vertreter aller Rundfunkhörer, die Freude am Hörspiel haben.

Aber dieses Mißverständnis ist keine Schande, nachdem selbst ein hoher Bundesminister vor Jahren einmal bei einem Festakt den Preisträger als blind bezeichnete und seine Tatkraft rühmte, mit der er — ohne sehen zu können — Funkdichtungen schreibe. (Bundespräsident Prof. Heuss, der bei der Feier anwesend war, meinte begütigend zu dem neben ihm sitzenden Vorsitzenden des Bundes der Kriegsblinden: „Er hat's verwechselt.") Der Minister wunderte sich dann eine Viertelstunde später über die Maßen, als der Preisträger ein Manuskript aus der Tasche zog und es munter ablas.

Häufig ist auch das Mißverständnis, daß es sich bei diesem Preis um einen Wettbewerb handle und daß der Autor, der den



Preis erhalten wolle, an den Bund der Kriegsblinden ein Manuskript einschicken müsse. In Wahrheit aber werden, wie beim „Oscar" des Films, nur die bereits inszenierten Werke, nur die Erstsendungen des vergangenen Jahres geprüft, es wird also eine sichtende, wertende Rückschau gehalten. Wiederum ein anderes Mißverständnis räumt den Rundfunkanstalten ein Entscheidungsrecht ein. In Wahrheit aber wird streng darauf geachtet, daß jede Einflußnahme einer Rundfunkanstalt unterbleibt. Zwar finden die Sitzungen der Jury jeweils in einem Funkhaus statt, schon aus organisatorischen und technischen Gründen, aber — hinter verschlossenen Türen. Nur in einer einzigen, besonders dankenswerten Hinsicht wirken die Rundfunkanstalten mit: ihre Arbeitsgemeinschaft, die „ARD", trägt die nicht geringen organisatorischen Kosten.

Der Preis ist kein Geldpreis. Es ist ein Ehrenpreis, bestehend aus einer Plastik, geschaffen von einem kriegsblinden Bildhauer, und jährlich wechselnd. Dennoch bleibt die



Der kriegsblinde Töpfer und Bildhauer Walter Richter aus Blumberg (Baden) formte diese großartig vereinfachende, gedrängte Plastik einer Eule, eines Tieres also, das gleichzeitig Sinnbild der Weisheit und der Verzweiflung ist. Die Plastik wurde als Hörspielpreis 1960 überreicht.

Auszeichnung mit diesem Literaturpreis, dem einzigen großen deutschen Rundfunkpreis, für den Autor nicht ohne finanziellen Ertrag. Viele Rundfunkanstalten wiederholen nämlich einige Wochen oder Monate nach der Preisverleihung das ausgewählte Hörspiel. Als jetzt ein kleines Jubiläum mit der zehnten Preisverleihung zu verzeichnen war, wurde über die beiden größten Sendernetze der Bundesrepublik, nämlich auf der NDR/WDR-Mittelwelle aus Hamburg und im Hauptprogramm des Bayerischen Rundfunks, eine Sendereihe ausgestrahlt: „Zehn Jahre Hörspielpreis der Kriegsblinden". Alle zehn preisgekrönten Hörspiele wurden in der alten Fassung und Inszenierung, wie sie einst der Jury vorgelegen haben, wiederholt. Fast zwei Drittel aller Rundfunkhörer wohnen im Sendegebiet, für das diese Reihe dargeboten wurde.

Diese zehn Wiederholungssendungen wurden zum Prüfstein: Würden die Hörspiele auch heute noch Zustimmung finden? Würde sich erweisen, daß sie Bestand haben? Würden die Entscheidungen der Jury eine Bestätigung finden? Nun, die Kritiken in der Tages- und Fachpresse und ebenso das Echo aus der großen deutschen Hörspielgemeinde ließen bald deutlich werden, daß die Jury gute und richtige Entscheidungen getroffen hat. Dem entspricht auch ein anderer bezeichnender Vorgang aus der letzten Zeit: Es kam zu mancherlei öffentlichen Diskussionen darüber, daß es in der Bundesrepublik weit über hundert Literaturpreise gebe und daß mit einer solchen Inflation von Preisen dem Schriftsteller und der literarischen Entwicklung wenig gedient sei. Nur wenige Preise wurden von der allgemeinen Kritik ausgenommen, sechs oder acht oder höchstens zehn. Immer aber war unter diesen anerkannten und als unentbehrlich bezeichneten Literaturpreisen auch der „Hörspielpreis der Kriegsblinden". Der Bund der Kriegsblinden wird es also guten Gewissens wagen dürfen, auch in einer Periode, da das Fernsehen mit Übermacht das Interesse der Öffentlichkeit auf sich zieht, im Namen aller Rundfunkhörer dem Hörspieldichter Dank zu sagen. F. W. H.

Das Geburtstagsband

Mein 65. Geburtstag nahte. Meine Frau tat mir leid, da ich ihr jeden Tag erzählte, daß ich mir ein Leben ohne geregelte Arbeit nicht mehr vorstellen könnte. Sie entschloß sich daraufhin, mir mit Hilfe der Hauptfürsorgestelle Berlin ein Tonbandgerät zu schenken, das ich bis dahin immer wieder abgelehnt hatte, da meine Tage voll ausgefüllt waren und ich abends froh war, meine absolute Ruhe zu haben.

Dann kam mein Ehrentag mit vielen Gästen. Mit Hilfe eines lieben Kameraden, der mir das erste Band zum Geburtstag schenkte, wurden alle mir zugedachten Ehren – wie Gedichte, Tischreden, Interviews mit den einzelnen Gästen und die dazu nötige Musik – auf Band aufgenommen. Es war das ganze Band über zwei Stunden und bereitete mir unendlich viel Freude.

Dann kam nach meiner Pensionierung der erste Tag, an dem meine Frau allein zum Einkaufen wichtiger Sachen in die Stadt wollte. Da mir ein Besuch in einem unserer großen Kaufhäuser von jeher eine Qual ist und auch wohl bleiben wird, entschloß ich mich, allein daheim zu bleiben. Auf die be-

sorgte Frage meiner Frau, wie ich die Stunden wohl allein verbringen wollte, erklärte ich mit viel Schwung: „Ich habe ja das Tonband von meinem Geburtstag, das will ich mir noch einmal anhören." Auch eine Hilfe für das Auflegen oder dergleichen lehnte ich rundweg und stolz ab. Man hatte es mir erklärt, und es mußte genügen, schließlich ist man ja nicht blöde, auch wenn man nicht sehen kann.

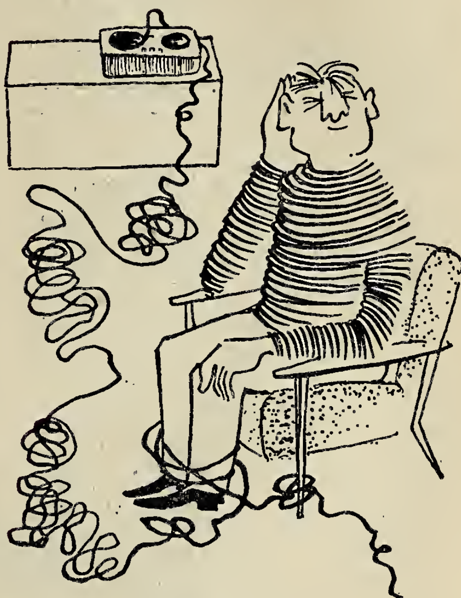
Nach sehr kurzer Zeit – so erschien es mir jedenfalls – klingelte es, und meine Frau kam zurück. Freudestrahlend öffnete ich ihr die Türe und erklärte schon beim Öffnen, wie schnell mir die Zeit beim Hören des Geburtstagsbandes vergangen sei. Dann merkte ich plötzlich, wie meine Frau stockte und mich fragte: „Was hast du denn alles am Bein?" Sie bat mich, vorsichtig zu treten, und ging mit mir durch die Diele ins Herrenzimmer, wo auf dem Schreibtisch gottlob wohlbehalten mein Tonbandgerät stand, aber vor dem Schreibtisch lag ein brauner Berg zerknüllten und zertretenen Bandes, wie meine Frau behauptete, schlimmer als bei der schönsten Karnevalsschlacht.

Mir war das vollkommen unverständlich, da ich doch so gut und so schön meine Geburtstagsfeier noch mal gehört hatte. Wie es gekommen ist, daß das Band nicht vorschriftsmäßig auf die rechte Spule abrollte, sondern statt dessen auf dem Fußboden landete, ist mir bis heute noch ein Rätsel. Dabei hatte ich alles so gut gehört und war so beglückt über die Wiedergabe!

Mit einem einigermaßen schlechten Gewissen erklärte ich dann: „Ich hole eine Flasche Wein aus dem Keller, ebenfalls ein Geburtstagsgeschenk, und wir verwinden dann schon unseren Ärger über den Verlust des Bandes."

Derweil begab sich dann meine Frau daran – wie ich im Unterbewußtsein fühlte: ziemlich niedergedrückt und ärgerlich – den schier unentwirrbaren Knäuel auf die leere Spule aufzuwickeln. Es war eine mehr als mühsame Arbeit, aber dank des guten Tropfens wurde unsere Stimmung dann immer besser. Wir trösteten uns gegenseitig so ungefähr: Was kostet schon ein Band, und wenn wir deine Geburtstagsfeier nicht mehr haben, so bleibt sie doch in unserem Gedächtnis!

Und dann hatte es meine Frau geschafft! Alle zertretenen und verknitterten Stellen waren geglättet und das Band wieder auf-



gerollt. Ohne jede Hoffnung, auch nur einen Ton zu hören – wer denkt schon als Laie daran, daß ein Tonband so stark und stabil ist! – legten wir es trotzdem nochmals auf. Und siehe da, aus dem Lautsprecher erklang klar und deutlich, als wäre nichts gewesen, die Stimme meines Schicksalskameraden und guten Freundes: „Zu deinem heutigen Wiegenfeste wünschen wir dir das Allerbeste . . ."

Dietrich Telge

Wie das neue Leben begann

Ein Kriegsblinder erzählt seine Nachkriegserlebnisse

Es begann, wie es bei Tausenden meiner Kameraden begann: eine fremde, ferne Landschaft im herrlichsten Sonnenschein war das letzte Bild, das mein Auge aufnahm, das letzte Bild für alle Zeit. In Nordnorwegen war es. Eine tückische Mine lag ausgerechnet dort, wo ich ahnunglos meinen Fuß hinsetzte. Es gab einen fürchterlichen Knall, und ich ging in die Knie. Die Sonne war mit einem Schlage für immer verschwunden, tief in mich hinein drang Finsternis. Denken konnte ich nicht viel; die Augen und mein Gesicht, sie brannten wie Feuer. Instinktiv versuchte ich, meine Glieder zu bewegen. Sie schienen heil geblieben zu sein. Auch der Kopf war noch drangeblieben, immerhin, und ich hatte also noch Glück gehabt. Es mußte eine S-Mine gewesen sein, sie war vermutlich hochgeflogen und erst in Kopfhöhe oder darüber explodiert.

So lag ich denn da, durchwühlt von Schmerz, von Schrecken und Ängsten, ich lag da wohl eine Ewigkeit lang, wie mir schien, bis man mir endlich aus weiter Ferne zurief, ich solle aus dem Minenfeld herausrobben. Das war die erste Strecke, die ich als Blinder in das Dunkel hinein zurücklegte. Sehr bald wurde ich aufgehoben, und mein Verstand registrierte automatisch, daß die zurückgelegte Strecke weit kürzer war als erwartet, und daß also auch meine Ohren einen Schaden erlitten haben mußten. Man führte mich zu einem bereitstehenden „Sanka", also einem Sanitätskraftwagen, und erzählte mir dabei etwas von „tapfer gehalten".

„Sie müssen sich gedulden!"

Von den nächsten Stunden weiß ich nur noch, daß ich einige Injektionen bekam, mich ruckartig übergeben mußte und dann plötzlich sehr müde wurde. In einem Dämmerzustand von Wachen und Schlafen vernahm ich noch einige Bruchstücke aus einem Telefongespräch: Ja, es sei schlimm und sehr eilig. Willenlos und benommen fuhr ich mit einem „Sanka" über sieben Fähren hinweg ins Marinelazarett nach Narvik. An die Möglichkeit, blind zu werden, dachte ich noch nicht, und ich klammerte mich an die Worte des Stabsarztes: „Links ist nichts mehr zu machen, aber rechts wollen wir versuchen, zu retten, was noch zu retten ist." Als man mich am nächsten Morgen zum Waschen weckte, lag ich in einem Krankenzimmer und hatte einen dicken Kopfverband. Eine Schwester fütterte mich, doch schon am nächsten Tag hatte sie dazu keine Lust mehr und vielleicht auch wirklich keine Zeit, und man beauftragte einen anderen Patienten damit, doch da schmeckte es mir nicht mehr. So beschloß ich, es lieber allein zu versuchen, und siehe da, es ging, wenn auch anfangs nicht gerade glänzend. Aber es ging, und das war der erste Schritt zur Selbständigkeit. Aber das sollte ich erst viel später erkennen.

Erst nach einigen Tagen merkte ich, daß man mir mein linkes Auge entfernt hatte. Immer drängender fragte ich den Arzt, wann ich wohl wieder sehen könne. Er vertröstete mich: „Sie müssen sich gedulden!" Ich geduldete mich viele Wochen lang – bis der Krieg vorbei war und ich unversehens zum Gefangenen geworden war. Wir wurden aus dem massiven Bau des Marinelazaretts ausgewiesen und in ein Barackenlager unmittelbar an einem Fjord verlegt. Wieder vergingen Wochen, und mit den Wochen verging auch meine Zuversicht. So brach ich nicht zusammen, als mir der Arzt eines Tages endlich eröffnete, daß ich damit rechnen müßte, nichts mehr oder zumindest nicht mehr viel sehen zu können. Vielleicht könne in anderthalb Jahren durch eine Operation eine gewisse Besserung herbeigeführt werden, vielleicht!

Alles ist futsch ...

Nun war es also heraus! Was nun? Wie sollte ich aus dieser Katastrophe je herauskommen und wieder ein Mensch werden? Mein geliebter Beruf eines Kriminalbeamten – nein, der war vorbei. Die Existenz war also futsch, und mein ganzes Leben auch. Ich

war ein Verlorener und Hilfloser. Es war aus mit mir.

Dann kamen die ersten zaghaften Überlegungen. Meine Frau war doch Schneiderin gewesen, vielleicht konnte sie ihren Beruf wieder ausüben und weiter ausbauen, und ich konnte ihr dabei helfen. Aber wie? Knöpfe annähen? Aber soviel Knöpfe gab es sicher nicht, um mich zu beschäftigen. Was für Gedanken überhaupt! Ich wußte ja nicht einmal, wo meine Familie war und ob meine Frau noch lebte! Sie war mit den beiden Kindern zu ihren Eltern nach Breslau gezogen, um vor den ständigen Luftangriffen auf Bremen geschützt zu sein. Aber in Breslau waren doch die Russen ...

All diese Sorgen und Überlegungen quälten mich ununterbrochen. Die Ungewißheit lastete schwer auf mir. Der Wille zum Leben konnte noch nicht erwachen, weil ich mir überhaupt nicht vorzustellen wußte, wie dieses künftige Leben aussehen sollte. Schon wurde es September, und immer noch war es Dumpfheit und bittere Grübelei, was mich erfüllte. Ein Lazarettschiff sollte kommen und uns in die Heimat bringen. Zum ersten Male bewegte mich neue Hoffnung, doch zwei Tage vor dem Termin kam ein Fernschreiben, wonach ich als Kriegsverbrecher in das norwegische Lazarett nach Bardufos überstellt werden sollte. Keiner wußte, was ich verbrochen haben sollte, am wenigsten ich selber. Galt mein Beruf als Verbrechen? War mein Fragebogen nicht weiß genug? Oder war es schon Verbrechen genug, nur ein Deutscher zu sein? Jede Rundfunksendung schien das zu bestätigen.

Als „Kriegsverbrecher" mit Leibwache

Meine Enttäuschung war groß, so feierlich auch meine Abreise vonstatten ging. Alles, was nur aufstehen konnte, hatte sich zu meiner Verabschiedung eingefunden. Unser Stabsarzt erklärte sich bereit, mich zu begleiten und mich, falls es in Bardufos keinen Facharzt gebe, möglichst wieder mit zurück in unser Barackenlager zu nehmen. Tatsächlich gab es in Bardufos keinen Augenarzt, aber man ließ mich trotzdem nicht fort, und so war ich über einen Monat lang ohne Fachbehandlung. Immerhin waren aber die Schwestern besonders nett und hilfsbereit, und der Aufenthalt war erträglich, obwohl es dort hoch oben im hohen Norden schon Winter geworden war.

Nach fünf Wochen ging meine Odyssee weiter. Wir kamen endlich auf das ersehnte Lazarettschiff. Es war ein uralter Kahn, der in der Stunde nur noch sechs Meilen lief und jede Nacht vor Anker gehen mußte. So brauchten wir viele Tage bis Drontheim. Diese Tage waren aber ganz angenehm. Es gab eine ausgezeichnete Verpflegung und viel, sehr viel Zigaretten, mehr als wir schaffen konnten, und es wurden sogar witzige „bunte Abende" veranstaltet. Ein Leutnant war beauftragt worden, auf mich aufzupassen. Hielt man es für möglich, daß ich über Bord springen wollte? In Drontheim nahmen mich Beamte des englischen Geheimdienstes in Empfang, ebenso einen Kameraden, der nicht laufen konnte, und einen anderen, der strengste Bettruhe einhalten mußte. Wir kamen ins britische Lazarett in Drontheim zu lauter „Kriegsverbrechern", meistens solchen, die zu irgendeiner Zeit einmal etwas mit einem Kriegsgefangenenlager zu tun gehabt hatten. Wir vertrugen uns alle gut miteinander, und auch der Humor kam wieder zu seinem Recht. Auch hier hatten wir unsere „Leibwache", damit uns nichts passierte. Unter den Wächtern gab es so'ne und solche. Die einen kamen zu uns ins Zimmer und unterhielten sich mit uns, andere blieben stur vor der Tür stehen und begleiteten uns sogar zur Toilette; wir hätten ja eventuell durch den Abfluß entwischen können.

Hinter Gefängnisgittern

Nach gut drei Wochen wurde ich nach Oslo gebracht, und zwar mit der Bahn. Im Zuge war ein Extrawagen mit Kriegsverbrechern, fast ausschließlich Offiziere, die einmal etwas mit einem Kriegsgefangenenlager zu tun gehabt hatten. Auf dem Bahnhof in Oslo empfing mich ein englischer Soldat mit Maschinenpistole. Ich mußte ja ein ganz gefährlicher Vertreter sein und gewann fast Respekt vor mir selber. Für drei Tage blieb ich in einem Lazarett, wo mich ein norwegischer Augenarzt untersuchte, der mir zum ersten Male in aller Klarheit eröffnete, daß ich nichts mehr sehen würde. Durch die nachlässige oder ganz und gar fehlende Behandlung der letzten Wochen und Monate war mein rechtes



Sägewerk, Zeichnung von Wilfried Gronwald

Auge bereits so weit geschrumpft, daß eine erneute Operation nicht mehr möglich war. Diese Tage brachten also den schlimmsten Tiefpunkt mit sich, zumal nun englische Soldaten erschienen und mich auf die Festung Akershus brachten.

So war ich also wirklich im Gefängnis gelandet und mußte hier volle neun Wochen verbringen, damit man mich zweimal vernehmen könne. Die Vernehmungen hätten auch in jedem Lazarett durchgeführt werden können. Immerhin wurde ich zum „Freigefangenen" erklärt und hatte eine offene Zelle, die ich beliebig verlassen durfte. Aber das war nur ein geringer Trost, denn es wurde Weihnachten. Wie mir zumute war, brauche ich wohl nicht zu schildern. Eine norwegische Sanitäterin half mir über die schlimmste Trübsal hinweg und brachte mir am Heiligen Abend sogar fünfzig Zigaretten.

Am 1. Februar 1946 wurde ich auf ein Gesuch hin endlich entlassen und in ein deutsches Lazarett übergeführt. Es war ein riesiges Areal, von einem Zaun umgeben, hinter dessen Planken wir uns frei bewegen durften. Hier erhielt ich endlich eine Nachricht von meiner Frau: sie lebte, und die Kinder lebten, und sie wohnten wieder in Bremen! Dieser Tag war ein Festtag, und ich gewann neuen Mut, wenn ich auch bis zum Juli warten mußte, bis mich ein Lazarettschiff in die Heimat brachte.

Ein halbes Wiedersehen

Wir landeten in Lübeck, und für drei Wochen kam ich wiederum in ein Lazarett. Gleich nach meiner Ankunft schickte ich ein Telegramm an meine Frau, und nach mehr als zweieinhalb Jahren sahen wir uns zum ersten Male wieder. Über alle Sorgen und allen Schmerz hinweg siegte die Freude darüber, daß wir uns wieder nahe waren. War es ein Wiedersehen? Vielleicht nicht einmal für meine Frau, denn die Verwundung hatte mein Gesicht verändert und gewiß nicht schöner gemacht. Ein Wiedersehen für mich? Um mich her war es ja finster, aber in mir lebten noch die Bilder mit den vertrauten Zügen meiner Frau und meiner Kinder. Nun drängte es mich, nach Hause zu kommen, aber zunächst einmal kam ich erneut hinter Gitter, zwar nur für Wochen, aber für zwei üble Wochen. Ein englischer Beamter hatte jedoch Verständnis für mich, sorgte für

meine Freilassung und brachte mich höchst persönlich nach Timmendorfer Strand, wo ein Umschulungsheim für Kriegsblinde errichtet worden war.

Hier lernte ich zum ersten Male andere Kriegsblinde kennen, und was das für mich bedeutete, ist kaum zu schildern. Bisher war ich in meinem Schicksal einsam gewesen und hatte nur ganz allein damit fertig werden müssen, kaum bedenkend, daß es außer mir noch Hunderte oder Tausende anderer Kriegsblinder geben könnte. Nun erlebte ich, was es heißt, Kameraden zu haben. Hier war mein Schicksal nichts Besonderes; weder fiel ich hier als Blinder auf, noch wurde ich bemitleidet. Das allein tat schon gut. Das Bedauertwerden und das Bestauntwerden ist ja gleichermaßen lästig. Statt dessen gab es hier viel fröhliches Lachen und manchen Ulk. Es fiel mir nicht schwer, mich zu diesem Kreis der Kriegsblinden gehörig zu fühlen. Ich würde fortan zu ihnen gehören, das hatte mir der Augenarzt des Heimes bald nach meiner Ankunft bestätigt.

„Blindenschrift? Nichts für mich!“

Bei den ersten Gängen durchs Haus, von einer Schwester begleitet, vernahm ich aus einem Nebenraum stotternde, abgerissene Worte, unterbrochen durch ruhige, belehrende Reden. Dort fand offenbar der Unterricht im Lesen von Blindenschrift statt. Mir erschien das sehr fremd und sonderbar. Bald darauf kam eine Blindenlehrerin zu mir und gab mir ein Stück dickes Papier, mit vielen sonderbaren Punkten, wie mit Pocken übersät, und sagte, dies sei die Blindenschrift, die müsse ich lernen. Ich lehnte das sofort mit Entrüstung ab. Warum sollte ich Kraft und Mühe an einem so nutzlosen, nein, lächerlichen Unternehmen verschleißen! Ich würde doch die ersten Buchstaben eines Wortes längst vergessen haben, wenn ich die letzten Buchstaben endlich entziffert hätte, und wie sollte ich dann einen ganzen Satz im Kopf behalten! Nein, dies war nichts für mich. Aber waren die Luftschlösser, an denen ich in den langen letzten Monaten phantasievoll gebaut hatte, handfester? Alle möglichen Pläne hatte ich entwickelt, aber es waren Seifenblasen, wie ich im Gespräch mit den anderen Kriegsblinden einsehen mußte. Sie dachten realistischer. Der eine wollte Bürstenmacher werden, ein anderer Telefonist oder Stenotypist, wiederum ein anderer auch Masseur. Das also waren die Hauptberufe, die Hauptwege, die mir jetzt offenstanden. Ich überlegte sehr genau, was aus mir wohl werden sollte. Zum Bürstenmachen hatte ich weder Talent noch Lust, da ich ja auch vor meiner Erblindung nicht handwerklich tätig gewesen war. Auch würde man mit dieser Arbeit wohl nicht genügend verdienen können, um eine Familie zu versorgen. Die Konkurrenz der Fabrikware war gewiß zu groß. Und Stenotypist? Ich kannte den Bürobetrieb und stellte mir vor, daß ich mich an der Schreibmaschine vertippen würde, ohne es zu merken oder jedenfalls ohne mit dem Radiergummi nachhelfen zu können.

Aber Masseur? Ja, das müßte eigentlich gelingen. Ach, und dazu würde ich ja auch nicht die Blindenschrift erlernen müssen. Die Ausbildung könnte ich gewiß gleich beginnen ...

Da gab ich mir einen Ruck

Aber sehr bald mußte ich einsehen, daß ich mich an der Blindenschrift nicht vorbeidrücken

konnte. Ich sprach mit anderen Kameraden, die schon in der Ausbildung zum Masseurberuf waren, und ich erfuhr zu meiner Enttäuschung, daß man auch für diesen Beruf die Punktschrift beherrschen müsse, schon um die Lehrbücher lesen zu können und um sich auf das Examen vorzubereiten. Also gab ich mir einen Ruck und meldete mich zunächst einmal, wenn auch mit gemischten Gefühlen, zum Punktschriftunterricht an. Mich ermutigte das Beispiel eines Kameraden, der mit mir zusammen den Kursus anfing und der zehn Jahre älter war als ich und obendrein auch noch den rechten Arm verloren hatte. Was der schaffte, mußte doch auch ich noch schaffen können! Es tat mir sehr leid, daß er es nach wenigen Wochen aufgab. Für mich galt es nun, eine Gruppe einzuholen, die mir um etwa vier Wochen voraus war. Doch mein Tastgefühl entwickelte sich sehr gut, und ich fand mehr und mehr Spaß an der Sache. Ich merkte zum ersten Male, was man auch als Blinder erreichen kann, wenn man eine ganz hartnäckige Energie aufbringt. Auch im Maschineschreiben kam ich gut vorwärts, zumal ich ja noch von meiner Berufszeit her einige Kenntnisse darin hatte. Schreiben und Lesen, das war die „Grundausbildung“. Erst dann ging es in die eigentliche Umschulung. Ich übte, ich büffelte, ich lauschte den medizinischen Vorträgen, ich drang in eine ganz neue Welt ein, und endlich war es soweit: das Examen war bestanden. Wir alle waren stolz auf die vollbrachte Leistung. Zur Belohnung konnte ich nun wieder zu meiner Familie zurück, von der ich so lange Jahre getrennt gewesen war.

Überhaupt war mir von nun an – und es waren doch schwere Jahre damals – das Glück hold, und ich erhielt bald noch eine schönere Belohnung dafür, daß ich mich überwunden und diesen Weg begonnen hatte: schon nach sechs Wochen erhielt ich eine Anstellung als Masseur. Ich hatte wieder einen Beruf! Es hatte sich gelohnt, daß ich mir damals den Ruck gab, um über das verwirrende Gewimmel der Blindenschriftpunkte Herr zu werden. Ich hatte den Anschluß an das Leben wiedergefunden, den Anschluß an eine Welt, die mit meiner Erblindung untergegangen zu sein schien. Leicht war es nicht, sich im Beruf zu behaupten. Ich begann anfangs meine Arbeit recht zaghaft, und es war mir zumute wie damals, als ich eben die Tanzstunde hinter mir hatte und zum ersten Male in ein Café zum Tanzen ging. Zwischen Theorie und Praxis gibt es eben gewisse Unterschiede. Heute aber habe ich in meinem Beruf eine volle Sicherheit gewonnen, nicht zuletzt durch weitere Zusatzkurse für Zonenreflexmassage und andere moderne Verfahren. Die Ärzte sind mit mir zufrieden und die Patienten sind mir dankbar. Immer wieder höre ich die gleichen Worte von ihnen:

„Was haben Sie für schöne weiche Hände. Immer, wenn mich ein Kollege von Ihnen behandelt, hat das so weh getan.“

Liebe das Leben! Lebe das Leben!

Mehr als solche Lobsprüche befriedigt mich das Wissen, daß ich anderen leidenden Menschen helfen kann, obwohl ich auch selbst ständig der Hilfe bedarf. Anderen helfen zu können, das hilft mir auch selbst über vieles hinweg und macht mich immer wieder froh.

Wie unermeßlich weit liegt es zurück, daß ich als Blinder hinter Gefängnisgittern lag, einsam und der Verzweiflung nahe. Ich habe

gelernt, das Leben trotz allem zu bejahen, auch wenn dieses „Ja“ mir oft nicht leichtfällt. Oft ärgere ich mich über die Scheu oder das mitleidige Getue von Mitmenschen, denen ich zum ersten Male begegne. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken daran, daß ja auch ich — damals, als ich noch sehen konnte — Scheu vor jedem Blinden gehabt habe und ihm lieber ausgewichen bin. Und ein Patient, der zum zweiten oder dritten Male zu mir kommt, zeigt schon keine Scheu mehr und spricht mit mir genau mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie er mit einem Sehenden spricht.

Und daheim? Ich habe eine nette Dreizimmerwohnung, allerdings ohne Bad, aber ich will auch nicht unbescheiden sein. Meine Kinder sind inzwischen groß geworden und stehen bald auf eigenen Füßen. Dazu ist noch eine kleine Jutta gekommen. Sie ist bald sechs Jahre alt. Ich habe sie noch nie gesehen und werde sie auch niemals sehen. Das ist bitter. Hin und wieder sagt man mir, es sei eine nette kleine Deern, und mit ein bißchen Phantasie versuche ich auch, sie mir vorzustellen.

Das ist meine Geschichte. Es ist alles viel besser gekommen, als ich es mir damals in Norwegen erträumen konnte. Um mich her ist es wieder hell geworden, seit die tiefe Hoffnungslosigkeit überwunden ist. Ich habe mich mit meinem Schicksal abgefunden wie so viele andere, und ich will das Beste daraus machen. Vieles ist verloren, darüber will ich mich nicht hinwegtäuschen, aber ich will mir das Leben nicht dadurch schwerer machen, daß ich mit dem Schicksal hadere.

Mein Wahlspruch lautet: „Liebe das Leben! Lebe das Leben!“ *Herbert Häring*

SINGE DEINE DUNKLEN LIEDER

Ach, du große, weite Welt,
Land in blauer Ferne,
Wolkenschiff, vom Wind geschwellt,
lichtdurchströmtes Himmelszelt
und du, Nacht der Sterne.

Ach, du Glück des Augenblicks
sanftes Gräserwippen.
Ach, ihr Kinder heit'ren Blicks,
jugendzarter Mädchenknicks
und ihr, rote Lippen.

Du auch, gelber Schmetterling,
schwebend durch den Garten,
Felsengrau, das Feuer fing,
als die Sonne schlafen ging
hinter Gipfelscharten.

Ew'ger Schmerz des „Niemals wieder“,
Bruder du, im Traum vom Licht,
hülle mich in dein Gefieder,
singe deine dunklen Lieder,
helle Weisen hast du nicht. *A. Lauster*

Wie gut, daß wir den Garten haben!

Mit dem weißen Stock taste ich mich aus unserem kleinen Reihenhaus ins Freie. Dann geht es an einem Zaun entlang, bis ich fühle, daß ein Ackerrand erreicht ist, jetzt mit einiger Vorsicht immer am Acker entlang. Hoppla! Der Stock ist in ein Loch geraten. Gottlob kann ich das Gleichgewicht halten. Jetzt geht es etwa fünf Minuten weiter bis zu einem Fußweg. Dort ist wieder ein Zaun und nach einigen Metern ist das hölzerne Gartentürchen erreicht. Aufschließen! Innen komme ich auf Steinplatten, die bis zu meiner kleinen „Holzvilla“ führen. An der Vorderseite ist in der Mitte ein schmaler Eingang. Beim Hineintasten stößt das rechte Bein an eine Tischkante. Hinter dem Tisch ist ein Klappstuhl, den ich hinunterklappe. Von der kleinen Bank am anderen Tischende nehme ich ein Polster weg und setze mich damit auf meinen „Polsterstuhl“. Jetzt wird es gemütlich ... kiwitt, kiwitt, tü, tü, tirili ..., „Amsel, Meise, Fink und Star“, ein wirklich munteres Vogelkonzert ertönt um mich her, während ich meine Punktschriftlektüre am Tisch lese. Alle lassen sie ihre Stimmchen ertönen, die ganze Tonleiter ist ausgefüllt, hoch und tief, weich und scharf. Hier komme ich mir immer vor, als sei ich in einer besonders liebenswürdigen Sommerfrische. Auch herrscht eine angenehme Ruhe. Die beiden Autostraßen

vor und hinter mir, nun, sie sind ziemlich weit entfernt. Man hört nur je nach Windrichtung Fahrgeräusche, die aber nicht besonders stark sind. Das Pfeifen der Filderbahn bringt keinerlei Aufregung, es gehört zur ganzen Atmosphäre.

Aus einiger Entfernung kommen die Geräusche einer Hacke. Sie werden allmählich etwas lauter... tack, tack, tack, tack, tack, tack... Das müßte meine Frau sein. Ich rufe ihr zu und bekomme als Antwort: „Könntest du nicht etwas mähen, das Gras an den Steinplatten entlang ist schon wieder ziemlich



Auch der blinde Gartenfreund vermag sich an den bunten Blumengeschöpfen zu erfreuen.



Die Pflege des Rasens läßt sich unser stolzer Gartenbesitzer immer besonders angelegen sein.

In seiner Gartenlaube kann sich Dr. Wintterlin ungestört seinen Gedanken und Betrachtungen hingeben.



hoch?" Ich nehme die Mähmaschine, es ist ein Handmäher, aus dem Gartenhaus und mähe längs der Steinplatten bis zum unteren Gartenende. Dann geht es an den beiden Längsseiten bis zu den Beerenbüschen. „Oh, was ist denn das schon wieder?" Ein paar Zweige des Obstbaumes sind mir ins Gesicht geschlagen. Im nächsten Augenblick ein Knacks – die Maschine ist auf den Baumstamm gestoßen. Zum Glück gab es keinen Schaden. Nach Abschluß meiner Mäherei reicht mir meine Frau den Eimer und ich befasse mich mit dem Pflücken der Johannisbeeren. Auch diese Tätigkeit gelingt recht

ordentlich. Dem Ernten von Stachelbeeren bin ich weniger zugeneigt. Die zerkratzten Hände bilden hier leicht einen etwas bitteren „Nachgeschmack". Nach Abschluß der Gartenarbeit taste ich mich in das Gartenhaus zurück. Dort empfangen mich ganz feine Stimmchen. Ich weiß, daß im Vogelnest in der linken oberen Ecke des Häuschens vor acht Tagen vier Rotschwänzchen ausgeschlüpft sind.



An einem sonnigen Fleckchen Erde, wo man die Natur um sich spürt und vernimmt, kann man sich in Ruhe in die Punktschriftlektüre vertiefen.
4 Fotos: Hans Schwarz

„Piep, piep", tönt es vom Nest herab. Ein Huschen zeigt, daß die Eltern dabei sind, ihre Jungen zu füttern. Nach einer Viertelstunde kommt meine Frau zu mir herein und wir genießen ein gemütliches Vesper an unserem Tisch.

Ja, unser Garten ist nicht nur für die Kinder, sondern auch für meine Frau und mich, den blindversehrten Ehegefährten, in jedem Sommer ein Ort für wirklich glückliche Erholung. Er gehört also auch zu den Mitteln, die geeignet sind, mir das Leben wieder einigermaßen lebenswert erscheinen zu lassen, und er schenkt mir immer wieder gute Stunden der Entspannung und besinnlicher Ruhe. Ist so ein Garten nicht wie ein guter Freund, der uns liebevoll bei sich aufnimmt? Weder meine Frau noch ich möchten diesen Freund missen. *Dr. K. Wintterlin*

Brauttanz mit Hindernissen

Es war an Silvester 1935, als meine Frau und ich bei unserer Tante in einem Kurstädtchen im nördlichen Schwarzwald, nicht weit von Wildbad, einige Tage auf Besuch waren. Da es mir bei dem Onkel und der Tante langweilig vorkam, bat ich meine Frau, mit mir an die frische Luft zu gehen. Meine Frau konnte nicht mitgehen, weil es ihr nicht gut war. Deshalb bat sie die Kusine, die ebenfalls zu Besuch da war, mich zu begleiten. Wir machten einen Spaziergang durch das schöne Städtchen und kehrten im Hotel „Zur Sonne" ein. Aus dem Nebenzimmer drang Tanzmusik. Wir fragten, ob man da rein dürfe. „Aber natürlich", sagte man uns, „das ist eine Hochzeitsgesellschaft und bei einer Hochzeit im Schwarzwald darf jedermann tanzen." Da ich doch so gerne tanze, war es mir sehr recht, und wir gingen hinein.

Die Musikkapelle, die bei einer Schwarzwälder Hochzeit nicht wegzudenken ist, spielte flotte Weisen. Ich tanzte mit meiner Begleitung jede Tour und freute mich sehr, einige schöne Stunden zu verleben. Meine Begleiterin sagte mir, daß die Braut beim Tanzen öfters zurückstehen müsse, weil der Bräutigam, der eine große Verwandtschaft hatte, mit seinen verwandten Damen tanzte. Ich dachte mir, vielleicht wäre es möglich, mit der Braut einmal ein Tänzchen zu riskieren. Meine Begleitung war auch damit einverstanden und führte mich zum Brautpaar hin. Vor allem gratulierte ich dem frischgebackenen Ehepaar sehr herzlich. Dann habe ich sie beide höflich gefragt, ob es erlaubt sei, mit der Braut einen zu tanzen. Es war ein freundliches Brautpaar, natürlich sagten sie ja. Beim nächsten Walzer führte mich meine Begleitung hin. Die Braut konnte auch sehr flott tanzen. Ich sagte ihr, sie solle mich ein bißchen führen, daß wir nicht anstoßen, weil ich blind bin. Auf jeden Fall ist es nicht so leicht, einen Blinden zu führen, wenn man keine Übung hat. Ich fragte sie über die Hochzeitsbräuche im Schwarzwald und sie erklärte mir alles so gut es ging. Die Kapelle spielte den schönen Walzer: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei."

Plötzlich merkte ich, daß ich an etwas gestoßen war. Dem Geräusch nach konnte es am Ofen gewesen sein. Die Braut rannte davon und ließ mich stehen. Der Trompeter hatte anscheinend den Vorgang beobachtet und mußte lachen, so daß sich sein Trompetenton anhörte wie eine Lachplatte. Dadurch wurde der ganze Saal aufmerksam, es waren so 60 bis 70 Personen und alle lachten herzhaft mit. Rot bis über die Ohren stand ich nun da, ich armer Tor, und war so klug als wie zuvor. Meine Begleitung hatte die Situation sofort erfaßt, holte mich auf meinen Platz zurück und erklärte mir, was vorgefallen war. Beim Tanzen stieß ich gegen den Ofen. Diese alte Klapparatur hatte anscheinend nicht richtig gestanden, denn sie kam ins Wackeln, wobei sich das senkrechte Ofenrohr vom waagerechten löste. Letzteres war ungefähr drei bis vier Meter lang, bis es den Kamin erreichte. Das waagerechte Rohr fiel auf den Ofen herab. Dabei entstand eine kleine Rußwolke, die auf uns herabrieselte. Der Brautschleier, der fast bis auf den Boden ging, hatte den meisten Ruß abbekommen.

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Respekt vor dieser jungen Frau, denn sie hatte Humor. Nach zehn Minuten kam sie frischgewaschen ohne Brautschleier wieder zurück, lachte herzlich und alles lachte noch einmal aus Leibeskräften mit. Die tapfere Braut ließ man dreimal hochleben, dann wurde fröhlich ins neue Jahr hineingetanzt. Das habe ich erlebt Anno 1935 auf 1936. *J. Engelhorn*



Die sehenden Kollegen sind oft verblüfft

Kriegs- und Zivilblinde in einem großen Industriewerk

Unter den 48 000 Beschäftigten einer Großfirma der Elektrobranche sind 1800 schwerbeschädigte Männer und Frauen im Betrieb tätig. Darunter befinden sich 32 kriegs- und zivilblinde Betriebsangehörige

Was haben die Betriebsleitung, der Abteilungsingenieur, der Werkmeister und der Arbeitskollege über den blinden Mitarbeiter zu sagen und wie findet sich der Blinde selbst in dieser Umwelt zurecht? Das wollten wir wissen und an Ort und Stelle erfahren.

Der Leiter der Personalabteilung und der Schwerbeschädigtenobmann des Betriebsrates gaben den ersten Überblick. Ihre Ausführungen sind beachtenswert, da sie von berufener Seite mit jahrzehntelanger Erfahrung gemacht werden:

„Der Blinde ist für den Betrieb dann ein vollwertiger Mitarbeiter, oft sogar mehr, wenn die Betriebsleitung dem Blinden einen seinen besonderen Fähigkeiten entsprechenden Arbeitsplatz bereitstellt.



Der Betrieb hat für seine blinden Arbeiter alle notwendigen Dinge in Griffnähe eingerichtet, so daß ein ungehindertes und zügiges Arbeiten möglich ist.

Überall im Berufsleben kommt es schließlich darauf an, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu setzen. Ein Unternehmen größeren Umfanges kann es sich unter Umständen leisten, einige Menschen einfach ‚unterzubringen'. Das entspricht aber keineswegs der Aufgabenstellung einer Betriebsleitung, noch liegt es im persönlichen Interesse des blinden Arbeitnehmers, sozusagen als fünftes Rad am Wagen zu fungieren.

Arbeitsplätze für Blinde in der Industrie müssen extra geschaffen werden. Geschieht dies nach sorgfältigem Studium der vorhandenen Möglichkeiten auf Grund der Betriebsstruktur, wird wohl eine befriedigende Lösung für beide Teile zu finden sein.

Nicht verschwiegen werden soll, daß für die Industrie Schwierigkeiten bei der Beschäftigung von Blinden auftreten. Das hängt mit der fortschreitenden Rationalisierung der Fertigungsabläufe zusammen. Nach dem ersten Weltkrieg, als eine größere Zahl von Kriegsblinden in den Betrieb eingegliedert wurde, war es noch verhältnismäßig einfach, geeignete Arbeiten mit der dazugehörigen Einrichtung aus dem allgemeinen Betrieb herauszuziehen und in sogenannte Blindenwerkstätten zusammenzufassen.

Heute verlangt die moderne Fließbandfertigung, daß alle Arbeiten zeitlich und örtlich folgerichtig hintereinander ausgeführt werden. Eine Arbeitsreihe am Fließband ist selbstverständlich niemals durchweg für Blinde geeignet.

‚Den Blinden' mit einheitlicher Auffassung gibt es natürlich genausowenig wie etwa ‚den Arbeiter'. Die Betriebsleitung geht hier mit den Blinden vollständig einig, wenn sie die blinden Betriebsangehörigen weder als Wundertiere noch als ausgemachte Dummköpfe ansieht; es sind Menschen wie alle anderen auch, mit besonderen Fähigkeiten und Schwächen ausgestattet.

Das Fehlen des Augenlichtes ersetzt der Blinde durch erhöhten Tastsinn, und dem muß der Planer des Arbeitseinsatzes ganz selbstverständlich entgegenkommen. Richtig behandelt, gibt der Blinde für die Leistungen des Betriebes durchaus den vollen Gegenwert.

Die blinden Arbeiter der Firma haben von sich aus die Übernahme in Akkordlohn gewünscht. Einen Lohnzuschlag bis 40 Prozent zahlt die Firma dann, wenn der Blinde durch die Umstände eine volle Leistung nicht erreichen kann. Dies ist zum Beispiel der Fall bei Tätigkeitswechsel, der ein längeres Einfühlen erforderlich macht.

Die Leistung der Blinden ist verblüffend, die Leute leisten wirklich etwas, und vor allen Dingen sind sie immer ganz bei der ihnen anvertrauten Arbeit!" ist das abschließende Urteil.

Übrigens verzichtet die Firma auf jede Reklame mit ihren Blindenarbeitsstätten. So werden Werksbesucher grundsätzlich nicht zu den Blinden geführt. Durch die Themenstellung konnten wir allerdings unseren Besuch dort nicht vermeiden.

Die Wirkungsstätte der Industrie ist nun einmal die Fabrikhalle. An der Decke fahren Kräne den Rohstahl heran, er wird zerschnitten, gewalzt, gestanzt, nimmt Formen an – geht durch die Bäder, Einzelteile entstehen, diese werden sinnvoll zusammengesetzt, geprüft und funktionieren als Scheinwerfer, Zündspulen, Lichtmaschinen und vieles mehr. Tausende von Händen haben den Fertigungsgang begleitet und gesteuert; die meisten unterstanden der Kontrolle des eigenen Augenpaares. Einige Hände hier müssen sich selber kontrollieren, und sie tun es mit selbstverständlich anmutender Sicherheit.

Ein Eisengeländer führt vorbei an laufenden Maschinen zu Werktischen, an denen 15 Männer und eine Frau sitzen. Die gelbe Armbinde mit den schwarzen Punkten darauf weist sie als Blinde aus. Über dem Gang, der durch das Geländer abgeschirmt wird, hängen Schilder mit der Aufschrift: ‚Achtung, Blindenweg – Abstellen von Gegenständen verboten'.

Ein Mann, der dem Handlauf des Geländers folgt, biegt genau an der richtigen Stelle nach rechts durch eine Tür ab; Markierungen haben ihm den richtigen Weg gewiesen. Der sehende Werkmeister, der hier die Blindenwerkstatt betreut, hat eben die auf Tonband gesprochene Werkzeitschrift an seine Schützlinge verteilt, die sich so zu Hause bequem über die Betriebsereignisse im In- und Ausland informieren können. Da die Blindenwerkstatt inmitten einer Fabrikhalle liegt, ist der Lärm von den umliegenden Maschinen entsprechend. Dieser Zustand soll jedoch nur noch wenige Tage andauern.

Ein ruhigerer Raum mit angrenzendem Wasch- und Eßraum wird die Blindenwerk-

Angebrachte Markierungen weisen ihm den Weg, wenn er zum Beispiel zum Waschraum will. Die Kollegen achten darauf, daß der Weg von Hindernissen freigehalten wird.



Der vierbeinige Begleiter beobachtet argwöhnisch die rangierende Werkseisenbahn, die nach wenigen Metern den Weg seines Herren im Fabrikgelände kreuzt.



statt aufnehmen. Bislang gehen sie jeden Mittag den Weg in die allgemeine Kantine mit Hilfe einer Begleitperson. Der Betrieb stellt ebenfalls für den Weg von und zur Arbeitsstätte in der Regel eine Arbeitskollegin zur Betreuung an die Seite des Blinden. Früher kamen noch mehrere Führhunde mit ihren Herren zur Arbeit. Für diese Hunde sind Stallungen im Fabrikhof vorhanden, aber nur ein einziger Begleithund bewohnt sie jetzt noch.

Die Zusammenfassung der Blinden an einer Arbeitsstätte ermöglicht zweifellos auf die Belange der Blinden abgestellte bessere Einrichtungen. Dagegen spricht neben schon erwähnten betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten auch die Mentalität eines großen Teils der Betroffenen, die nicht dauernd unter Schicksalsgefährten weilen, sondern am allgemeinen Leben teilnehmen möchten.

Das Urteil der Blinden über die sehenden Mitmenschen fällt draußen nur zu oft nicht gerade günstig aus. Hier im Industriewerk, wo sehende und nichtsehende Arbeitskameraden nebeneinander ihre Aufgabe erfüllen, gibt es keine Mißverständnisse, die auf fehlendem oder vorhandenem Augenlicht beruhen. Der mit gesunden Augen Ausgestattete sieht, was sein Nebenmann ohne zu sehen zu leisten vermag, und gewinnt Achtung vor dessen Fähigkeiten, die er sich selber kaum zutraut. Das bewirkt die rich-



Von einem Punktschriftstreifen liest die Stenotypistin mühelos den Diktattext ab, den sie vorher aufgenommen hat und überträgt ihn dann, wie ihre sehende Kollegin „blind“ in die Schreibmaschine



Eine Vielzahl von Einzelteilen sind ohne Augenlicht präzise zusammenzubauen. Dabei kommt es noch darauf an, daß ein winziges Längsloch rechts und ein ebensolches Rundloch links zu liegen kommt. Dann werden die Teile unter der Exzenterpresse zusammengenietet.

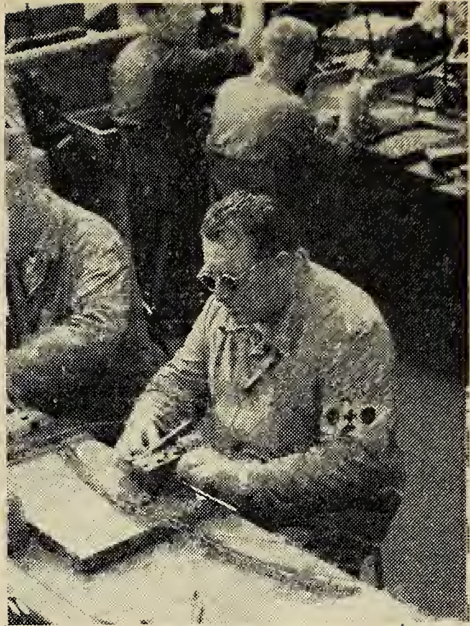
tige Einschätzung, wo und wann dem Blinden eine selbstverständliche Hilfe zukommt und wo man die Hilfe des Blinden selber in Anspruch nehmen kann.

Ein Abteilungsingenieur berichtet, daß ein Blinder als Vertrauensperson der ganzen Abteilung gilt, zu dem man auch mit ganz privaten Sorgen kommen könne, um Rat zu erhalten. Von dem gleichen Blinden erzählt sein Werkmeister, daß er wesentlich mehr Fehlstanzungen seiner Montagehalle aussortiert als mancher mit zwei gesunden Augen im Kopf. Das nicht etwa, weil er mehr Fehlerteile angeliefert erhält, sondern weil er den Fehler eher erfühlt, als seine Kameraden ihn sehen.

In der Verwaltung arbeitet Fräulein D. als Stenotypistin. Fräulein D. ist auf der Flucht aus ihrer Heimat durch Kriegseinwirkung erblindet. Auf einer Punktschriftmaschine schreibt sie das Diktat im Stenogramm mit, um es dann, vom laufenden Band mit den Fingern ablesend, in eine normale Schreibmaschine zu übertragen. Das geschieht wie bei ihren Kolleginnen auch, nämlich „blind". Fehler kämen mal vor, gibt Fräulein D. zu. Ihr Bürochef ergänzt sofort: ‚Aber höchstens soviel wie bei den anderen auch!' — Wenn das kein Lob ist.

Überall im Betrieb verläßt man sich auf den blinden Mitarbeiter; ob bei der Fertigungsmontage, auf der Prüfstation oder im Büro. Die eigene Leistung ist für den Blinden hier nicht nur Broterwerb, sondern ein guter Teil seines Lebensinhaltes — und das bemerkt seine Umgebung vom Chef bis zum Nebenmann."

Hans Schwarz

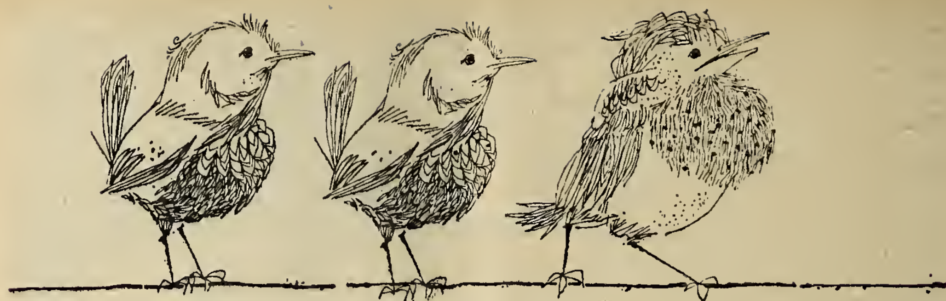


Dieser kriegsblinde Arbeiter sitzt mitten im Lärm der großen Fabrikhalle und ist ganz Konzentration und Aufmerksamkeit. Was durch seine Hände geht, das ist in Ordnung, betonen seine Vorgesetzten und Kollegen immer wieder; und es zeigt sich auch in diesem Falle, daß kriegsblinde Industriearbeiter wirklich wertvolle und nutzbringende Leistungen in ihrem Betrieb vollbringen können. Am richtigen Platz eingesetzt, vermögen diese Kameraden auf Grund ihres hochentwickelten Tastgefühls manchmal vielleicht sogar eine Präzisionsmaschine zu ersetzen.



In der Prüfabteilung werden Stücke aus der laufenden Produktion auf Herz und Nieren getestet. Wo es auf Fingerspitzengefühl oder akustische Wahrnehmungen ankommt, setzt man gerne einen blinden Mitarbeiter ein.

7 Fotos: Hans Schwarz



Und ein stolzer Hahn dabei . .

Wie ein Kriegsblinder sein Leben neu gestaltete

Die Zeit zwischen Kriegsende und Währungsreform habe ich als Blinder doppelt schwer empfunden. Es waren jedoch weniger die Ereignisse, die mich überraschten, noch der Lauf der Geschichte, der mich überrumpelt hatte, als vielmehr die Meinung, kein vollwertiger Mensch mehr zu sein. Beruf und Freunde hatte ich verloren, und in der unbekannten fremden Welt des Blinden, in die das Schicksal mich über Nacht gedrängt hatte, fiel es mir schwer, mich zurechtzufinden. Vielleicht, so schien mir, hatte ich den Anschluß an das Leben völlig verpaßt. Oder stand ich wie ein unbrauchbar gewordener Schubkarren meinen Mitmenschen im Wege?

Jahre später sah vieles schon freundlicher aus. Ich hatte mit einiger Verspätung in die Blindenwelt hineingefunden und mir ihre Einrichtungen dienstbar gemacht. Wenn ich den beruflichen Aussichten eines Blinden anfangs keinen rechten Glauben schenkte, so hatte ich doch auf wunderbare Weise zu unterscheiden gelernt und war endlich wieder Herr meiner Entschlüsse. Die Zukunft lag nicht mehr im unübersehbaren Raum. Ich hatte ein Gefühl, als käme sie mir langsam entgegen, obgleich es Millionen gab, die noch immer nicht wußten, was Blindsein für den einzelnen bedeutet. Menschen, die mir leicht helfend hätten beistehen können, hatten mich am tiefsten enttäuscht. Wer wollte es mir da verdenken, daß ich in Zukunft eigene Wege ging? Ohne auf die „lieben" Nachbarn zu hören, richtete ich mein Leben aus und lenkte es in geordnete Bahnen. Schritt für Schritt tastete ich mich vorwärts, mir war kein Handgriff zuviel. Hindernisse räumte ich beiseite, erwarb ein Grundstück und baute ein Häuschen darauf. In einem nur wenige Fuß großen Arbeitszimmer formte ich mir dann eine eigene Geisteswelt, von der aus ich mich später nach Belieben entfalten konnte.

Lust an der Sache, Willenskraft und starke Nerven gehörten freilich dazu. Ohne sie hätte ich mich nur schwerlich behaupten können, denn im freien Wettbewerb wurde mir als Blindem kein Pfifferling geschenkt. eher warf man mir Knüppel zwischen die Beine, sterben Intriganten doch niemals aus! Ihr falsches Spiel hat mir aber kaum geschadet. Ich blieb meinen Grundsätzen treu, arbeitete mit Feuereifer und faßte mich in Geduld. Nie erlahmender Fleiß führte dann auch zu schönen Erfolgen.

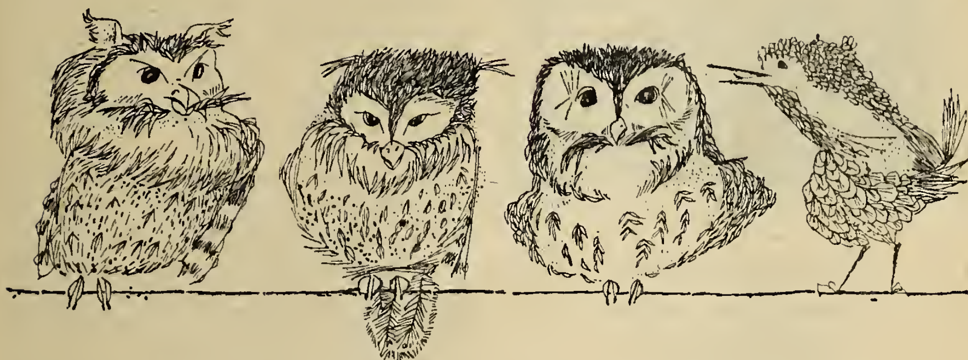
Wer aber zwischen Bauernhöfen und Weizenfeldern aufgewachsen ist, der kann auf die Dauer von Worten allein nicht

leben. So erging es auch mir; ich mußte noch eine praktische Arbeit haben; erst dann würde ich ausgelastet sein. Hatte ich mich als Kind nicht gern mit Kleintieren beschäftigt? Dieser Neigung folgend, legte ich mir im Südteil meines Gartens einen gewinnbringenden Hühnerhof an. Über seine Form hatte ich lange genug getüftelt. Darum bestellte ich Handwerker, und die Anlage wurde nach meinen Plänen gebaut.

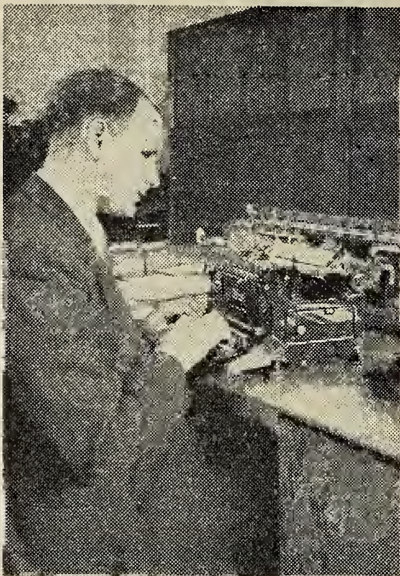
Inzwischen war aber aus der Geflügelzucht eine Wissenschaft geworden. Wer sie erlernen wollte, mußte von der Pike auf dienen. Zwanzig Jahre lang hatte ich mit Hühnern nichts mehr zu tun gehabt. Was blieb mir denn weiter übrig, als noch einmal in die Lehre zu gehen? Gelernt habe ich natürlich bei mir zu Hause. Mit meiner Frau zusammen arbeitete ich eine Reihe von Fachbüchern durch, ich hielt Zeitschriften und Zeitungen, besuchte Versammlungen der Zuchtvereine, hörte mir Vorträge an und fuhr über das Wochenende mit dem Doppelrad weit über das Land, damit ich Kontakt bekam mit erfolgreichen Züchtern. Dabei stellte ich immer häufiger mit Genugtuung fest, daß ich mich auf dem richtigen Wege befand, die verlorengegangenen Jahre wieder einzuholen.

Meine praktische Arbeit bestand in der Pflege von zunächst jungen Hühnern. Ich hatte mir drei verschiedene Rassen gekauft, deren Lebensweise ich nun studieren wollte, um herauszubekommen, welche Rasse sich für meinen Hof am besten eignete. Erfahrungen wollte ich sammeln, meine Kenntnisse wollte ich erweitern, und ein gelehriger Schüler wollte ich sein. Mit großen Erwartungen war ich an die Arbeit gegangen. Daran, daß gelegentlich auch etwas schiefgehen könnte, hatte ich mit keinem Gedanken gedacht, sondern glaubte, bei mir seien Mißerfolge ausgeschlossen. Darin hatte ich leider nicht recht. Kein Wunder, daß ich immerfort Lehrgeld zahlte. Bald wog der Nutzen den Schaden nicht mehr auf. Es kamen Zeiten, da hätte ich die ganze Anlage am liebten an den nächstbesten Nagel gehängt. Morgens stand ich aber immer wieder auf und fütterte meine Hühner. Schließlich gelangte ich hinter die letzten Geheimnisse einer aussichtsreichen Geflügelzucht. Meine dreijährige Lehrzeit war abgelaufen; ich hatte es endlich geschafft und hielt einen mittelgroßen Stamm reinrassiger, hochgezüchteter Legehühner.

Neben den gewohnten Schwierigkeiten, mit denen ein Lehrling zu kämpfen hat, erlebte ich aber auch herrliche Sonnentage, weil amüsante Kleinigkeiten den Himmel erhellten. Sie trugen wesentlich dazu bei, daß ich mir selber die Treue hielt und meine Lehrzeit wie vorgesehen beendete.



Am Anfang war ein Donnerschlag! Ich hatte die ersten Hühner bestellt und war gerade dabei, einen Sack Hobelspäne für die Tiefstreu auszuschütten, als ein Gewitter heraufzog. Immer heftiger wehte der Wind. Regen trommelte auf das neue Dach und plötzlich rollte ein ohrenbetäubender



Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

Donner über uns hinweg. Im gleichen Augenblick heulte eine Sturmbö durch die Stalltür, wirbelte die Späne hoch und fegte sie durch das Fenster. Ich schreckte zusammen, stand buchstäblich wie vom Donner gerührt. Da flog mir etwas auf die Schulter. Als ich danach griff, fühlte ich ein weiches Federknäul, und an dem gebogenen Schnabel merkte ich, daß es ein Eulenvogel war. „Eulen statt Hühner?" dachte ich. „Das kann ja heiter werden", behutsam steckte ich den kleinen Kerl, der mir zugeflogen war, in die Rocktasche und ging ins Haus. Abends gab ich dem Käuzchen die Freiheit wieder. Vom Kammerfenster flog es lautlos davon, und mir fiel ein Stein vom Herzen, denn ich bin kein Freund von Eulen und Käuzchen.

Den Sommer darauf gab es eine kleine Sensation. Gegen Mittag fand ich in einem der Legenester ein 120 Gramm schweres Ei. Zuerst glaubte ich an einen Scherz meiner Frau. Möglicherweise hatte sie dem Huhn ein Gänseei untergeschoben. Es war jedoch ein Mammutei von meinen Hühnern, das, wie sich später herausstellen sollte, aus zwei großen Dottern bestand. Das fragliche Huhn hatte dennoch keinen Schaden genommen. Es gackerte munter fort und legte noch eine Anzahl ähnlicher Eier, nur keins mehr von der Größe des ersten.

Den ganzen Sommer über hatte ich auch Dauergäste im Garten. Eine Igelfamilie nahm in der Laubenecke Quartier. Waren die Abende mild, saß ich meist noch ein Stündchen im Freien. Um diese Zeit kamen die nützlichen Allesfresser den Gartenweg heruntergetrippelt, raschelten bald hier, bald dort im Wiesengras und suchten sich Futter, dabei schmatzten sie wie kleine Ferkel. Stellte ihnen meine Tochter Milch auf das Podest, kletterten sie ohne Scheu die Stufe herauf, drängten sich rings um den Napf und taten sich gütlich.

Ende September hatte dann Moses seine große Premiere. Er war ein mächtiger goldgelber Hahn mit einer Brust so stramm wie ein Roßhaarkissen. Würdevoll spazierte er über den Hof, mit jedem Schritt die Majestät betonend. Doch überheblich war er nicht. In rührender Weise umsorgte er seine vielen Frauen. Morgens hüpfte er als erster durch das Hühnerloch, vor dem Dunkelwerden führte er seinen Harem wieder vollzählig zurück auf die Stangen. Zwischendurch verhielt er sich wie andere Hähne auch. –

In einigen Punkten hatte es aber doch seine besondere Bewandtnis mit ihm. Er war nämlich ein außereheliches Kind, war als Halbwaise geboren; und weil er nach dem Schlupf wie ein Findling als einziges gelbes Küken unter elf weißen saß, taufte ich ihn auf den Namen Moses.

Seine Mutter war ein goldbraunes Huhn, das ich mir als Glucke ausgeliehen und auf fünfzehn weißschalige Eier gesetzt hatte. Bei Brutbeginn legte sie noch ein braungepunktetes Ei dazu, und heraus kam Moses, den ich mit besonderer Liebe aufzog, so daß er zahm wurde und mir wie ein Schoßhündchen überallhin folgte. Als er schon zu einem stattlichen Hahn herangewachsen war, setzte er sich noch immer auf mein Knie, plusterte die Federn und belohnte meine Zärtlichkeiten mit einem lauten Kikiriki. Er war überhaupt ein Meister im Krähen. Das hob ihn weit über alle gewöhnlichen Hähne hinaus. Kaum hatte er den Stimmwechsel hinter sich, entdeckte er seine Begabung für das Rückwärtskrähen,



und je älter er wurde, um so besser verstand er sich auf diese Kunst. Vorwärts krähte er im Baßton eines schwergewichtigen Bierbrauers, rückwärts klang es mehr wie der heisere Signalton einer alten Lokomotive. Ja, Moses war schon ein außergewöhnlich begabter Gockelhahn; ich glaube heute noch, er hatte Gold in der Kehle. Von langer Dauer war sein Wirken leider nicht. Er verletzte sich und mußte geschlachtet werden. Nur eine Schwanzfeder zwischen zwei Brettern am Hühnerhaus erinnert mich, wenn sie der Wind mir um die Nase weht, manchmal noch an meinen Moses.

Gute Dienste bei meiner Tagesarbeit leistete mir Loni, eine Foxterrierhündin. Nahmen die Maulwürfe überhand, weil alle Mittel versagten, griff ich zur Selbsthilfe, und Loni half mir dabei. Mit der Rechten hielt ich einen kurzstieligen Spaten, die Linke tastete den frisch aufgeworfenen Erdhügel ab. Sobald der Haufen sich hob, stieß ich mit dem Spaten kräftig zu und warf die Erde samt Maulwurf in hohem Bogen heraus. Das übrige besorgte Loni. Sie schüttelte den Samtpelz, daß es nur so knallte.

Während meiner Lehrzeit kam ich aber nicht nur mit Tieren, sondern auch mit Menschen zusammen, und es versteht sich von selbst, daß ich mich wieder an sie gewöhnte. Verbindungen bahnten sich an, Freundschaften wurden geschlossen, der Reiz des Neuen lockte mich aus meiner Reserve heraus. Bald kam auch die Zeit, wo ich den Pulsschlag eines lange entbehrten Lebens wieder verspürte, eines Lebens mit allem Drum und Dran, mit Höhen und Tiefen, mit Freud und Leid, so, wie ich es von Jugend auf nicht anders kannte.

Ich finde die Welt wieder schön! Das Leben ist wieder voll Freude! Und das Merkmal dieser Freude ist, daß sie nicht wie ein Rausch über mich kommt, wie die Stimmung eines glückhaften Augenblicks, der schnell wieder vergeht und trostlose Einsamkeit verbreitet. Denn diese Freude fließt mir aus meiner Arbeit zu. Sie füllt mein Leben an, sie formt es und prägt es, und sie reicht mir ihren Arm, daß ich die wenigen Brücken hinüber in die große stimmungsvolle Welt ja nicht verfehle.

Drängt sich eins meiner Küken zirpend an mich heran, oder streiche ich mit den Händen liebkosend über ein Meer von Blumen, dann spüre ich etwas vom Glanz unserer Welt, wie ich sie früher einmal erlebt habe, und in der Freude am Geringen möchte ich verhaltenen Glückes ausrufen: „Verweile doch, du bist so schön!“ denn das Bewußtsein, wieder mitten im Leben zu stehen, flößt mir Ehrfurcht ein gegen den Herrn, stimmt mich dankbar gegen mein Schicksal und macht mich von Herzen froh.

Peter-Paul Porzig

Prima „Blindenseife"

Kohlenknappheit, Wasserknappheit und keine Seife, weder zum Baden noch zum Waschen. Ja, das waren die Folgen und bösen Begleiterscheinungen eines totalen und verlorenen Krieges. Hautkrankheiten aller Art stellten sich im Behelfsspital ein, wo einige hundert Heimat- und Obdachlose notdürftig untergebracht waren. So war es in den Jahren zwischen 1945 und 1948, als ich mich in meinem Beruf dort nützlich machen konnte, als Heilgymnast und Masseur.

Wie konnte man sich bei dieser Sachlage selber freihalten gegen Übertragungen von Krankheiten, wenn man kaum oder nur bei sehr seltenen Gelegenheiten mal ein Bad nehmen konnte? Da ich selber in diesem großen Hause untergebracht war, erforschte ich denn auch, wie und wann man mal in die Wanne steigen konnte, und das war nur nachts. Nach drei Uhr nachts kam meist keine Nachtschwester mehr durch die Abteilung, und so war es ziemlich sicher, daß man nicht überrascht werden konnte. Warmes Wasser gab es in der Nacht. Nur wo die Seife hernehmen? Seife war kostbar und selten, wie Brot oder Fett, und war überhaupt nur hintenherum für teures Geld zu erhandeln. Wie aber kam ich als Erblindeter zu Seife? Da auch der Geruchssinn durch meine Verletzung vernichtet war, konnte ich auch nicht wittern wo oder ob irgendwo Seife verborgen war.

In dieser Nacht wollte ich wieder mal unbefugt baden, so nach drei Uhr, und schlich mich wie ein weißes Gespenst im Hemd den langen Korridor entlang zur Badestube. Während nun das warme Wasser in die Wanne plätscherte, überlegte ich, ob nicht doch irgendwo Seife aufzuspüren wäre. Da fühlte ich einen großen Besenschrank. Er war nicht verschlossen. Aha, da lag ja wirklich ein Riegel Kernseife, hart und fettig, na ja, warum soll nicht auch ein blindes Huhn mal ein Korn finden? Also nun in die Wanne und tüchtig einseifen! Kreuz und quer, hinten und vorn, soweit die Arme reichten einseifen, und zwar reichlich.



Na, gut war wohl die Seife doch nicht, denn sie klebte so sonderbar an der Haut und auch im Gesicht, aber was macht's, es war Seife. Ja, ich war im wahrsten Sinne

des Wortes eingeseift und stand in meiner warmen Wanne.

Da war es mir, als hätte jemand das Licht eingeschaltet, und schon ertönte ein markerschütternder Schrei! Die Nachtschwester wollte baden, wie sie mir später sagte, und sah nun zu ihrem Schrecken einen Neger oder Mulatten in der Wanne stehen, obwohl doch im ganzen Hause nur Weiße zu finden waren! Als sie mich dann an der Stimme erkannte, beruhigte sie sich, und ich gestand, daß ich so frei war, mir aus dem Besenschrank den Riegel Kernseife ausgeliehen zu haben, um mich mal mit echter Seife zu waschen.

„Ach, du heiliger Nepomuk", klagte die erschrockene Schwester, „Sie sind doch aber braun, ja fast schwarz und sehen aus wie ein wilder Teufel!" „Haben Sie schon mal überhaupt einen zahmen Teufel gesehen?", fragte ich freundlich. „Nein, das gerade nicht." „Nun, dann bin ich wahrscheinlich einer", sagte ich kleinlaut.

Es stellte sich heraus, daß ich den Riegel dunkelbraunen Bohnerwachses im Besenschrank für gute Kernseife gehalten hatte und mich damit freudig und ausgiebig eingeseift hatte, zum Schrecken der ahnungslosen Nachtschwester, die dann in mir einen wilden Teufel vermutet hatte, die Ärmste!

Fritz Bloch

Ein Leben mit dem Buch

Das kleine Köpfchen des Jungen ist tief über die Fibel gebeugt, damit die Mutter nicht die Tränen sieht, die in den sonst so hellen Augen stehen. Es ist aber auch zu schwer, in diesen fremden, schwarzen Zeichen einen Sinn zu erkennen. Da stehen sie und sehen ihn feindlich an. Was müht er sich ab, sie kennenzulernen, doch sie scheinen ihn nur höhnisch zu verlachen und spotten all seiner Bemühung. Morgen in der Schule wird der Lehrer seine Brauen wohl wieder mißbilligend hochziehen und ihn strafend ansehen. Dabei möchte er es so gerne lernen, wie es seine Geschwister können.

Draußen lacht die Sonne vom sommerlich blauen Himmel. Alles ruft und lockt zum frohen Spiel. Aber ach nein, er wendet sich mit einem schweren Seufzer wieder dem Buche zu. Stockend gleitet der kleine Finger die Zeilen entlang, und buchstabierend bilden sich Worte und Sätze.

*

Es ist etliche Jahre später an einem ganz gewöhnlichen Abend. Ringsumher ist alles

still geworden. Die gedämpften Stimmen aus dem Wohnzimmer sind längst verstummt, die Eltern sind schlafen gegangen. Zu dumm, daß Vater ihm die Taschenlampe weggenommen hat, damit er des Nachts im Bett nicht mehr lesen kann. Dabei hat er gerade jetzt ein so spannendes Buch. Ach, nur die nächsten Seiten noch lesen, um zu erfahren, was mit den beiden geschieht, die diesem hinterlistigen Banditen in die Falle gegangen sind. Die Deckenbeleuchtung wagt er nicht anzumachen, es würde ihn zu leicht verraten.

Nur vereinzelt hallen die Schritte Vorübergehender von der Straße herauf. Die Gaslaterne dicht vor seinem Fenster wirft einen hellen Schein an seine Zimmerdecke. Ein Gedanke blitzt auf und schon hockt er dicht an der Fensterscheibe. Seine Augen fliegen über die Zeilen, er vergißt Zeit und Ort. Seine Gedanken wandern weit fort in ferne Länder, auf den Spuren jener Abenteurer, deren Taten jeden Jungen begeistern. Mit heißen Wangen und leuchtenden Augen lebt, bangt und hofft er mit ihnen. Aufatmend klappt er endlich sein Buch zu. Schläfrig, doch zufrieden wühlt er sich in die Kissen. Schon halb im Schlaf denkt er an seinen Vater, der morgen sicher wieder brummen wird, wenn er nicht schnell genug aus den Federn kommen kann. Natürlich wieder diese Schmöker, wird es heißen, zu meiner Zeit gab es so etwas nicht. Die Oma lächelte nur, als sie es neulich hörte.

Ob Vater früher auch . . . ? Und er lächelt noch schwach, als er in tiefem, festem Schlummer liegt.

*

Können oder wollen uns die Alten nicht verstehen? Waren sie nicht auch einmal jung? Heute tun sie so, als könnten sie sich an nichts mehr erinnern. Meinen Fragen weichen sie aus, sie nehmen mich nicht ernst. Wenn sie nicht mehr weiterkönnen, sprechen sie achselzuckend von unreifer Jugend. Mit niemandem kann man sich richtig aussprechen. Diese Gedanken arbeiten in dem inzwischen herangewachsenen jungen Menschen. Auch die Bücher, die er bisher so verschlungen hatte, erscheinen ihm nun leer und schal. Die großen Abenteuer haben ihre Anziehungskraft verloren, sie sind unwirklich, ja schemenhaft geworden. Sollte auch das wirkliche Leben so sein? Sinnend steht der auf-

Trotz der Blindenhörbüchereien lassen wir uns auch heute noch gerne von unseren Frauen aus einem guten Buch vorlesen. Obwohl die Pflichten des Tages sie voll in Anspruch genommen haben, schlagen unsere Ehefrauen uns einen solchen Wunsch kaum je ab, dafür sind wir besonders dankbar.





Schnell gleiten die „sehenden Hände“ über die Zeilen. So liest der Blinde in dicken Punktschriftbänden. Unabhängig von jeder Hilfe kann er sich mit seinen Büchern beschäftigen.

geschossene Jüngling vor dem Bücherschrank des Vaters. Suchend wandert sein Blick über die langen Reihen. Bisher hatte er diese Bücher gemieden, denn die Titel schienen ihm zu trocken und unlebendig. Zögernd greift er einen Band heraus, noch voll innerer Abwehr, er blättert in ihm und dann bleibt sein Blick an einem Satz haften, er liest sich fest.

Ein neues Tor tut sich vor ihm auf. Aber er ist ein kritischer Leser. In ihm regt sich Widerspruch, er muß und will sich mit den Dingen auseinandersetzen. Er ahnt noch nicht, daß er es vielleicht sein ganzes Leben lang so halten wird. Es sei denn, er würde eines Tages satt und bequem, oder die rastlose Arbeit des Alltags würde jede Bereitschaft zur geistigen Auseinandersetzung in ihm abtöten.

Endgültig vorbei sind die sonnigen, unbeschwerten Tage der Jugend. Ohne Übergang gingen sie unter, als er inmitten endloser Kolonnen immer weiter nach Osten marschierte. Staub und Hitze, Kälte und Schnee, Hunger und Durst sind nicht immer die größ-



Ein Tonband aus der Blindenhörbücherei ist angekommen. Mit sicheren Bewegungen legt der Kriegsblinde das Band in das Gerät ein; nun genügt ein Tastendruck und aus dem Lautsprecher ertönt die Stimme des Vorlesers.

3 Fotos: L. Kasmehl

ten Entbehrungen. Die Tage sind voller Strapazen und den Nächten fehlt oft der Schlaf. Selten sind die Stunden der Muße, und doch gibt es sie, dann versinkt alles um ihn. Unwirklich wird dieses harte, erbarmungslose Leben, vergessen sind Zeit und Ort. Ein Buch, wo kam es her, wer hat es hierhergebracht? Es ist eine Kostbarkeit, dieses Buch, und so führen ihn die Worte des Dichters in die unendlichen Weiten menschlichen Geistes hinweg aus der rauhen Wirklichkeit.

Sie sind nur selten, diese Stunden, doch sie wiegen vieles auf.

*

Jäh und unerwartet kommt der tiefe Sturz in den Abgrund. Heiße Verzweiflung wechselt mit starrer Gleichgültigkeit. Was ist mir geschehen, warum ausgerechnet ich? So stürmen die Gedanken, jagen einander und finden in dem gemarterten Hirn keine Erklärung. Lieber den Tod als das, hatte er früher gedacht, wenn ihm die erloschenen Augen eines Blinden begegnet waren. Nun gehört er selbst zu diesem Kreis der Ausgestoßenen, der Freudlosen. Ja, ausgestoßen aus dem Kreis der Sehenden, der wirklich Lebenden. Verurteilt zu dauernder Lichtlosigkeit. Warum nur ich? Diese Frage ist in seinem Herzen tief eingebrannt, sie kommt ihm aber nie über die Lippen.

Alle um ihn meinen es gut mit ihm, jeder will ihm Trost spenden. Er möchte auch dankbar sein, es ihnen zeigen, doch wozu dies alles? Auch das Beispiel der anderen, die links und rechts neben ihm liegen, hilft ihm nicht. Bei mir ist ja alles ganz anders, so denkt er immer wieder. Und hat er so unrecht? Durch dieses dunkle Tor muß ein jeder allein hindurch. der vom Schicksal auf diesen Weg gestoßen wird.

So schleppen sich die Tage im Lazarett hin, freudlos, lichtlos. Eines Tages sitzt eine Schwester an seinem Bett. Sie kommt, um ihn zu betreuen. Wieso denn? Man soll mich in Ruhe lassen. So denkt er nicht nur, sondern drückt es auch in seinen abweisenden Gesten aus. Sie aber bleibt, und da sie auf ihre Fragen keine Antwort bekommt, greift sie in ihrer Ratlosigkeit zu einem Buch. Mit leiser Stimme beginnt sie vorzulesen, der Mann vor ihr scheint nicht zuzuhören. Doch die Worte verstehen es gegen seinen Willen, ins Bewußtsein einzudringen, noch widerstrebend lauscht er endlich. Als dann die freundliche Stimme neben ihm fragt, ob sie wiederkommen darf, da bejaht er zwar nicht, doch er erhebt auch keinen Widerspruch. Es werden viele Stunden daraus. Jede von ihnen hilft mit, das Band neu zu knüpfen, das ihm auf ewig zerrissen schien. Das Mittel dazu ist das Buch. Sie haben eine besondere Art der Beziehung zueinander gefunden, der junge Kriegsblinde und die Welt des Buches. Durch den Mund eines Dritten kommen die Worte jener Männer und Frauen zu ihm, die ihrer Zeit und der Nachwelt etwas zu sagen hatten.

*

Die Wunden des Körpers sind vernarbt, die der Seele werden noch eine lange Zeit brauchen. Immer wieder werden sie erneut aufgerissen durch die eigene, ohnmächtige Unselbständigkeit. Das soll nun anders werden, eine besondere Ausbildung soll ihm eine weitgehende Selbständigkeit verschaffen, die ihn unabhängig von fremder Hilfe macht. Aber er bleibt weiterhin mißtrauisch.

Alles mag möglich sein, denkt er, ich mag es lernen, mich ohne fremde Hilfe zu orientieren und bedingt frei zu bewegen. Es mag gelingen, mich umzuschulen und mir damit einen Berufsweg zu erschließen. Vielleicht kann ich eines Tages auch wieder lachen und so ganz von Herzen froh sein, doch selbst lesen, das wird nie ein wahrer Genuß werden. Immer wird es nur stockend gehen, eine rechte Stümperei.

So sitzt er denn wieder auf der Schulbank und quält sich ab. Jetzt sind es keine schwarzen, geheimnisvollen Zeichen mehr, die ihn

verwirren, sondern jene erhabenen Punkte in ihrem undurchsichtigen System, die auf dem Karton zu ertasten sind. Was heißt hier ertasten? Niemals wird er es lernen, diese kleinen Erhebungen zu deuten und so einen Buchstaben zu erkennen. Seine Fingerspitzen sind vollkommen gefühllos. Der Zorn packt ihn, er fühlt ein inneres Aufbegehren gegen diese Sinnlosigkeit. Ich sollte diese Bücher in die Ecke werfen, sie führen mir immer wieder meine eigene Hilflosigkeit vor Augen, so denkt er zornig und mit einem Fluch schleudert er sie von sich, um sie wenig später reumütig zurückzuholen.

Endlich ist es geschafft! Er kennt die Buchstaben, er kennt die Zahlen und Zeichen. Nun geht es an die Kurzschrift und wieder hilft ihm sein verbissener Ehrgeiz, wie damals, als er noch ein kleiner Abc-Schütze war. Immer schneller gleiten seine Finger über die Zeilen, sie fühlen nicht mehr einzelne Buchstaben, sondern erfassen ganze Wörter, die sich lückenlos zu Sätzen aneinanderreihen.

Nun sind zwei Jahrzehnte vergangen. Zwar hat sich unser Kriegsblinder mit seinem Schicksal nicht abgefunden, doch er hat es bezwungen. Er hat es fest in beide Hände genommen und füllt nun seinen Platz in der menschlichen Gemeinschaft voll aus. Gemeinsam mit seiner jungen Frau hat er sich ein Heim geschaffen, in dem das frohe Lachen seiner Kinder erschallt. Sein Zweifeln und Zaudern gehört der Vergangenheit an. Er hat sein inneres Gleichgewicht gefunden, und seine Beziehungen zu den Dingen seiner körperlichen und geistigen Umwelt sind fest und klar, auch seine Beziehungen zur Welt des Buches.

Drei Möglichkeiten hat er, dieses Band stets fest geknüpft zu halten. Dreifach ist sie gefestigt, diese alte Freundschaft, deren Ursprung weit in die Kindheit zurückreicht.

Einmal ist es das sehende Auge des andern, das eine Vermittlerrolle übernimmt. Meist ist es seine Frau, die ihm aus der Zeitung vorliest, oder die einen seiner geliebten Bände aus dem Bücherschrank nimmt. Wenn die Kinder schon längst in ihren Betten ruhn, sitzen sie beide allein zusammen. Und die vertraute Stimme beginnt vorzulesen und von all jenen Dingen zu sprechen, die ihm sonst verborgen sind. Gemeinsam erleben

sie, was die Dichter und Erzähler berichten oder ersonnen haben.

Es gibt auch Stunden, da er allein mit sich selbst ist. Dann greift er auch heute noch gern zum dickbändigen Punktschriftbuch. Schnell gleiten seine Finger über die Punkte, die ihm nun schon so lange vertraut sind. Es sind immer Stunden der Besinnung, wenn er allein in der großen Stille sitzt. Seine Zwiesprache mit dem Menschen, der einst jene Worte niederschrieb, gewinnt an Tiefe. Er möchte diese köstlichen Stunden nicht missen.

Das Erscheinen von Tonbandgeräten auf dem Markt, die zu einem erschwinglichen Preis angeboten wurden, schuf eine dritte Möglichkeit. Die Technik hat also auch dem Blinden und seinen Betreuern eine große Entlastung gebracht und ihnen damit einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Das empfindet auch unser Freund, den wir auf einigen kurzen Wegstrecken seines Lebens begleitet haben.

Ein Tag der Arbeit liegt hinter ihm, aufatmend läßt er sich in einen Sessel fallen. Für ihn ist nun Feierabend, nicht aber für seine Frau, die noch mit den Kindern zu tun hat; so ist er sich selbst überlassen. Doch er ist nicht ungehalten darüber, er braucht keine Langeweile zu fürchten. Seine Hand sucht nur einen kurzen Augenblick auf dem Rauchtisch, dann hat er den Karton gefunden. Er öffnet ihn und nimmt eine kleine Kassette heraus, in der sich eine Tonbandspule befindet. Ob die Blindenhörbücherei meinem Wunsch entsprechen konnte und mir das geforderte Buch geschickt hat?, denkt er. Schnell gleiten seine Finger über die Punkte der Aufschrift, dort sind Verfasser, der Titel des Buches, die laufende Nummer der Spule und die Bandgeschwindigkeit angegeben. Er ist befriedigt, wie all die vielen anderen Schicksalsgefährten, die von den Blindenhörbüchereien betreut werden. Es stehen dort so viele Titel aus allen Gebieten zur Auswahl, daß wohl jeder etwas für sich findet.

Unser Freund hat inzwischen die Spule schon aus der Kassette genommen und in sein Gerät eingelegt. Behutsam und sehr geschickt zieht er das dünne Band ein und befestigt es auf der Leerspule. Noch schnell ein prüfendes Tasten, alles in Ordnung. Entschlossen drückt er die Wiedergabetaste. Die Spulen beginnen sich zu drehen, das Band läuft langsam von der vollen Spule ab, gleitet dann an einem haarfeinen Spalt im Magnetkopf vorbei und wird von der leeren Spule aufgewickelt.

Im Lautsprecher aber setzt die Stimme des Sprechers ein, aufatmend lehnt sich unser Freund zurück. Er lauscht der Stimme, die ihm aus dem Buch vorliest. Sie macht ihn aber nicht nur mit dem Inhalt bekannt, sondern gestaltet auch mit, macht das Buch durch einen miterlebenden Vortrag zu einem wirklichen Erlebnis. Seine Gedanken wandern wieder, lassen sich tragen und mitnehmen auf den Schwingen des Geistes. Sie durchbrechen die undurchdringliche Mauer, die er in der Wirklichkeit nicht mehr durchbrechen kann. Vor seinem inneren Auge entstehen die Bilder der sichtbaren Welt. Er kennt sie noch

gut und für ihn ist der Sommerhimmel immer noch blau. Seine Bücher sind ihm aber kein Ersatz, können es auch nicht sein, sondern sie sind mitempfundenes Erlebnis. Seine Bindung zu ihnen hat sich nicht gelokkert, viel eher vertieft und verinnerlicht.

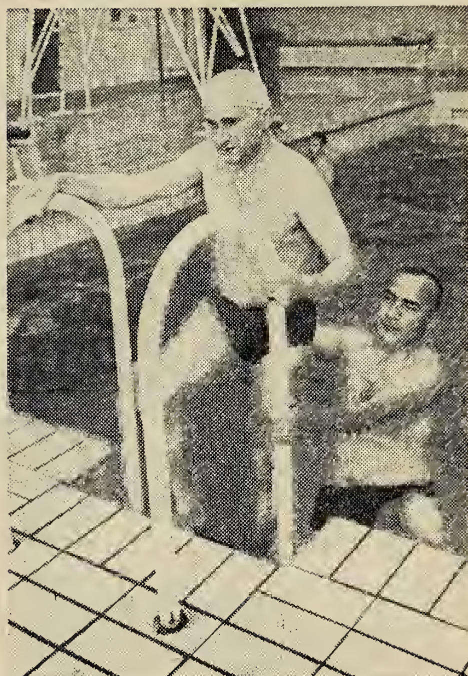
Manchmal steht er auch vor seinem Bücherschrank, und wenn er sich unbeobachtet glaubt, fährt er mit einer liebevollen Bewegung über die Rücken der Bände, die dort in langen Reihen stehen. Es waren und bleiben ihm doch liebe Freunde. F. K.

Ein Kamerad, wie es viele gibt

„Hans, schwimm los, ich komme hinterher!" Johannes Lehmann, blind seit der Zeit, als ihm in Rußland ein Granatsplitter die Augen zerfetzte, sprang ins Wasser und schwamm in kräftigen Stößen los. Ihm folgte Walter Kötzle, Freund und Nachbar des Blinden, der für sein Leben gerne schwimmt und unter der trefflichen Führung auch gut über die Strecke kommt.

Im Bundeswirtschaftsministerium sitzt der Kriegsblinde Johannes Lehmonn an der Schreibmaschine und überträgt einen aufgenommenen Text vom Stenostreifen oder vom Diktiergerät.





Nach einigen schnellen Runden steigt Johonnes Lehmann wieder aus dem Schwimmbecken, gefolgt von seinem Freund und Lotsen Walter Kötzle.
2 Fotos: Georg Munker

Im Bad-Godesberger Schwimmbad ereignete sich diese kleine Szene am Rande der Schwimmstunde der Versehrtensportgemeinschaft. Einmal in der Woche kommen die Versehrten, unter ihnen fünf Blinde, zusammen, um Ausgleichssport zu treiben und in der eigenen Leistung Kraft für den oftmals nicht leichten Alltag zu finden.

Tagsüber ist Johannes Lehmann im Bonner Bundeswirtschaftsministerium anzutreffen. Er ist Stenotypist in dieser Bundesbehörde, und wichtige Wirtschaftsfragen sind es oft, die durch seine Hände geschrieben werden. Die Texte dazu nimmt er mit sei-

ner Blindenstenomaschine oder neuerdings mit dem modernen Diktiergerät auf.

Mit großer Energie hat sich Johannes Lehmann, der vor 46 Jahren in Holzdorf/Elster geboren wurde, das Können und Wissen für seine berufliche Aufgabe angeeignet. Als Kaufmann war er zunächst im elterlichen Geschäft und wurde 1934 Berufssoldat. Nach der Erblindung bereitete er sich in Lehrgängen auf das Abitur vor. Dieser Bildungsweg wurde 1945 unterbrochen und vier Jahre später an der Höheren Handelsschule in Marburg fortgesetzt. Seit 1952 ist Johannes Lehmann in Bonn. Er beweist tagtäglich durch seine vorbildliche Pflichterfüllung sich und seiner sehenden Umwelt, daß der Kriegsblinde sein Leben nicht irgendwo fernab vom Getriebe der Arbeitswelt vertrauern muß, sondern daß er vielmehr mitten in der Brandung des Lebens seinen Mann steht, wo es keiner der anprallenden Wogen so leicht gelingen wird, ihn von den Beinen zu reißen. *G. Munker*

Geschmücktes Pech

Es geschah nachmittags, als ich allein zu Hause war. Im Wohnzimmer, wo ich es mir bequem gemacht hatte, wollte ich das Fenster öffnen. Zunächst die Gardinen beiseite, dann mit Schwung den Fensterflügel rechts auf und – oh Schreck! – drei Blumenstöcke, vom Fenster weggefegt, fallen auf den Boden. Die Erde ist aus den Töpfen; Blüten und Blätter sind von den Pflanzen abgebrochen; die Übertöpfe sind davongerollt. Alles ein heilloses Durcheinander. Mühsam versuche ich zu ordnen, doch auch beim besten Willen, die Spuren des Geschehens konnte ich nicht beseitigen. Was wird meine Frau sagen zu dieser Bescherung?

Da kam mir plötzlich der Gedanke, das Mißgeschick mit Humor und etwas Phantasie zu schmücken. Ich scharrte die Erde am Boden zu einem kleinen Hügel zusammen, steckte die längeren, noch brauchbaren Blüten hinein und umrahmte mit den Blättern das Ganze. So mußte es einer kleinen Pflanzung ähneln.



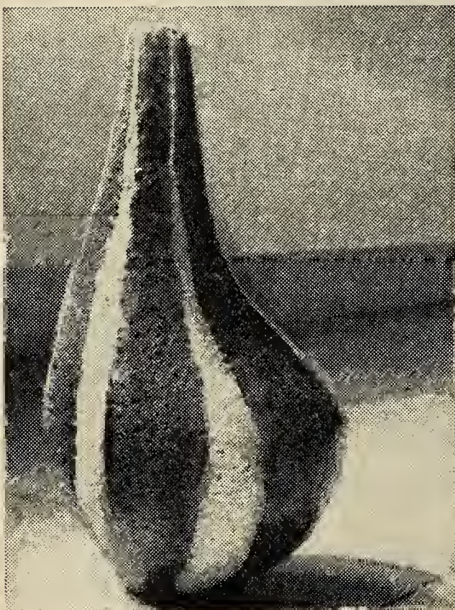
Mit dem ersten Blick übersah meine Frau die Situation. Statt des von mir befürchteten Gewitters kam ein herzliches Lachen. Sie fand mein Blumenbeet originell und fast so schön, als wenn nichts passiert wäre. Das tröstete mich, zumal ich wußte, wie behutsam und liebevoll meine Frau ihre Blumen pflegt. *Karl Oehlschläger*

Hier kann die formende Hand sehen



Die formende Hand muß auch für die nötige Glätte der Gefäßwand sorgen. Der etwas zu dünn geratene Henkel stört allerdings den Gesamteindruck einigermaßen.

Diese Vase, mit ihrer etwas eigenartigen Form, wurde ebenfalls als Aufbaugefäß aus Tonwülsten aufgebaut. *Foto: Atelier Schneider*



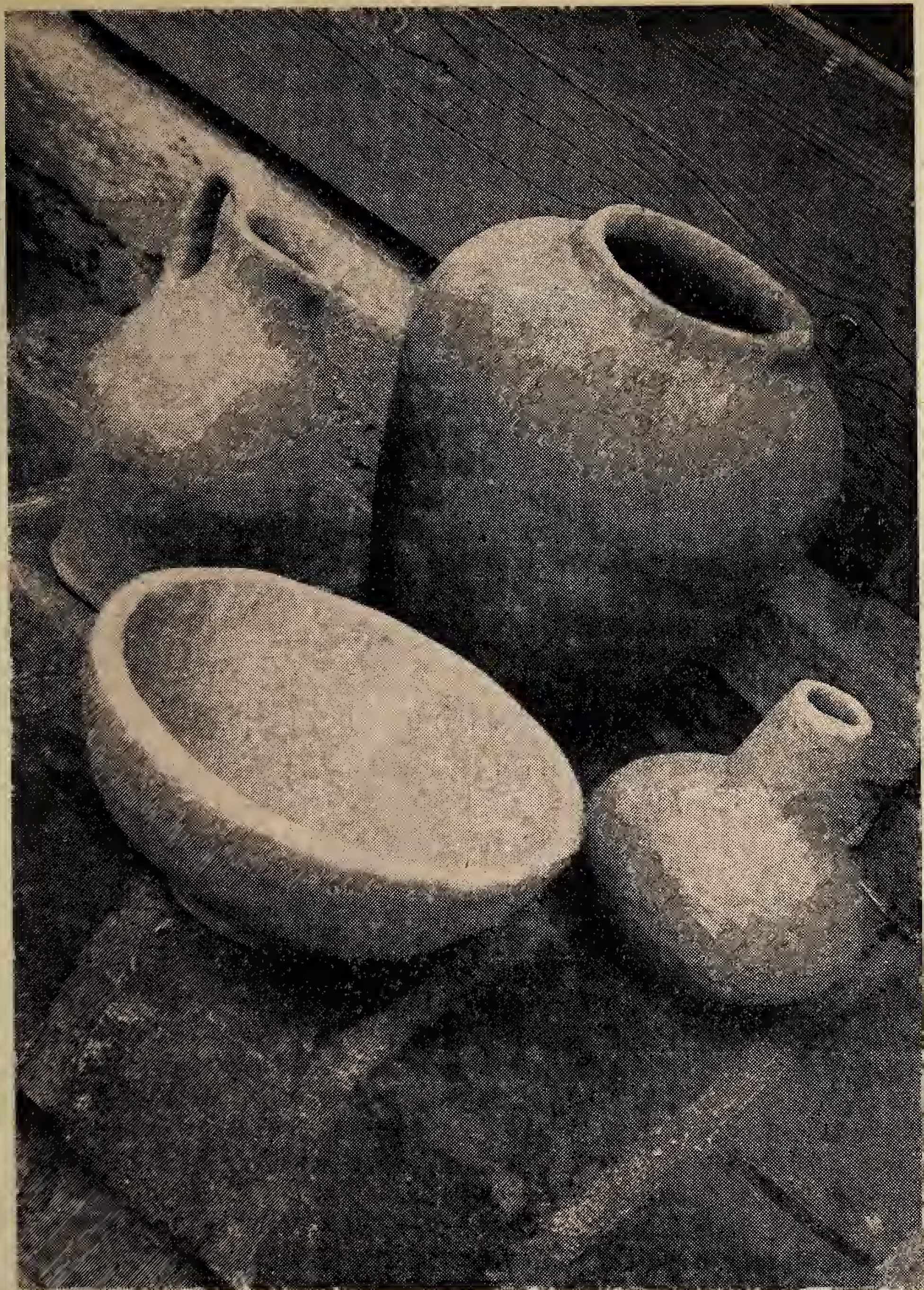
Das Gefühl für Formschönheit vermittelt uns nicht nur das Auge, sondern auch die tastende Hand, die greift, fühlt, prüft und gestaltet. Daher kann auch der blinde Mensch durch geistvolles Abtasten der werdenden Form sehr gute Plastiken schaffen – sei es aus Stein, Holz oder Ton –, die keiner Korrektur des Sehenden mehr bedürfen.



So bauten unsere Vorfahren in der Jungsteinzeit ihre Tongefäße auf, als es noch keine Töpferscheibe gab. *Foto: Landesbildstelle Württemberg*

So wird nach einer uralten Technik ein Gefäß aus verschiedenen Tonwülsten sorgfältig und behutsam aufgebaut.





Die hier zusammengestellten Aufbaugefäße wurden alle von Kriegsblinden hergestellt. **Sie machen deutlich, wie verschiedenartig die Möglichkeiten der Aufbautechnik sind.**

Doch ist es nicht nur der blinde Künstler, der Freude am Werken und Gestalten hat, sondern ebenso der blinde Laie, der unter seiner Hand etwas entstehen fühlt, das ganz aus ihm kommt. Die Möglichkeit, innerlich Geschautes zum Ausdruck zu bringen, und sei es unbeabsichtigt, spielerisch, löst etwas in ihm; das Geschaffene wird ihm Mittler zur Umwelt und zu sich selbst. In Modellier-Laienkursen für Kriegsblinde, die der Verfasser im Kriegsblinden-Umschulungslazarett auf der Solitude bei Stuttgart geleitet hat, zeigte sich immer wieder, wie erfrischend und geistbelebend sich zum Beispiel das Formen mit Ton auf Gemüt und Allgemeinbefinden auswirkt.

Es war den Teilnehmern ohne Ausnahme schon nach wenigen Stunden möglich, Aschenbecher und kleine Schälchen in der Aufbautechnik herzustellen. Hierbei wird die Gefäßwand aus fingerdicken Tonwülsten aufgebaut und dann geglättet. Auch auf der Töpferscheibe kann der Blinde arbeiten, doch bedarf dies, wie auch für den Sehenden, langer Übung.

Wir zeigen unseren Lesern hier einige Tongeräte, hergestellt von blinden Laien, die das gleiche ausgewogene Maß aufweisen wie jene Gefäße unserer Vorfahren aus der Jungsteinzeit. Hier wie dort kommen sie aus dem natürlichen Formempfinden und schöpferischen Impuls, die in jedem Menschen schlummern. Für den Blinden bedeutet es besonders viel, sich im bildhaften Gestalten seiner inneren Kräfte bewußt zu werden.

Prof. Karl Hils

Täglich acht Kilometer hin und her im Hausflur

Kriegsblind, ohne Hände und fast ertaubt – ein Beispiel für viele

Hart meint es das Schicksal seit 17 Jahren mit Eduard Roth aus Wombach bei Lohr am Main. Seit seiner Kriegsverletzung hört er seine eigene Stimme nicht mehr. Will er sich mit jemandem unterhalten, muß er komplizierte Apparaturen benutzen, deren Handhabung aber sehr umständlich ist. Dazu ist der 60jährige noch völlig erblindet und – Ohnhänder!

„997, 998, 999, 1000! Für heute genug!" Roth spricht das vor sich hin und beendet dann seine „Wanderung", die er täglich im vier mal vier Meter großen Hausgang durchführt, um Bewegung zu haben. Das sind für ihn dann immer rund acht Kilometer, die er auf diese Art und Weise zurücklegt.

Roth ist auch auf den Dorfstraßen und vor allem draußen im Wald zu finden. „Mein Vater war in dieser Gemeinde Waldaufseher, und er nahm mich schon in frühester Kindheit gern mit. So lernte ich Pfade und Wege sehr genau kennen."

Roth selbst wurde Elektromeister. Der Krieg machte aus dem völlig gesunden, vor Kraft strotzenden Menschen einen zunächst völlig Hilflosen, der schon oft am Leben verzweifelt wäre, wenn nicht die Bindung an die Familie seinen Lebenswillen immer wieder gestärkt hätte.

„Im Sommer 1941 kam ich nach Wünsdorf zur Panzerjägerausbildungskompanie, nachdem ich meine infanteristische Ausbildung

hinter mir hatte. Aber schließlich schickte man mich zu einer technischen Einheit. Zuletzt war ich in den südfranzösischen Hochalpen eingesetzt. Hier hatte ich mit Kameraden eine Kraftwerksleitung vor Sprengungen durch Partisanen zu schützen. Um die Betonpfeiler, welche die Leitungen trugen, wurden Minen gelegt, und dabei passierte es. Augen, Gehör und Hände waren verloren. Ich litt sehr darunter und meine Frau nicht minder."

Damals sagte ich mir: „Die Kinder haben ja einen Trümmerhaufen als Vater. Und doch ging alles besser weiter, als ich geglaubt hatte. Die Familie wuchs in die neuen Aufgaben hinein und betreut mich seitdem rührend. Die Söhne sind inzwischen 28 und 24 Jahre alt, die Tochter wird 26. Sie müssen, wie meine Frau, von morgens bis abends fest arbeiten, denn wir haben noch eine kleine Landwirtschaft. Ich kann bloß ab und zu den Hof und den Stall einmal kontrollieren."

Die Orthopädische Versorgungsstelle in Unterfranken, so betont Roth, betreue ihn in umfassendster Weise. Ihr verdankt er auch das erste Hörgerät, das er 1948 bekam. „Inzwischen habe ich immer wieder das eine oder andere neue Gerät erhalten, und erst in diesen Tagen ist wieder ein verbessertes Modell der Firma Siemens gekommen. Es hilft mir sehr, sehr viel, aber ich bin natürlich immer an das Hörgerät gefesselt und kann mich keinen Meter von ihm entfernen, wenn ich mich mit jemandem unterhalten will."

Auf den Spaziergängen gibt es nur zwei Möglichkeiten von Zeichen: „Man schüttelt mich am Jackenärmel, was ‚nein' bedeutet, während ein Ziehen ‚ja' besagt. Mitunter kann ich mich mit einem sehr verfeinerten Kleinhörgerät etwas verständigen."

Das überaus komplizierte und merkwürdige Hörgerät Roths hat die Größe eines mittleren Radioapparates: ein schwarzer Kasten mit vielen Röhren und Spulen; außen sind mehrere Bedienungsknöpfe. Mit ihrer Hilfe kann man die Tonstärke einstellen, die Tonfarbe regulieren und auch einen Radioempfang neben einem Sprechmikrophon anschließen. Ein ungestörter und für den Kriegsblinden gut verständlicher Rundfunkempfang ist aber kaum möglich. Er muß Spezial-Kopfhörer benutzen, die auf der besten Hörstelle an seinem rechten Ohr aufliegen. Sonst ist auch hier ein richtiges Hören nicht gewährleistet.

Gewiß, es ist fast noch wichtiger,
wie der Mensch das Schicksal nimmt,
als wie es ist.

W. v. Humboldt

Wird Roth anerkennend auf seinen Lebensmut angesprochen, winkt er mit seinem Armstumpf ab: „Ich habe einen Kriegskameraden, der spielt als Ohnhänder sogar Ziehharmonika, schreibt auf einer Schreibmaschine und hilft seiner Frau in der Waschküche." Und er erzählt weiter: „Ausziehen kann ich mich notdürftig, ich nehme halt da und dort meine Füße dazu. Wo andere Knöpfe haben, sind bei mir Druckknöpfe und Reißverschlüsse." Trotz allem beklagt sich Eduard im großen und ganzen nicht über sein allgemeines körperliches Befinden. „Das Essen und Trinken schmeckt, und auch eine Zigarette rauche ich ganz gern." Als wir ihn zum Abschied fragen, was er am Abend noch vorhabe, erklärt er rasch: „Radio hören! Das ist doch die einzige Freude, die ich noch habe. Und durch die Nachrichten bin ich mit der ganzen Welt verbunden und weiß, was da und dort geschieht!"

Eberhard Kulbe

Sie hören den Wetterbericht!

Ein Kriegsblinder im Nachrichtenzentrum einer Rundfunkanstalt

Zum Herzstück jeder Rundfunkstation gehört die Nachrichtenabteilung. Hier laufen über Fernschreiber und Telefon die Meldungen ein, die, von den Redakteuren bearbeitet und geschickt zusammengestellt, dem Hörer zu bestimmten Zeiten des Tages den neuesten Stand des aktuellen Zeitgeschehens und der Politik vermitteln. Tempo, Beherrschung der Sprache in Wort und Schrift und Präzision sind die Voraussetzungen auch für die Mitarbeiter an den Schreibmaschinen, die den Text nach Diktat übertragen. Beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt am Main in der Bertramstraße sitzen im großen Raum neben den Telefonkabinen, dem Fernschreiberraum und dem Büro des Chefs vom Dienst, acht Redakteure, die sich, genau wie die acht Schreibmaschinendamen, schichtweise ablösen, denn eine Nachrichtenabteilung ist Tag und Nacht besetzt, hier wird an Sonn- und Feiertagen genauso Dienst gemacht wie an Werktagen. Acht Damen also hämmern auf die Schreibmaschinen – aber im gleichen Tempo und mit der gleichen Exaktheit wird eine der Maschinen von dem Kriegsblinden Max Ludewig bedient. „Mäxchen", wie ihn die Kollegen nennen, gehört seit 1949 zur eisernen Garde der Nachrichtenredaktion und auch für die anderen Mitarbeiter des Hauses ist der mit dem dünnen Taststock durch die langen Gänge wandernde Kriegsblinde zu einer selbstverständlichen Erscheinung geworden.

Max Ludewig ist echter Frankfurter. 1910 geboren, zog er mit seinen Eltern kurze Zeit später in das Haus, in dem er heute noch mit seiner Familie wohnt, obwohl sich inzwischen so vieles ereignet hat. Maschinenbauer wollte er werden und nach dem Abitur, Studium und Examen in Strelitz praktizierte er in einigen großen Werken in Deutschland, benutzte die Möglichkeit, sich auch in England fortzubilden und etablierte sich 1938, kurz nach seiner Heirat, wieder in Frankfurt als selbständiger Handelsvertreter. Mit einer kurzen Wehrübung begann für ihn das Jahr 1939, doch bald wurde aus der kurzen Übung bitterer Ernst. Während er 1940

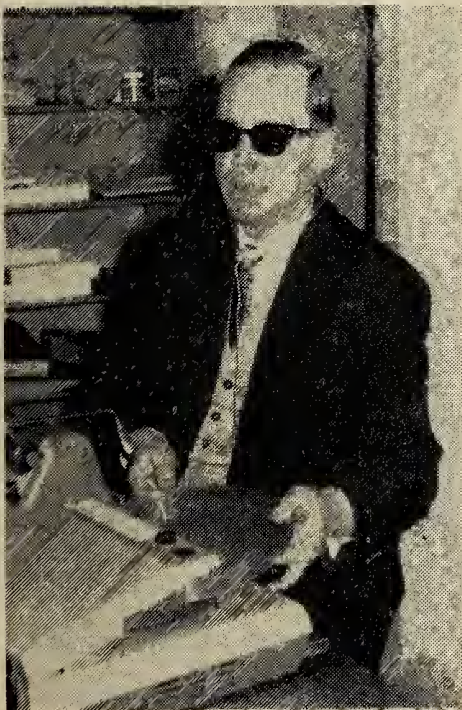


Wie gut hat es eine Rundfunkstation, wenn sie Hörerzuschriften in Punktschrift an einen kriegsblinden Punktschrift-Fachmann ihres Personals weiterleiten kann.

gen Frankreich zog, kam daheim sein Sohn Frank auf die Welt. Vom Westen ging es nach dem Osten und dort – zwischen Wjasma und Rschew – am 7. März 1943 wurde er durch Tieffliegerbomben verwundet und verschüttet. Bei der ersten Operation in Smolensk stellten die Ärzte neben dem Verlust des Augenlichtes und Gesichtsverwundungen noch Verletzungen an der linken Schulter, an Armen und Beinen fest. Über Königsberg ging sein Transport in die Heimat und im Herbst 1943 war er bereits auf dem Wege nach Marburg zur Grundausbildung in Maschinen- und Blindenschrift. Im April 1944 erfolgte eine Verlegung nach Bad Ems, wo Gesichtsplastiken vorgenommen wurden und der anschließende Aufenthalt im Lazarett in Würzburg wurde abgebrochen, als am 15. und 16. März Bomben die Stadt zerstörten.

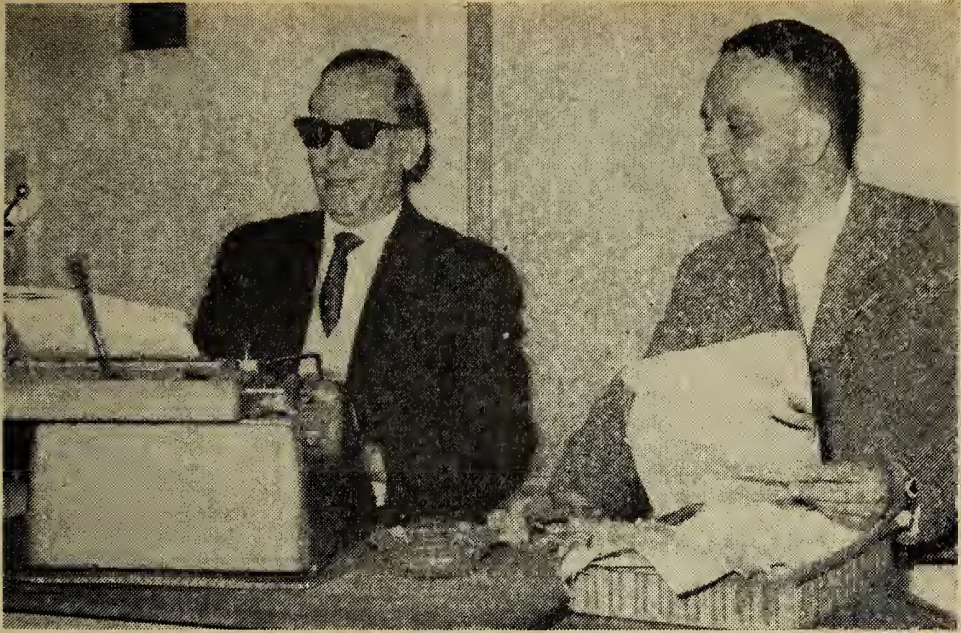
Die Rückkehr zu Frau und Kind im Odenwald war zwar tröstlich, aber das abgelegene Dörfchen bot dem immer aktiven Max Ludewig keine Existenzmöglichkeit. Eine Umschulung auf der Solitude bei Stuttgart von April bis Weihnachten 1948 brachte die Wende. Mit dem Zeugnis, über 130 Silben Stenografie und 230 Anschläge auf der Schreibmaschine schreiben zu können, begab er sich nach Frankfurt auf Stellungssuche und hatte Glück bei seiner heimatlichen Rundfunkstation. Inzwischen haben sich seine Schreibmaschinenanschläge noch erhöht und die Redakteure diktieren ihm das gleiche Tempo wie seinen sehenden Kolleginnen, die ihm besonders gerne das Abschreiben der auf Folie aufgenommenen Wetterdurchsage überlassen. Wenn er auch jetzt selten dazu

Eine Platte mit der Aufnahme der neuesten Wettermeldung wird in das Wiedergabegerät eingelegt.



So wird die auf die Platte gebannte Wettermeldung in die Schreibmaschine übertragen.





Der Redakteur diktiert dem kriegsblinden Mitarbeiter seine Meldung direkt in die Maschine.
4 Fotos: Erika Wachsmann

kommt ein Stenogramm aufzunehmen, so gehört dafür die Bearbeitung von Hörerbriefen in Blindenschrift zu seinem besonderen Aufgabenbereich. Der Hörer aber, der bei einem Anruf in der Nachrichtenabteilung Max Ludewig am Telefon erwischt, kommt niemals auf die Idee, daß seine Anfrage von einem Kriegsblinden beantwortet wird, denn er hat die Meldungen im Kopf, auch wenn er sie nicht selbst geschrieben hat.

Zu seinem eigenen Training beginnt er den Tag mit dem Abhören der Frühnachrichten. Von 8 bis 9 Uhr ist seine Zeitungsstunde, in der ihm seine Frau vorliest, was in der Welt geschah, so daß er wohlvorbereitet zum Dienst kommt. Er ist aufgeschlossen für alles was der Tag bringt. Mit seiner Devise „nicht rosten" steht er übrigens nicht allein in der Nachrichtenabteilung des Hessischen Rundfunks, in der noch weitere vier Kriegsversehrte an wichtiger Stelle tätig sind. Sie alle beweisen, daß sie ihr Schicksal zu meistern verstanden. Für Max Ludewig aber — den einzigen Kriegsblinden in diesem Kreis — ist es ein wunderbar befriedigendes Gefühl, wenn er am Rundfunkgerät sitzt und den Worten des Nachrichtensprechers lauscht, von denen ein Teil von ihm getippt worden ist.

Anneliese Aulbach



Die Bauern der ganzen Gegend bringen dem Kriegsblinden Johann Montenahr ihre Körbe zur Reparatur und geben auch Neubestellungen auf.



Beim Beerenpflücken im Garten geht Johonn Montenohr seiner Frou immer gern zur Hond. Sie hat ja ouch ohnedies sehr viel Arbeit in dem großen Gorten.
2 Fotos: Georg Munker

„Das ganze Dorf hilft mir!"

Ein kriegsblinder Korbmacher, der sich täglich aufs neue bewährt

„Komm, Onkel Jonny, loß mer jon." Aufmunternd schiebt die zehnjährige Nichte ihren kriegsblinden Onkel Johann Montenahr durch das Tor seines Siedlerhauses und bergauf geht es mit dem schwarzen Schäferhund Wotan in den Wald. Das ist nicht nur Monikas, sondern auch Johann Montenahrs liebster Spaziergang. Monika ist lebendig, sie muntert ihren Onkel auf und sorgt für die nötige Bewegung. Die Nachbarn unterwegs grüßen und sprechen mit Johann. Er kennt sie alle an der Stimme und weiß gleich, wer vor ihm steht. Darüber freut sich Johann Montenahr besonders. Schließlich ist er ein Sohn des Ortes und wie die Menschen, so sind ihm auch die Wege nicht fremd.

Einen kleinen Bauernhof hatten die Eltern des heute Sechsundvierzigjährigen. Im benachbarten Roisdorf war er in seinen jungen Jahren in einer Lederfabrik beschäftigt, bis er von 1936 bis 1938 zum aktiven Wehrdienst eingezogen wurde. Schon ein Jahr später mußte er wieder Soldat werden. Und schon 1940 ereilte ihn sein Schicksal. Johann Montenahr erblindete, nachdem er sich als Kradfahrer infolge Erkältung und Überanstrengung ein Augenleiden zugezogen hatte.

Elisabeth, seine heutige Ehefrau, mit der er schon vor seiner Erblindung versprochen war, heiratete ihn 1943. Erst im Jahre 1948, als alle Kunst in den verschiedensten Sanatorien keine Besserung mehr brachte, erfolgte in Walsrode die blindentechnische Grundausbildung. In Düren schloß sich 1950 die Umschulung zum Korbmacher an.

„Der ganze Ort steht zusammen und hilft mir", sagt Johann Montenahr. Von überall her kommen die Bauern und bringen ihm ihre Körbe zum Reparieren. Und Körbe werden hier viel gebraucht. Olsdorf liegt inmitten des Vorgebirges in der Rheinischen Bucht und gehört zur Obstkammer des Rheinlandes. Trotzdem ist die Korbflickerei natürlich nur ein Saisongeschäft. So ist seine Frau,

die den 10 Ar großen Garten bewirtschaftet, seine beste Stütze. Auch die Nachbarn und die Verwandten helfen mit. So kommt man doch rund.

Das Häuschen, in dem die beiden wohnen, gehört zu einem Siedlungsvorhaben der Gemeinde. Es wird einmal ihr Eigentum werden. Josef Montenahr ist nicht der Mensch, der mit seinem Schicksal hadert. „Ich bin immer zufrieden", sagt er von sich selbst und lacht herzlich dazu. Man sah, daß ihm diese Worte aus dem Herzen kamen. Die liebste Beschäftigung des ehemaligen Fußballers: am Rundfunkgerät sitzen und den Sport hören, genauso ist er aber auch an den Hörspielen interessiert und verfolgt aufmerksam das Tagesgeschehen und die politischen Entwicklungen. Er ist einer von vielen, denen der Krieg bös mitgespielt hat und doch läßt er den Kopf nicht hängen, sondern steht mitten im Leben und stellt sich tapfer den Aufgaben jeden neuen Tages. *G. Munker*



Der Lackierte

Ich war mit dem Renovieren beschäftigt. Die Türen brauchten dringend einen neuen Anstrich. Deshalb machte ich mich eines Tages daran, sie selbst zu streichen. Plötzlich kam mir mein Mann ins Gehege und zu allem Unglück schellte es gerade in diesem Moment. Wohin nun mit dem Lacktopf? Blitzschnell überlegte ich. Auf den Boden war unmöglich, da würde meine bessere Ehehälfte dagegengetreten haben. Also mußte ich ihn hochsetzen. Schon stand die Farbe auf dem Tisch.

Ich eilte zur Tür und öffnete. Kurz darauf war ich wieder in der Küche vertreten, damit kein Unheil geschehe. So dachte ich! Doch weiter als bis zur Küchentür kam ich nicht. Ich mußte mich festhalten; denn mir schwindelte. Genau im richtigen Augenblick war ich erschienen, um noch mitzukriegen, wie mein Mann sich gemütlich in seine Sofaecke setzen wollte, aber mit der Wölbung seines Bauches an dem Holzstab, der in der Lackfarbe war, hängenblieb und der ganze Segen sich über die Hose ergoß. Als er dann aber noch aufsprang und sich beklagte, weil ich die Marmelade ausgerechnet auf seinen Platz hingestellt hätte, war es mit meiner Beherrschung vollständig aus. Ich dachte, ich müßte ersticken vor Lachen, als ich das Bild sah, und es dauerte eine geraume Zeit, bis ich meinem Mann überhaupt erklären konnte, was eigentlich los war. Obwohl er im wahrsten Sinne des Wortes der Lackierte war, nahm er die Begebenheit doch mit Humor.

Aber was war jetzt zu tun? Die Lackfarbe klebte hartnäckig an dem Zeug und auch nicht minder am Körper. Ich zog deshalb meinem Mann zunächst einmal ganz vorsichtig das Zeug aus, und da ich gerade eine neue Dose Bohnerwachs im Hause hatte, habe ich ihm kurz entschlossen seinen Adoniskörper von oben bis unten gebohnert.

Um diese Prozedur für ihn erträglicher zu machen, habe ich ihm vorher noch eine Zigarre anstecken müssen; denn selbst konnte er ja nichts anfassen, weil er von Lackfarbe triefte. So halfen meinem Mann also auch in diesem Falle „Ruhe und eine gute Zigarre". *Bernhardine Höhmann*

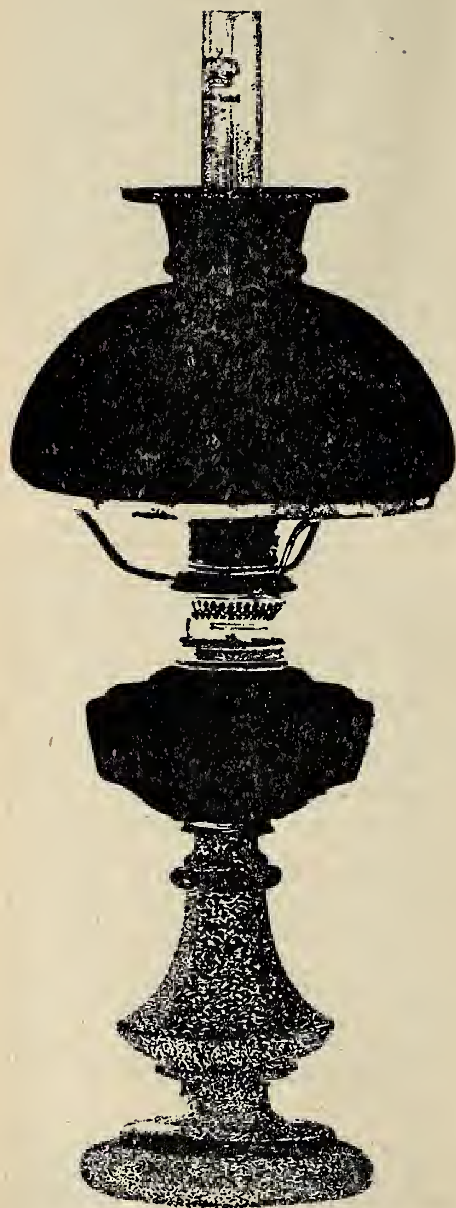
Ehe man den Lichtschalter andrehte

Wir Kriegsblinden haben uns im Laufe der Jahre eine gewisse Fähigkeit erworben, mit deren Hilfe es uns möglich ist, uns in der Dunkelheit, in der wir leben müssen, zurechtzufinden. Für uns ist jede Art von Beleuchtung heute ohne Bedeutung, und wenn einmal durch einen technischen Defekt am Abend oder in der Nacht der Strom ausfällt, dann können wir unseren Mitmenschen sogar beweisen, wie relativ unabhängig wir in diesem Punkt von allem technischem Fortschritt sind. Dennoch ist es natürlich auch für uns nicht uninteressant zu erfahren, wie lange die Menschheit gebraucht hat, bis es ihr gelungen ist, sich die heutigen Lichtquellen zu erschließen.

•

Im Vergleich zu anderen Errungenschaften, auf die der Mensch stolz ist, hat „des Lichts gesell'ge Flamme" erst verhältnismäßig spät ihre technische Vervollkommnung erfahren. Einer der ersten über die primitiven Anfänge hinausgehende Lichtspender war das Talglicht, das sich aus den fettgetränkten Flachsschnüren und wachsüberzogenen Papiergrasstreifen entwickelte, mit denen die Römer die Dunkelheit verscheuchten. Es kam zur Zeit der Christenverfolgung auf, begann jedoch in Mitteleuropa erst im 9. Jahrhundert den Kienspan zu verdrängen und wurde erst im 15. Jahrhundert in allgemeinen Gebrauch genommen.

Seine Verwendung wurde hauptsächlich durch die Kirche gefördert. Während im 14. Jahrhundert selbst die Schlösser reicher Fürsten noch sehr wenig im flackernden Lichterschein erstrahlten, waren die religiösen Feierlichkeiten der Kirche schon in märchenhaften Kerzenglanz getaucht. Allein die Schloßkirche in Wittenberg verbrannte zu Luthers Zeit 35 750 Pfund Wachs in einem Jahre. Durch die Reformation ging der Verbrauch an Talglichtern zunächst stark zurück, fand durch den wachsenden Luxus an den Fürstenhöfen aber bald wieder einen Ausgleich. Auf einem großartigen Hoffest in



Dresden im 18. Jahrhundert wurden nicht weniger als 14 000 Wachskerzen verbrannt.

Wenn das Talglicht in solcher Zahl den Festen auch einen feierlichen Glanz verlieh, so war es allgemein doch nur eine recht kümmerliche Lichtquelle. Um ihre geringe Leuchtkraft zu erhalten, war es notwendig, alle paar Minuten die Lichtputzschere zu nehmen und den am Docht hängenden „Putzen" zu entfernen, so daß selbst Goethe seinem Unmut darüber Luft machte:

„Weiß nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichte ohne Putzen brennten."

Mit der Herstellung der Kerze aus Stearin durch Braconnot und Simonin in Paris im Jahre 1818, und aus Paraffin durch Seligue 1839 in Paris wurde das allerdings besser, jedoch behielt sie ihre geringe Leuchtkraft.

Es erscheint uns heute kaum glaublich, daß das bescheidene Talglicht auch die erste Straßenbeleuchtung bildete. In London erhielten die Bürger 1414, in Paris 1524 und in Berlin 1680 den Befehl, an den dunklen Abenden eine Laterne mit einem brennenden Licht herauszuhängen. Er wurde eigenartigerweise aber in keiner dieser Städte befolgt, so daß sich ein Italiener 1662 in Paris veranlaßt sah, ein Geschäft zu gründen, das sich mit der Vermietung von Laternen und Laternenträgern befaßte. In London wurde das Laternengesetz in den Jahren 1668, 1690 und 1716 ebenso erfolglos erneuert, so daß sich die Stadt 1736 gezwungen sah, selber Laternen aufzustellen. Ähnlich war es in Berlin, wo der Große Kurfürst schließlich auf Kosten der Einwohnerschaft Laternen errichten und ihre Unterhaltungskosten ohne Erbarmen beitreiben ließ.

Das Talglicht wurde durch die Öllampe abgelöst, die vorwiegend durch das aus dem Samen des Rapses und Rübsens gewonnene Rüböl gespeist wurde. Ihre große Zeit begann, als der italienische Mathematiker Hieronymus Cardanus sie dadurch verbesserte, daß er den Ölbehälter seitwärts anbrachte. Einen weiteren Fortschritt erfuhr sie, als Leger 1783 den flach gewebten Docht erfand. Recht gebrauchsfähig wurde sie jedoch erst, nachdem der Schweizer Physiker Argand gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch Zufall den Zylinder erfunden hatte.

Argand beobachtete eines Tages das Spiel seines jüngeren Bruders, das darin bestand, eine Flasche, deren Boden abgeschlagen war, über die Flamme einer Öllampe zu halten. Er bemerkte, daß die Lampe dadurch heller leuchtete als sonst, und stellte einen Blechzylinder her, der über der Flamme auf ein Drahtgestell gesetzt wurde. Später schuf er

den die ganze Flamme umgebenden Glaszylinder, der von einem deutschen Klempner namens Benkler noch durch die Einschnürung verbessert wurde.

Bis zur Einführung der Gasbeleuchtung und bis zur Erfindung der Petroleumlampe durch den Amerikaner Silliman 1855 wurde die Rüböllampe auch als Straßenlaterne verwendet. In Leipzig wurden 1701 siebenhundert Öllampen aufgestellt, während Dresden vier Jahre später nur damit begann, die Elbbrücke durch Öllampen zu beleuchten. In Berlin ließ Friedrich der Große 2400 Öllaternen errichten. Es waren kleine dreieckige, auf Holzpfählen angebrachte Glasgehäuse, in denen die trüben Öllampen so lange brannten, bis sie von einem Windstoß ausgelöscht wurden. Im Jahre 1803 wurden die hölzernen Pfähle entfernt und die Laternen mit eisernen Stangen an den Häusern angebracht.

Auch die Rüböllampe war als Straßenbeleuchtung fast genauso ungeeignet wie das Talglicht. Man sagte deshalb humorvoll, zu damaliger Zeit mit Recht, die Straßenlaterne diene nur dazu, damit man ordentlich sehen könne, wie finster die Nacht sei.

Der Vater der Gasbeleuchtung war William Murdock, der als Ingenieur in der Dampfmaschinenfabrik Watt & Boulton tätig war. Seine ersten Versuche mit den verschiedenen Gasarten für Beleuchtungszwecke begann er 1792. Es war eine Abendgesellschaft, die ihm den Anstoß zu seinen Arbeiten gab. Er hatte schon oft die brennenden Gase beobachtet, die aus den Kohlenlagern der Fabrik aufstiegen, und kam eines Abends, als er die Laterne zum Ausgang nicht finden konnte, auf den Gedanken, eine Schweinsblase mit diesem Gas zu füllen, den Stift einer Tabakspfeife in die Blase zu stecken, sie zuzubinden, und das ausströmende Gas, das für diesen gefährlichen Versuch zum Glück ziemlich luftfrei war, anzustecken.

Während er tagsüber in der Dampfmaschinenfabrik arbeitete, setzte er nachts seine Versuche fort, bis es ihm 1802 gelang, anläßlich des Friedens zu Amiens die gesamte Front der Fabrikanlage der Firma Watt & Boulton in Soho festlich zu beleuchten. Daraufhin sah sich James Watt, der sich vorher über die Versuche seines Ingenieurs lustig gemacht hatte, veranlaßt, in seiner Fabrik die Gasbeleuchtung einzuführen.

Einen großen Fortschritt brachte der Gasbeleuchtung der Ingenieur Samuel Clegg, der die Murdocksche Idee in der Wattschen Fabrik kennenlernte, sie aufgriff und sie mit der Unterstützung Murdocks fortführte. Ihm ist besonders die Feststellung zu verdanken, daß das aus der Steinkohle gewonnene Gas am hellsten leuchtet.

Wie alle großen Erfindungen, so war auch das Werk Murdocks und Cleggs der Bekämpfung und Verächtlichmachung in reichem Maße ausgesetzt. Als die beiden Erfinder 1809 im englischen Parlament die Einführung der Gasbeleuchtung durchsetzen wollten, wurden sie von einem Abgeordneten gefragt: „Wollen Sie uns wirklich weismachen, daß es möglich sein sollte, ein Licht ohne Docht zu erzeugen?“ Selbst der berühmte Dichter Sir Walter Scott verstieg sich zu der Äußerung: „London soll jetzt in den Winternächten mit demselben Kohlenqualm beleuchtet werden, der unsere Wintertage in Nächte verwandelt.“

Als Clegg in London einen Gasometer erbaut hatte und mit dem „Lichtverkauf“ beginnen wollte, machten einige Gelehrte die Stadtverwaltung darauf aufmerksam, daß der Gasometer voll Gas gefährlicher sei als wenn er Schießpulver enthielte, und daß das Gas durch das kleinste Loch in der Blechwand Feuer fangen und eine große Explosion verursachen könne. Ihm wurde deshalb verboten, auch nur eine einzige Flamme anzuzünden. Er ließ sich aber nicht entmutigen, lud die Gelehrten und Stadtherren zu einem Frühstück ein und führte sie anschließend durch sein Werk. Als die Gäste alle im Gasometerhause versammelt waren, ließ er die Türen schließen, ergriff eine Spitzaxt und schlug ein fußlanges Loch in die Gasometerwand. Dann zündete er den ausströmenden starken Gasstrahl an. Die Flamme schlug bis gegen das Dach. Die Anwesenden schrien und wollten flüchten, aber Clegg ließ nicht eher die Türen öffnen, als bis der Gasometer leergebrannt und zusammengesunken war. Er überzeugte seine Gegner auf Kosten ihrer Nerven von dem Gegenteil ihrer gelehrten Behauptungen.

Nachdem London nun Gasbeleuchtung erhalten hatte, wurde diese 1817 zunächst in Paris eingeführt. Ehe sie sich in Deutschland durchsetzte, hatten sich der Hütteningenieur Lampadius in Freiberg in Sachsen und der Apotheker Degner in Schweinfurt schon ihre eigene Gasbeleuchtung geschaffen. 1826 kam sie in Berlin auf, 1828 in Frankfurt am Main, 1833 in Wien und 1838 in Leipzig. Aber auch in Deutschland blieb ihr anfangs die Anfeindung nicht erspart. In einer der namhaftesten damaligen Zeitungen wurde ihr 1819 der Kampf angesagt, weil sie als ein Eingriff in die Ordnung Gottes erscheine – nach welcher die Nacht mit Finsternis belegt ist – weil sie sich nachteilig auf die Gesundheit auswirke und außerdem die Sittlichkeit gefährde. „Die künstliche Helle“, heißt es in dieser Veröffentlichung, „verscheucht in den Gemütern das Grauen vor der Finsternis, das die Schwachen von mancher Sünde abhält. Diese Helle macht den Trinker sicher, daß er in Zechstunden bis in die Nacht hinein schwelgt, und sie verkuppelt verliebte Paare.“

Im Vergleich zu den jetzigen Lichtquellen war das Gaslicht auch nur eine notdürftige Beleuchtung, und es dauerte noch Jahrzehnte, ehe sie sich zu der Vervollkommnung entwickelt hatte, mit welcher der Gashahn sich neben dem elektrischen Lichtschalter zu behaupten versuchte. Der Mann, der sich dieser Aufgabe widmete, war Karl Auer von Welsbach. Als er in Heidelberg studierte und den berühmten Chemiker Bunsen nach einer wissenschaftlichen Arbeit für sein Doktorexamen befragte, nannte ihm Bunsen das Thema „Seltene Erden". Auf Grund zahlreicher Versuche auf diesem Gebiet kam Auer von Welsbach zu der Erfindung des sogenannten Gasstrumpfes. Die Aufschlüsse, die ihm seine Arbeiten brachten, waren teils so merkwürdig, daß Bunsen sie selber nicht glauben wollte. Vom ersten Versuch bis zum endgültigen Erfolg vergingen jedoch noch mehrere Jahre reicher Arbeit, wobei sich der junge Chemiker ein Augenleiden zuzog, das ihn später sogar in die Gefahr der Erblindung brachte.

Als sein Werk im Wiener Universitätslaboratorium so weit gediehen war, daß es an die Öffentlichkeit gebracht werden konnte, blieb auch ihm die Auseinandersetzung mit ablehnenden Fachleuten nicht erspart. Ein berühmter Gastechniker wollte mit jedermann eine Wette eingehen, daß mehr als tausend Flammen in keiner Stadt auch nur ein Jahr hindurch in Betrieb erhalten werden könnten. Und ein anderer namhafter Fachmann sagte, als sein Interesse für das neue Gaslicht geweckt werden sollte, damit könne er sich nicht abgeben, da seine Firma nur mit ernsten Dingen arbeite.

Es waren allein die Zeitungsredakteure, die dem neuen Licht mit seiner bedeutend erhöhten Leuchtkraft den Weg ebneten, und ein Redakteur war es auch, der ihm seinen Namen gab. Als Auer von Welsbach die Vertreter der Wiener Zeitungen mit seiner Erfindung bekannt machte, überschrieb der Redakteur einer Zeitung seinen Bericht „Gasglühlicht", und diese Zeitungsüberschrift wurde die Bezeichnung für die neue Lichtquelle, die sich hier und dort noch heute neben der elektrischen Beleuchtung behauptet.

Hermann Ulbrich-Hannibal

„Fräulein, bitte notieren Sie!"

So arbeitet ein kriegsblinder Geschäftsführer

Der einzige Kriegsblinde in dem Gebäudekomplex, über dessen Toreinfahrt in großen Buchstaben zu lesen steht: KRIEGSBLINDEN-HANDWERKERFÜRSORGE, ist der Geschäftsführer.

In den Lagerräumen, bei der Postabfertigung und in den Büros arbeiten normal sehende Männer, Frauen und nette Mädchen unter Leitung des kriegsblinden Chefs.

Neun solcher Einrichtungen gibt es in der Bundesrepublik, die von kriegsblinden, selbständigen Handwerkern im Land zur Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen gegründet wurden. Die zweckmäßige Gestaltung dieser Handwerkereinrichtungen, mit Rücksicht auf die zu erfüllenden Aufgaben, obliegt in erster Linie dem jeweiligen Geschäftsführer.

Rohmaterial für die Herstellung von Bürsten, Matten und Besen ist eingetroffen. Neben dem Lagerverwalter steht der Geschäftsführer und läßt sich Stichproben der Lieferung vorlegen. An Hand der vor Auftragserteilung angeforderten Muster überprüft er, ob eine gleichgute Qualität auch wirklich geliefert wurde. Die Frage nach dem Farbton des Materials beantwortet der Lagerverwalter. Einen minderwertigen Rohstoff



Überall im Gebäude der Handwerkerfürsorge taucht der Chef auf, um immer auf dem laufenden zu sein. Dadurch wird das gute Betriebsklima aber keineswegs gestört, wie die heiteren Gesichter zeigen.

zu verwenden, kann sich die Arbeitsgemeinschaft unter keinen Umständen leisten. Dem kriegsblinden Handwerker wäre mit schlechten Borsten oder ähnlichem, ein unverantwortbarer Schaden zugefügt. Seine mit Liebe gefertigten Stücke würden bald keinen Abnehmer mehr finden; denn die Liebe kann man den Waren nicht ansehen, wohl aber die Qualität, auch die des Rohmaterials. Das weiß der kriegsblinde Geschäftsführer nur zu genau. Der Käufer, der einmal billige Ware von entsprechender Qualität im Ladengeschäft XYZ einkaufte, ist leicht geneigt zu vergessen, wo er diese minderwertigen Gegenstände bezogen hat und kauft weiter im gleichen Geschäft ein. Anders erwartet er von einem Auftrag an kriegsblinde Handwerker grundsätzlich saubere und haltbare Ausführung. Sollte dies einmal nicht der Fall sein, so behält er den Lieferanten lange Zeit im Gedächtnis.

Der zentrale Einkauf entsprechender Mengen Rohmaterials kommt den kriegsblinden Handwerkern preislich zugute; Fachkenntnisse und die Beachtung des Vorhergesagten sind unbedingte Grundforderungen an den Geschäftsführer.

Rohmaterial im Lager ist zunächst totes Betriebskapital, auch wenn die Qualität noch so gut ist. Der Geschäftsführer wird



Auf seinem Schreibtisch hat der kriegsblinde Geschäftsführer eine Punktschriftkartei stehen, so daß er auch ohne fremde Hilfe wichtige Anschriften sofort auffinden kann.



Die Geschäftspost unterzeichnet der kriegsblinde Chef rechtsverbindlich für die Arbeitsgemeinschaft.

darauf zu achten haben, einmal die Rohware zu einem preisgünstigen Zeitpunkt einzukaufen, zum anderen sie möglichst schnell der Verarbeitung zuzuführen. Hierbei ist nicht nur wichtig, die benötigten Mengen der verschiedenen Artikel nach dem voraussichtlichen Absatz herzustellen, sondern auch den Handwerkern individuelle Aufgaben nach den vorhandenen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu übertragen.

Eine normale Produktion unserer Wirtschaft braucht darauf kaum Rücksicht zu nehmen. Dort ist der Produktionsgang so weit außerhalb der Initiative des einzelnen gestellt, daß seine Lust oder Unlust zur Arbeit die Qualität der Ware nicht beinflussen



Das Fertigwarenlager unterliegt einem ständigen Bestandswechsel. Hier wird nur gute Ware gelagert und alle Bestellungen können aus dem Bestand schnell befriedigt werden.



Die Qualität der Kriegsblindenware hängt natürlich nicht zuletzt von der Güte des Rohmaterials ab, das deshalb vom Chef fachmännisch untersucht wird.

kann. Anders bei den Kriegsblinden, die zudem doch durch weitere Behinderungen an bestimmte Arbeitsmethoden gebunden sind.

Der Blinde hat weniger Freude am verdienten Geld, als vielmehr an der gelungenen Arbeit, die ihm seinen eigenen Wert in der menschlichen Gesellschaft greifbar werden läßt. Das erfordert von dem Geschäftsführer eben dieser blinden Menschen, daß er sich persönlich schon einmal mit jedem einzelnen befaßt hat und seine Sorgen und Freuden soweit wie möglich kennenlernt.

Wer könnte wohl besser mit Rat und Tat helfen als der Mann der Gemeinschaft, bei dem alle wirtschaftlichen Fäden zusammenlaufen und der, vom gleichen Schicksal getroffen, die seelischen Nöte seiner Kameraden aus eigener Erfahrung kennt. Daher kommt es auch, daß der Chef zeitweise nicht in den Geschäftsräumen anzutreffen ist, weil er draußen bei den Handwerkern dieses oder jenes zu besprechen hat. Daneben werden auch Reisen zu Tagungen über die allgemeinen Probleme der Kriegsblinden, oder zu Auftragsverhandlungen größeren Umfanges erforderlich.

Die eingehende Post wird jeden Morgen im Büro vorgelesen und die Antwort diktiert. Bei wichtigen Mitteilungen oder Verordnungen läuft ein Tonband mit, das der Chef dann zu anderer Zeit, Satz für Satz abhören und durcharbeiten kann. Da ist ein Brief dabei, dessen Absender Aufklärung darüber wünscht, welche Hilfe der Staat beim Bau eines Eigenheimes für die Familie gewährt; dort ist die Frau eines Handwerkers erkrankt, für deren Heilbehandlung um

eine finanzielle Beihilfe durch die Gemeinschaft gebeten wird. Auch dafür ist der Geschäftsführer zuständig.

Von der verkauften Blindenware, das heißt, ihrem Erlös, hängt natürlich wirtschaftlich alles ab. Das Verkaufen ist nicht gerade eine leichte Aufgabe, angesichts der rationeller arbeitenden Industrie und zum Teil auch dem mangelnden Verständnis der Bevölkerung. Es ist da noch viel die Meinung vorhanden, für die Kriegsblinden hätte der Staat allein zu sorgen, ohne daß bedacht wird, daß ja gerade die eigene Leistung viel für sein Leben bedeutet und etwas Licht in das dauernde Dunkel bringt. Der Aufbau und die Führung einer funktionierenden Verkaufsorganisation stellen an den Geschäftsführer erhöhte Anforderungen. Nicht jeder Vertreter ist dafür geeignet, im Namen der Kriegsblinden Verkaufsabschlüsse bei der Bevölkerung zu tätigen.



Wenn das doch jeder wüßte: Dies ist das Kennzeichen für alle gesetzlich anerkannte Blindenware! Auf dem Ausweis des Vertreters, der Sie aufsucht, muß sich dieses Zeichen befinden. Dann können Sie ihm vertrauen. Nur Behörden stellen diese Ausweise aus!

Der Geschäftsführer wird gut daran tun, sich jeden Bewerber für diese Aufgabe genau anzuhören. Aus der Abrechnung und den Berichten der Vertreter wiederum entsteht ein Bild, beziehungsweise muß sich der Geschäftsführer darüber ein Bild machen können, wie er in Zukunft zu operieren hat, um die angeschlossenen Handwerker mit der so lebensnotwendigen Arbeit zu versorgen.

Natürlich will der Kunde nicht lange auf die bestellte Ware warten, sondern prompt ab Lager bedient werden. Bestellern am Ort wird die Kriegsblindenware mit dem betriebseigenen Lastwagen ins Haus geliefert; nach außerhalb liegenden Orten gehen die Sendungen täglich per Post ab.

Wo bestelle ich Besen, Bürsten und Matten?

Wenn Sie einem kriegsblinden Bürstenmacher über deprimierende Stunden der Untätigkeit hinweghelfen wollen, so richten Sie Ihre Bestellung an eine der folgenden Anschriften:

Bayerische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge
GGmbH., München 19, Volkartstraße 63. Ruf 63188
Zweigniederlassungen:
Augsburg: Georgenstraße 43a, Ruf 5794
Bayreuth: Lisztstraße 1, Ruf 5138
Lager und Büro: Regensburg/Opf., Nürnberger Straße 2, Ruf 6490
Würzburg: Erthalstraße 3/R, Ruf 78772
Lager und Büro: Nürnberg, Schmausenbuckstraße 25

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge für Baden-Württemberg
GGmbH., Stuttgart-W., Forststr. 52 A. Ruf 69666

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen, *GGmbH.,*
Dortmund, Voßkuhle 39—41, Ruf 25061
Abteilung Köln, Neußer Wall 14a, Ruf 76755

Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
GGmbH., Freiburg/Breisgau, Bernhardstraße 5, Ecke Karlstraße, Ruf 35797

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz
Kruft bei Andernach, Jahnstraße. Ruf Niedermendig 752
Zweigstelle: Neustadt a. d. Weinstraße. Gartenstraße 35a, Ruf 2045

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge von Niedersachsen und Bremen
GGmbH., Hannover-Wiesenau, Bachstraße 4, Ruf 661818
Geschäftsstellen:
Bremen, Osterdeich 14, Ruf 27727
Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8
Braunschweig, Broitzemer Straße 23. Ruf 24359
Leer, Conrebbersweg 42, Ruf 2382
Oldenburg i. O., Kasinoplatz 1, Ruf 7101

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Hessen
GGmbH., Kassel, Ludwig-Mond-Str. 39. Ruf 15700

„St. Georg“, Gemeinnützige Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
Hamburg-Bahrenfeld, Theodorstraße 41. Ruf 892064

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin E. V.
Berlin-Friedenau, Handjerystr. 23, Ruf 855533

Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Weber
Langenhagen (Hann.), In den Kolkwiesen 13, Ruf Hannover 77792

Deutsche Kriegsblindenhandwerkerfürsorge GmbH. zu Bonn, Geschäftsstelle Bayreuth, Lisztstraße 1, Ruf 5138.

Hier zu kaufen ist ja Ehrensache!



Auch für die persönlichen Sorgen seiner Handwerker hat Geschäftsführer K. immer ein offenes Ohr.

Wenn man bedenkt, wie weit der Geschäftsbereich dieser Organisation ausgedehnt ist, der von einem blinden Mann bewältigt werden muß, kann man schon Hochachtung vor dem Geschäftsführer haben. – Er ist Einkäufer von Rohmaterial, was teilweise ein Importgeschäft ist, betreibt Marktforschung und legt die Werbung fest, vertritt die Belange der Handwerker vor den Behörden, führt ein Vertreternetz im ganzen Land, hat ein regelrechtes Versandgeschäft zu überwachen und muß selbstverständlich für die gerechte und individuelle Verteilung der Aufträge an 220 kriegsblinde Handwerker Sorge tragen. Jedes Gebiet erfordert viel Buchungsarbeit mit Karteien und umfangreichem Schriftverkehr.

Auf der Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft hat er allen Teilhabern einen Rechenschaftsbericht seiner Tätigkeit abzugeben. Dort werden auch die Beschlüsse für das neue Geschäftsjahr gefaßt. Verantwortlich für die Ausführung ist und bleibt immer der Geschäftsführer.

Es versteht sich von selber, daß dieser Geschäftsführer mit allen Angelegenheiten persönlich bestens vertraut sein muß, wenn er überhaupt mit all seinen Aufgaben zufriedenstellend fertig werden will.

Er zeichnet verantwortlich für die Gemeinschaft, die seinen menschlichen und geschäftlichen Fähigkeiten in gleichem Maße volles Vertrauen schenkt. Das freundliche



Auf der Jahreshauptversammlung der Arbeitsgemeinschaft gibt der Geschäftsführer seinen Handwerkern Rechenschaft über die Arbeit des vergangenen Jahres.

Betriebsklima in der Umgebung des Chefs läßt auch für den Außenstehenden gute Rückschlüsse auf seine Haltung und Arbeitsauffassung zu.

Wer bisher vielleicht glaubte, der kriegsblinde Geschäftsführer sei mehr eine symbolische Figur für die fleißigen Hände in den Kriegsblinden-Handwerksstätten, der hat sich gründlich getäuscht.

Im Hause der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge leitet tatsächlich der Blinde die Sehenden. *Hans Schwarz*

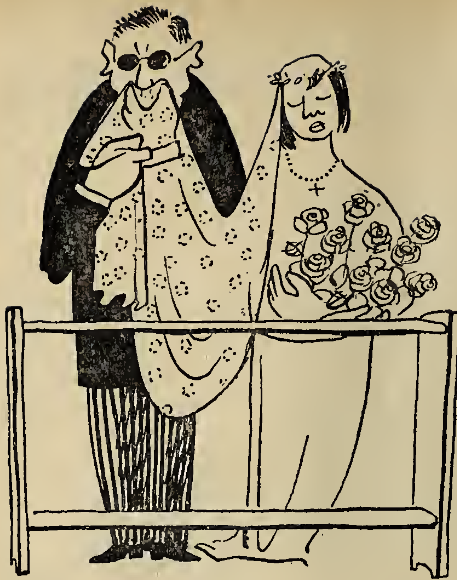


Wenn abends der letzte Transportwagen in den Hof einfährt, verläßt auch der Geschäftsführer seine Wirkungsstätte. Wieder liegt ein arbeitsreicher Tag hinter ihm.
8 Fotos: Hans Schwarz

Eine schwierige Vermählung

Zur Vermählung wählten wir uns einen kühlen, regnerischen Wintertag, der meinem seit 1919 kriegsblinden Gatten und mir stets unvergeßlich blieb. Es war der 3. Januar 1921, an dem sich neben unserer Trauung so manches andere ereignete.

Auf 9 Uhr waren wir an diesem Tag zum Standesamt bestellt, und so fuhren wir per Kutsche rechtzeitig von zu Hause ab. Außer uns warteten beim Standesamt bereits zwölf heiratslustige Paare auf den standesamtlichen Segen. Als neuntes Paar waren schließlich wir an der Reihe. Im festlich geschmückten Trauungssaal begann nun der Standesbeamte mit der üblichen Ansprache an die Brautleute. Seine ersten Worte waren: „Verehrtes Brautpaar", worauf mein Mann sogleich abwehrend mit „nein, nein" reagierte, da er verstanden hatte „Friert's das Brautpaar?". Der Standesbeamte hielt verblüfft inne, bis sich schließlich das Mißverständnis herausgestellt hatte. Alles schmunzelte. Nun sollte das Wichtigste, nämlich die Unterschrift, folgen. Mein Mann sagte in seinem auch später nie unterzukriegenden Humor, daß er gar nicht unterschreiben könne. (Hierzu muß ich bemerken, daß er am selben Morgen in seiner Eigenschaft als Schriftführer beim Bezirk Schwaben bereits zirka 20 Unterschriften geleistet hatte.) Der Beamte, der den Spaß meines Mannes ernst nahm, meinte: „Dann bringen wir halt statt der Unterschrift drei Kreuzlein an", worauf mein Mann wiederum lächelnd protestierte: „Ja, ich bin doch noch gar nicht gestorben."



Schließlich war die wichtige Handlung dann doch vollzogen und wir erhielten den Trauschein.

Anschließend ging dann die Fahrt wieder per Kutsche zum Photographen. Mußte uns doch ausgerechnet in der engen Jesuitengasse der Zeiselwagen begegnen, der mit Gefangenen beladen war. Es war wohl die Verengung der Fahrbahn daran schuld, daß die beiden Fahrzeuge nicht aneinander vorbeikamen und zusammenstießen. Der Kutscher bat uns, doch auszusteigen und zu Fuß zum Photographen weiterzugehen, der glücklicherweise nur noch wenige Schritte von dem Unfallort entfernt war. Gott sei Dank waren wir nicht abergläubisch und die Laune war uns dadurch keinesfalls verdorben. Wenn ich heute Rückschau halte, so kann ich wohl auch jetzt versichern, daß es damals nicht als schlechtes Omen aufzufassen war, denn wir lebten bis zum Tode meines Mannes in 34jähriger glücklicher Ehe. Als wir die Photographiererei hinter uns gebracht hatten, waren inzwischen auch die beiden Fahrzeuge wieder auseinandergezogen und so konnte die Fahrt zur kirchlichen Trauung, die um 11 Uhr in der Barfüßer-Kirche stattfinden sollte, folgen. Zwar gaben der eifrige Kutscher und die braven Pferde alles her, doch die Verspätung, die durch den Zusammenstoß verursacht worden war, ließ sich einfach nicht wieder aufholen.

Der Mesner stand schon in heller Aufregung vor der Kirche, da der elfte Glockenschlag längst verklungen war. Seine Gesichtszüge glätteten sich jedoch befriedigt, als er uns daherkutschieren sah. Es folgte nun die kirchliche Trauung. Der Geistliche richtete in seiner Ansprache aufrichtende und ermahnende Worte an uns. Mein Mann, der gerade von einem Katarrh geplagt war, mußte währenddessen einmal sein Taschentuch benutzen und erwischte unglücklicherweise beim Einstecken desselben meinen Schleier und schob diesen, weil er ja nichts sehen konnte, mit in die Tasche. Als das vermeintliche Taschentuch kein Ende nehmen wollte, meinte er zwar leise, doch verwundert: „Ja, was hast du mir denn für ein Taschentuch gegeben, das hört ja gar nicht mehr auf." Selbst der Geistliche, dem dies auch nicht entgangen war, mußte gewaltsam ein Lächeln unterdrücken. Meinem Mann und mir erging es natürlich ebenso. Erst hernach auf der Heimfahrt in der Kutsche haben wir uns darüber richtig ausgelacht.

Katharina Kamm

Geben Sie ganz normalen Unterricht?

Ein kriegsblinder Studienrat erzählt von den Freuden und Leiden seines Berufes

Aus der Schule geplaudert

Ist das Abitur bestanden, läßt sich leicht Bestandsaufnahme machen! Beim Bier sind die Reden zwischen Lehrern und ehemaligen Schülern heiter! In dieser Klasse, die so Abschied von der Schule nahm, hatte ich sechs Jahre unterrichtet, und so wagte ich es, einmal den Jungen zu fragen, der neben mir saß, ob sie meinen Unterricht anders als den der übrigen Lehrer empfunden hätten, ob sie vielleicht meine Erblindung gestört habe. Der Junge überlegte einen Augenblick und meinte dann zögernd, daß es doch eigentlich ein ganz normaler Unterricht gewesen sei; von der Erblindung hätten sie nur dann etwas gemerkt, wenn ich einmal durch die Klasse gegangen und dann an eine Tischkante oder eine herumliegende Mappe gestoßen sei. Er bestätigte eigentlich damit meine eigenen Eindrücke.

Und doch: wenn ich einen Unterricht machen wollte wie jeder andere Lehrer, der sehen kann: wer von den Jungen hier ahnte wohl, wieviel Mühe ich mir dafür hatte geben müssen?! War es nur die Angst, keine Sonderrolle spielen zu wollen? War es die Sorge, die Erblindung könnte eine Erschwerung für die Schüler bedeuten, sie könnten dadurch befangen sein, Mängel übersehen müssen, die man eben einem Kriegsblinden verzeiht?

Gewiß waren diese Sorgen vor zehn Jahren mehr berechtigt als heute, da doch immer alles glatt zu laufen schien – lief es wirklich so glatt, das Frage-und-Antwort-Spiel zwischen mir, dem erblindeten Lehrer, und der Klasse, vor der ich wie jeder andere stand und doch anders?

Ich habe nicht oft nach dem Besonderen gefragt und nur anfangs als junger Lehrer die Schüler ermahnt, es müsse doch gegen ihre Ehre sein, sich einem Kriegsblinden gegenüber unanständig zu benehmen. Sie hatten nach diesem verlorenen Krieg kein Gefühl mehr dafür, daß ein Soldat im Dienst am Vaterland seine Augen opferte. Später war es mir sogar peinlich, wenn der Direktor oder der Klassenlehrer die Jungen auf das Besondere meiner Lage hinwies – ich wollte ganz normalen Unterricht geben, unauffällig wie jeder andere!

Ich glaube auch, daß es weniger die Angst vor der Sonderrolle ist, die das Frage-und-Antwort-Spiel, das Belehren und Auskunftgeben so selbstverständlich erscheinen läßt, es ist einfach die Tatsache der inneren Verbundenheit des Lehrers mit der Klasse!

Als ich nun so unter diesen Abiturienten in fröhlicher Runde das Bierglas leerte, da wurde es mir etwas wehmütig ums Herz, vor allem auch deshalb, weil sie mir aufrichtigen Dank entgegenbrachten für all meine Mühe.

Und wenn mir einmal ein Psychologe sagte, daß es gerade dem blinden Lehrer vergönnt sei, seelische Qualitäten zu fördern und Führer ins Reich des Geistigen zu sein, weil er, unabhängig von allen Äußerlichkeiten, das Wesentliche zu „sehen" imstande sei, dann mochte das wohl richtig sein; es bestätigte aber auch die Größe der Aufgabe! Sie ist nicht leicht zu bewältigen. Soll der Unterricht des Kriegsblinden normal sein, dann muß er seine ganze Persönlichkeit einsetzen! Er muß den Mangel der fehlenden Augen durch Größeres ausgleichen!

Das innere Bild

Ich hatte dies einmal im Philosophieunterricht gesagt, als wir von der Bedeutung der sinnlichen Wahrnehmung sprachen: „Was sind das für Bilder, die wir optisch wahrnehmen: Vorstellungen, Einbildungen, Wirklichkeit? Ich stelle mir diesen Klassenraum nun, die Tische und Stühle, ganz plastisch vor und glaube, euch dort ganz lebendig vor mir sitzen zu sehen. Ist dieses Bild, das zumeist aus der akustischen Wahrnehmung entstand und dann ins Visuelle übertragen wurde, nicht lebendige Wirklichkeit, obwohl vor meinen Augen doch nur eine dunkle Wand steht?" Da spürte ich es ganz deutlich: die nun aufkommende, fast peinliche Stille mußte darin ihre Ursache haben, daß den Schülern die Erblindung ihres Lehrers plötzlich bewußt wurde. Und schnell fügte ich einen Scherz an: „Wenn du dahinten glaubst,



Schlafendes Kind, Holzschnitt von Paul Sinkwitz

du könntest dich hinter dem breiten Rücken deines Vordermannes verstecken, dann gilt das nur für einen sehenden Lehrer! Sehen kann man nur geradeaus, aber hören kann man auch um die Ecke!"

Eigentlich habe ich nur ganz selten über Disziplinschwierigkeiten zu klagen, auch wenn es manchmal nicht ganz leicht ist, die Störenfriede akustisch auszumachen. Ich kann ja solche Disziplinlosigkeiten nicht schon im Keim ersticken, sondern sie erst feststellen, wenn sie schon im Gange sind; beherrsche ich doch die Klasse ausschließlich mit dem Ohr! Das kostet viel Anstrengung und Nervenkraft! Trotzdem ist es möglich, wenn auch eben nur mit der schon erwähnten Mühe! Vielleicht aber entsteht gerade dadurch auch ein besonders guter Kontakt zu den Jungen. Liebe und Hingabe bleiben nicht unbeantwortet!

Und so ist es gar nicht merkwürdig, daß ich, wenn ich spontan nach diesem oder jenem frage, der mir zu fehlen scheint, dort einfach eine Lücke empfinde, die ich mehr fühle als tatsächlich feststelle; und meist bestätigt eine bejahende Antwort der Schüler meine Ahnung!

Besonders lustig ist es, wenn ich bisweilen diesen oder jenen mit strengem Blick strafe – sie reagieren prompt darauf und machen sich nicht klar, daß es doch nur Glasaugen sind, die sie „anblicken"! Gelingt es mir allerdings nicht, einen Übeltäter ausfindig zu machen und muß ich nach seinem Namen fragen, bekomme ich meist keine Antwort. Aus falsch verstandener Kameradschaft heraus wollen die Jungen nicht petzen. Dann wird es mir und wohl auch den Jungen klar, daß es doch nicht immer ein ganz normaler Unterricht ist!

Eigentlich bin ich immer selbst erstaunt, wie sehr mein Urteil über die Schüler mit dem der sehenden Kollegen übereinstimmt! „Sprich, daß ich dich sehe!" soll schon Sokrates gesagt haben. Aus Stimme und Sprechweise läßt sich ein bemerkenswert genaues Bild vom Menschen herstellen. Natürlich betrifft das nicht das Äußere: ich weiß selten, ob jemand groß oder klein ist, ob er blonde Haare hat oder eine Brille trägt. Aber Stimme und Sprechweise verraten mir, der ich gewohnt bin, mit einer viel intensiveren Aufmerksamkeitshaltung hinzuhören als Sehende, unendlich viel über Wesen und Charaktermerkmale, über die seelische Gestimmtheit, die geistige Haltung, die Denkfähigkeit, über die Einstellung zur Welt und zum Mitmenschen und natürlich auch über die Leistungsfähigkeit eines Schülers. Im Grunde kann man diesen Vorgang nur schlecht erklären. Man braucht auch eine gewisse Übung, bis man gelernt hat, das akustische Bild richtig zu erkennen, die Merkmale in entsprechende Qualitäten zu übertragen und gültig auszuwerten. Und oft müssen viele Einzelheiten zum Ganzen zusammengefügt werden, Erscheinungen, die für den Sehenden belanglos sind, ehe ein Urteil entstehen kann. Hinzu kommen manche Vorgänge, die dieses akustische Bild ergänzen. Es ist aber mindestens ebenso lebendig wie das optische Bild, ja es ist vielleicht noch dynamischer, weil es vorwiegend von seelischen Qualitäten bestimmt wird!

In diesem Zusammenhang ist vielleicht auch eine Tatsache interessant, daß sich nämlich dem blinden Lehrer gegenüber die Geister scheiden: charakterlich labile, unerzogene Jungen haben keine Skrupel, die Erblindung auszunutzen und, wie sie glauben, unerkannt, gewissermaßen in der Anonymität, sich schlecht zu betragen, während die charakterlich anständigen Jungen nicht nur dieser Versuchung widerstehen, sondern auch ihre anderen Kameraden positiv zu beeinflussen suchen. Wie beschämt sind diese dann, wenn man ihnen das Schändliche ihres Verhaltens klarmacht! So kann ich die Erblindung oft genug als Faktor zur sittlichen Erziehung verwenden.

Der Ofen knallte

Sitze ich da so in der Straßenbahn, auf dem Heimweg von der Schule, mit knurrendem Magen, froh, nach den Anstrengungen des Morgens mich nun bald zum verdienten Mittagsschläfchen ins Bett legen zu können, dann lasse ich wohl gern die Unterrichtsstunden an mir vorüberziehen, überlege, was am nächsten Tag durchzunehmen sei, was man noch mal wiederholen, was man vertiefen müsse, und dabei lasse ich mich ungern von den anderen Fahrgästen stören. Wie oft meinen sie, ich sei nur ein bißchen mit meinem Führhund durch die Stadt gebummelt! Und wie erstaunt sind sie dann, wenn ich sage, ich sei Lehrer! „Wie machen Sie das denn? Ich meine, in Ihrer besonderen Lage?" Es ist gar nicht so leicht, ihnen klarzumachen, daß

ich wie jeder andere Lehrer unterrichte, nur mit dem Unterschied – – nun ja, das ist eben die Schwierigkeit! Worin liegt eigentlich der Unterschied?

Er liegt zweifellos nicht in der Darbietung des Lehrstoffs, vielleicht nicht einmal auf pädagogischem Gebiet, wenn es auch in den ersten drei Wochen für die Schüler etwas Neues sein mag, daß ihr kriegsblinder Lehrer nicht auf Handzeichen, nicht auf ein ärgerliches Gesicht und nicht auf die Karikaturen an der Wandtafel reagiert. Dann warten die Schüler, mucksmäuschenstill und spannungsgeladen, auf das Besondere ihres neuen Lehrers. Haben sie sich aber erst einmal daran gewöhnt, daß sie frei diskutieren dürfen, ohne sich zu melden und aufgerufen zu werden, daß der Lehrer sie auch beim Namen nennt, nur weil er sich das Klassenbild eingeprägt oder sie an ihrer Stimme erkannt hat, dann benehmen sie sich wie bei jedem anderen Lehrer. Für sie ist es eben dann ein normaler Unterricht!

Nur stimmt das eigentlich nicht für mich, der ich sie nicht sehen kann! Immer wieder muß ich die fehlenden Augen durch das Ohr, durch schnelles Erfassen der Zusammenhänge, durch Kombinieren, ja auch durch den Geruchssinn ersetzen! Mitten im Satz unterbrach ich mich: „Ißt hier jemand vielleicht eine Apfelsine?“ Schallendes Gelächter der Klasse, mit Ausnahme des Übeltäters natürlich, bestätigte meine Geruchswahrnehmung! Natürlich fordert die Blindheit des Lehrers einen hungrigen Schüler geradezu heraus, schon vor der Pause sein Butterbrot zu essen! Von einer Bekannten erfuhr ich, daß ihr Sohn gesagt habe, ich wisse nicht nur am Rascheln des Papiers, wer wieder einmal voreilig sein Butterbrot esse, ich könne sogar hören, womit es belegt sei!

Und wenn da einmal in einer Ecke mathematische Formeln geflüstert werden, die so ganz und gar nicht zum Religionsunterricht passen wollen, dann gehe ich wie zufällig dort vorbei und kassiere, ohne den Unterricht zu unterbrechen, ganz nebenbei die Mathematikhefte ein, sehr zum Erstaunen der Schüler, die nun in der nächsten Stunde ohne Hausaufgaben dastehen! Eigentlich undiszipliniert mir gegenüber sind die Klassen nur selten, und ein lebendiger Unterricht sorgt mehr als alle Strafen dafür, daß auch etwas dabei herauskommt, daß Probleme erörtert und Kenntnisse erworben werden.

Leider aber sind die Jungen heute auch meist phantasielos; ich habe es nur ein einziges Mal bisher erlebt, daß sie einen wirklichen Streich inszenierten! Das war damals, als wir noch in dem alten Schulgebäude hausten und statt einer modernen Zentralheizung alte Kanonenöfen hatten. Natürlich war es den Schülern streng verboten zu heizen oder zwecks größerer Wärmeverbreitung den Mechanismus zu regulieren! Wie leicht hätte ein Zuviel an Glut den alten Ofen zum Platzen bringen können! Eines Morgens war es ganz still in der Klasse, beinahe zu still, dachte ich. Plötzlich knallte der Ofen, und dann noch einmal und immer wieder! „Wer hat gestochert?“ fragte ich streng. Statt einer Antwort knallte es. „Da muß doch jemand an dem Ofen gewesen sein!“ forschte ich. Die atemlose Stille wurde nur durch weitere Knalleffekte unterbrochen. Mir wurde himmelangst: wenn er nun explodierte?! Ich hatte zwar auf die Klasse aufgepaßt, aber auf den Ofen? War ich wirklich ganz meiner Aufsichtspflicht nachgekommen? Ein strenges Strafgericht sollte den Schuldigen oder zumindest die Missetat ermitteln. Je mehr ich aber fragte, desto heiterer wurden die Quintaner. Und schließlich kam es heraus: sie hatten den alten Ofen mit Knallplättchen gefüttert! Noch in der Straßenbahn mußte ich über diesen gelungenen Streich lachen! War-

um war ich nur nicht eher auf die Idee gekommen; denn ich war ja früher schließlich auch nicht gerade ein Engel gewesen!

Der Amtsarzt notierte: untauglich!

Natürlich hat die Erblindung auch eine beträchtliche Behinderung zur Folge; sie ist oft in den Umständen begründet. Wenn beispielsweise wegen Lehrermangels Klassen zusammengelegt werden müssen und der kriegsblinde Lehrer Primen von 25 oder 30 Jungen unterrichten soll, ist das sicherlich keine leichte Aufgabe. Ebenso wäre es wegen des umfangreichen Papierkriegs wenig sinnvoll für mich, Klassenlehrer zu sein. Und die Aufsichten im Gebäude oder auf dem Hof müssen natürlich auch die sehenden Kollegen für mich übernehmen.

Besonders schwierig und zeitraubend ist es auch für mich, Klassenarbeitshefte zu korrigieren. In der Referendarzeit las mir meine Frau jeden Aufsatz zwei- oder dreimal vor; ich mußte ja einen Gesamteindruck gewinnen und durfte keinen Fehler übersehen, ja ich mußte sie mir genauestens einprägen, um sie hinterher im Unterricht zu besprechen. Als ich dann angestellt wurde, war die Behörde so zuvorkommend, mich von dem Korrekturfach Deutsch zu entbinden. So gebe ich seitdem nur Philosophie- und Religionsunterricht.

Nicht immer ist es dem Stundenplanmacher möglich, mir kleine oder brave Klassen zu geben. Und als ich mich entschlossen hatte, den Beruf des Lehrers zu ergreifen, war man nicht nur neugierig, wie ich die Heftekorrekturen bewältigen würde, auch wenn mir meine Frau damals ständig helfen konnte und noch nicht für Haus und Kinder da sein mußte. Man fragte, wie ich mich im Klassenraum zurechtfinden könnte, und wollte nicht glauben, daß dies nur von den akustischen Eindrücken her möglich sei. Wie wollte ich die notwendigen Textstellen aussuchen, lesen oder sie lesen lassen, zumal es das meiste nicht in Blindenschrift gab? Könnte ich denn auch das Wichtigste im Kopfe haben, selbst wenn mein Gedächtnis besonders gut geschult war und ich leicht auswendig lernte? Wie wollte ich die Namen der vielen Schüler im rechten Augenblick wissen, wie die Wandtafel benutzen oder Anschauungsmaterial darbieten? Fragen über Fragen, und sicherlich nicht zu Unrecht gestellt; denn es war keine leichte Aufgabe, die ich mir da vorgenommen hatte! Ohne die Hilfe meiner Frau hätte ich es auch wohl kaum geschafft, wenigstens zu Anfang nicht, als sich eine Schwierigkeit nach der anderen ergab. Heute aber gehe ich allein in die Klasse. Und wie anders wohl sollten die Schüler zu dem Urteil kommen, es sei doch ein ganz normaler Unterricht bei mir?!

Wenn es etwas zu lesen gibt, dann benutze ich die Schüler an Stelle meiner Augen; sie können ja für mich lesen! Die Seitenzahlen, Abschnitte oder Textstellen lassen sich leicht merken. Mein gutes Gedächtnis und die ständige Übung, vor allem aber die durch keine Äußerlichkeiten beeinträchtigte große Konzentration erleichtern mir das Handwerkliche. Wichtiger aber ist dies: die große Lebenserfahrung, zu der das Leiden nun einmal hinführt, versteht man es richtig, und das Wissen um die Tiefen menschlichen Seins und um die echten Werte des Lebens können dem Unterricht eine größere Eindringlichkeit geben als alle Routine oder die richtige Anwendung methodischer und pädagogischer Ausbildung.

Vergessen möchte ich auch nicht meinen Direktor, der, großzügig und verständnisvoll, mir Gelegenheit zur Bewährung gab! Wie lange ist es doch schon her, daß ich als schüchterner Referendar vor dem Amtsarzt stand, der mich auf meine Eignung zum Beamten untersuchen sollte. „Sie können doch nicht lesen", sagte er, „dann sind Sie untauglich!" Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich hier doch nur dem Vorbild anderer Kriegsblinder folgte, und daß es eine Reihe

von blinden Philologen gebe, die Lehrer geworden seien. „Können Sie denn lesen?" fragte er. Ich machte ihn höflich darauf aufmerksam, das sei mit Glasaugen wohl nicht gut möglich, anscheinend waren sie dem Amtsschimmel bisher entgangen! Um so ingrimmiger beharrte er auf seinem Standpunkt: „Wenn Sie nicht lesen können, dann sind Sie untauglich!" Wie froh bin ich, daß ich mich damals von diesem seltsamen Vorurteil nicht entmutigen ließ! Aber vielleicht habe ich inzwischen einen Sohn von ihm unterrichtet, und womöglich hat dieser ihm, zusammen mit einigen anderen meiner Schüler, Lob und Anerkennung über mich zugetragen. Ich selber darf es nur in aller Bescheidenheit entgegennehmen, ohne damit den Vermerk aus meinen Papieren löschen zu können: untauglich!

Unterricht auf der Couch

Untauglich wäre ich gewiß einer Rasselbande gegenüber, wäre ich nicht gründlich vorbereitet! Dies aber ist kaum ohne eine sehende Hilfsperson möglich. Und da muß ich wieder die unermüdliche, aufopferungsvolle Bereitschaft meiner Frau herausstellen! Sie hat schon mit mir studiert und weiß, wenn ich ihr nur ein Stichwort gebe, wo etwas zu suchen und zu lesen ist. Ohne ihre Hilfe würde ich wohl kaum die häusliche Vorbereitung bewältigen, könnte ich wohl kaum in der Klasse einen ganz normalen Unterricht geben! Hin und wieder kommt auch wohl eine Vorlesekraft; abgesehen von einer gewissen notwendigen Vorbildung ist es aber auch eine finanzielle Frage; denn wenn auch jede -rat-Stelle im Ministerium, im Amt oder beim Gericht mit dem Anspruch auf eine Sekretärin verbunden ist, so muß der Studienrat, auch der erblindete, eine Hilfskraft aus eigener Tasche finanzieren!

Besonders nützlich zur Vorbereitung ist aber auch das Tonbandgerät. Viele Stichworte, Textauszüge oder Kommentare, die immer wiederkehrende Stoffabschnitte betreffen, hat meine Frau aufs Tonband gesprochen. Vieles, das ich mir einprägen oder sonstwie vorbereiten will, kann ich mit Hilfe des Tonbandgerätes bearbeiten. Und dabei sitze ich dann gemütlich in meinem Arbeitszimmer auf der Couch. Hin und wieder habe ich auch wohl ein Tonband so vorbereitet, daß ich es im Unterricht nur ablaufen zu lassen brauche, ja, ich habe hier mit den Schülern sogar schon ganze Hörspiele zusammengestellt. Und so war es ein leichtes für mich, in der Schule das Tonbandgerät zur Sprecherziehung im Deutschunterricht zu benutzen, wenn ich mal vertretungsweise Deutsch gab. Danach war es für die Jungen nicht schwer, herauszubekommen, daß ihr Lehrer durchaus nicht abgeneigt sei, mit ihnen Theaterspiele und Aufführungen für Schulfeiern einzuüben!

Wenn man mich fragen sollte, ob ich den Beruf des Lehrers wieder ergriffe, wenn ich noch einmal zu wählen hätte, dann würde ich es gern und freudig bejahen, aber ich würde auch keinem, der das gleiche Schicksal trägt wie ich, verschweigen, wieviel Schwierigkeiten und Hindernisse er zu überwinden hat, bis er imstande ist, einen ganz normalen Unterrichtstag zu gestalten.

In meiner Schule ist es zur Selbstverständlichkeit geworden, daß mich jeweils ein Schüler vom Lehrerzimmer abholt und in den Klassenraum führt – wehe mir, wenn er einmal ausbleibt! Ein Dutzend Kollegen bemühen sich dann um mich, und das ist beinahe unangenehmer als das Warten! Alle Kollegen helfen mir, wo sie nur können, und manchmal sogar ein bißchen zuviel – wie soll ich dann noch ganz normalen Unterricht machen?

Bei aller Besonderheit, bei aller Belastung, bei aller Gewöhnung an die Schwierigkeiten und deren Bewältigung darf aber eines nicht verschwiegen werden, das zwar die Schule nicht unmittelbar betrifft, aber doch zwischen den Schulbänken zustande kam: es ist das Außergewöhnliche des Verhältnisses zwi-

schen dem erblindeten Lehrer und seinen Schülern. Wie dankbar bin ich, daß ich zu so manchem von ihnen eine feste, innere Bindung verspüre! Wie glücklich macht es mich, wenn ich ihnen zu Hause im Gespräch mehr als bloße Schulweisheit vermitteln darf! Im Dunkeln spricht sich's leichter! Ich möchte sagen, daß die Erblindung mit allem, was sie dem Lehrer an Auftrag und Aufgabe bedeuten kann, die Ursache dafür ist, daß ich über alle übliche Erziehungs- und Bildungsarbeit hinaus ein wenig mehr als nur ganz normalen Unterricht geben darf!

Dr. W. Mühlensiepen

Mit Lotte unterwegs

Wenn ich zunächst einmal vorstellen darf: Lotte ist eine dreijährige Schäferhündin, gut gebaut, mit einem schönen Kopf. Ihre Ausbildung als Führhund erhielt sie in Oftersheim an der dortigen Führhundschule.

Seit rund sieben Monaten zählt Lotte als fünftes Mitglied zu unserer Familie. Sie hat sich nach anfänglichem Mißtrauen rasch bei uns eingelebt und ist äußerst folgsam und sehr anhänglich. Einen besonderen Vorzug hat Lotte, der mir, ihrem Herrn, weniger zu eigen ist: Lotte arbeitet nämlich mit einer wirklichen Freude, ja Begeisterung. Wenn ich nach Feierabend noch einen Spaziergang machen will oder aber zum Wochenende Besorgungen in der Stadt zu erledigen habe und ich greife zum Geschirr und dem Taststöckchen, so ist meine Gute nicht zu halten. Zwischen der Türe und mir rennt sie hin und her und springt mich immer wieder an, wobei sie mir die Vorderpfoten auf die Brust setzt. In ihrem Eifer fällt sie fast die Treppe hinunter, und erst vor der Haustüre, wenn ich sie zur Ordnung rufe, steht sie wie ein Lämmchen neben mir und läßt sich das Geschirr überstreifen. Mutti gibt vom Fenster aus noch ein paar gute Ratschläge, ermahnt uns zur Vorsicht, und mit „Voran" geht es auf den Weg.

Unser Häuschen liegt außerhalb der Stadt mitten im Wald. Von dort führt uns der Weg, ein schmales Waldsträßchen, etwa 3 km bis zum Rand der Stadt. Der Verkehr auf dieser Straße ist nicht besonders stark, und das ist gut so, denn zwei Fahrzeuge können sich nicht kreuzen, wenn wir uns nicht dicht an den Grabenrand drücken. Lotte ist aber wie immer sehr aufmerksam, und ein ab und zu gegebener Hinweis „Links Weg", der sie daran erinnern sollte, scharf die linke Straßenseite einzuhalten, ist überflüssig. An Wegkreuzungen oder Abzweigungen verhält sie kurz, um abzuwarten, welche Richtung ich einzuschlagen gedenke, denn bei unseren abendlichen Spaziergängen gehen wir oft geheime Wege, kreuz und quer durch den Wald. Heute haben wir aber keine Zeit zu verlieren, und so geht es, begleitet von Vogelgezwitscher und vom Rauschen in den Baumwipfeln, munter das Sträßchen entlang. Nach etwa 20 Minuten empfängt uns kräftiges Hundegebell. Wir haben das Forsthaus erreicht und



werden dort, wie alle Passanten, von dem Riesenschnauzer des Försters registriert. Kurz vor dem Ortseingang hält ein entgegenkommendes Fahrzeug an. Eine Frauenstimme ruft mir einen Gruß zu, und ich erkenne eine gute Bekannte. Gerne unterbrechen wir die Arbeit, um einen kleinen „Schwatz" zu machen, wozu ich mit Lotte an die Tür des Wagens trete. Da meine Begleiterin nicht nur tüchtig, sondern auch neugierig ist, erhebt sie sich auf die Hinterläufe, stellt die Vorderpfoten auf das heruntergekurbelte Fenster und streckt den Kopf ins Wageninnere, damit ihr ja nichts entgeht. So hat sie sich natürlich in den Mittelpunkt geschoben, und das Gespräch dreht sich deshalb fast ausschließlich

um sie. Da ich Lotte als begeisterte Autofahrerin kenne, hege ich den Verdacht, daß sie gerne einsteigen möchte.

Mit der Aufforderung „Weiter" läßt Lotte ab, und ich hoffe nur, daß ihre Krallen keine Spuren an der schönen Lackierung des Wagens hinterlassen haben. Von jetzt ab gilt es, die Aufmerksamkeit noch mehr auf den Weg zu richten. Der Verkehr wird lebhafter und die Abzweigungen werden häufiger. Von einem sogenannten Zielgehen kann noch keine Rede sein, denn Lotte ging gerade diese Strecke noch kaum. Mit einer kleinen Abweichung, bei der ich meiner Sache selbst nicht ganz sicher bin, erreichen wir schließlich die Endhaltestelle der Straßenbahn. Da schon ein Wagenzug der Linie 9, der uns zum Hauptbahnhof bringen kann, bereitsteht, steigen wir rasch ein. Ich bin gar nicht böse darüber, denn drei Kilometer in flottem Tempo zurückzulegen, sich dabei auf die Arbeit des Hundes konzentrierend und noch auf den Weg achten, das macht schon ein wenig müde. Auch Lotte legt sich gleich nieder, und bis zum Bahnhof bleibt genügend Zeit, um bei einem kleinen Nickerchen neue Kräfte zu sammeln, denn dort erwartet uns ziemlicher Betrieb. Da wir aber auf dem Bahnhofsplatz die Wahl haben, entweder die Gleise der Straßenbahn zu überqueren oder eine Unterführung, die geradewegs ins Bahnhofsgebäude führt, zu benutzen, entscheide ich mich für den sicheren Weg. Es wäre für Lotte zwar keine Schwierigkeit, über die Gleise zu führen, doch sollte man auch an Führhunde keine Anforderungen stellen, wenn dies nicht erforderlich ist, zumal auch der Sehende lieber den sicheren und meist auch rascheren Weg untendurch wählt.

In der Bahnhofsvorhalle angelangt, veranlasse ich Lotte mit dem Hinweis „Rechts weiter", zu den Fahrkartenschaltern zu gehen, damit wir uns eine Fahrkarte erstehen können. Sie steuert kurzerhand den nächstgelegenen Schalter an. Um feststellen zu können, ob dieser besetzt ist, erhebt sie sich wieder auf die Hinterläufe, legt die Vorderpfoten auf den Zahltisch und schaut durchs Fenster. Es scheint kein Beamter da zu sein, denn Lotte wendet sich ab, um beim nächsten und schließlich auch noch beim übernächsten nachzusehen. Inzwischen werden natürlich Passanten und Reisende auf uns aufmerksam, und es fallen nicht wenige Worte der Bewunderung über ein so kluges Tier. Stolz darüber, der Besitzer einer so intelligenten Hundedame zu sein, gehe ich mit geschwellter Brust, mich völlig auf Lotte verlassend, nunmehr einer Menschenschlange zu, die vor einem geöffneten Schalter steht. Meine Gute erkennt die Lage und führt mich von links her direkt an die Spitze der Reihe. Durch diese entschlossene Handlung bekommen wir rasch unsere Fahrkarte, und eilen nun, gefolgt von den Blicken zahlreicher Bewunderer, die Treppe hinauf der Halle zu. Dort ist es nicht ganz einfach, und ich komme mir manchmal vor wie ein Hase, der Haken schlägt. Kreuz und quer geht es nämlich durch die Menge, vorbei an Koffern, Bänken und Schildern. Ein junger Mann, auf den Lotte einen besonderen Eindruck machte, begleitet uns mit einigem Abstand bis hinein in die Sperre, wo er dann rasch die Gelegenheit wahrnimmt, die bis zum Abgang des Zuges verbleibenden zehn Minuten mit mir über das Führhundwesen zu sprechen. Obwohl es bestimmt nicht erforderlich wäre, hilft er mir noch beim Einsteigen in den Vorortzug, der mich in eine nahegelegene Kreisstadt bringt.

Mit mir verlassen dort zahlreiche Reisende den Zug, und so quetschen wir uns in dichtem Gedränge durch die Unterführung dem Bahnhofsausgang zu. Lotte läßt sich durch nichts beirren, und auch die nun folgende letzte, etwas schwierige Etappe unseres Weges kann sie nicht aus der Ruhe bringen. Gleich hinter dem Bahnhof müssen wir treppauf über einen Fußgängersteg, um die andere Seite des Bahnhofsgeländes zu erreichen. Danach überqueren wir einige verkehrsreiche Straßen. Mein jeweils am Ende eines Bürgersteigs gegebenes Hinweishörzeichen „Rüber" veranlaßt Lotte, aufmerksam nach links und rechts zu schauen. Die angelegten Ohren verraten äußerste Konzentration, und erst wenn eine sichere Überquerung möglich ist, zieht sie wieder an. Es ist ein schönes Gefühl, daß man sich so auf einen vierbeinigen Freund verlassen kann, der uns Blinden gleichzeitig ein Stück unserer Selbständigkeit zurückzugeben vermag.

Kurz vor unserem Ziel, der Wohnung meiner Schwiegereltern, verhält Lotte den Schritt,

dreht sich ein wenig nach rechts und zeigt mir unaufgefordert eine in den Bürgersteig etwas hineinragende Treppe an. Zunächst bin ich verblüfft über ihr eigenmächtiges Handeln, doch nun muß ich lachen. Lotte steht nämlich auf der Treppe zu einer Gastwirtschaft, die wir zuvor ein einziges Mal zusammen besucht hatten. Ich möchte sie in ihrem Eifer nicht beeinflussen und veranlasse sie mit dem Hinweis „Türe" zum Weitergehen. Rasch geht sie die paar Stufen hinauf und stellt sich, wie sie es in der Ausbildung gelernt hat, genau so, daß ich, über ihren Kopf greifend, die Türklinke erfassen kann. Leider haben wir Pech, denn das Schild „Heute geschlossen" kann Lotte eben doch nicht lesen. Nur ungern macht sie kehrt – wie ich auch – und betrübt ob des Mißerfolgs legen wir die letzten paar hundert Meter unseres Wegs zurück.

Am Ziel erhält Lotte wie immer ihre Belohnung, ein großes Stück Wurst. Auch ich gehe nicht leer aus, denn meine Schwiegereltern haben mir zur Stärkung bereits ein Gläschen Wein eingeschenkt. Bevor sich Lotte nach der über zweistündigen Anspannung zur Ruhe ablegt, kommt sie nochmals kurz zu mir, steigt mit den Vorderpfoten auf meinen Schoß und erwartet meine Anerkennung. Ich weiß, was ich einer so guten Führerin schuldig bin, und Lotte spürt, daß ich wieder einmal mit ihr zufrieden war. Inzwischen sind auch Frauchen und die Kinder eingetroffen, so daß Lotte gar nicht fertig wird, die Ovationen entgegenzunehmen. Mit einem Ruck beendet sie das Spiel, und von nun ab merkt niemand mehr, daß ein Hund im Hause ist. Nur wenn ich das Zimmer verlasse, erhebt sich die scheinbar Schlafende rasch, um mitzugehen, damit ich ja nicht ohne sie fortlaufe.

Während ich diesen kleinen Lobgesang auf meine treue Begleiterin niederschreibe, liegt diese neben mir. Mit einem zufriedenen Brummen begleitet sie ab und zu meine Arbeit, als ob sie wüßte, daß es um sie geht. Sicher aber wartet sie darauf, daß ich Zeit für sie habe, meinen Rock anziehe, das Geschirr und das Taststöckchen nehme und mich mit ihr in ein neues Abenteuer stürze.

Willi Hoerrmann

Ein Ohr bleibt privat

Rundfunksendungen werden von Kriegsblinden ausgewertet

„Eine gute Information ist für einen Staatsmann von größerem Wert als ein ausgeglichener Staatshaushalt", sagte vor einigen Jahren der Chef des amerikanischen Nachrichtendienstes. Da die Presseagenturen und der Rundfunk der politischen Meinungsbildung dienen, unterhält jede Regierung eines Landes ein Informationsamt, ein Ministerium für Informationen oder ein Staatssekretariat, das sich mit der Beschaffung von Informationen befaßt. Die Bundesregierung in Bonn unterhält ein Presse- und Informationsamt, mit einem Staatssekretär an der Spitze. Hier werden Informationen aus aller Welt gesammelt und ausgewertet.

Die Informationsquellen sind so verschieden, wie die Informationen oftmals selbst sind, aber sie bilden, richtig ausgewertet, für die tägliche Arbeit einer Regierung den Untergrund ihrer Tätigkeit. Man kann diese In-

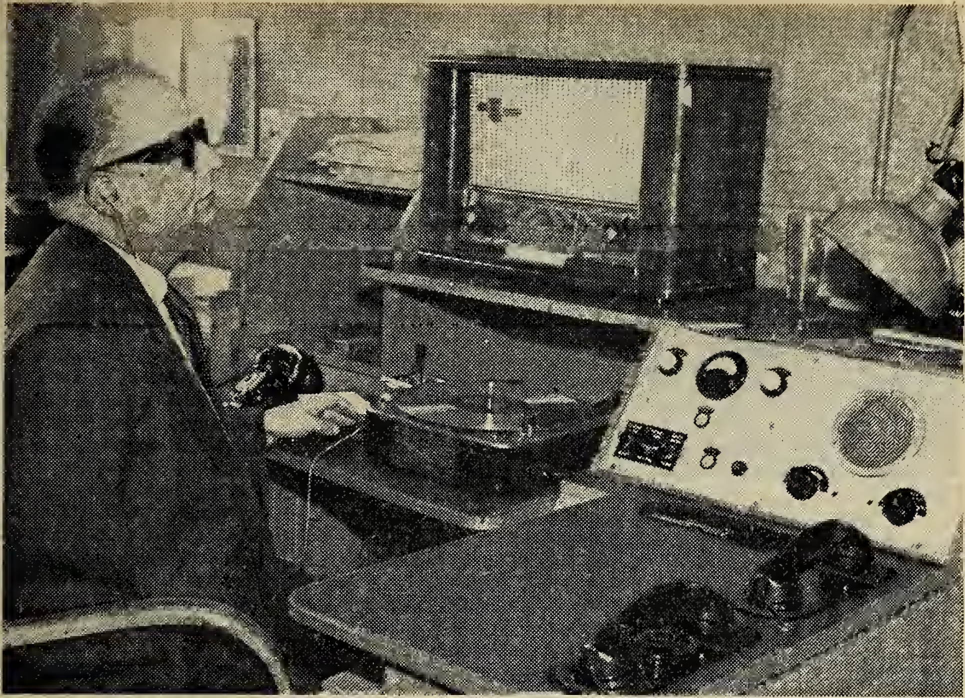
formationen der Presse entnehmen, sie von den Presse- und Nachrichtenagenturen kaufen oder von den Auslandskorrespondenten der verschiedenen Verlage erwerben, sie über den Pressefunk oder über den Rundfunk aller Länder bekommen. Staatliche Telegraphenagenturen der Länder, die die Publikationsmittel als politisches Instrument benutzen, verbreiten ihre Informàtionen über den sogenannten Hellfunk, einem Funkgerät, das Funkimpulse in Buchstaben umwandelt und so den Text lesbar macht. Zu all diesen Informationen sind gute Augen und gute Sprachkenntnisse erforderlich, mit Ausnahme des Rundfunks, der „nur" ein gutes Gehör beansprucht.

Im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung in Bonn besteht eine Nachrichtenabteilung, in der Informationen gesammelt und ausgewertet werden. In dieser Abteilung hört man auch die Rundfunksender aus den bedeutendsten Zentren der Politik in den Sprachen, in denen die Sender ihre Informationen verbreiten. Da für die Auswertung solcher Rundfunkinformationen weniger die Augen als vielmehr die Ohren nötig sind, haben dort zwei Kriegsblinde ihren Beruf gesucht und gefunden, nachdem sie wegen ihrer so schweren Kriegsleiden nicht mehr in der Lage sind, den früher erlernten Beruf auszuüben. Mit den Kenntnissen einer oder mehrerer Fremdsprachen haben sie hier die Möglichkeit, sich zu bewähren und sich einer wichtigen Aufgabe zu stellen, wenn sie auch gegenüber ihren gesunden Kollegen immer im Nachteil bleiben und sogar in mancher Hinsicht auf die Hilfe der sehenden Mitarbeiter angewiesen sind. – Die modernen Empfangsgeräte mit den zusätzlichen Verstärkeranlagen, die Tonkonservierungsgeräte, kurz Magnetophon genannt, und die empfindlichen Antennen sind für einen Blinden doch nur so weit von Nutzen, als ihm ein Sehender hilft, die richtige Einstellung zu finden. Trotz alledem aber kann der Blinde sich im Informationsdienst nützlich machen, sofern er die nötigen Voraussetzungen dafür mitbringt.

So arbeitet Kamerad Friedrich Walter seit mehr als sieben Jahren am Rundfunkgerät und hört aufmerksam den Sendungen in einer westlichen Fremdsprache zu und versteht sie sehr gut. Alle Informationen, die ihm auf Grund der jeweiligen „Nachrichten-

Vor dieser komplizierten Anlage sitzt der Kriegsblinde Friedrich Walther Tag für Tag, um die von ihm abgehörten fremdsprachigen Rundfunksendungen mit peinlicher Genauigkeit auszuwerten.





Hier hört unser Kamerad Hans Tilly gerade eine politische Sendung in einer osteuropäischen Sprache mit seinem „Dienstohr" ab.
2 Fotos: Bundesbildstelle, Bonn

lage" wichtig erscheinen, hält er mit dem Tonkonservierungsmittel fest, übersetzt sie und schreibt sie auf der normalen Schreibmaschine nieder. Seine Sprachkenntnisse sind so gut, daß er nicht auf ein Wörterbuch angewiesen ist, und wenn mal ein neues Wort vorkommt, dann befragt er seine Kollegen, die dann in Wörterbüchern neuester Ausgabe eben nachblättern. Aus der modernen Atomphysik und der Weltraumforschung sind ja die Begriffe für diesbezügliche Informationen nicht so geläufig, wie es bei den normalen politischen oder wirtschaftlichen Gesprächen der Fall ist. – Kamerad Walter, der in diesen Beruf vollkommen neu eingetreten ist, hat mehrere Jahre lang deutsche Informationen der Sender in der Bundesrepublik amtlich gehört und erfaßt. Hier hatte er die Möglichkeit, sich ein klares Bild über die jeweilige politische Lage zu machen und kennenzulernen, welche Informationen für den zu erfüllenden Zweck wichtig sind. – Diese Vorbereitung kommt ihm jetzt in der Auswertung fremdsprachiger Informationen sehr zugute.

Sein Kollege im Bundespresseamt in gleicher Tätigkeit, aber auf anderem Gebiet, ist der einarmige Kriegsblinde Hans Tilly. Er gehört dem Amt seit 1949 an, und er hat den Aufbau von den primitivsten Anfängen bis zu der modernsten Rundfunkhöranlage mitgemacht und tatkräftig an der Verbesserung des Informationsdienstes mitgeholfen. Hans Tilly arbeitet in zwei Fremdsprachen zugleich, und als „alter Hase" hat er sich auch in weiteren Fremdsprachen betätigt, die aber nicht offiziell gehört werden müssen, da solche Sender für die Bundesregierung keine interessanten Informationen bringen. Er hat sich ebenfalls für den Beruf des Rundfunkauswerters erst qualifizieren müssen, nachdem er den früheren erlernten Beruf nicht mehr ausüben konnte. Er tat das damit, daß er die Sendungen ausländischer Rundfunksender hörte und so gewonnene Informationen zu kleinen Zeitungsartikeln verwertete, die er dann den Redaktionen verkaufte. Da es aber im Jahre 1949 nur wenige deutsche Tageszeitungen gab, waren die Einkünfte kläglich, aber wertvoll waren sein Wissen und die Erfahrungen, die er dann 1949 dem Bundespresseamt zur Verfügung stellen konnte. Da er ausschließlich Sender des europäischen Ostens hört, ist er ständig einseitiger Beeinflussung ausgesetzt, und somit hat er das Bedürfnis, sich durch andere Betätigung

und Abwechslung von dem „Dienstlichen" loszumachen, und dabei kommt ihm die ehrenamtliche Funktion des Vertrauensmannes der Schwerbeschädigten in seinem Haus sehr zugute. Er betreut die 47 Schwerbeschädigten des Bundespresseamtes seit mehr als zehn Jahren und genießt das Vertrauen auch seiner anderen Kollegen, die ihm seit Jahren ihre Stimmen bei der Wahl für den Personalrat des Bundespresseamtes geben, so daß er auch in diesem Gremium schon seit Jahren mitarbeitet. Hans Tilly hat während seiner Hörtätigkeit das Hörvermögen auf einem Ohr schon zur Hälfte eingebüßt und somit seine Ohren in „Dienstohr" und „Privatohr" eingeteilt. Er äußerte, daß er noch arbeiten wolle, solange das Dienstohr noch seinen „Dienst" tue, daß er aber auf keinen Fall das „Privatohr" herzugeben gedenke, da ihm das Leben eines Blindtauben doch zu schwerfallen würde. Er bezeichnete die Behauptung als erfundenen Unsinn, daß der Verlust eines Sinnesorgans die anderen Sinne um so empfindlicher und besser mache. Sein fast verschlissenes „Dienstohr" soll als Beweis dafür dienen. Wohl ist das Konzentrationsvermögen eines Blinden stärker als bei Sehenden, aber die anderen Sinne sind unverändert normal geblieben.

Bei beiden kriegsblinden Auswertern fremdsprachiger Rundfunkinformationen ist aber imVerlauf der Jahre das Gedächtnis sehr stark geschärft worden, so daß sie die Stimmen der Rundfunksprecher genau kennen und sogar jede Veränderung daran bemerken. Obwohl diese beiden deutschen Kriegsblinden als Beispiele für einen neuen Blindenberuf gelten können, wenn man von den ihnen technisch nicht zu lösenden Handgriffen absieht, haben sich in anderen Ländern noch keine Blinden in der gleichen Tätigkeit bewähren können, auch wenn dort dieselben Informationsbehörden mit denselben Einrichtungen vorhanden sind.

Die Arbeit als Rundfunkauswerter ist schon für einen Sehenden sehr schwer, und es bedarf dafür auf jeden Fall gesunder Nerven, die einer ständigen Belastung ausgesetzt sind. Der Verschleiß des Hörvermögens ist eine unangenehme Berufserscheinung, aber mit den modernen Hörmuscheln für ein Ohr dürfte auch diesem Übel mit der Zeit gut begegnet werden können. Auch ist das Hören über den Lautsprecher möglich, was allerdings die Nerven noch mehr beansprucht. Kamerad Tilly meinte hierzu, daß er kein „Lumumba" sein möchte, „ein Lautsprecher- und Magnetophon-Übersetzer mit besonderen Anlagen" nämlich. *H. Tilly*

„Ist es nicht zu kalt so?"

Eine Kneippkur im Kriegsblindenkurheim

Übermorgen sind also nun die vier Wochen meiner Badekur zu Ende. Wie schnell doch immer die Tage vorüberziehen, wenn erst mal die Hälfte der Kurzeit verstrichen ist! Wahrscheinlich liegt das daran, daß es in den ersten vierzehn Tagen alles mögliche im Hause und in dessen näherer und weiterer Umgebung zu erkunden und einzuordnen gilt, so daß die Tage voll sind mit neuen Eindrücken. Nun ja, sei dem, wie ihm wolle – jedenfalls liege ich jetzt noch gemütlich in einem Liegestuhl auf dem Balkon unseres Zimmers und kann ungestört meinen Gedanken nachhängen.

Meine Frau ist mit unseren beiden Jungen zu einem letzten Einkaufsbummel weggegangen, und auch meine Nachbarn zur Rechten und zur Linken sind ausgeflogen. Vor einer knappen Viertelstunde hat mich der Masseur mit einem tüchtigen Klaps für diese Badekur entlassen. Den Weg zu meinem Zimmer fand ich mit leichter Mühe, ganz im Gegensatz zu den ersten Tagen meines Kuraufenthalts, als ich mich in dem geräumigen Hause manchmal verlaufen habe. Ich stecke mir nach einigem Lauschen eine Zigarette an, offiziell rauche ich seit fast vier Wochen nicht mehr, und beginne, mir über diese Wochen Rechenschaft abzulegen.

Es ist richtig, zuerst war ich nicht sonderlich begeistert gewesen, als ich von unserer Kurfürsorge die Mitteilung erhalten hatte, man habe meinem Gesuch um Aufnahme im Kurheim Borkum vom 1. bis zum 28. August leider nicht entsprechen können, ich sei statt dessen zur Kur in Berleburg eingeteilt. Ausgerechnet nach Berleburg soll ich, so hatte ich mir gedacht, wo diese dämlichen Kneipp-Kuren gemacht werden müssen und wo es auch nichts Handfestes zu essen geben soll. Schließlich ist man doch kein Kaninchen, daß man sich von Karotten und sonstigen Rohkösteleien erhalten könnte! Auch war mir irgendwie vor Jahren einmal zu Ohren gekommen, daß die ewige Wasserpatscherei bei einer solchen Kneipp-Kur Rheuma und andere Krankheiten erzeugen könnte, ja, daß es überhaupt keine richtige Kur sei. Man schenkt ja solch dunklen Warnungen merkwürdigerweise eher Gehör als den Berichten von Kameraden, die begeistert, genesen und voll froher Erinnerung aus Berleburg zurückgekommen sind. Ich hörte jedenfalls lieber auf die Warnungen.

Schließlich aber hatten mich gerade all diese Gerüchte neugierig gemacht. So war ich denn Anfang August hergekommen, zwar mit einiger Skepsis, aber doch auch mit dem entschiedenen Willen, mir nichts vormachen zu lassen, weder so noch so.

Nun, schon das erste Abendessen brachte uns eine angenehme Überraschung. Jawohl uns, denn natürlich war auch meine Frau nicht gerade begeistert gewesen von der Vorstellung, während vier langer Wochen vorwiegend von Kräutern und „gesunden" Speisen leben zu müssen, wobei sie unter „gesund", ebenso wie ich, so etwas Ähnliches wie die allerlangweiligste Diät- oder Schonkost verstanden hatte, die zwar nach nichts schmeckt, aber — vom ärztlichen Standpunkt aus gesehen — dem Körper besonders zuträglich sein soll.

Doch nichts davon war an diesem ersten Abend zu bemerken, und so blieb es auch. Es gab richtiges, „normales" Essen; das einzige, was uns ungewöhnlich erschien, das waren Vollkorn-Brötchen, und gerade diese Brötchen schmeckten besonders gut.

Am andern Tag kam dann der Arzt und verordnete jedem Kameraden die ihm angemessen erscheinenden Kurmittel.

Nun ging's also doch los! Mir hatte er auch kalt-warme Knie- und Armgüsse verschrieben, auch mehrere Massagen in der Woche waren mir verpaßt worden, und dazu kamen noch einige medizinische Bäder mit anschließender Bettruhe.

Das Wassertreten im nahegelegenen Freiluftbecken war mir auch bestens empfohlen worden. Das alles hatte man in vier Wochen mit mir vor, und schon am nächsten Morgen sollte es losgehen. Doch als ich dann am nächsten Tag meinen ersten „Guß" bekam, da war das alles ganz anders. Nichts war von einer rauhen Badewärterin zu bemerken, die mit heimlicher Schadenfreude einen

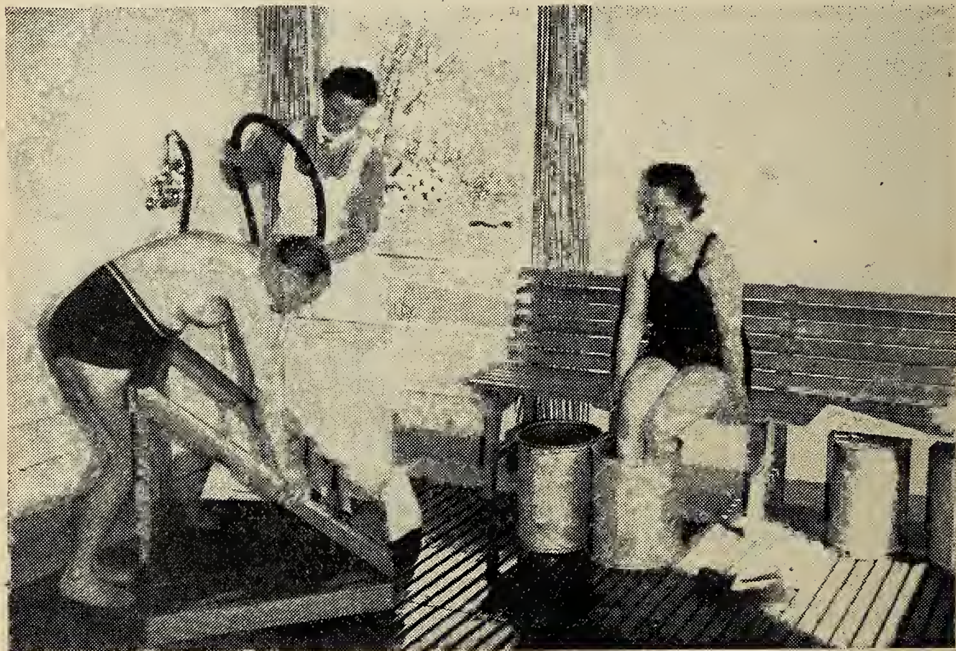
Eimer mit eiskaltem Wasser über mich schütten wollte. Im Gegenteil, eine nette, freundliche Badeschwester bat mich, doch ruhig Platz zu nehmen. Dann faßte sie meine Hand, ich mußte den Arm schräg nach vorne halten und sie fing an ... mit warmem Wasser. Dann erst stellte sie die Wasserzufuhr auf kaltes Wasser um und ließ den kühlen Strahl langsam über meinen Arm gleiten, und das war überraschenderweise durchaus angenehm. Gleich darauf wurde auch der andere Arm „begossen", wobei die gute Seele mit freundlicher Höflichkeit fragte, ob es auch ja nicht zu kalt sei.

So ging das auch an den nächsten Tagen bei den verschiedensten Anwendungsmöglichkeiten der Wechselgüsse, und ich hatte jedesmal, wenn ich mich nachher in meinem Zimmer etwas niedergelegt hatte, nach kurzer Zeit ein wohliges und behagliches Gefühl und glaubte zu spüren, wie mein Blut leichter und frischer durch die Adern kreise.

Manchmal war ich nach der Behandlung zwar etwas müde, besonders an den Tagen, an denen der Gesundheitsfahrplan es so gewollt hatte, daß gleich vor oder gleich nach dem Guß eine Massage fällig war. Der Masseur, ein kriegsblinder Kamerad, der hier seinen Dienst zur Zufriedenheit aller ausübt, zeigte dann immer großes Verständnis und war weniger eifrig bei seinen Angriffen auf Muskeln und Gelenke, oder er tat wenigstens so. Aber auch in diesen Fällen der Doppelbehandlung stellte sich bald ein wohliges Behagen ein, und man fühlte sich nachher munter wie ein Fisch im Wasser.

Als ich das erstemal ins Freiluft-Wassertretbecken stieg, da war es mir klargeworden, daß die Kameraden reichlich übertrieben hatten, die vor mir hier gewesen waren und mir erzählt hatten, wie kalt das Wasser sei. Pah, es war doch gar nicht so kalt! Ich hielt mich mit der linken Hand an dem rundumlaufenden Geländer fest und stelzte los. Von oben herab trat ich Schritt für Schritt auf die Wasserfläche und kam mir dabei, es sei ehrlich zugegeben, doch ein bißchen dämlich vor. Wie ein Storch im Salat, mußte ich denken. Nach einigen Schritten begann ich den Kameraden innerlich Abbitte zu leisten, denn nun spürte ich erst, wie kalt das Wasser war. Schließlich war ich noch froh, als ich das Becken einmal durchstapft hatte und die rettenden Stufen erreichte. Wie scharfe Krebsscheren hatte mich das eiskalte Wasser auf den letzten Schritten in die Waden gezwickt, so daß ich zuletzt fast nicht mehr gespürt hatte, ob es kalt oder heiß war. Aber auch hier stellte

Gute Laune herrscht stets im Baderaum unseres Kneippkurheims in Berleburg (Sauerland). Die Kneipp-Methode hat sich gerade bei Erblindungsfolgen als äußerst hilfreich erwiesen. *Foto: Leindecker*



sich bald der Erfolg der stärkeren Durchblutung ein, die Füße und Beine wurden wohlig warm, und der Schritt wurde leichter und freier.

Auch die erfrischende und stärkende Wirkung der Kaltwasserbäder der Arme und Beine verspürte ich deutlich, wenn ich, nach Bädern im Waschbecken auf dem Zimmer, mich mit nassen Beinen oder Armen ins Bett legte, wie es vom Arzt empfohlen worden war. Unter der wärmenden Decke ging die Abkühlung schnell zurück, und – seltsamerweise – dafür wurde der Kopf kühler und frischer.

Bei aller Mannigfaltigkeit der ärztlichen Verordnungen war aber noch immer genügend Zeit zu weiten Spaziergängen durch die Wälder der Umgebung geblieben, und je länger der Aufenthalt währte, um so länger wurden auch die Wege, die wir machten. Die reine Luft, die dem Wald entströmte, nötigte uns geradezu, tief und fest einzuatmen.

Auch jetzt, da ich hier auf unserem Balkon im Liegestuhl ausgestreckt bin, auch jetzt atme ich tief und fest, denn eben höre ich meine Frau mit den Kindern zurückkommen. Ihr werde ich erzählen, wie gut mir doch diese herrliche Luft hier tut und daß ich die ganze Zeit Tiefatmung gemacht habe. Den verräterischen Zigarettenstummel habe ich längst über das Geländer des Balkons geworfen, genau so, wie ich im Laufe dieser letzten Wochen meine ursprüngliche Skepsis gegen eine Kneipp-Kur über Bord geworfen habe. Morgen packen wir die Koffer, und übermorgen geht's heidi, nach Hause. Wann werden wir wieder hierherkommen?

Wenn es nach mir geht, dann wird es bald ein Wiedersehen mit kaltem Guß und Vollkornbrötchen geben. *A. Lauster*

Ein seltsames Abziehbild

Die Eltern feiern Silberhochzeit. Es ist noch vor der Währungsreform, und Mutter ist es durch Sparen und Hamstern endlich gelungen, eine Festtorte mit einer schönen „25" drauf zu backen. Wie es bei allen Festen ist, gibt es vor Erscheinen der Gäste noch allerhand zu tun, und ich fühle mich zwischen all dem Trubel etwas überflüssig.

Also gehe ich inzwischen in Mutters Schlafzimmer, wo am Fenster ein schöner Ohrensessel steht, in dem man so recht träumen und den Vögeln zuhören kann. – Plötzlich wird meine Sitzfläche kälter und feuchter. Ich stehe auf, fühle, und – welch großer Schreck, Mutters Heiligtum, die Silberhochzeitstorte, klebt an meinem Hosenboden. Man hatte den Festkuchen zur Sicherheit vor Naschkatzen, die es in dieser fett- und zuckerlosen Zeit natürlich gab, ins Schlafzimmer gestellt. Wie aber konnte ich das ahnen? –

Auf meinen kläglichen Hilferuf erscheint mein Bruder, verstummt, fängt das Lachen an, saust fort, um, mit einem Löffel bewaffnet, zurückzukehren. Dann fängt er an, die Torte von meiner Hose abzukratzen und ein-



mal abwechselnd sich und mir in den Mund zu stecken. Wie aber sollen wir es Mutter sagen? Aller Mut wird zusammengenommen, und unter Mithilfe des inzwischen hinzugekommenen Vaters wird die Hausfrau geholt. Sie erstarrt zunächst fast zur Salzsäule, bis sich ein befreiendes Lachen Bahn bricht. Das Bild muß auch zu komisch gewesen sein, mich in leicht gebückter Haltung stehen zu sehen, während die Tortenreste sich langsam von meinem Hosenboden lösen und auf den Boden klecksen.

Die Torte war hin, aber zur Feier wurde so viel darüber gelacht, daß auch die Gäste den lukullischen Genuß gerne verschmerzten.

Gunther Eberth

Der Geburtstagsmorgen

Karl Brandewiede wacht aus traumlosem Schlaf auf, greift mechanisch zur Uhr und fühlt die Zeit. Wie üblich, denkt er, wieder nur vier Stunden Schlaf; und er weiß aus jahrzehntelanger Erfahrung, daß an ein neues Einschlafen jetzt nicht mehr zu denken ist. Nun werden die Gedanken kommen, wie ein Spatzenschwarm. So geht das fast jede Nacht seit jenem 15. Mai 1916, als vor sein junges Leben der schwarze Vorhang gezogen wurde, unwiderruflich und für immer. Damals, vor fünfundvierzig Jahren, in einem Schlammloch irgendwo in Flandern. Da war für den jungen Karl Brandewiede der Krieg zu Ende, aber auch das Leben. So wollte es ihm jedenfalls an diesem Schicksalstag scheinen. Denn hatte das Dasein jetzt überhaupt noch einen Sinn für ihn? Durfte er es seiner jungen Frau zumuten, sein schweres Los mit ihm zu teilen? Was sollte er, der Schriftsetzer, mit einem Leben anfangen, das keine Arbeit und keine Beschäftigung mehr für ihn hatte, keine Freuden, keine Geselligkeit, nur noch Mitleid und Almosen?

Und doch war er über diese schwersten Tage und Wochen seines Lebens hinweggekommen. Es war wohl der ewige Ausgleich in der Natur – und der Mensch ist ja auch ein Stück Natur –, der in ihm neue, bisher ungekannte Kräfte weckte und Werte schaffte, die den Verlust des Augenlichtes herabmindern sollten.

Draußen schlägt es drei Uhr. Nur noch fünf Stunden bis zum Aufstehen. Warum denkt er gerade heute, an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag, so intensiv an jene schlimme Zeit zurück? Warum kommt es ihm so vor, als ob dies alles erst jüngste Vergangenheit wäre? 45 Jahre, eine halbe Ewigkeit, hat er jetzt im Dunkel gelebt. Er hätte eigentlich nicht gedacht, damals, daß er so lange leben würde. Karl ist ein bißchen stolz. Immerhin, das ist eine Leistung, 45 Jahre zu leben, ohne daß man die Hand vor Augen sieht, und trotzdem ein ziemlich vollwertiger Mensch zu sein. Er denkt an die Jahre der Umschulung, an die vielen Schicksalsgefährten, die gleich ihm sich darauf vorbereiteten, ihren Mann im Daseinskampf zu stehen. Wie viele oder wie wenige, die mit ihm die Schulbank drückten, leben wohl heute noch?

Karl denkt an seinen ersten Arbeitstag zurück, nach der Umschulung drüben im Rathaus. Vorstellung beim Bürgermeister, bei den künftigen Kollegen. Er spürte instinktiv ihre Ungläubigkeit, ja ihre Ablehnung. Sie alle konnten sich nicht vorstellen, daß dieser Kriegsblinde da wirklich etwas Produktives leisten könnte, daß er vielmehr nur eine Art Gnadenbrot bekam, ohne eine Gegenleistung dafür zu bieten. Es bedurfte großer Selbstbeherrschung, vieler Geduld und guter Nerven, in dieser ersten Zeit als Stenotypist, bis er sich auf Grund seiner Leistungen endlich durchgesetzt hatte und als vollwertiger Kollege anerkannt wurde.

1922 begann ein neues Kapitel seines Lebens. Wolfgang, der Sohn, wurde geboren. Er, Karl, war glücklich und hatte doch so lange geglaubt, daß er es nie wieder würde sein können. Dann wieder neue Sorgen, Inflation, Not, Hunger, Krankheit. Auf und ab, rauf und runter, Wellenberge und Wellentäler, ewiger Rhythmus in der Natur und im Leben des Menschen. Doch das Leben ging weiter, wieder kam eine sorgenfreiere Zeit,

sie bauten ihr Haus, Jahre der Ruhe, der Zufriedenheit, des bescheidenen Glücks im Familienkreise und der inneren Reife folgten.

Und dann kam wiederum ein tiefes, tiefes Wellental, ein wilder Strudel, der fast die gesamte Menschheit mit sich hinabzog, eine Zeit, die Karl heute überspringt, denn die Erinnerung an sie ist zu furchtbar und zu schmerzlich.

Die Rathausuhr schlägt viermal, hell und zuversichtlich. Die Turmuhr der alten Stadtkirche antwortet dunkel, besinnlich, als wollte sie die Menschen an die Ewigkeit erinnern. „Nutze die Zeit, es ist später, als du denkst" – dieses japanische Sprichwort – oder ist es ein chinesisches? – kommt Karl jetzt in den Sinn. Wie oft hat er diese beiden Uhren schon schlagen gehört! In schlaflosen Nächten, an Feiertagen, an friedlichen Feierabenden, in Tagen der Not und Verzweiflung. Und immer schlugen diese Glocken ruhig und gleichmäßig, Symbol dafür, daß alles Irdische vergänglich ist. Nur die Zeit ist ewig, denkt Karl, sie wird es in Millionen Jahren noch sein.

Ja, da sind sie wieder, diese Gedanken, die kommen, wie ein aufdringlicher Spatzenschwarm. Ein Gedanke zeugt hundert andere. 45 Jahre seit dem 15. Mai 1916. Wieviel Tage und Nächte sind das eigentlich? Karl rechnet. Rund 16 500 Tage, das wären also eine Viertelmillion Stunden, die er nun in der Finsternis lebt, die er auf dem schmalen Pfade des Lebens wandelt, eine Viertelmillion Stunden der äußersten Wachsamkeit und Angespanntheit. Und doch sind viele helle Tage dazwischen, an die sich Karl heute erinnert, wie wenn er sie als Sehender erlebt hätte. Helle Tage der Freude an schönen Erlebnissen, die ihm Johanna, seine Frau, immer wieder geduldig und farbenfroh vermittelte. Karl denkt dankbar und herzlich an seine Frau, die noch schläft. Hätte er eine bessere Lebenskameradin finden können? Nein. Sie hat die furchtbare Belastung der immerwährenden Dunkelheit immer wieder von ihm genommen und ihm den Weg zum Lichte gewiesen. Es wird heute für sie ein anstrengender Tag werden. Viele Gratulanten werden kommen, sicher auch der Bürgermeister. Der wird wohl eine kleine Rede halten, von treuer Pflichterfüllung während der vielen Jahre seiner Tätigkeit im Rathaus, vom Segen der Arbeit wird er sprechen, von der seelischen Kraft, die alle Schwierigkeiten meistert, allen äußeren Gebrechen zum Trotz, und daß er, Karl Brandewiede, allen Bürgern dieser Stadt ein Vorbild sei. Er kennt diese Reden, denn oft genug hat er sie als Konzept für seinen Chef geschrieben. Vielleicht auch bringt ihm die Stadtkapelle ein Ständchen. „Schön ist die Jugend", „Alte Kameraden" und „Alle Tage ist kein Sonntag".

Wie spät ist es eigentlich? Fünf Uhr. Karl spürt, wie die Morgensonne warm ins Zimmer flutet. Sind diese Sonnenstrahlen ein glückverheißendes Omen zu seinem Geburtstage, seinem fünfundsiebzigsten? Da kommt ihm ein verlockender Gedanke. Warum, fragt sich Karl, soll ich hier noch Stunden im Bett liegen und in verstaubten Schubladen der Vergangenheit herumkramen, während draußen ein heller, warmer Frühlingsmorgen zu einer Morgenwanderung einlädt? Karl nimmt

die Kleidungsstücke vom Stuhl und verläßt leise das Zimmer, wäscht sich, kleidet sich an und geht zum Balkon. Hasso, sein Führhund, drängt sich freudig erregt an ihn. Karl legt ihm das Geschirr an, kritzelt ein paar Worte auf einen Zettel für seine Frau und verläßt das Haus.

Hasso kennt den Weg, den er schon unzählige Male mit seinem Herrn gegangen ist. Die Straße hinauf bis zur Hauptstraße, am großen roten Gebäude vorbei durch den Park. Am Kiosk rechts abbiegen, wieder links am Fleischer vorbei, wo es immer so nahrhaft duftet, die Straße überqueren und rechts einbiegen bis zum Friedhof, kurz dahinter beginnt schon der Waldweg. Die Luft hier ist voll würzigen Fichtengeruchs. Ein Morgenkonzert von tausend Vogelstimmen steigt in den Frühlingshimmel. Der Weg läuft jetzt am Vorwerk vorbei, dann begrüßt die beiden Frühaufsteher aufgeregtes Geschnatter vom Ententeich her. Es geht nun etwas bergauf. Noch zwanzig Minuten, dann sind die Wanderer auf der luftigen Höhe des Fuchsberges. Karl Brandewiede fühlt sich noch nicht wie fünfundsiebzig. Rüstig steigt er den Weg, der jetzt steiler wird, hinauf. Nun sind sie am Ziel, den drei mächtigen Fichten mit der uralten Bank darunter. Die kennt er von Jugend an. Hier hat er als kleiner Junge mit den Eltern gesessen, hier saß er oft als junger Mann, allein oder mit einem Mädchen. Hier saß er in den glücklichen Jahren seiner jungen Ehe mit Johanna und Klein-Wolfgang. Dies hier war und bleibt für ihn der schönste Platz auf der Welt. So sitzt er nun heute wieder hier, ein alter Mann mit jungem Herzen. Er bemüht sich, mit seinem inneren Auge das vor ihm liegende Bild der Landschaft so zu sehen, wie er es in der Erinnerung vor Augen hat. Wenn jetzt die gütige Fee aus dem Märchenland käme, um ihn nach seinem sehnlichsten Wunsche zu fragen, dann bäte er sie wohl, ihm noch einmal das Bild seiner Heimat zu zeigen, so wie sie dort unten vor ihm ausgebreitet liegt.

Dieser Wunsch ist absonderlich und paßt in Karls übliches Denken ganz und gar nicht hinein. Für Tränen und Phantastereien war im Leben Karl Brandewiedes kein Platz. Er stand mit beiden Füßen auf dieser Erde, seine Welt war absolut realistisch und nüchtern, was jedoch nicht ausschloß, daß er gute Musik und Bücher liebte und die Natur vor allem. Ist es dieser Umstand, daß die gütige Fee Karls Wunsch erhört? Er sitzt da, wie wenn sich das Tor zum Paradiese soeben vor ihm geöffnet hätte. Wahrhaftig, er kann sehen, ein Wunder hat sich ereignet! Entgegen allen Gesetzen der Wissenschaft und des Verstandes – denn mit künstlichen Augen kann man beim besten Willen nichts erblicken! –, entgegen der felsenfesten Überzeugung all jener Leute, die die Existenz überirdischer Dinge und Geschehnisse verneinen, sieht Karl Brandewiede das Bild der blühenden und grünenden Landschaft vor sich, sieht die blaue Ferne mit den Bergketten und darüber das strahlende Blau des Himmelsdomes, sieht zur linken Hand, wie eine feierliche Prozession zu Ehren des Schöpfers, den dunkelgrünen Tannenwald, und weit hinten die Stadtkirche seines Orts, um die sich, wie die Lämmer um den guten Hirten, die bunten Häuser drängen. Karl schaut, schaut ins weite Land hinaus, trinkt sich satt an diesem Bild, dieser Fata Morgana, denn daß es sich nur um eine solche handeln kann, darüber ist er sich trotz des überströmenden Glückes, das ihn überwältigt hat, vollkommen klar. Und doch ist es ein Wunder, ein wirkliches Wunder, denkt Karl und ist dankbar dafür. Und als langsam, unmerklich, die glückhafte Vision im Nebel versinkt, ist er nicht traurig. Es mußte ja sein, und er wußte von Anfang an, daß es so käme.

Karl sitzt noch unbeweglich da, noch sieht er, jetzt vor seinem inneren Auge, das Bild, das er eine Minute wirklich geschaut hat. Wie gleichgültig sind doch die meisten Menschen, denkt er, die alles das mit Augen sehen können, und blicken doch kaum hin. Müßten sie nicht unendlich dankbar sein für jede Minute des Schauens? Müßten sie nicht jede schöne Landschaft, den Sternenhimmel, jedes andere schöne Bild, das ihren Augen geschenkt wird, dankbar genießen und sich hineinversenken wie zu einem Gottesdienst? Doch jene, die das tun, sind zu zählen. Es ist das alte Lied: Was man hat, wird übersehen! Die ganze Köstlichkeit des Sehens kann der Mensch erst dann ermessen, wenn er es nicht mehr kann, wenn er im Dunkel leben muß.

„Komm, Hasso!“ Karl erhebt sich, und beide gehen den Weg zurück, den Weg zu den Menschen, in den vertrauten Kreis. Johanna erwartet ihren Mann am Gartentor und gra-

tuliert ihm. Sie küssen sich wie Brautleute, dann gehen sie gemeinsam ins Haus. „Der Frühstückstisch ist schon gedeckt, wo wart ihr Ausreißer denn?", fragt sie. Das Zimmer ist erfüllt von würzigem Kaffeeduft. Karl setzt sich, Johanna reicht ihm ein Stück Kuchen. Er ißt und trinkt schweigend. Nach der ersten Tasse Kaffee fragt Karl: „Johanna, glaubst du eigentlich an Wunder?" Sie blickt ihn erstaunt an: „An Wunder?" Sie überlegt, dann sagt sie in ihrer entschlossenen Art: „Ich glaube nicht, daß es Wunder gibt. Dinge, die wir Menschen als Wunder bezeichnen, sind wohl immer nur Zufälle, die höchst glücklich verlaufen, die aber höchst selten sind. Wie kommst du eigentlich darauf?" Karl antwortet: „Ich war auf dem Fuchsberg und habe einige Minuten wirklich und wahrhaftig gesehen, ob du es glaubst oder nicht. Aber da es keine Wunder gibt, war es wohl nur ein glücklicher Zufall, nicht wahr, liebe Johanna?" Sie lacht: „Ein Wunder ist es nur, daß du nicht alles doppelt gesehen hast, he? Wieviel Schnäpschen waren es denn, die du vorher getrunken hast?" Und die treue Johanna gießt ihm noch eine Tasse ein, dieses Mal aber einen schwarzen, ohne Sahne. Und Karl ist zufrieden. *Hermann Bumann*





Volle Honigwaben im Steinmeer Berlin

Ein Kriegsblinder Aussteller auf der Grünen Woche

Von den rund 700 Imkern, die es in West-Berlin gibt, beteiligen sich in jedem Jahr etwa 20 bis 40 an einem Honigwettbewerb auf der Grünen Woche. Die Zahl der Teilnehmer ist also verhältnismäßig gering.

Die vielen Mühen und die strenge Beurteilung des Honigs durch drei Preisrichter tragen dazu bei, daß sich so wenig Imker für eine Ausstellung entschließen können. Ich selbst konnte an diesem Wettbewerb auch erst ab 1956 teilnehmen, da ich meinen Bienenbestand von 18 Völkern durch Kriegseinwirkung verloren hatte und ich nach meiner Kriegserblindung lange und reiflich überlegte, ob ich überhaupt jemals wieder imkern könne. Vorsichtig wagte ich einen neuen Anfang und machte die Erfahrung, daß es mit der tatkräftigen Hilfe meiner Frau durchaus möglich war, mir wieder eine Imkerei aufzubauen. Als ich dann so weit war, daß ich mich am Wettbewerb beteiligen konnte, schnitt ich in den beiden ersten Jahren kläglich ab. Ich gab aber auf Grund der gesammelten Erfahrungen das Rennen nicht auf.

Im Jahre 1958 konnte ich unter 20 Bewerbern den 3. Platz belegen und die silberne Medaille des Deutschen Imkerbundes erringen. Im Jahre darauf erhielt ich unter 40

Ausstellern für den 5. Preis die bronzene Medaille. Ein Jahr später, also 1960, bekam ich dann für die abermals ausgestellten zehn Einheitsgläser den 2. Preis und damit die Goldmedaille. Zusätzlich konnte ich schöne Ehrenpreise des Senats von Berlin, der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (DLG) und der Berliner Ausstellungen mit den dazugehörigen Urkunden in Empfang nehmen.

Bei der Preisverteilung in diesen Jahren gehörten meine Frau und ich zu denen, die von dem damaligen Bundesernährungsminister Dr. Lübke, seinem Nachfolger Dr. Schwarz, dem Regierenden Bürgermeister von Berlin, Willy Brandt, und dem Leiter des zuständigen Tierzuchtamtes empfangen wurden.

Der jeweilige Ernährungsminister und der Regierende Bürgermeister sprachen den Tierzüchtern und den Imkern ihren Dank und ihre Anerkennung für die beachtlichen Leistungen aus. Diese seien, wie der damalige Bundesernährungsminister Dr. Lübke betonte, um so mehr anzuerkennen, als sie im sogenannten „Steinmeer" von Berlin erreicht worden seien.

Im Anschluß an diese Ehrungen konnten wir jeweils die Ausstellung eintrittsfrei besuchen, und uns von dem hohen Leistungsstand der deutschen Landwirtschaft überzeugen, zu dem schließlich auch wir von der Imkerzunft einen bescheidenen Beitrag erbracht haben. Uns beiden, meiner Frau und mir, waren diese ehrenden Auszeichnungen immer ein starker Ansporn, die Qualität unseres Honigertrages noch mehr zu verbessern, und ich bin einigermaßen stolz darauf, daß uns dies, trotz der schweren Behinderung durch meine Kriegserblindung, auch wirklich gelungen ist. *G. Mönke*

Kegelabende mit guter Laune

Die unter uns Kriegsblinden beliebteste und daher auch am häufigsten ausgeübte Sportart ist wohl das Kegeln. Dies ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß gerade beim Kegelsport, wie sonst nirgends, das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden werden kann. Nützlich deshalb, weil die an Geschicklichkeit und Kraft jedes Teilnehmers gestellten Anforderungen einen wesentlichen Beitrag zur Ausbildung des Raumgefühls und damit zur Sicherheit in der Bewegung überhaupt leisten. Angenehm aber, weil neben dem sportlichen Einsatz auch die Pflege der Kameradschaft und der Geselligkeit im Vordergrund stehen. Natürlich gibt es Gruppen, die sich das ausschließliche Sportkegeln zum Ziel gesetzt haben, bei denen also nur die Männer zum Zuge kommen. Hier ist es dann auch wichtig, daß jeder Kegler bei den einzelnen Durchgängen die höchstmögliche Holzzahl erzielt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die etwas weniger enthusiastisch Eingestellten mit ihrem Gesellschaftskegeln nicht minder erfolgreich sind. Es soll hier auch keine Prüfung darüber angestellt werden, was gut und was besser ist. Hierüber zu entscheiden, bleibt dem einzelnen überlassen.



Wir vier in einem der Stuttgarter Kegelklubs zusammengeschlossenen Ehepaare pflegen satzungsgemäß nicht nur das Kegeln, sondern insbesondere auch die Geselligkeit, was uns zusammen den oft nicht leichten Alltag vergessen läßt. Schon der Auftakt zu dem in 14tägigem Turnus stattfindenden Kegelabend, das gemeinsame Abendessen, bereitet Vergnügen, und der letzte Rest an Sorgen wird mit einem guten Tröpfchen hinuntergespült. So auf das beste vorbereitet, geht es jeweils pünktlich um 20 Uhr auf die Kegelbahn. Je geräuschvoller sich dort der Einzug gestaltet, um so mehr darf man schließlich auf ein gutes Abschneiden der einzelnen hoffen, denn die Stimmung beeinflußt bekanntlich stets auch die Leistung. Während sich die Herren ihrer Röcke entledigen, setzt der Kegeljunge das Spiel auf und die Schreiberin an der Tafel notiert die Reihenfolge, in der die erste Runde, eine hohe Hausnummer, absolviert wird. Dieses Spiel eignet sich recht gut zum Einkegeln und steht daher seit Jahren an der Spitze des Programms.

Es ist das Vorrecht des Präsidenten, die erste Kugel in die vollen zu schieben. Leider hat dieser kein Abonnement auf „alle neune" oder gar auf einen „Kranz", und es ist gar nicht so selten, daß er – natürlich nur, um den Kegeljungen zu schonen – zum Auftakt einen Pudel schiebt. Eingeweihte wissen, wie schwierig es ist, darüber zu entscheiden, ob man eine etwa gekegelte Sechs an die erste oder die zweite Stelle setzen soll; wohin die Null kommt, weiß jeder. Wenn dann beim

Sechstagerennen der König nicht fallen will, bei der Fuchsjagd der Fuchs kurz vor dem Ziel abgefangen wird und beim Sarg wir Männer meist diejenigen sind, die bezahlen müssen, so gibt dies immer wieder Anlaß zu einem heiteren Geplänkel. Ein Glück, daß unsere Frauen mit von der Partie sind, denn diese heben im richtigen Augenblick unser Selbstbewußtsein, und wenn wir die in uns gesetzten Hoffnungen dann einmal nicht erfüllen, so strengen sie sich um so mehr an, um die Scharte auszuwetzen. Natürlich werden „alle Neune" und sonstige besonderen Erfolge mit dem gebührenden Hallo gefeiert. Trotz der Anstrengung vergeht die Zeit leider viel zu rasch, und die letzte Spannung, die Abrechnung, läßt die meisten erst erkennen, wie „gut" sie wieder einmal gekegelt haben.

Eine unter uns freut sich aber auch über Mißerfolge, und das ist unsere Kassiererin. Mit Argusaugen wacht sie darüber, daß jeder seinen Obolus entrichtet, damit sie alljährlich für das gemeinsame Jahresabschlußessen einen erheblichen Betrag für alle zur Verfügung hat. Zum Jahresausflug, der uns immer in eine landschaftlich reizvolle Umgebung führt, wird der restliche Inhalt der Kegelkasse gleichmäßig verteilt, in der Hoffnung, daß bis zum nächsten Jahr jeder entsprechend seinem „Unvermögen" zur Füllung der Kasse wieder ausreichend beigetragen hat.

Willi Hoerrmann

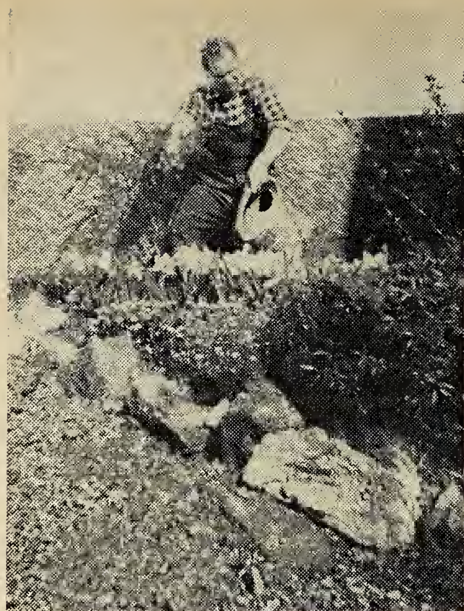
Laßt Blumen sprechen!

Ein Kriegsblinder gewann beim Blumenschmuckwettbewerb

Da wohnt im Bezirk Schwarzwald II unseres Bundes ein Kriegsblinder, der früher Gärtner von Beruf war. Es ist der Kamerad Walter Klotz in Unterlengenhardt, Kreis Calw. Der frühere Gärtner fühlte sich angesprochen, als in seinem Ort ein Blumenschmuckwettbewerb ausgeschrieben wurde. Obwohl er nicht mehr sehen kann, kennt er natürlich noch die Farben der Blumen und so machte er sich unter Mithilfe seiner Frau daran, den Vorgarten vor seinem Haus recht hübsch zu bepflanzen. Der Wettbewerb erstreckte sich über das ganze Jahr.

Auf den 20 qm, die als Anbaufläche zur Verfügung standen, zauberte der ehemalige Gärtner ein kleines Blumenparadies hervor, so daß alle Vorübergehenden stehenblieben und sich an der bunten Pracht erfreuten.

Im Frühjahr streckten zuerst die Krokusse ihre bunten Köpfchen aus dem Boden. Sie wurden von den schlanken, verschiedenfarbigen Tulpen und den weißen Schneeballen abgelöst. Hinzu trat der Flieder mit seinem herrlichen Duft und dazu kam die schöne Spiraea. Im Frühsommer leuchteten dann die Alpenrosen dem Spaziergänger entgegen und eine Rabatte wunderschöner Rosen (Schweizer Gruß), dankte durch herrliche Blüten bis in den Herbst hinein für diese gute und fachmännische Pflege. Die kleine Fläche des Vorgartens wurde noch durch vier Blumenkästen am Haus unterstützt, in denen vom Frühsommer bis zum November Geranien, Pantoffelblumen und Petunien um die Wette



So gepflegt und liebevoll begossen, konnten die Blumen im Gärtchen von Walter Klotz ja nicht umhin, ihm den ersten Preis einzubringen.

blühten. Außerdem wurde das Gärtchen vor dem Haus durch drei in Kübel gepflanzte Hortensien geschickt erweitert. Eine dieser Pflanzen hatte in dem Jahre des Wettbewerbs nicht weniger als 52 prachtvolle, rosafarbene Blütendolden. Aber es kommt ja weniger auf die Masse, als auf eine gute Harmonie der Blüten und einen guten Pflegestand an.

Kurz und gut, als das Jahr jenes Blumenschmuckwettbewerbs zu Ende gegangen war, fiel es dem Preisgericht nicht schwer, unserem Kameraden Walter Klotz den ersten Preis zuzuerkennen. Er hatte mit viel Geschick, Phantasie und unter Zuhilfenahme seiner Farberinnerungen eine Komposition in Rot, Blau, Gelb, Violett und allen Farben des Regenbogens geschaffen, und sicherlich sah er sein Gärtchen in voller Blütenpracht ganz deutlich vor sich, wenn er es auch nicht mehr sah.

Daß seine Frau ihn bei der Arbeit nach besten Kräften unterstützte und es ihm möglich machte, an einem solchen Wettbewerb den ersten Preis zu erringen, das dürfte wohl als Symbol dafür anzusehen sein, wie es auch uns mit Hilfe unserer Lebensgefährtin möglich ist, den Garten des Lebens zu bestellen und kein Unkraut in ihm aufkommen zu lassen. *Heinz Everaers*

Blindenführhunde im Altertum

Auf der Straße begegnen wir Blinden, die von Hunden geführt werden. Unsicher fragt sich der Nichtfachmann, ob Hunde überhaupt zu einem derartigen Dienst herangezogen werden können. Interessiert verfolgt er darum den Weg, den Führhund und Blinder durch das Gewimmel des Großstadtverkehrs nehmen. Sobald sich das „Gespann" einem Kantstein nähert, bleibt der Hund stehen und ist unter keinen Umständen bereit, seinen Weg fortzusetzen. Er „verweist" das Hindernis. Dankbar „liebelt" der Blinde seinen vierbeinigen Kameraden „ab". Auf das Wort „voran" nimmt dieser seinen Weg wieder auf, der an einer Häuserreihe entlangführt, von der das eine Haus einen Briefkasten trägt. Wird der Blinde sicher um diesen herumgeführt werden? Mit der größten Selbstverständlichkeit umgeht der Hund in einem Bogen dieses gefährliche, den ungestörten Gang des Blinden gefährdende Hindernis.

Voll Anteilnahme ob dieser unerhörten Leistung wendet sich der Beobachter um Auskunft an den Blinden. In einem vierwöchigen Lehrgang wurde er mit dem Hund vertraut gemacht. Nach einer „Abnahme", die in einer Stadt vor sich ging und die er gut bestanden hat, hat er ihn dann mit nach

Hause bekommen. Jetzt bringt ihn die „Senta" täglich zu seiner Arbeitsstätte.

Die Hündin wurde nach der von-Uexküllschen Methode abgerichtet. Für die Abrichtung wird ein Blindenführhundwagen gebraucht, der den künstlichen Menschen trägt und mit dessen Hilfe der Hund in die Umwelt des Menschen hineingestellt wird.

Der Beobachter dankt dem Blinden für die Mitteilung und setzt seinen Weg fort. Ihm drängt sich die Frage auf, ob es schon früher Blindenführhunde gegeben hat. Schon während des ersten Weltkrieges wurde, wie er sich erinnert, zugunsten der damaligen Kriegsblinden der Versuch unternommen, den Hund für den Blinden nutzbar zu machen, wobei freilich die richtige Abrichtungsmethode noch fehlte. Bis ins Mittelalter läßt sich außerdem an Hand von Abbildungen das Vorhandensein von Blindenführhunden belegen. Wie mag es im Altertum gewesen sein?

Da seit uralten Zeiten der Hund ein Freund und Kamerad des Menschen ist, besteht die Möglichkeit, daß er auch schon sehr lange von Blinden zum Führen verwandt wird. Abhandlungen, an die man sich wegen eines Hinweises wenden könnte, gibt es zu diesem Thema nicht. Das „Lexikon der Hundefreunde" gibt uns dahingehend Aufschluß, daß „Nach Ansicht vieler Forscher . . . der Ursprung der Blindenhunde in Griechenland und Rom zu suchen" ist. „Nach Keller waren bereits auf antiken Gemmen und Wandbildern blinde Bettler dargestellt, die von Hunden geführt wurden." Berichte antiker Schriftsteller über Blindenführhunde werden somit nicht angeführt, sondern Abbildungen! Letztere sind aber als Beweismittel, soweit es feststeht, daß sie wirklich Blinde darstellen, von allergrößter Bedeutung. In einer Untersuchung über „Blindenführhunde im Altertum" haben wir uns darum vor allem mit den im „Lexikon" angegebenen Gemmen und Wandbildern zu befassen. Das „Lexikon" nimmt auf Abbildungen Bezug, die bei Keller (Antike Tierwelt, 1909) erwähnt werden. Sie stammen nach seinen eigenen Angaben aus griechisch-römischer Zeit. Bei diesen Darstellungen handelt es sich um eine Gemme (Edel-, Halbedelstein mit vertieft oder erhaben geschnittenen Figuren) und ein Wandgemälde aus Herculaneum. Da andere diesbezügliche Abbildungen bei Keller nicht gebracht werden, kann keineswegs in der Mehrzahl von



Dieser blinde Bettler auf einem Wandgemälde in Herculaneum hat seinen Führhund wahrscheinlich selbst abgerichtet. Es ist nicht anzunehmen, daß es damals schon Führhundschulen gab.

Foto: Dr. H. Haupt

Gemmen und Wandbildern, wie es das „Lexikon" tut, gesprochen werden. Außer diesen sind auch sowieso keine anderen Darstellungen aus der Antike bekannt. Wenden wir darum den bei Keller erwähnten angeblichen Abbildungen von Blindenführhunden unser besonderes Augenmerk zu!

Die Gemme stellt zweifellos keinen Blinden dar. Kellers Annahme, daß auf diesem Stein ein Blinder mit Hund eingeschnitten ist, hat sich nämlich anscheinend vor allem darauf gestützt, daß nach seiner Ansicht der angeblich Blinde den Hund an einem Strick hält. Ein derartiger Strick ist aber in Wirklichkeit gar nicht vorhanden! Was von Keller dafür gehalten wird, sind nur Rückstände der antiken Arbeitsweise.

Da somit der Stein als Beleg für Blindenführhunde in der Antike ausfällt, kommt der anderen im „Lexikon" erwähnten Abbildung, nämlich der eines Pariahundes (unschöne, halbwilde, meist herrenlose Hunde), natürlich eine wesentlich größere Bedeutung zu. Läßt sich feststellen, daß auf dem Gemälde ein Blinder mit Hund abgebildet wird, dann besitzen wir einen sehr wertvollen Beweis für das Vorhandensein von Blindenführhunden im Altertum. Schätzungen über das Alter dieses Bildes liegen bis jetzt noch nicht vor. Vermutlich mag es im ersten Jahrhundert n. Ch., also in der Zeit zwischen 0–79 n. Chr., dem Jahr des Vesuvausbruches und der damit verbundenen Zerstörung der Stadt, entstanden sein.

Widersprüche gegen die Annahme eines Blinden mit Hund, wie sie bei der Gemme aufgetreten waren, sind bisher nicht laut geworden. Auf der linken Seite des Wandgemäldes erkennen wir einen bärtigen Bettler, der in Lumpen gehüllt ist. Der Oberkörper ist nur teilweise bedeckt. Vor dem Leib trägt er eine Art Sack, der wohl zur Aufnahme der Spenden dient. In der rechten Hand hält er an einer Leine, die an einem Halsband befestigt ist, einen Hund. Die linke Hand stützt sich auf einen langen Stock. Die Hausfrau tritt ihm mit gebender Geste der rechten Hand entgegen, worin, wie auch in der Haltung des Kopfes, die Anteilnahme am Geschick des Bettlers zum Ausdruck kommt. Hinter der Hausherrin befindet sich eine kleine Frauenfigur, die eine Schale, möglicherweise Essen enthaltend, mit beiden Händen trägt. Im Hintergrund lassen sich die Sockel von anscheinend zwei Statuen erkennen, die für die Darstellung als solche keine Bedeutung haben. Die armselige Kleidung des Mannes, seine Haltung und die Gebärde der Frau beweisen zur Genüge, daß es sich um einen Bettler handelt. Der Umstand, daß der Bettler nicht mit der einen Hand nach der Gabe greift, sondern sich diese überreichen läßt, spricht sehr dafür, daß es ein Blinder ist. Darauf deuten aber insbesondere der Stock und der an einer Leine gehaltene Hund hin. Da Kleidung und Ausrüstung den Blinden als herumziehenden Bettler kennzeichnen, bedarf dieser dringend eines Führers. Mangels einer anderen hierfür in Frage kommenden Person ist als solcher der Hund anzusprechen.

Wenn auch nur eine einzige derartige Abbildung eines Blinden mit Führhund aus der Antike bekannt ist, muß doch wohl angenommen werden, daß der Blindenhund kein Einzelfall in der damaligen Zeit gewesen sein wird. Es ist deshalb, um zum Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurückzukehren, wahrscheinlich, daß es Blindenführhunde im Altertum gegeben hat. Die Frage ist natürlich von Bedeutung, für welche Kulturkreise das zutrifft. Das Wandgemälde weist den Führhund zunächst nur für Herculaneum nach, läßt aber außerdem sein Vorkommen in ganz Italien zu römischer Zeit als sicher vermuten. Da die Gemme als Beleg ausscheidet, ist das Vorkommen des Blindenhundes in Griechenland nicht mehr mit Sicherheit zu behaupten, wenn auch die Möglichkeit durchaus bestehen bleibt. Das Fehlen von Abbildungen spricht jedoch in weit stärkerem Maße gegen die Annahme von Blindenführhunden in Ägypten und Vorder-

asien, zumal die ägyptische Augenkrankheit und ihre Auswirkungen derartige Darstellungen hätten erwarten lassen, wenn es dort wirklich Führhunde gegeben hätte. Da außerdem der Hund im Orient kaum als intimer Hausgenosse in Erscheinung tritt, braucht es nicht zu verwundern, daß derartige Abbildungen aus diesen Ländern nicht erhalten sind.

Nach den obigen Ausführungen kann im Unterschied zum „Lexikon" bei der Frage nach dem Ursprung nur noch von Italien ausgegangen werden. Da der Hund jedoch schon in bedeutend früherer Zeit ein treuer Kamerad des Menschen gewesen ist, erscheint mir die im „Lexikon" erwähnte These als unhaltbar. In Ermangelung irgendwelcher Quellen über diesen Gegenstand ist eine Lösung dieses Problems indessen nicht möglich. Auf dem Wandgemälde wird ein blinder Bettler dargestellt. Ebenfalls auf den meisten späteren Abbildungen bis in die Neuzeit hinein finden sich Bettler. Hieraus ist mit ziemlicher Sicherheit zu entnehmen, daß sich insbesondere die ärmere Bevölkerung im Falle des Verlustes des Augenlichts eines Führhundes bedient haben wird. Der Hund scheint zum blinden Bettler gehört zu haben! Bei Erblindung blieb dem Armen und Minderbemittelten anscheinend nur noch der Hund als Kamerad übrig, wie das auch noch für das Jahr 1849 in folgender Weise gekennzeichnet wird: „Doch nun ergriff die Krankheit auch das linke Auge und er mußte der kaufmännischen Laufbahn entsagen. Als er den Direktor der Bank von seinem bevorstehenden Austritte in Kenntnis setzte, antwortete ihm dieser: ‚So, nun kannst du dir einen Hund kaufen!'" Mit krasser Deutlichkeit tritt uns in diesen Worten der Hund als Symbol der Verarmung entgegen. Wie anders ist es heutzutage, wo der Blindenführhund bester Ausdruck für hervorragende soziale Versorgung ist!

Wie mag wohl in der Antike der Blinde zu seinem Hunde gekommen sein? Schriftliche Überlieferungen hierfür liegen nicht vor. Wir sind darum nur auf Vermutungen über diese Frage angewiesen. Es ist wahrscheinlich, daß sich die Blinden infolge Fehlens irgendeiner besonderen Fürsorge den Hund selber beschaffen, sich diesem auf gut Glück anvertrauen und ihn auch vorwiegend selber abrichten mußten. Aus dem neunzehnten Jahrhundert ist in der Person des Blinden Reisinger ein derartiger Fall verbürgt. Zweifellos mußten früher bei der Abrichtung andere Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt werden als heutzutage. Während in der Neuzeit das Verweisen der Kantsteine stark im Vordergrund steht, trat dies im Altertum darum zurück, weil es diese damals nur in wenigen Fällen und dann auch nur als Begrenzung für schmale Bürgersteige gegeben hat. Der Hund wird früher vor allem an das Verweisen hoher Hindernisse, sperriger Gegenstände, tiefer Straßengossen, Steine usw. gewöhnt worden sein. Diese Abrichtung mag sich vorwiegend auf den Bettelfahrten vollzogen haben. Soweit diese Annahme zutrifft, konnte sich der Blinde, nachdem er viel Lehrgeld hatte zahlen müssen, später seinem vierbeinigen Kameraden gut auch in fremder Umgebung anvertrauen. Der Hund war zum Schluß vermutlich frei von irgendwelchen „Ortsverknüpfungen", war also befähigt, auf die Hindernisse nicht nur an einem bestimmten Ort, sondern auch in anderen Städten usw. aufmerksam zu machen. Die Zeit dieser Abrichtung wird eine verhältnismäßig lange und für den Blinden häufig schmerzhafte gewesen sein. Das ist verständlich, wenn wir uns erinnern, daß der Blinde der Antike nicht über unsere heutigen Erfahrungen und Erkenntnisse auf dem Gebiet der Hundeabrichtung verfügen konnte und mangels irgendeiner Methode sehen mußte, sich den Hund nutzbar zu machen. Heute hingegen erfolgt in kürzester Zeit die Abrichtung durch eine von von Uexküll und seinen Schülern wohldurchdachte und bis ins kleinste entwickelte Methode, die dem Blinden diese Schwierigkeiten erspart.

Dr. Hans Haupt

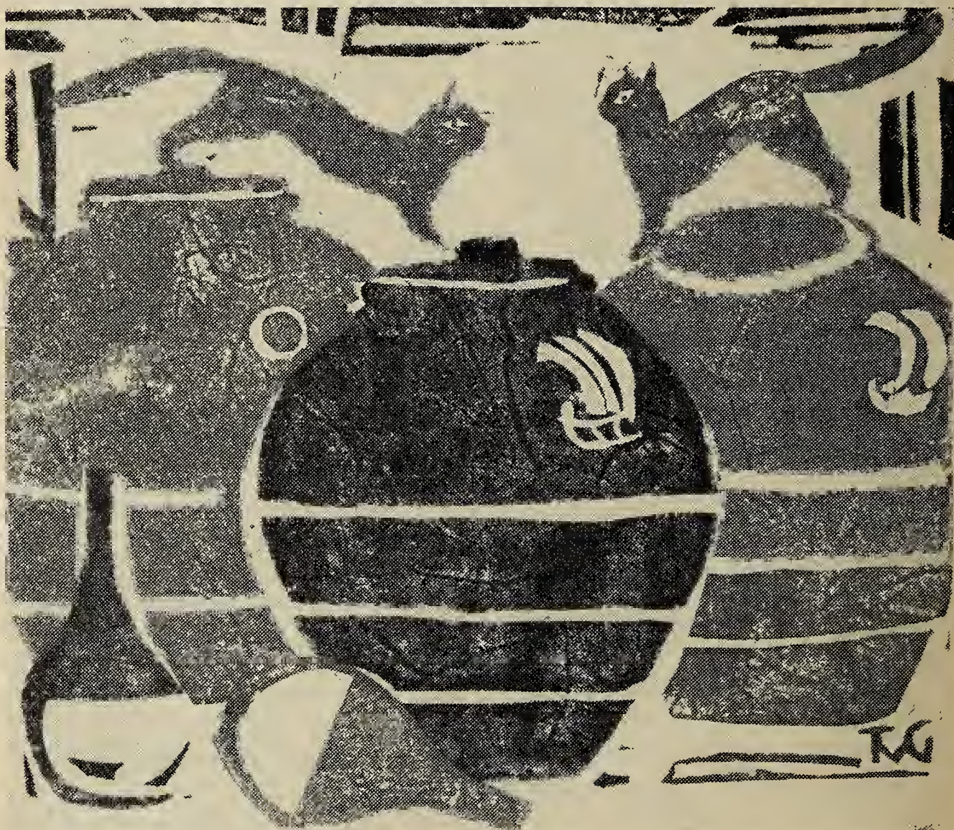
Ein ganzes Leben lang

Vielleicht haben Sie den einen oder anderen Artikel in unserem Kriegsblinden-Jahrbuch 1962 mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen. Denken Sie nun bitte nicht, wir Kriegsblinden hätten an unserem Geschick wohl doch nicht so schwer zu tragen, da ja aus vielen Schilderungen der ungebrochene Lebensmut und der Wille zur Selbstbehauptung sprechen.

Wenn Sie zu den Menschen gehören, die sich bemühen, den Dingen auf den Grund zu sehen, dann wird Ihnen aus den dargestellten Schicksalen vielleicht die Erkenntnis aufleuchten, daß hinter dem äußeren Erfolg und der scheinbaren Sicherheit oft ein unergründlicher, niemals gänzlich verstummender Schmerz wohnt. Es ist die Sehnsucht nach der Heimat alles Seienden, die Sehnsucht nach dem Licht und der Vielgestaltigkeit und Farbenfülle der Welt. Ein ganzes Leben lang zehrendes, manchem nicht einmal recht bewußtes Heimweh zu haben, das ist unser Los.

Aber es ist uns auch aufgegeben, ein ganzes Leben lang „trotzdem" zu sagen und uns in dieser Welt zu behaupten. Dabei müssen viele von uns ihre Substanz angreifen, und nicht gering ist die Zahl derer, die frühzeitig ihre Lebenskraft aufgezehrt haben.

Und trotzdem, wir sind keine Kopfhänger, wir lieben dennoch dieses Leben, und wenn Sie einem von uns einmal begegnen sollten, dann denken Sie vielleicht daran, daß wir nicht von einem anderen Stern kommen, sondern daß wir Menschen sind wie Sie, Männer und Frauen, die das Schicksal hart schlug, Menschen, die ihr Los tragen müssen, Tag für Tag, Jahr um Jahr, ein ganzes Leben lang.



Motiv aus der Toscana, Linolschnitt von Trude von Güldenstubbe

In Werkstätten und an mehreren Telefon- und Auskunftsstellen der Hamburger Hochbahn (z. B. in der Fahrkartenhalle und am Haupteingang) sind Kriegsblinde eingesetzt.

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 22335

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung“ anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

3 409, 3 449, 11 783, 11 792, 11 795, 11 796, 12 156, 12 181, 12 199, 12 390, 12 587, 12 592





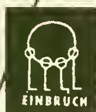
















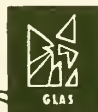


ALLIANZ VERSICHERUNGEN













Nur das konsequente Beibehalten eines Wagentyps
über viele Jahre hinweg ermöglicht es, die Konstruktion
und Fertigung zur vollen Reife zu führen.
Den Vorteil davon hat der Käufer.





Deshalb haben wir den Volkswagen
nie zu einem kurzlebigen Modeartikel werden lassen,
sondern mehr als ein Jahrzehnt nur an seine Weiterentwicklung
und Verfeinerung gewandt;
und deshalb werden wir,
der noch immer anwachsenden
Nachfrage folgend, den Volkswagen auch in Zukunft
in steigenden Zahlen bauen und ihn immer wertvoller machen.





Volkswagenwerk AG

KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1963



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.



ALLIANZ VERSICHERUNGS-AG

WIR VERWENDEN UNSERN GEIST BESSER DAZU
DAS UNHEIL ZU ERTRAGEN, DAS UNS TRIFFT,
ALS UNS UM DAS ZU SORGEN
WELCHES UNS NOCH TREFFEN KANN.

LA ROCHEFOUCAULD

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1963

Redaktion: Alfred Lauster

Urheberrecht bei: Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V., Selbstverlag Wiesbaden, Alexandrastraße 1. Telefon 4 54 47 Hauptgeschäftsstelle des Bundes (1 Vorsitzender: Oberstudienrat i R Dr Hans Ludwig) Bonn, Schumannstraße 35 Nachdruck - auch mit Quellenangabe nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages Preis 2,50 DM Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V Selbstverlag Wiesbaden. Druck Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG Mainz, Große Bleiche 44 50

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1963

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E. V.

BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E. V.
SELBSTVERLAG WIESBADEN

Unsere graphischen Mitarbeiter

Umschlagentwurf: Professor Gerhard Ulrich (Gütersloh) Zeichnungen im Kalenderteil: Wilfried Gronwald (Ludwigsburg) Weitere Mitarbeiter: Günther Barthel (Weilburg/Lahn) mit Linolschnitt und Federzeichnung, Erich Fuchs (Stuttgart) mit Tuschezeichnungen, Wilfried Gronwald (Ludwigsburg) mit Federzeichnungen auf Seiten Nr. 9, 75, 80, 152 und andere, Rudolf Güthinger (Tuttlingen) mit Holzschnitten auf Seiten 119, 122. Kurt-Fred Schmidt (Schwaikheim) mit Karikaturen. Paul Sinkwitz (Stuttgart) mit Linolschnitten auf Seiten 98 126 Mitarbeiterin bei Bildauswahl und typographischer Gestaltung: Gisela Grude (Stuttgart).

GELEITWORT

VON DR. HANS EHARD

Bayerischer Ministerpräsident und Präsident des Bundesrates

Die Sorge um die Kriegsopfer war seit jeher nicht nur eine rechtliche und sittliche Verpflichtung, sondern eine Herzenssache der Staatsregierung und ihrer Behörden. Unsere Bestrebungen, die gesetzliche Kriegsopferversorgung der ständig sich bessernden wirtschaftlichen Entwicklung in der Bundesrepublik anzupassen, werden deshalb ohne Einschränkung fortgesetzt. Dankbar darf ich bei dieser Gelegenheit anerkennen, daß die Verbandsleitung des Bundes der Kriegsblinden wertvolle Mitarbeit im Beirat für Versorgungsrecht beim Bundesarbeitsministerium geleistet hat, die von den bayerischen Vertretern immer begrüßt und geschätzt wurde. Zu einer Fortsetzung dieser guten u. vertrauensvollen Zusammenarbeit ist die bayerische Staatsregierung stets bereit.

H. Ehard

München, im Juni 1962

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 2 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen. mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen Er handelt und hilft auch selbst. er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin. Hamburg. München. Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen. beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis. das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

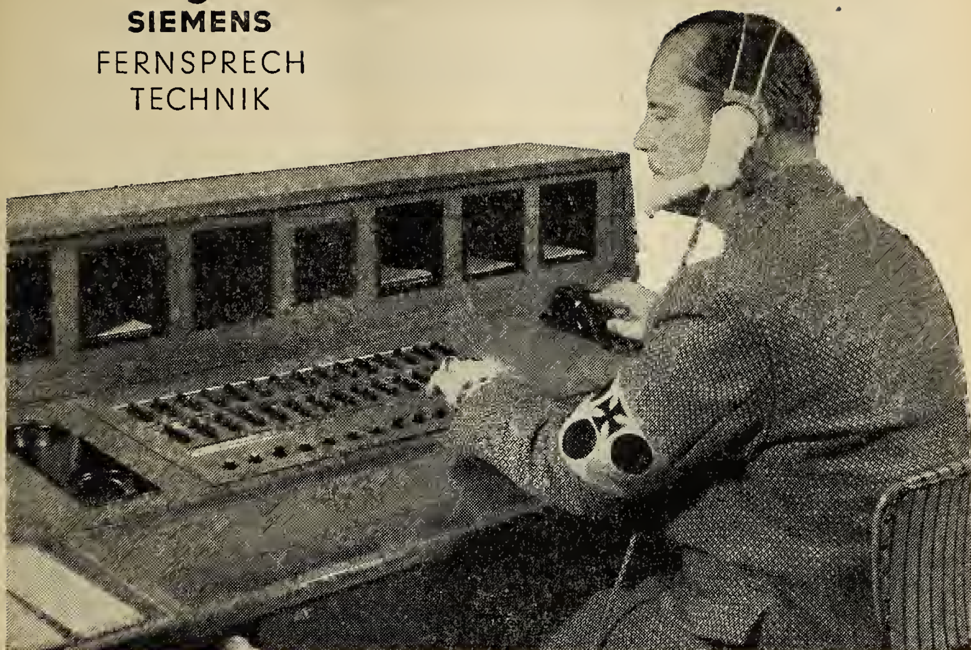
besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden. der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand. um alles zu tun. was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

461, 2818. 2835. 2855, 12 173, 12 536, 12 690. 12 692, 12 915. 13 026, 13 031, 13 049, 13 276, 13 576. 13 591, 13 708. 13 717, 13 824



Blinde Menschen

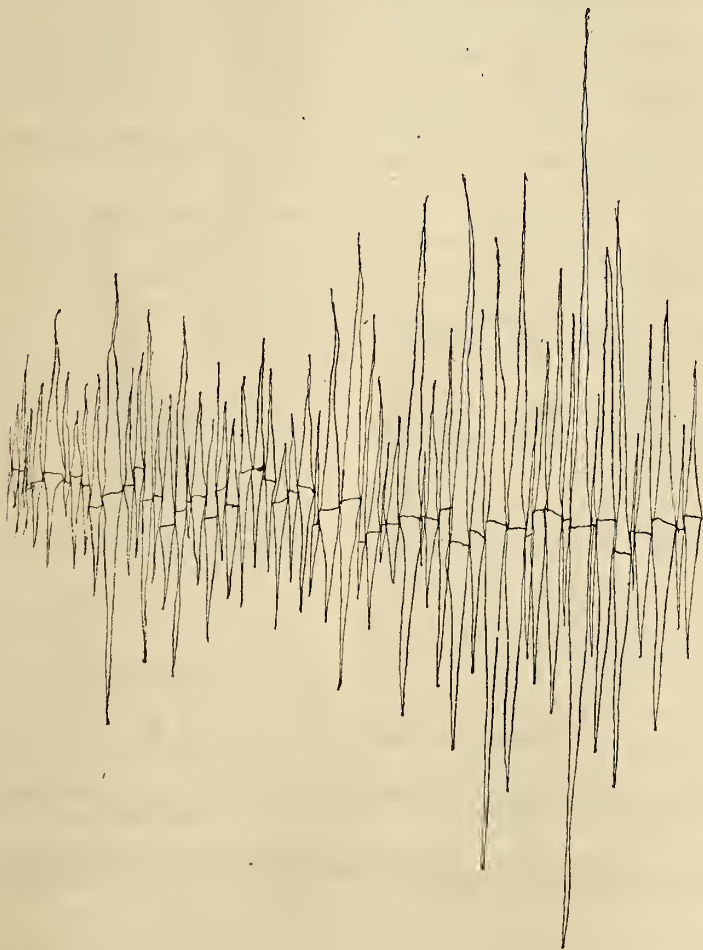
arbeiten heute in vielen Zweigen der Wirtschaft. Ihre Leistungen sind bewundernswert. Sie ermutigen und verpflichten, noch mehr Blinde am Wirtschaftsprozeß teilnehmen zu lassen. Besonders häufig und erfolgreich wurden Blinde als Telefonisten eingesetzt. Wir liefern vollständige Fernsprecheinrichtungen für die Bedienung durch Blinde. Ohne großen Aufwand können Abfragefernsprecher und Vermittlungstische auch nachträglich für blinde Telefonisten eingerichtet werden.

Fg 3594

SIEMENS & HALSKE AKTIENGESELLSCHAFT

WERNERWERK FÜR FERNSPRECHTECHNIK

Aus dem Inhalt



Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstr. 35, Tel. 2 23 35; Bundesvorsitzender: Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, Bonn, Schumannstraße 35; Stellvertreter: Oberregierungsrat Dr. Franz Sonntag, Stuttgart N, Seestraße 78

Landesverband Bayern: München 19, Volkartstraße 63, Tel. 6 31 93, Vors.: Karl *Wendel*

Bezirk *Oberbayern:* München 19, Volkartstraße 63, Tel. 6 31 93, Vors.: Karl Wendel

Bezirk *Niederbayern:* Landshut, Erlenstraße Nr. 40, Tel. 28 01, Vors.: Josef Aigner

Bezirk *Oberpfalz:* Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Tel. 62 20, Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk *Oberfranken:* Bayreuth, Lisztstraße Nr. 1, Tel. 51 38, Vors.: Josef Lukas

Bezirk *Mittelfranken:* Nürnberg, Heckenweg Nr. 35, Tel. 48 22 77, Vors.: Hermann Hecky

Bezirk *Unterfranken:* Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Tel. 7 80 33, Vors.: Josef Friedel

Bezirk *Schwaben:* Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 19, Tel. 43 44, Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: Berlin-Friedenau, Handjerystraße 23, Tel. 85 55 33, Vors.: Dietrich *Benkel*

Landesverband Bremen: Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Tel. 49 61 86, Vors.: Heinrich *Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: Hamburg 19, Eppendorfer Weg 119, Vors.: Karlheinz Fink, Hamburg-Groß-Flottbek, Hölderlinstr. 21 b, Tel 82 90 00

Landesverband Hessen: Frankfurt am Main, Stuttgarter Straße 21, Tel 33 13 50, Vors.: Ludwig *Eckert*, Oberstedten/Ts., Gotische Straße 22

Bezirk *Frankfurt a. M.:* Frankfurt a. M.-Ginnheim, Am eisernen Schlag 48, Vors.: Hans Jordan

Bezirk *Gießen:* Gießen, Fichtestraße 18, Vors.: Reinhold Dern

Bezirk *Kassel:* Kassel-West, Nordhäuser Straße 60½, Vors.: Paul Conzelmann

Bezirk *Marburg:* Marburg, Königsberger Straße 13, Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk *Darmstadt:* Darmstadt-Eberstadt, Oberstraße 33, Vors.: Georg Sauerwein

Bezirk *Wiesbaden:* Wiesbaden-Biebrich, Josef-Brix-Straße 25, Vors.: Willi Mikoleit

Bezirk *Fulda:* Niesig bei Fulda, Horaser Straße 99, Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: Hannover-Ricklingen, Wallensteinstraße 100 A, Tel. 44 61 66, Vors.: Joachim *Schubach*

Bezirk *Zentral-Hannover:* Hannover-Kleefeld, Hoppestraße 5, Vors.: August Harms

Bezirk *Oldenburg/Ostfr.:* Oldenburg, Skagerrakstraße 8, Vors.: Heinrich Johanning

Bezirk *Süd-Hannover:* Göttingen, Elbinger Straße 32, Vors.: Horst Thielert

Bezirk *Braunschweig:* Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100, Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk *Nord-Hannover:* Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21a, Vors.: Emil Rehr

Bezirk *Osnabrück:* Osnabrück, Höltyweg 33, Vors.: Hermann Laabs

Bezirk *Bremen:* Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk *Niederelbe:* Buxtehude, Meisenweg 2, Vors.: Heinz Köppe

Bezirk *West-Hannover:* Hameln, Rüdigerstraße 7, Vors.: Horst Adomat

Landesverband Nordrhein: Neuß, Schillerstraße 90, Tel 1 64 22, Vors.: Werner *Hildebrandt*

Bezirk *Aachen:* Aachen, Maria-Theresia-Allee 197, Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk *Bergisch-Land:* Wuppertal-Barmen, Sanderstraße 196, Vors.: Willi Hemeyer

Bezirk *Bonn:* Ückesdorf/Kreis Bonn, Alfterstraße 1, Vors. Paul Blaszyk

Bezirk *Duisburg:* Friedrichsfeld bei Wesel, Hindenburgstraße 45, Vors.: Fritz Günther

Bezirk *Düsseldorf:* Düsseldorf, Heinrichstraße 32, Vors.: Jakob Lohmann

Bezirk *Essen:* Essen-Werden, Mintropstr. 47, Vors.: Kurt Wagner

Bezirk *Geldern-Kleve-Moers:* Geldern, Meisenweg 3, Vors.: Hans Schroer

Bezirk *Köln:* Köln-Longerich, Erkesstraße 3, Vors.: Heinz Mentzel

Bezirk *M.-Gladbach:* Schiefbahn, Seidenstr. 6, Vors.: Hermann Seidel

Bezirk *Rhein-Wupper-Leverkusen:* Monheim (Rhein), Vereinsstraße 11, Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: Kruft b. Andernach, Jahnstr., Tel. Niedermendig 752, Vors. Dr. Peter *Plein*

Bezirk *Koblenz-Montabaur:* Mayen, Bannerberg, Vors.: Franz Pung

Bezirk *Pfalz:* Maikammer/Pfalz, Friedhofstraße 74, Vors.: Andreas Platz

Bezirk *Trier:* Prüm/Eifel, Kreuzerweg 17, Vors.: Albert Dimmer

Bezirk *Rheinhessen:* Mainz-Laubenheim, Ludwigstraße 6, Vors.: Georg Boller

Landesverband Saar: Herrensohr-Saar, Karlstraße 2, Tel. Amt Sulzbach 9 37 66 60, Vors.: Willi *Buchmann*

Landesverband Schleswig-Holstein: Neumünster, Klosterstraße 107, Tel. 22 20, Vors.: Bruno *Eggers*

Bezirk *Nord:* Flensburg, Bahnhofstraße 34, Vors.: Momme Jensen

Bezirk *Mitte:* Kiel, Afrade 2, Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk *Süd:* Grabau über Schwarzenbek, Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Südbaden: Freiburg i. Br., Bernhardstraße 5, Tel. 4 68 81, Vors.: Ing. Alfons *Schramm*, Freiburg, Kirner Str. 11, Tel. 3 26 66

Bezirk *Breisgau:* Freiburg, Kirner Straße 11, Tel. 3 26 66, Vors.: Alfons Schramm

Bezirk *Oberrhein:* Hausen, Kreis Lörrach, Talstraße 14, Vors.: Albert Blaznik

Bezirk *Mittelbaden:* Freistett, Landkreis Kehl, Vors.: Hans Durban

Bezirk *Bodensee:* Konstanz, Siebenbürgenweg 9, Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Westfalen: Münster i. W., Propsteistraße 55a, Tel. 3 61 98, Vors.: Heinrich *Schütz*

Bezirk *Bielefeld:* Bethel bei Bielefeld, Eckhardtsweg, Vors.: Werner Albert

Bezirk *Detmold:* Detmold: Am Königsberg 12, Vors.: Karl Schleheck

Bezirk *Emscher-Lippe:* Gelsenkirchen, Im Sundern 15, Vors.: Alfons Enssen

Bezirk *Hellweg:* Soest, Hattroper Weg 8, Vors.: Walter Acquistapace

Bezirk *Mark:* Iserlohn, Woestestraße 4, Vors.: Werner Fernholz

Bezirk *Minden:* Minden, Baustaustr. 4, Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk *Münsterland:* Münster, Gutenbergstraße 19, Vors.: Josef Schlüter

Bezirk *Ruhrgebiet I:* Bochum, Haderslebener Straße 22, Vors.: Erwin Stahl

Bezirk *Ruhrgebiet II:* Dortmund-Hombruch, Grotenbachstraße 10, Vors.: Wilhelm Schild

Bezirk *Sauerland:* Wingeshausen Nr. 172, Krs. Wittgenstein, Vors.: Adolf Gerndt

Bezirk *Siegen-Olpe:* Fellinghausen Post Kreuztal, Heerstraße 5, Vors.: Erich Giesler

Landesverband Württemberg-Nordbaden: Stuttgart-W., Seyfferstr. 90, Tel. 63 12 70, Vors.: Dr. Franz *Sonntag*, Stuttgart-N., Seestraße 78

Bezirk *Bodensee:* Schwendi, Kreis Biberach, Kräuterbronnenstraße 9, Vors.: Hermann Rieg

Bezirk *Donau:* Ulm a. D., Pfarrer-Schultes-Weg 20, Vors.: Karl Nägele

Bezirk *Schwarzwald I:* Tuttlingen, Schillerstraße 9, Vors. Hans Haule

Bezirk *Schwarzwald II:* Nagold, Kreis Calw, Allmandweg 27, Vors.: Heinz Everaers

Bezirk *Oberer Neckar:* Tübingen, Schwabstraße 43, Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk *Mittlerer Neckar:* Bittenfeld, Kreis Waiblingen, Bergstraße 18, Vors.: Hans Schopf

Bezirk *Unterer Neckar:* Großsachsenheim, Kr. Ludwigsburg, Wiesenstraße 6, Vors.: Robert Haag

Bezirk *Stuttgart:* Stuttgart-Vaihingen, Wegländerstraße 24, Vors.: Rudolf Klingel

Bezirk *Jagst:* Gerabronn/Württ., Trüglestr. 8, Vors.: Hans Krämer

Bezirk *Karlsruhe:* Karlsruhe-Rüppurr, Lebrechtstraße 28, Vors.: Albert Roth

Bezirk *Heidelberg:* Heidelberg, Bergheimer Straße 52, Vors.: Waldemar Bauer

Bezirk *Mannheim:* Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66, Vors.: Paul Layer

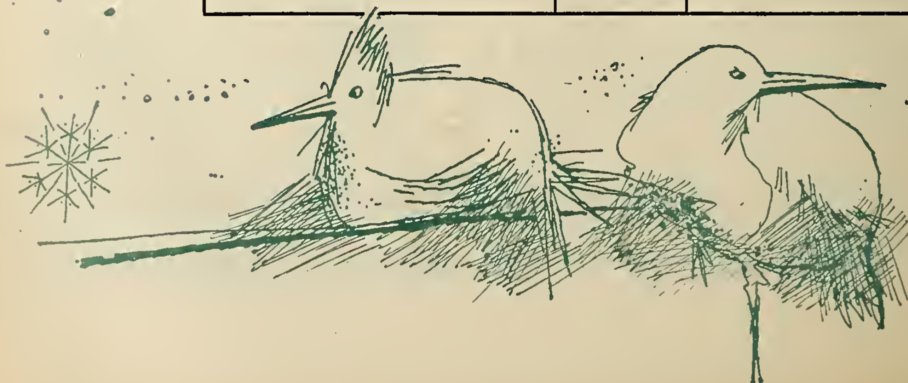
Bezirk *Bauland:* Wertheim/Main, Eichelgasse 21, Vors.: Jakob Oberdorf

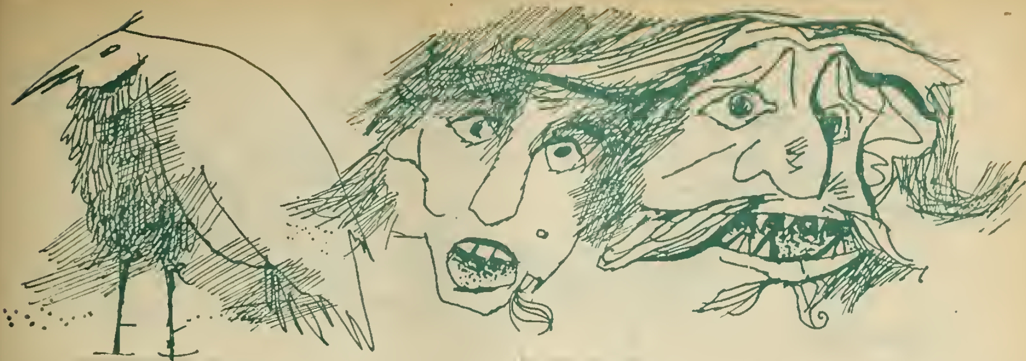
Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 99





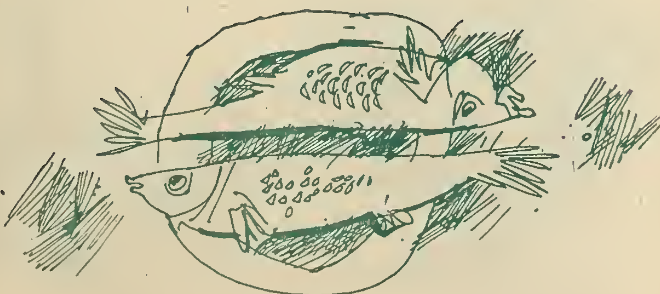
JANUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Di**	**Neujahr**	8.27	16.23	
2	Mi	Namen-Jesu-Fest	8.27	16.24	
3	Do	Enoch, Genoveva ☽	8.27	16.25	
4	Fr	Methusalem	8.27	16.27	
5	Sa	Simeon	8.27	16.28	
6	**So**	**Epiphanias/Erscheinungsfest**	8.27	16.29	
7	Mo	Julian	8.26	16.30	
8	Di	Erhard	8.26	16.32	
9	Mi	Beatus	8.25	16.33	
10	Do	Paulus, Einsiedler	8.25	16.34	
11	Fr	Theodosius	8.24	16.36	
12	Sa	Reinhold	8.24	16.37	
13	**So**	**1. So. n. Epiph. / Fest der Hl. Fam.**	8.23	16.39	
14	Mo	Felix	8.22	16.40	
15	Di	Maurus	8.21	16.42	
16	Mi	Marcellus	8.21	16.43	
17	Do	Antonius ☾	8.20	16.45	
18	Fr	Priska	8.19	16.47	
19	Sa	Sara	8.18	16.48	
20	**So**	**2. So. n. Epiph.**	8.17	16.50	
21	Mo	Agnes	8.16	16.51	
22	Di	Vincentius	8.15	16.53	
23	Mi	Emerentiana	8.13	16.55	
24	Do	Timotheus	8.12	16.56	
25	Fr	Pauli Bekehrung	8.11	16.58	
26	Sa	Polykarp	8.10	17.00	
27	**So**	**3. So. n. Epiph.**	8.09	17.01	
28	Mo	Karl	8.08	17.03	
29	Di	Valerius	8.06	17.05	
30	Mi	Adelgunde, Martina	8.05	17.06	
31	Do	Vigilius	8.03	17.08	

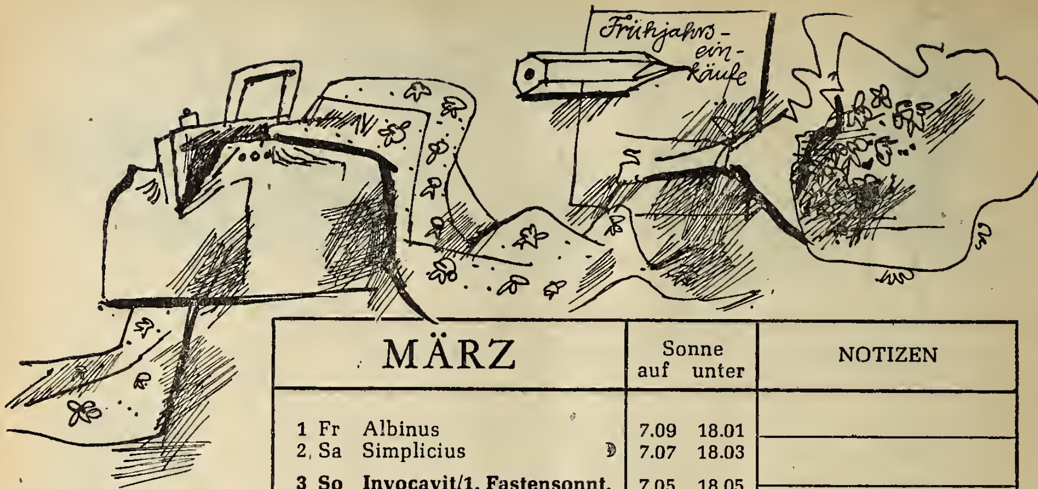




FEBRUAR				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Fr	Brigitte	☽	8.02	17.10	
2	Sa	*Mariä Lichtmeß*		8.00	17.12	
3	**So**	**4. So. n. Epiph.**		7.59	17.14	
4	Mo	Veronika		7.57	17.16	
5	Di	Agatha		7.56	17.18	
6	Mi	Dorothea		7.54	17.19	
7	Do	Richard		7.52	17.21	
8	Fr	Salomon	○	7.50	17.23	
9	Sa	Apollonia		7.48	17.25	
10	**So**	**Septuagesima**		7.47	17.27	
11	Mo	Euphrosyna		7.45	17.29	
12	Di	Eulalia		7.43	17.31	
13	Mi	Benignus		7.41	17.32	
14	Do	Valentin		7.40	17.34	
15	Fr	Faustinus		7.38	17.36	
16	Sa	Juliana	☾	7.36	17.37	
17	**So**	**Sexagesima**		7.34	17.39	
18	Mo	Konkordia		7.32	17.41	
19	Di	Susanna		7.30	17.43	
20	Mi	Eucherius		7.28	17.45	
21	Do	Eleonora		7.26	17.46	
22	Fr	Melanchthon		7.24	17.48	
23	Sa	Serenus		7.22	17.50	
24	**So**	**Esto mihi/Quinqua-**	●	7.20	17.52	
25	Mo	*Rosenmontag* **gesima**		7.18	17.54	
26	Di	*Fastnacht*		7.16	17.55	
27	Mi	*Aschermittwoch*		7.14	17.57	
28	Do	Justus		7.12	17.59	

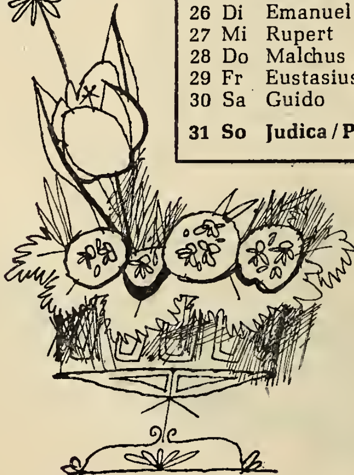




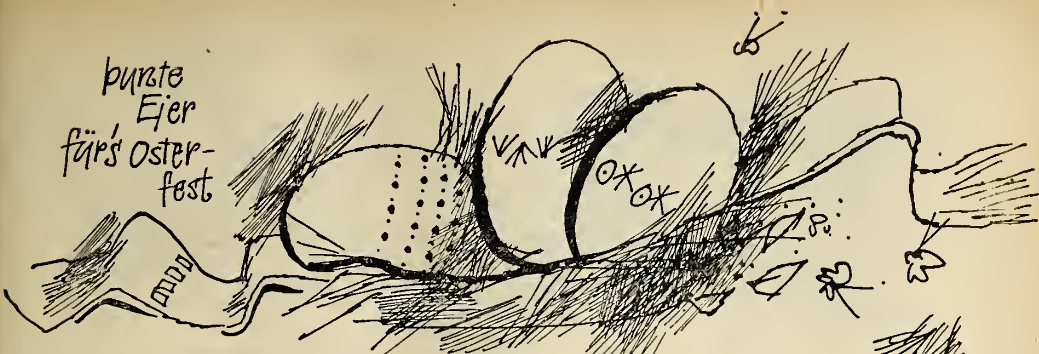


MÄRZ			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	Albinus	7.09	18.01	
2	Sa	Simplicius ☽	7.07	18.03	
3	**So**	**Invocavit/1. Fastensonnt.**	7.05	18.05	
4	Mo	Adrianus	7.03	18.06	
5	Di	Friedrich	7.01	18.08	
6	Mi	Fridolin	6.59	18.10	
7	Do	Felicitas, Th. von Aquin	6.56	18.11	
8	Fr	Philemon	6.54	18.13	
9	Sa	Franziska	6.52	18.15	
10	**So**	**Reminiscere/2. Fasten-** ○	6.50	18.16	
11	Mo	Rosina **sonntag**	6.48	18.18	
12	Di	Gregor der Große	6.46	18.19	
13	Mi	Ernst	6.43	18.21	
14	Do	Zacharias	6.41	18.23	
15	Fr	Christoph	6.39	18.25	
16	Sa	Heribert	6.37	18.26	
17	**So**	**Oculi / 3. Fastensonntag**	6.34	18.28	
18	Mo	Anselmus ☾	6.32	18.30	
19	Di	Joseph	6.30	18.32	
20	Mi	Hubert	6.27	18.33	
21	Do	*Frühlingsanfang*, 9.20 Uhr	6.25	18.35	
22	Fr	Kasimir	6.23	18.37	
23	Sa	Eberhard	6.20	18.38	
24	**So**	**Laetare / 4. Fastensonntag**	6.18	18.40	
25	Mo	Mariä Verkündigung ●	6.16	18.42	
26	Di	Emanuel	6.14	18.44	
27	Mi	Rupert	6.11	18.45	
28	Do	Malchus	6.09	18.47	
29	Fr	Eustasius	6.07	18.48	
30	Sa	Guido	6.05	18.50	
31	**So**	**Judica / Passionssonntag**	6.02	18.51	



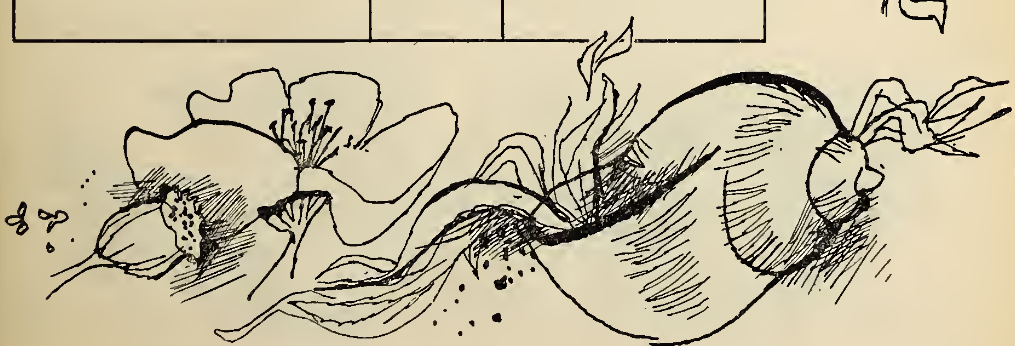






APRIL			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mo	Theodora ☽	6.00	18.53	
2	Di	Theodosia	5.58	18.55	
3	Mi	Rosamunde	5.56	18.56	
4	Do	Ambrosius, Isidor	5.54	18.58	
5	Fr	Maximus	5.51	19.00	
6	Sa	Irenäus, Notker	5.49	19.01	
7	**So**	**Palmarum / Palmsonntag**	5.47	19.03	
8	Mo	Liborius	5.45	19.05	
9	Di	Bogislaus ○	5.42	19.07	
10	Mi	Daniel	5.40	19.08	
11	Do	*Gründonnerstag*	5.38	19.10	
12	**Fr**	**Karfreitag**	5.35	19.12	
13	Sa	Justinus, *Karsamstag*	5.33	19.13	
14	**So**	**Ostersonntag**	5.31	19.15	
15	**Mo**	**Ostermontag**	5.29	19.17	
16	Di	Carisius	5.27	19.19	
17	Mi	Rudolf ☾	5.24	19.20	
18	Do	Valerian	5.22	19.22	
19	Fr	Hermogenes	5.20	19.23	
20	Sa	Sulpitius, Viktor	5.18	19.25	
21	**So**	**Quasi modo geniti/Weißer**	5.16	19.26	
22	Mo	Soter und Cajus **Sonntag**	5.14	19.28	
23	Di	Georg ●	5.12	19.29	
24	Mi	Albert	5.10	19.31	
25	Do	Markus	5.08	19.33	
26	Fr	Kletus	5.06	19.34	
27	Sa	Anastasius	5.04	19.36	
28	**So**	**Misericordias D. / 2. So. n.**	5.02	19.38	
29	Mo	Sibylla, Petrus **Ostern**	5.00	19.39	
30	Di	Eutropius ☽	4.58	19.41	









MAI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Mi**	**Tag der Arbeit**	4.56	19.43	
2	Do	Sigismund	4.54	19.44	
3	Fr	Ottfried	4.53	19.46	
4	Sa	Monika	4.51	19.48	
5	**So**	**Jubilate / 3. So. n. Ostern**	4.49	19.50	
6	Mo	Dietrich	4.47	19.51	
7	Di	Gottfried	4.45	19.53	
8	Mi	Stanislaus ☺	4.43	19.54	
9	Do	Hiob	4.42	19.56	
10	Fr	Gordian, Antonius	4.40	19.57	
11	Sa	Mamertus	4.39	19.59	
12	**So**	**Cantate / 4. So. n. Ostern**	4.37	20.00	
13	Mo	Servatius	4.35	20.02	
14	Di	Christian, Bonifatius	4.34	20.03	
15	Mi	Sophia	4.33	20.05	
16	Do	Peregrinus ☾	4.31	20.06	
17	Fr	Jodocus	4.30	20.08	
18	Sa	Erich	4.28	20.09	
19	**So**	**Rogate / 5. So. n. Ostern**	4.27	20.11	
20	Mo	Anastasius	4.25	20.12	
21	Di	Prudens	4.24	20.14	
22	Mi	Helena	4.23	20.15	
23	**Do**	**Christi Himmelfahrt** ☺	4.21	20.16	
24	Fr	Esther	4.20	20.18	
25	Sa	Urban	4.19	20.19	
26	**So**	**Exaudi / So. n. Christi Himmelfahrt**	4.18	20.21	
27	Mo	Ludolf	4.17	20.22	
28	Di	Wilhelm	4.16	20.23	
29	Mi	Maximin	4.15	20.24	
30	Do	Wigand ☽	4.14	20.25	
31	Fr	Petronilla, Maria Königin	4.13	20.27	







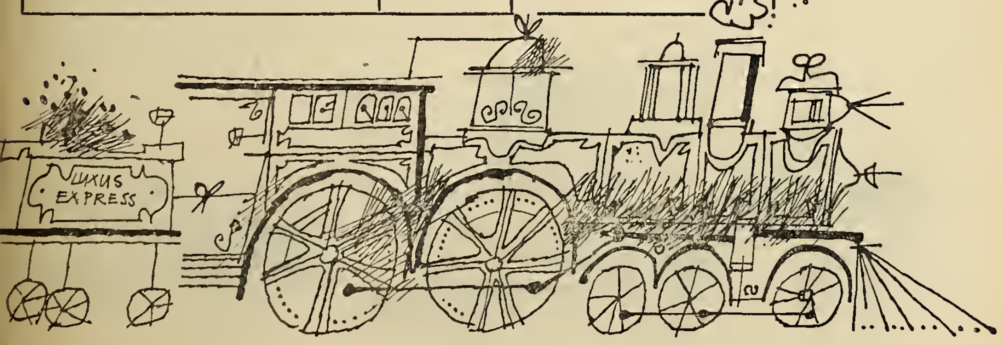


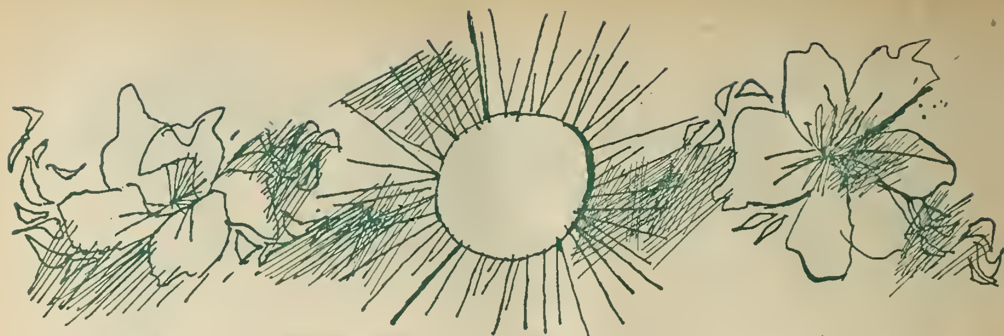
JUNI				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Nikomedes		4.12	20.28	
2	**So**	**Pfingstsonntag**		4.11	20.29	
3	**Mo**	**Pfingstmontag**		4.10	20.30	
4	Di	Carpasius		4.09	20.31	
5	Mi	Bonifatius		4.09	20.32	
6	Do	Benignus		4.08	20.33	
7	Fr	Lukretia	☺	4.08	20.34	
8	Sa	Medardus		4.07	20.35	
9	**So**	**Trinit. / Dreifaltigkeitsfest**		4.07	20.35	
10	Mo	Onuphrius, Margarita		4.06	20.36	
11	Di	Barnabas		4.06	20.37	
12	Mi	Basilides		4.06	20.37	
13	**Do**	**Fronleichnam**		4.05	20.38	
14	Fr	Elisäus	☾	4.05	20.39	
15	Sa	Vitus		4.05	20.39	
16	**So**	**1. So. n. Trin. / 2. So. n. Pf.**		4.05	20.40	
17	**Mo**	**Tag der deutschen Einheit**		4.05	20.40	
18	Di	Ephraim		4.05	20.41	
19	Mi	Gervasius und Protasius		4.05	20.41	
20	Do	Silverius		4.05	20.41	
21	Fr	**Herz-Jesu-Fest**	☺	4.05	20.42	
22	Sa	*Sommeranfang, 4.04 Uhr*		4.05	20.42	
23	**So**	**2. So. n. Trin. / 3. So. n. Pf.**		4.06	20.42	
24	Mo	*Johannistag*		4.06	20.42	
25	Di	Gedenkt. d. Augsb. Konf.		4.06	20.42	
26	Mi	Jeremias		4.07	20.42	
27	Do	Harald, *Siebenschläfer*		4.07	20.42	
28	Fr	Josua	☽	4.07	20.42	
29	Sa	Peter und Paul		4.08	20.42	
30	**So**	**3. So. n. Trin. / 4. So. n. Pf.**		4.08	20.42	

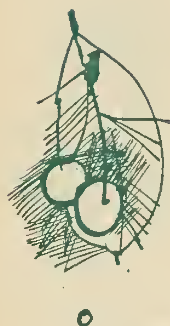
gute Reise!



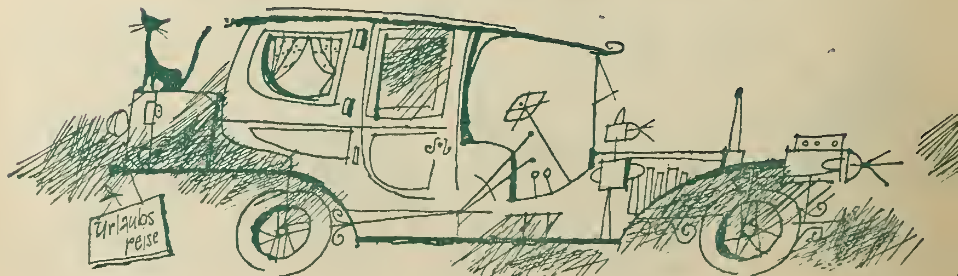


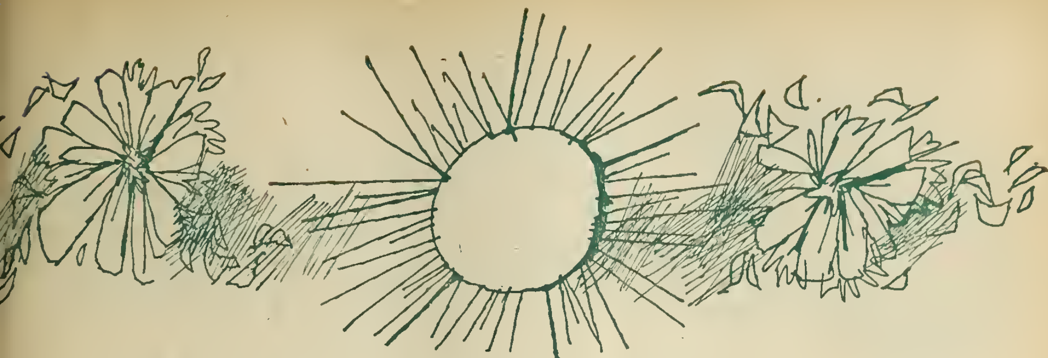




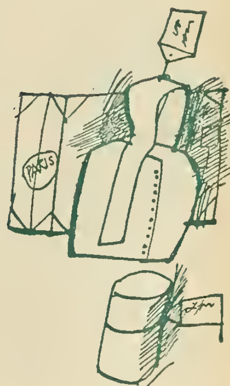


JULI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mo	Theobald	4.09	20.42	
2	Di	Mariä Heimsuchung	4.10	20.41	
3	Mi	Kornelius	4.10	20.41	
4	Do	Ulrich	4.11	20.41	
5	Fr	Anselmus	4.12	20.40	
6	Sa	Jesaias ☺	4.13	20.40	
7	**So**	**4. So. n. Trin. / 5. So. n. Pf.**	4.13	20.39	
8	Mo	Kilian	4.14	20.39	
9	Di	Cyrillus	4.15	20.38	
10	Mi	Sieben Brüder	4.16	20.38	
11	Do	Pius	4.17	20.37	
12	Fr	Heinrich	4.18	20.36	
13	Sa	Margareta	4.19	20.35	
14	**So**	**5. So. n. Trin. / 6. So. n. Pf.** ☾	4.20	20.34	
15	Mo	Kolumbus	4.21	20.33	
16	Di	Ruth	4.23	20.32	
17	Mi	Alexius	4.24	20.31	
18	Do	Rosina	4.25	20.30	
19	Fr	Rufina	4.26	20.29	
20	Sa	Elias ●	4.27	20.28	
21	**So**	**6. So. n. Trin. / 7. So. n. Pf.**	4.29	20.27	
22	Mo	Maria Magdalena	4.30	20.25	
23	Di	Apollinaris	4.32	20.24	
24	Mi	Christine	4.33	20.23	
25	Do	Jakobus	4.34	20.21	
26	Fr	Anna	4.36	20.20	
27	Sa	Martha	4.37	20.19	
28	**So**	**7. So. n. Trin. / 8. So. n. Pf.** ☽	4.39	20.17	
29	Mo	Beatrix, Martha	4.40	20.16	
30	Di	Abdon	4.42	20.14	
31	Mi	Germanus	4.43	20.13	

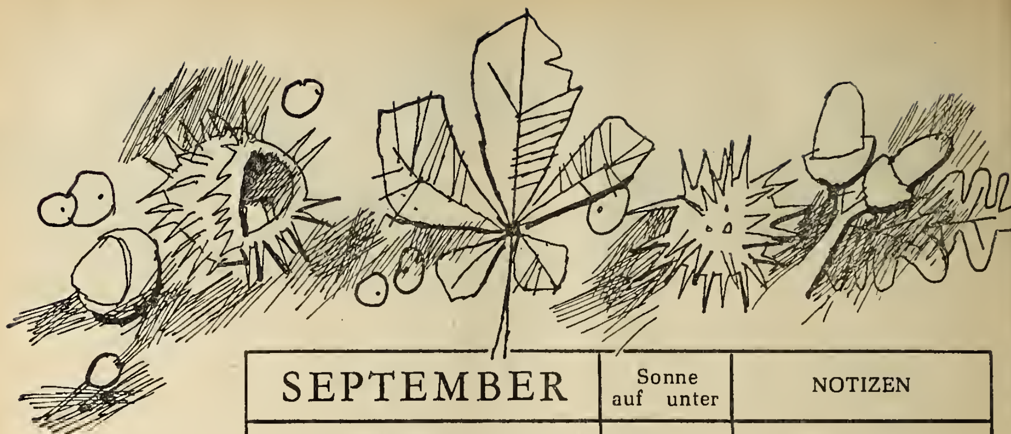




AUGUST			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Do	Makkabäer	4.44	20.11	
2	Fr	Gustav	4.46	20.10	
3	Sa	August	4.47	20.08	
4	**So**	**8. So. n. Trin. / 9. So. n. Pf.**	4.49	20.07	
5	Mo	Oswald ○	4.50	20.05	
6	Di	Verklärung Christi	4.52	20.03	
7	Mi	Donatus	4.53	20.01	
8	Do	Cyriakus	4 55	20.00	
9	Fr	Romanus	4.56	19.58	
10	Sa	Laurentius	4.58	19.56	
11	**So**	**9. So. n. Trin. / 10. So. n. Pf.**	5.00	19.54	
12	Mo	Klara ☾	5.01	19.52	
13	Di	Hippolytus	5.03	19.50	
14	Mi	Eusebius	5.04	19.48	
15	Do	*Mariä Himmelfahrt*	5.06	19.46	
16	Fr	Isaak	5.08	19.44	
17	Sa	Bilibald	5.09	19.42	
18	**So**	**10. So. n. Trin./11. So. n. Pf.**	5.11	19.40	
19	Mo	Sebald ●	5.12	19.38	
20	Di	Bernhard	5.14	19.36	
21	Mi	Hartwig	5.16	19.34	
22	Do	Philibert	5.17	19.32	
23	Fr	Zachäus	5.19	19.30	
24	Sa	Bartholomäus	5.20	19.28	
25	**So**	**11. So. n. Trin./12. So. n. Pf.**	5.22	19.26	
26	Mo	Samuel	5.23	19.24	
27	Di	Gebhard ☽	5.25	19.22	
28	Mi	Augustinus	5.26	19.20	
29	Do	Johannis Enthauptung	5.28	19.17	
30	Fr	Benjamin	5.29	19.15	
31	Sa	Paulinus	5.31	19.13	

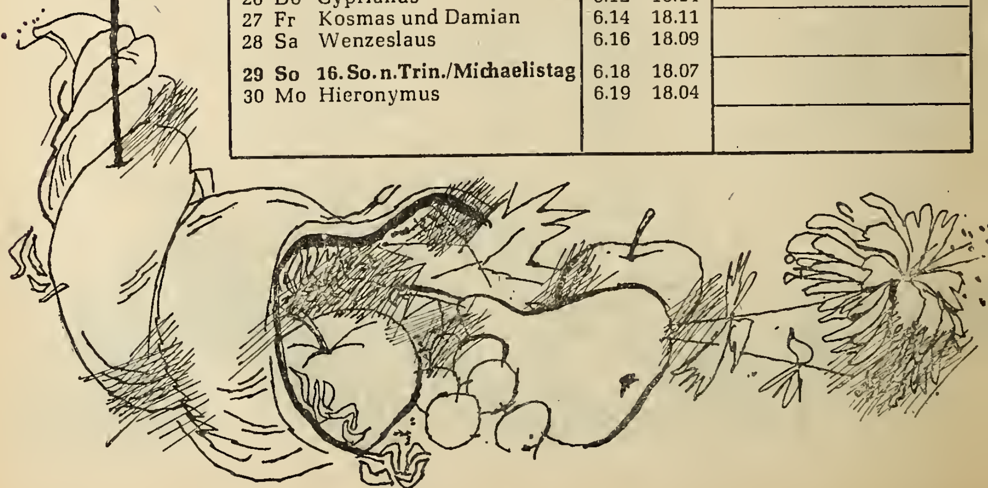


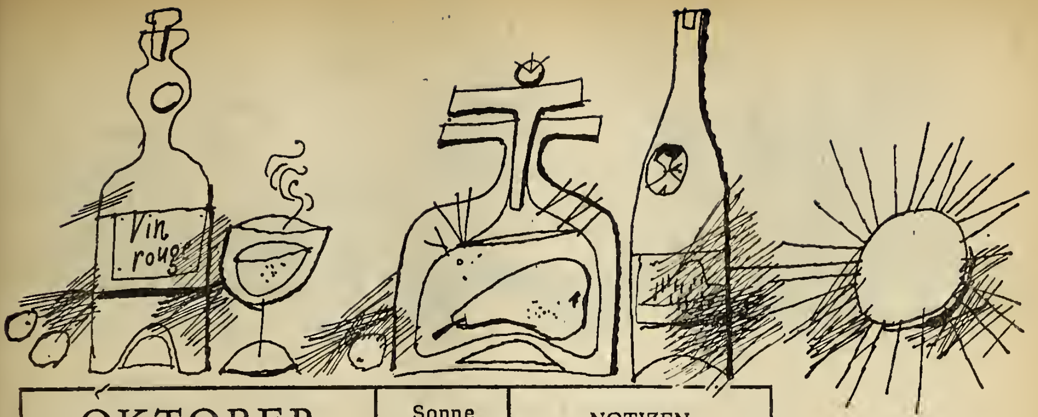




SEPTEMBER			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	**So**	**12. So. n. Trin./13. So. n. Pf.**	5.33	19.11	
2	Mo	Absalon, Stephan	5.34	19.09	
3	Di	Mansuetus ◎	5.36	19.06	
4	Mi	Moses	5.37	19.04	
5	Do	Herkules	5.39	19.02	
6	Fr	Magnus	5.41	18.59	
7	Sa	Regina	5.42	18.57	
8	**So**	**13. So. n. Trin./14. So. n. Pf.**	5.44	18.55	
9	Mo	Bruno	5.46	18.52	
10	Di	Sosthenes ☾	5.47	18.50	
11	Mi	Protus	5.49	18.48	
12	Do	Syrus	5.50	18.46	
13	Fr	Amatus	5.52	18.44	
14	Sa	Irmgard	5.53	18.41	
15	**So**	**14. So. n. Trin./15. So. n. Pf.**	5.55	18.39	
16	Mo	Euphemia	5.56	18.37	
17	Di	Lambertus ●	5.58	18.35	
18	Mi	Titus	6.00	18.32	
19	Do	Januarius	6.01	18.30	
20	Fr	Fausta	6.03	18.28	
21	Sa	Matthäus	6.04	18.25	
22	**So**	**15. So. n. Trin./16. So. n. Pf.**	6.06	18.23	
23	Mo	*Herbstanfang, 19.24 Uhr*	6.08	18.21	
24	Di	Johannis Empfängnis	6.09	18.18	
25	Mi	Kleophas	6.11	18.16	
26	Do	Cyprianus ☽	6.12	18.14	
27	Fr	Kosmas und Damian	6.14	18.11	
28	Sa	Wenzeslaus	6.16	18.09	
29	**So**	**16. So. n. Trin./Michaelistag**	6.18	18.07	
30	Mo	Hieronymus	6.19	18.04	

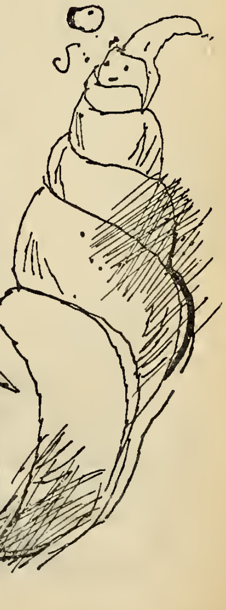




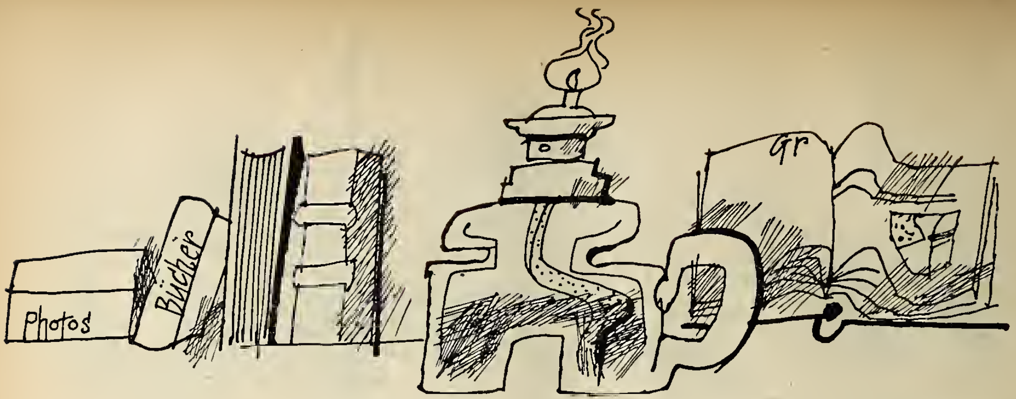


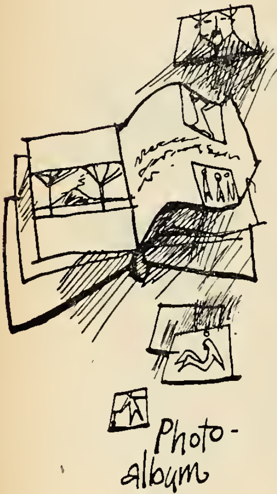
OKTOBER				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Di	Remigius		6.21	18.02	
2	Mi	Vollrad		6.22	18.00	
3	Do	Jairus	○	6.24	17.57	
4	Fr	Franz		6.26	17.55	
5	Sa	Placidus		6.27	17.53	
6	**So**	**17. So. n. Trin./Erntedankf.**		6.29	17.51	
7	Mo	Amalia		6.30	17.49	
8	Di	Pelagia		6.32	17.47	
9	Mi	Dionysius	☾	6.34	17.45	
10	Do	Gideon		6.35	17.43	
11	Fr	Burchard		6.37	17.40	
12	Sa	Maximilian		6.39	17.38	
13	**So**	**18. So. n. Trin./19. So. n. Pf.**		6.40	17.36	
14	Mo	Kallistus		6.42	17.34	
15	Di	Hedwig		6.44	17.31	
16	Mi	Gallus		6.45	17.29	
17	Do	Florentin	●	6.47	17.27	
18	Fr	Lukas		6.49	17.25	
19	Sa	Ferdinand		6.51	17.23	
20	**So**	**19. So. n. Trin./20. So. n. Pf.**		6.52	17.21	
21	Mo	Ursula		6.54	17.19	
22	Di	Cordula		6.56	17.16	
23	Mi	Severin		6.58	17.14	
24	Do	Salome		6.59	17.12	
25	Fr	Crispinus	☽	7.01	17.10	
26	Sa	Amandus		7.03	17.09	
27	**So**	**20. So. n. Trin. / Christ-**		7.05	17.07	
28	Mo	Simon und Judas **königsf.**		7.06	17.05	
29	Di	Engelhard		7.08	17.03	
30	Mi	Hartmann		7.09	17.01	
31	Do	*Reformationsfest*		7.11	16.59	



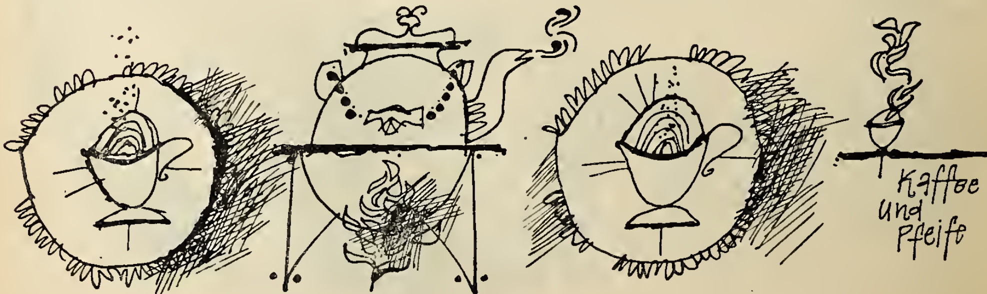






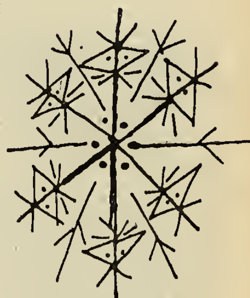


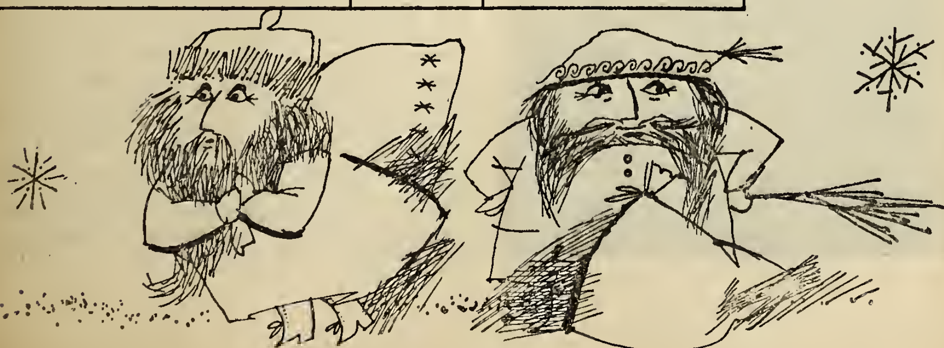
NOVEMBER				Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	Fr	*Allerheiligen*	♉	7.13	16.58	
2	Sa	*Allerseelen*		7.15	16.56	
3	**So**	**21. So. n. Trin./22. So. n. Pf.**		7.16	16.54	
4	Mo	Charlotte		7.18	16.52	
5	Di	Blandina		7.20	16.50	
6	Mi	Leonhard		7.22	16.49	
7	Do	Engelbert		7.24	16.47	
8	Fr	Gottfried	☾	7.26	16.45	
9	Sa	Theodorus		7.27	16.44	
10	**So**	**Drittletzter So./23. So. n. Pf.**		7.29	16.42	
11	Mo	*Martinstag*		7.31	16.40	
12	Di	Jonas		7.33	16.39	
13	Mi	Briccius		7.34	16.37	
14	Do	Levinus		7.36	16.36	
15	Fr	Leopold		7.38	16.34	
16	Sa	Ottomar	●	7.40	16.33	
17	**So**	**Volkstrauertag/24. So. n. Pf.**		7.41	16.32	
18	Mo	Gelasius		7.43	16.31	
19	Di	Elisabeth		7.45	16.29	
20	**Mi**	**Bußtag**		7.46	16.28	
21	Do	Rufius		7.48	16.27	
22	Fr	Alfons		7.49	16.26	
23	Sa	Klemens		7.51	16.25	
24	**So**	**Totensonnt./25. So. n. Pf.**	☽	7.52	16.24	
25	Mo	Katharina		7.54	16.23	
26	Di	Konrad		7.56	16.22	
27	Mi	Otto		7.57	16.21	
28	Do	Günther		7.59	16.20	
29	Fr	Eberhard		8.00	16.19	
30	Sa	Andreas		8.02	16.19	





DEZEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**1. Advent** ○	8.03	18.18	
2	Mo	Candidus	8.05	16.17	
3	Di	Cassian	8.06	16.17	
4	Mi	Barbara	8.07	16.16	
5	Do	Abigail	8.09	16.16	
6	Fr	Nikolaus	8.10	16.15	
7	Sa	Agathon ☾	8.11	16.15	
8	**So**	**2. Advent / Mariä Empf.**	8.13	16.14	
9	Mo	Joachim	8.14	18.14	
10	Di	Judith	8.15	18.14	
11	Mi	Damasus	8.16	18.14	
12	Do	Epimachus	8.17	16.13	
13	Fr	Lucia	8.18	16.13	
14	Sa	Nikasius	8.19	16.13	
15	**So**	**3. Advent**	8.20	16.13	
18	Mo	Ananias ●	8.21	16.14	
17	Di	Lazarus	8.22	16.14	
18	Mi	Christoph	8.23	16.14	
19	Do	Lot, Thea	8.23	16.14	
20	Fr	Abraham	8.24	16.15	
21	Sa	Thomas	8.25	16.15	
22	**So**	**4. Advent**/*Winteranfang,* ☽	8.25	18.15	
23	Mo	Dagobert *15.02 Uhr*	8.26	16.16	
24	Di	*Heiliger Abend*	8.28	16.17	
25	**Mi**	**1. Weihnachtstag**	8.26	16.17	
26	**Do**	**2. Weihnachtstag**	8.27	16.18	
27	Fr	Evangelist Johannes	8.27	16.19	
28	Sa	Unschuldige Kinder	8.27	16.19	
29	**So**	**Sonntag nach Weihnachten**	8.27	16.20	
30	Mo	David ○	8.27	16.21	
31	Di	*Silvester*	8.27	16.22	





Verloren und neu gewonnen

Von Oberstudienrat i. R. Dr. Hans Ludwig, 1. Vors. des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Wir sind nicht auf Erden, um zu genießen, sondern um unsere Pflicht zu tun.

Das Leben des Menschen gleicht einer Wanderschaft. Wir werden durch dunkle Täler und über lichte Höhen geführt, und es gibt ebene Strecken, auf denen wir rüstig fortschreiten können, dem bekannten oder unbekannten Ziele zu. Auf der Wanderschaft unseres Lebens gelangen wir im Wandel der Jahre zu Stationen, an denen wir anhalten und Atem holen. Wir schauen zurück auf den Weg, den wir gekommen sind, und rufen uns noch einmal ins Gedächtnis, was wir auf dieser Wegstrecke alles erlebt und erfahren haben. Dann schauen wir uns um und prüfen den Standort, den wir erreichten, und die Umgebung, in der wir uns befinden. Danach blicken wir wohl nach vorwärts und fragen uns, wie lang mag der Weg noch sein, mag er uns schwer- oder leichtfallen, wird er uns Freude oder Leid bringen, und wann werden wir ans Ziel gelangen? „So gehen wir dahin und wandern von einem Jahr zum andern. Wir leben und gedeihen von Altem zu dem Neuen."

Diese Aufnahme aus dem Jahre 1911 zeigt den Jungarbeiter Hans Ludwig, der, angetan mit seinem besten Anzug, nicht nur dem Fotografen ruhig und gefaßt in das Objektiv, sondern auch voll ruhiger Zuversicht in eine ach so sichere Zukunft blickt



Denn *wir* marschieren ...

Auf der Höhe der Lebensjahre will ich heute einmal Rückschau halten und den Lesern unseres Jahrbuches ein wenig von meiner Wanderschaft durch sieben Jahrzehnte meines Lebens berichten, freilich nur in flüchtigen Bildern, die sich wie Glieder einer Kette aneinanderreihen. Langsam steigen sie heute wieder in die Erinnerung. Aus fernen Jahren klingt ein Lied herüber: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön: in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!" Gar oft haben wir es gesungen, wenn wir auf langen Märschen dahinzogen, damals, 1914, inmitten der grauen Kolonnen, die fern der Heimat nach Ost und West hinausmarschierten auf staubigen Straßen hinein in Feindesland.

Es ist ein grauer, regnerischer Herbsttag. Wir marschieren auf der breiten Napoleonstraße, die nach Lowitsch führt. Reiterabteilungen, Munitionskolonnen und Autos kommen uns entgegen oder überholen uns. Wir müssen immer wieder, wie es das Los des Infanteristen ist, nach rechts in den Graben ausweichen. Flieger kreisen über uns, und in der Ferne rollt der Donner der Geschütze Die da marschieren, sind hessische und thüringische Truppen, die als Ersatz die gelichteten Reihen der alten Regimenter wieder auffüllen sollen. Da marschierten sie nun alle, Seite an Seite, wie sie aus den oberhessischen Dörfern einberufen und nach kurzer Ausbildung zusammengestellt worden waren Die meisten von ihnen standen mit ihren Gedanken noch daheim bei Eltern und Geschwistern, bei Weib und Kind Auch ich sah das alte, liebe Dorf vor mir, mit seiner

bunten Fachwerkhäusern, seinen schmucken Bauernhöfen und den schmalen Gassen. In der Mitte erhob sich die steingraue Dorfkirche mit dem gedrungenen Turm, auf dem ich als Junge so oft an Sonn- und Feiertagen oder bei Beerdigungen den Glockenstrang gezogen hatte. Ich sah die jahrhundertalte Dorflinde, die einer meiner Vorfahren als Hegemeister gepflanzt hatte und unter der sich noch um die Jahrhundertwende die Burschen und Mädchen im Tanze gedreht hatten. Ich schaute im Geiste die sanft ansteigenden Hügel und erntereifen Felder rings um das Dorf.

Gedanken an Heimat und Jugend

Dort war ich als Tagelöhnerskind in kleinbäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Von dort hatte ich schon früh mit noch vierzehn Jahren in die „Fremde" ziehen müssen, um das Bauhandwerk zu erlernen und auszuüben und mit dem verdienten Lohn den kleinbäuerlichen Besitz daheim erhalten und fördern zu helfen. Viele Männer und junge Burschen unserer hessischen Dörfer arbeiteten vor dem Ersten Weltkrieg und auch später noch als Handwerker oder Industriearbeiter im westfälischen Lenne- und Ruhrgebiet. Die kleine Landwirtschaft im Dorfe von zwei bis drei Hektar blieb den Frauen und Kindern und den Großeltern zur Bewirtschaftung überlassen. Nur in der Haupterntezeit fuhren wir für vierzehn Tage nach Hause. In der Industrie Westfalens wurde mehr Bargeld verdient, und es bestand unter den hessischen Arbeitern ein friedlicher Wettstreit, Hab und Gut daheim zu mehren, um von der Industriearbeit frei zu werden und einmal auf eigener Scholle den nötigen Lebensunterhalt für die Familie zu finden.

Deutschland hatte sich seit der Mitte der neunziger Jahre zu einem blühenden Industrie- und Handelsstaat entwickelt und den Schritt von der Kontinentalpolitik der Bismarckschen Ära in die Weltpolitik getan. Es hatte einen Kolonialbesitz, der fünfmal so groß war wie das damalige Deutsche Reich. Das schuf internationale Spannungen. Überall schossen neue Fabrikschornsteine in die Höhe, und polnische und italienische Arbeiter verdienten in den Bergwerken, im Baugewerbe und im Bahnbau ein gutes Stück Geld. Die Preise waren stabil, und so konnte jeder tüchtige junge Mensch es zu etwas bringen.

Ich betrieb das Bauhandwerk bis zum Kriegsausbruch. Da ich mir im Laufe meiner Gesellenzeit die Kenntnisse des Bauzeichnens und der Bauplanung angeeignet hatte, wurde mir in den Jahren 1913–14 gelegentlich die Bauleitung ganz oder vertretungsweise übertragen. Mein Streben ging dahin, mir nebenbei etwas Geld zurückzulegen, um dann eine Bauschule zu besuchen. In den letzten Jahren vor dem Krieg kam ich, auch weil ich manches las und im Gespräch mit Arbeitskameraden hörte, mit den beiden Gewerkschaften, der christlichen und der sozialistischen, in Berührung. Wir hessischen Arbeiter waren den Gewerkschaften, insbesondere der sozialistischen, als monarchisch-konservativ und



Der Soldat Hans Ludwig ließ dieses Bild während seiner Ausbildungszeit bei der Infanterie in Gau-Odernheim/Rheinhessen machen. Vielleicht eilte es ihm sogar einigermaßen mit dem Fotografiertwerden, damit er später ein Bild aus der Kriegszeit besäße, denn man war ja allgemein überzeugt, daß dieser Krieg ein schnelles Ende haben werde.

als zu bodenständig verdächtig erschienen, und so gab es manche Kämpfe. In den Wintermonaten, wenn Eis und Schnee die Bauarbeiten stillegten, saß ich daheim am Webstuhl und webte Leinwand für die Bauern. Ich hatte die Kunst des Webens vom Großvater und dem Onkel erlernt und ein übernommenes sogenanntes Schnellschuß-

verfahren weitergebildet, so daß ich dadurch am Tage mehr schaffen und mehr Kundschaft erhalten konnte. Für zwanzig Ellen Leinwand erhielt man drei bis vier Mark, eine Schüssel Weizenmehl, ein Stück Speck und einen Laib Brot. Damals wurde noch fleißig gesponnen und gewebt, und wenn eine Bauerntochter heiratete, hatte sie wohl eine Truhe voll Leinen. An den langen Winterabenden saßen die jungen Burschen mit den Mädchen zusammen in den Spinnstuben bei Spindelsurren und fröhlichem Singsang. Immer blieb das Heimatdorf Mittelpunkt unseres Lebens, wenn wir auch sommers in die Ferne zogen.

Doch dann kam ein Sommer, der alles veränderte. In jenen ersten Augusttagen 1914 wogten die heimatlichen Ährenfelder im heißen Sommerwind und warteten der Ernte. Aber der Kriegsruf drang durchs deutsche Land, und die Männer des Dorfes zogen hinaus und vertauschten die Sense mit dem Schwert. Im Dorfe wurde es still und leer. Es kostete den Frauen und Alten manchen sauren Schweiß, die große Ernte einzubringen, denn der Arm des Mannes fehlte und mußte ersetzt werden. Der Krieg schuf auch für mich eine völlige Veränderung meiner Verhältnisse und rief mich zu den Fahnen.

Mit Herz und Hand fürs Vaterland

Es folgte eine kurze, aber strenge und straffe Ausbildungszeit, und noch ein flüchtiger Abschiedsbesuch in der Heimat, und dann rollte der Transportzug nach Russisch-Polen, wo wir in unser Regiment, das vor Lowitsch kämpfte, eingereiht werden sollten. Damals umgab uns alle eine neue Welt, die Welt des Krieges. Da und dort war die Straße zerschossen. Rechts und links vom Weg waren große Granattrichter, in denen das Wasser stand. Dörfer waren zerschossen, lange Waldstrecken niedergelegt und breite Hügel aufgeschichtet, Gräber für die Gefallenen. Hier hatte der Krieg schon seine Furchen gezogen. Wir waren mitten in das große Weltgeschehen hineingestellt, und kaum einer von uns wußte, wie er damit fertig werden sollte. Nur ein Gedanke beherrschte uns: es geht um dein Vaterland!

Denn das war ja das Gewaltige jener unvergeßlichen vier Jahre, daß zu Beginn des Krieges ein einziges großes und reines Gefühl das ganze deutsche Volk bis in die letzten Tiefen beherrschte und durchdrang. Opfer wurden gefordert von jedem, doch verschieden war die Größe des jeweils zu leistenden Opfers. Ja, es war ein echter Idealismus, der uns alle beseelte und dann Tausende und aber Tausende in den frühen Tod trieb. Doch nicht immer ging es im Sturmlauf dahin, wie wir es uns als begeisterte Freiwillige oft wünschten. Es kamen lange Wochen und Monate im Stellungskrieg, in dem jeder eisern seine Pflicht tun mußte. Auf Wachtposten vor dem Feinde oder Patrouillengängen galt es stets, bereit zu sein. Ein Augenblick der Unachtsamkeit konnte Tausenden von Kameraden Verderben bringen. Es galt zu verzichten auf so manche Annehmlichkeiten des Lebens, die man daheim noch gehabt hatte. Das Leben an der Front war keine Romantik, sondern rauhe und harte Wirklichkeit. Tagaus, tagein galt es, die Kleinheiten des Alltags zu überwinden.

Vor allem haben war da draußen eines als unser Bestes gelernt: die Kameradschaft, das Einstehen in Treue für den andern. Der Student und der Arbeiter, der Kriegsfreiwillige und der alte Soldat, jeder teilte mit dem anderen sein Brot, und man trug gemeinsam, was der Tag brachte, wußte man doch nicht, was der morgige bringen würde. Denn manch frohe Heimatgesellen, mit denen ich ausgezogen war, sollten bald in kühler Erde ruhen, und an ihren Gräbern erklang leise das Lied vom guten Kameraden. Den einen

oder anderen durchzuckte dabei wohl der Gedanke: wann ist nun die Reihe an dir? Doch wir hatten nicht lange Zeit, solchen trüben Gedanken nachzuhängen. Wir waren Soldaten und kannten unsere Pflicht.

Wie ein Faustschlag ins Gesicht

Eines Tages wurden wir in der vordersten Linie eingesetzt. Man nannte die Stellung den „Hexenkessel" Als die Nacht kam, rückten wir ein, durch lange Laufgräben, an Toten und Verwundeten vorbei. Von allen Seiten her strich Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Gegen morgen kam der Befehl, zunächst einen Scheinangriff zu machen und dann aus dem vordersten Graben zum Hauptangriff überzugehen. Wir feuerten, was die Büchsen hergaben, und sprangen aus dem Graben. Doch da, inmitten des höllischen Geknatters war es mir, als ob ich einen ungeheuren Faustschlag ins Gesicht bekäme. Dunkel war es mit einem Male ringsum. Ich sah nichts mehr. Um mich her tobte der Kampf weiter, während der Jugendfreund mir einen Notverband anlegte. Sollte der Krieg für mich aus sein? Ich glaubte, noch lange nicht genug für mein Vaterland getan zu haben Beim Nachlassen des Feuers ging es zurück. Es kamen die Fahrten auf ungefederten polnischen Panjewagen, auf holprigen und zerschossenen Straßen und eine mir endlos erscheinende Eisenbahnfahrt. Es folgten zahlreiche Operationen in verschiedenen Kriegslazaretten, und dann die letzte, die mir die herbe Gewißheit brachte: du kannst hinfort nicht mehr sehen. Jetzt kam das Schwerste, der innere Kampf Tiefste Niedergeschlagenheit befiel mich wochen- und monatelang. Verzweiflung ergriff mich, und ich haderte mit dem Schicksal. Vor allem beherrschte mich der Gedanke: nie wieder zurück in die Heimat! So wollte ich sie nie „wiedersehen"

Was soll nun werden?

In der Universitätsklinik zu Marburg, wohin ich verlegt wurde, traf ich mit anderen Kameraden zusammen, die das gleiche Schicksal erlitten hatten und dabei seltsamerweise wieder ganz fröhlich waren. Dort lernte ich auch Freund Albert kennen, mit dem mich heute noch manches frohe und ernste Erlebnis aus jenen Tagen verbindet. Später ging jeder seinen Weg, der ihm vom Schicksal bestimmt war. Erst auf der Höhe der Jahre hat uns die Arbeit im Bund der Kriegsblinden wieder zusammengeführt. Auch Richard K. ist mir aus jener Lazarettzeit noch in guter Erinnerung, mit seinem hellen Lachen, das uns alle so oft verriet, wenn wir abends bei der Kontrolle durch die Oberschwester Schlafen vortäuschen wollten Manch heiteres Lazarettstückchen steigt wieder vor der Seele auf, so, wenn der kleine Sanitäter, von Beruf Zirkusclown, den schwerkranken Großvater so herrlich mit allen Nebenerscheinungen imitierte, daß wir uns vor Lachen schüttelten.

Eines Tages aber drückte mir jemand ein Blindenschrifttäfelchen in die Hand. Die Wut packte mich, und ich warf es weit in die Ecke Man ließ mich in Frieden. Ruhe aber und Überlegung kamen mit der Zeit auch zu mir So kann es ja auch nicht weitergehen. sagte ich mir. Ein Leben ohne Arbeit und ohne Ziel ist tot. Deinem früheren Beruf kannst du nicht mehr nachgehen, aber was soll aus dir werden?

Neue Hoffnungen keimen

Zunächst lernte ich einmal die elementaren Hilfsmittel, Blindenschrift und Schreibmaschine, kennen. Ich weiß noch, welche Freude mich erfüllte, als ich wieder den ersten Brief selber nach Hause schreiben konnte. Jeder kleine Erfolg erzeugte neuen Mut und spornte an zu neuem Lernen Das Gefühl, wieder etwas selbständig tun und leisten zu können, wurde stark in mir, und der feste Wille, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und auch so wieder ein tätiges Glied der Gemeinschaft zu werden Du mußt wieder fertig werden mit dem Leben, mußt ihm wieder einen Sinn abgewinnen, darfst nicht verzagen, mußt vorwärts sehen, wie dunkel und unsicher die Zukunft auch immer sein mag.

Damals war freilich die Berufswahl für Blinde noch sehr begrenzt und erst im Ausbau. Nicht jeder Kriegsblinde, dem man im Überschwang der Gefühle ein Klavier oder

eine Geige schenkte, entwickelte sich zu einem Musikvirtuosen. Erst langsam kam Maß und Ordnung in die Betreuung der Schwerstbeschädigten. Es besteht kein Zweifel darüber, daß mit dem Auftreten der Kriegsblinden dem Blindenwesen überhaupt von seiten der Öffentlichkeit und vor allem von Staats wegen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als das bis dahin der Fall gewesen war. Man konnte diese Kriegsblinden nicht der karitativen Armenfürsorge überlassen. Ihre sozialrechtliche Stellung beruhte auf einem Opfer für Volk und Staat und forderte gebieterisch, nach neuen Mitteln und Wegen zu suchen, um sie wieder in das Berufsleben einzugliedern. Die Strukturveränderung der Wirtschaft brachte es allmählich mit sich, neben den herkömmlichen Blindenberufen, wie Bürstenmachen und Korbflechten, neue Berufsmöglichkeiten zu erschließen. So sind damals eine Fülle neuer Berufe erschlossen worden, die nachher auch unseren zivilblinden Schicksalsgefährten zugute kamen. Ich denke hier nur an die so überaus wertvollen berufsfördernden Maßnahmen von Geheimrat Silex und Betty Hirsch in Berlin und an die Gründung der Marburger Blindenstudienanstalt und Beratungsstelle für blinde Studierende.

Auch die Kunde von der Gründung eines „Bundes erblindeter Krieger" drang an unser Ohr. Die Namen der Kameraden, die diesen Verein gegründet hatten, waren mir bekannt. In Binz auf Rügen, wo der ehemalige Reichsdeutsche Blindenverband, die Spitzenorganisation der Zivilblinden, ein Erholungsheim für Kriegsblinde unterhielt, hatte ich diese Kriegsblinden kennengelernt, als sie unsere Anschriften sammelten. Dieser Verein kämpfte um eine gerechte Versorgung und eine zusätzliche Fürsorge auf allen Lebensgebieten. Aber für mich gewann der „Bund erblindeter Krieger" zunächst keine Bedeutung. „Hilf dir selbst!" lautete die Parole.

Ein endgültiger Entschluß

Wie es nun kam, ich weiß es selbst nicht mehr. Alte Kindheitswünsche wurden lebendig. Vor mir sah ich den alten Kantor meiner Dorfschule, wie er mir nach der Einsegnung, gleichsam zum Abschied, seine große Hand auf den Kopf legte und sagte: „Wenn ich von dir einmal, solange ich lebe, etwas Schlechtes hören sollte, so würde mir das besonders wehe tun", und er fügte hinzu: „Du solltest doch einmal Lehrer werden." Ach, ich hatte dem alten Herrn durch meine Streiche manchen Kummer bereitet und stand nun ganz beschämt vor ihm. Ich habe seine Worte nie vergessen, und wenn ich auch durch mancherlei Irrungen und Wirrungen meines Lebens habe hindurchgehen müssen, so glaube ich doch, ihm keine Schande gemacht zu haben. Wir lernten viel bei ihm, was mir später in meiner eigenen Lehrtätigkeit noch zugute kam. Die häuslichen Verhältnisse ließen es damals nicht zu, ein Lehrerseminar zu besuchen. Ich mußte ja Geld verdienen.

Nun, als Nichtsehender Lehrer werden, der Gedanke schien vermessen, und der Weg zu diesem Ziel war noch so unendlich weit und schwer. Würde es vor allem Menschen geben, die mein Vorhaben verstehen, mir Wege weisen und mir mit Rat und Tat helfen würden? Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, da finden sich auch verständnisvolle und hilfsbereite Menschen. Man muß im Leben nur recht wollen, und ich wollte, mochten sich auch die Hindernisse noch so türmen. Ein Mensch darf ja unter den Schicksalsschlägen, die ihn treffen, nicht zerbrechen, sondern er muß das ihm auferlegte Geschick männlich tragen und meistern. Die meisten der Kriegsblinden haben es geschafft. Sie erkannten: „Nicht leiden ist unsere Bestimmung, sondern kämpfen, und zwar um die Krone."

Lernjahre und Studium

So erklomm auch ich nun Stufe um Stufe. Mit der Sexta fing es an, nachdem die Elementarkenntnisse der Volksschule wieder aufgefrischt waren. Wenn man fast zehn Jahre aus dem eigentlichen Schullernen heraus ist und harte Handarbeit hat leisten müssen, geht einem manches verloren. Aber das Gedächtnis war frisch und aufnahmefähig. Morgens gegen fünf Uhr oder früher konnte man mich schon wach sehen, wenn ich im Bette meine Vokabeln oder mathematischen Formeln paukte, im Winter unter der Decke, damit der Finger beim Lesen der Punktschrift nicht kalt wurde. Als ich so drei Jahre unablässig an der in Marburg eingerichteten Blindenstudienanstalt, der einzigen in Europa und in der Welt, gearbeitet und das Pensum geschafft hatte, meldete ich mich im Winter 1919 zur Reifeprüfung des Realgymnasiums und habe sie gut bestanden. Dann setzte das Studium an der Universität ein, das auf den höheren Lehrberuf vorbereitete. Nebenbei legte ich zwei Jahre später noch die Prüfung für das humanistische Abitur in Griechisch und Latein ab, das mir für mein Studium unerläßlich schien. Doch es folgten noch Jahre harter wissenschaftlicher Arbeit, und auch Enttäuschungen blieben mir nicht erspart, ehe das Ziel erreicht wurde. Denn so leicht, wie es sich heute hier rückschauend erzählen läßt, war das hochgesteckte Ziel nicht zu erreichen. Der sehende Studierende nimmt schnell ein Buch zur Hand und vertieft sich in seinen Inhalt. Das können wir Kriegsblinden nicht. Wir sind ständig auf sehende Hilfe angewiesen, bei jedem Weg, den wir machen, beim Heraus-

suchen von Akten, beim Vorlesen und bei tausend Verrichtungen des täglichen Lebens. Es geht uns oft gar nicht so vordringlich um den Verlust selbständiger und unbehinderter Bewegungsmöglichkeit und die damit verbundene technische Behinderung im Berufsleben später, sondern um die seelische Belastung, die sich aus solchen Hindernissen zwangsweise ergibt. Die Hochschulbücherei in Marburg war noch im Aufbau, und so war vieles, was zum Studium und später im Beruf gebraucht wurde, noch nicht in Punktschrift vorhanden. So habe ich mir im Laufe der Jahre eine eigene für den Unterricht zu gebrauchende Bücherei angelegt, die im Zweiten Weltkrieg verbrannte. Auch werden Späterblindete im Lesen der Punktschrift nie die Übung erlangen wie der Blindgeborene oder der jugendliche Blinde, weil nach wissenschaftlicher Erkenntnis bei ihnen die erforderliche Umbildung im Gehirn nicht mehr in dem Maße vollzogen werden kann, wie beim Blindgeborenen. In dieser Tatsache, daß wir mit einer für das Leben in Blindheit unentwickelten Gehirnfunktion leben müssen, liegt oft die Ursache von nervösen und neurasthenischen Erkrankungen, die viele unserer Kameraden bei Überanstrengung befallen. Daß derartige Erscheinungen sich auch psychisch auswirken, ist bei dem engen Zusammenhang von Leib und Seele nicht weiter verwunderlich.

An sehender Hilfe fehlte es uns freilich in jenen Jahren nicht. Studentinnen, Damen und Herren der Gesellschaft stellten sich ehrenamtlich zur Verfügung und empfanden es als ihre moralische Pflicht, den Kriegsblinden zu helfen. Manch Liebesband wurde durch das gemeinsame Studium geknüpft und entwikkelte sich zu einer echten Lebensgemeinschaft. Zuweilen kam auch so etwas wie Mutlosigkeit und Verzweiflung über mich, ob das Ziel nicht zu hoch gesteckt sei. Aber dann wirkte das Vorbild anderer Kameraden, die schon auf Grund ihrer Vorbildung in gleichen oder anderen Berufen, insbesondere der Justiz, ihr Ziel erreicht hatten. Die Zeit der Examina rückte heran und ging, bei aller Anstrengung, doch mit gutem Erfolg vorüber.

Im höheren Schuldienst

In Berlin, wohin ich im Frühjahr 1921 übersiedelte, wurde viel verlangt, und die Uni-

Das Jahr 1935 sah Dr. Hans Ludwig als Studienrat an der Lilienthal-Oberschule in Berlin-Lichterfelde. Sicherlich haben seine Obersekundaner, die hier brav wie Lämmchen stehen, ihm manchmal auch einigen Kummer gemacht, aber Dr. Ludwig ließ sich dadurch nicht beirren.



versität verfügte damals über die bedeutendsten wissenschaftlichen Köpfe. Berlin war in den zwanziger Jahren ein geistiges und kulturelles Zentrum ohnegleichen. Als ich in den höheren Schuldienst eintrat, umgab mich auch das pulsierende politische und gesellschaftliche Leben dieser Stadt. Ich möchte nie missen, was uns das Berlin jener Jahre an künstlerischen Darbietungen in Theater, Oper und Konzerten, in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht bot. Heute zehre ich noch davon und kann es ertragen, daß die Bundeshauptstadt am Rhein noch immer kein Theater hat. Es muß hier aber auch einmal gesagt werden, daß der Übergang von praktischer zu rein geistiger Tätigkeit für mich keineswegs leicht war. Mit dem äußeren Berufswechsel allein war es nicht getan, sondern es war damit zugleich das Hineinwachsen in einen neuen Gesellschaftskreis verbunden, in dem andere Lebensbedingungen und Maßstäbe herrschten, als ich sie daheim auf dem Land oder als Bauarbeiter kennengelernt hatte „Wissenschaft und Bildung haben nur dann einen Wert, wenn sie durch die innere Persönlichkeit ihres Trägers geadelt werden." Ich habe mir dieses Wort meines Geschichtslehrers zum Leitstern meines Studiums und späteren Berufslebens genommen. Es ist mir im Unterricht nie in erster Linie um die Vermittlung von Tatsachenwissen gegangen, obwohl auch das notwendig ist. Stets habe ich danach gestrebt, aus der Fülle des Lehrstoffes das herauszuarbeiten, was Geist und Charakter des werdenden jungen Menschen bildete und der Formung seiner Persönlichkeit diente. Gibt es doch nichts Schöneres, als mit der lebendigen Jugend zusammenzuarbeiten, mit ihr zu wandern und ihr im Unterricht die großen Zusammenhänge, die geistigen und sozialen Strömungen deutlich zu machen, die hinter den jeweiligen Epochen stehen und sie erst hervorrufen. Es gab nicht viele Kriegsblinde des Ersten Weltkriegs, etwa 16 bis 20, die den Lehr- oder Pfarrberuf erwählten. Wir alle fanden volle innere Befriedigung darin und einen Ausgleich für so vieles, was wir verloren hatten. Alles Große im Leben wird ja nur durch harte Opfer erreicht. Oft muß man das eine Gut hergeben oder verlieren, um ein anderes zu gewinnen. Wir wollten der Jugend etwas mitgeben von dem, was wir uns selbst in hartem Lebenskampf erworben hatten, um in ihr das Bewußtsein zu wecken, daß, wenn einmal Sturm und Wetter über uns brausen und unser kleines Ich zu erschüttern drohen, man sich doch nicht unterkriegen lassen darf. Viele meiner ehemaligen Schüler blieben während des Zweiten Weltkrieges mit mir in Verbindung, und andere haben nach dem Kriege wieder

den Weg zu mir gefunden. Da und dort taucht einer auf, wenn er mich am Rundfunk gehört oder im Fernsehen erkannt hat. Sie haben Familien gegründet und haben zum Teil angesehene Stellungen. Lebensvolle Bilder steigen in die Erinnerung, wenn wir uns wiedersehen. Viele, die zu großen Hoffnungen berechtigten, haben in diesem sinnlosen Völkerringen ihr Leben lassen müssen oder Schaden an ihrer Gesundheit genommen. Auch den eigenen Sohn habe ich hergeben müssen und mein Eigenheim durch Brandbomben verloren.

Die Zahl der Kriegsblinden hat sich im Zweiten Weltkrieg verdreifacht. Hier ergab sich für uns Ältere ein dankbares Betätigungsfeld, ging es doch bei den jungen Kameraden um die gleiche seelische Not, mit dem Schicksal fertig zu werden, wie sie jeder von uns hatte überwinden müssen. Hier mußte der gleiche Kampf um eine neue Lebens- und Berufsexistenz geführt werden, wie wir ihn ehedem hatten bestehen müssen. Der Unterschied lag nur darin, daß wir ihnen auf Grund unserer Erfahrungen und Errungenschaften den Weg in eine neue Zukunft erleichtern konnten. Denn was der „Bund erblindeter Krieger" in 25 Jahren auf dem Gebiet der Versorgung und Fürsorge in fruchtbarer Zusammenarbeit mit den zuständigen öffentlichen Stellen erreicht hatte, kam der Generation des Zweiten Weltkrieges zugute. Beim Deutschunterricht im Umschulungslazarett in Berlin, den ich zweimal in der Woche ehrenamtlich erteilte, und bei den Lehrgängen zum Abitur an der Blindenstudienanstalt Marburg, lernte ich so manchen begabten und strebsamen jungen Kameraden kennen, der es bei der Justiz oder Verwaltung im gehobenen und höheren Dienst, als Philologe oder Theologe zu hochwertigen Leistungen gebracht hat.

Der Leser muß wissen, daß ich mich, als die Berliner Schulen in die Ostgebiete evakuiert wurden, weil man sie dort sicherer glaubte, nach Marburg beurlauben ließ und ab Januar 1944 an der staatlichen Elisabethschule dann noch nahezu neun Jahre unterrichtete. Bei der mir übertragenen Leitung des pädagogischen Seminars hatte ich Gelegenheit, wissenschaftliche Pädagogik mit praktischer Unterrichtserfahrung zu verbinden und die Referendare in ihre unterrichtliche und erzieherische Aufgabe einzuführen, eine Tätigkeit, die hohe Verantwortung verlangt, weil die Heranbildung der Jugend entscheidend von der Persönlichkeit des Lehrers abhängt.

An der Spitze des Bundes der Kriegsblinden

Die Rückkehr nach Marburg und die schulische und berufliche Förderung der jungen Kameraden brachten es mit sich, daß ich stärker am Organisationsleben teilnahm, als mir das bis dahin aus beruflichen Gründen möglich gewesen war. Wenn ich auch in den zwanziger und besonders in den dreißiger Jahren mit der Verbandsarbeit unseres Bundes einigermaßen vertraut wurde, so gewann ich doch erst nach dem Zweiten Weltkrieg stärkeren Einblick in die sozialpolitischen Ziele und Aufgaben des im Jahre 1949 sich neu konstituierenden Bundes der Kriegsblinden Deutschlands, der die seit 1945 auf regionaler Ebene entstandenen Vereinigungen wieder auf Bundesebene zusammenfaßte und sich in Landesverbände und Bezirke gliederte. Damit aber sollte im Tätigkeitsfeld meiner Lebenswanderung die letzte Etappe beginnen. Kaum hatte ich mich aus persönlichen Gründen etwas vorzeitig vom Schuldienst zurückgezogen, um mich ausschließlich kirchlichen und sozialen Aufgaben zu widmen, berief mich der Bundestag der Kriegsblinden im März 1953 zum Ersten Vorsitzenden. Eine neue Welt tat sich vor mir auf, in der ich mich erst zurechtfinden mußte. Hier ging es um die soziale Sicherheit von mehr als 7000 Kriegsblinden mit ihren verschiedenartigen seelischen, körperlichen und sozialen Voraussetzungen, um Versorgung und um das weite Feld der Fürsorge



Als Erster Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands tritt Kamerad Dr. Hans Ludwig seit 1953 erfolgreich für die Interessen und das Wohl der deutschen Kriegsblinden auf sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet ein. Unser Bild zeigt den mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichneten Oberstudienrat i. R. bei seiner Festansprache während der großen Schlußkundgebung des fünften Bundestages des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands am 6. Mai 1962 im Auditorium maximum der Neuen Universität zu Hamburg. Foto: Conti-Press

Dankbar blicke ich heute, auf der Höhe meiner Lebensjahre, auf die neun Jahre zurück, in denen mir bisher vergönnt war, die Geschicke unseres Bundes zu lenken, den Kameradschaftsgeist und Gemeinschaftssinn in unseren Reihen zu pflegen und zu vertiefen. Dankbar drücke ich im Geiste all denen die Hand, die mir in diesen Jahren treue Mitarbeiter gewesen sind und mir mit Rat und Tat geholfen haben, die nicht immer leichten Aufgaben zu bewältigen.

Doch der Rückblick wäre nicht vollständig, wollte ich der liebenden und helfenden Hände vergessen, die mich in dunklen und hellen Stunden auf meiner Wanderschaft durchs Leben begleitet haben. Der Aufgabenkreis unserer Frauen ist weit gespannt und erfordert mehr seelische und körperliche Anstrengung, als normalerweise in einer Ehe Sehender von der Frau verlangt wird. Die Frau eines Kriegsblinden ist ja nicht nur Hausfrau und Mutter. Sie ist ihm die beste Hilfe in seiner Berufsarbeit und vor allem in der Gemeinschaftsarbeit unseres Bundes. Die Frauen der Kriegsblinden müssen immer bereit sein und auf viele Lebensgüter verzichten, um dem schwerbetroffenen Mann die Lebenshilfe sein zu können, die er zur Erhaltung seiner Lebensexistenz braucht. Hier erfüllt sich im tiefsten Sinne das Wort: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find' ich nicht!" Der Staat, dem unsere Frauen einen sozialen Dienst abnehmen, zu dem er selbst verpflichtet wäre, sollte die Versorgung der Hinterbliebenen so anheben, daß sie vor wirtschaftlicher Not bewahrt werden.

Betrachte du, lieber Leser, diese Erinnerungen eines Siebzigjährigen als ein Beispiel für viele, die, je nach ihrer Bestimmung, einen ähnlichen Weg geführt worden sind. Wir tragen ja alle das gleiche Wissen, daß wir als Kriegsblinde kämpfen müssen, solange wir leben auf dieser Welt, und wohin das Schicksal uns immer stellt. „Durchhalten und sich selbst treu bleiben!", so lautet unsere Losung. Und noch das eine: Man muß sein Leben stets einzuordnen suchen in einen größeren Zusammenhang, dann wird man finden, daß es im heutigen Volks- und Staatsleben auf jeden einzelnen an seinem Platz ankommt und jeder zu seinem Teil zum Wohle des Ganzen beitragen kann.

Auf den Standpunkt kommt es an

Ein seltsamer Fest- und Gedenktag

Die beiden Freunde saßen behaglich in gelassenem Männergespräch beieinander. Gelegentlich schwiegen sie auch zusammen. Während einer solchen Gesprächspause hob der eine den Kopf; er lächelte leise. Dann erzählte er: „Wir haben zu Hause jetzt ein neues Fest eingeführt." – „So?" brummte der andere. – „Ja", sagte der erste, „es ist der Tag, an dem ich vor siebzehn Jahren verwundet wurde." – „Und wieso Fest?", fragte der Freund verwundert. – „Das hat meine Frau mich auch gefragt, als ich ihr zuerst davon sprach; und da hab ich ihr geantwortet: ‚Weil ich an diesem Tage am Leben geblieben bin.'" – Der Freund schwieg zuerst; dann meinte er langsam und nachdenklich: „Wenn man es so sieht..." – „Meine Frau hat mir zugestimmt, und so wurde es denn wirklich ein Fest, still und ohne großen Aufwand, wie immer bei uns. Ich bin übrigens auch erst dieses Jahr darauf gekommen. Bis jetzt war es immer ein etwas trübseliger Gedenktag. Die Zeit nach meiner Verwundung war auch wirklich nicht dazu angetan, diesen Tag zu feiern. Ich wurde jahrelang immer wieder operiert. Meine Frau und ich wußten lange nichts voneinander; sie mußte kurz vor Kriegsende mit den Kindern flüchten. Verwandte halfen nur widerwillig, kaum mit dem Nötigsten, oder versagten sich ganz; die wenigen Freunde, die erreichbar waren, konnten nichts tun, hatten ihre eigenen Nöte. So mußte sie sich und unsere Jüngste, die bei ihr geblieben war, an verschiedenen Orten nacheinander mühselig und kümmerlich genug durchbringen. Zwei Kinder waren von Verwandten aufgenommen worden; die Verbindung zu unseren vier Großen war verlorengegangen. Zwei Jahre dauerte es, bis wenigstens meine Frau, unsere Kleine und ich wieder zusammen wohnen konnten, zuerst in einem kleinen Barackenzimmer, das eine warmherzig mitfühlende Frau uns einräumte – wie dankbar waren wir schon für diese Möglichkeit! Unser erstes eigenes Möbelstück war ein alter Korbstuhl, den wir geschenkt erhielten. das zweite ein kleiner Ständer aus Holzleisten, von unserem Kaufmann an nur beste Kunden hintenherum abgegeben. Bei einer Fürsorgebehörde, wo ich fragte, ob man uns zu den notwendigsten Möbelstücken verhelfen könnte, wurde mir erklärt, die müsse ich mir an die Wand malen. Auf meine Bemühungen wegen Umschulung

hieß es: „Sie können allenfalls Bürstenmacher werden." Rente und orthopädische Versorgung waren gesperrt. Da gab es oft dunkle Stunden, und ohne meine Frau hätte ich wohl nicht durchgehalten. Aber langsam, langsam wurde es dann doch besser, mit ganz kleinen Schritten ging es aufwärts. Die Sperrverordnungen wurden aufgehoben, Rente setzte ein, ich schulte um, bekam eine Stelle als Stenotypist, wir erhielten eine häßliche Untermietteilwohnung, beschafften uns mit unendlichen Mühen und Laufereien meiner Frau teils auf Bezugscheine, teils gegen Zigaretten oder unverschämt viel Geld die notwendigsten Möbel, die nötigste Wäsche, konnten unsere jüngeren Kinder wieder zu uns nehmen; die älteren hatten sich inzwischen auch gemeldet – auch sie hatten es, teils in Kriegsgefangenschaft, teils durch andere Kriegsereignisse, schwer gehabt und mußten sich auch jetzt noch recht mühen, aber sie lebten doch alle.

Sieben Jahre nach meiner Verwundung konnten wir mit großzügiger staatlicher Hilfe – und leider über ein betrügerisches Bauunternehmen – an den Bau eines bescheidenen Häuschens gehen. Ein halbes Jahr später gab ich meine Stelle als Stenotypist auf und arbeitete, wenn auch wieder ganz von unten anfangend, von neuem in meinem ursprünglichen Beruf. Dann haben wir unser Häuschen verkauft, haben ein neues, schöneres gebaut und uns wohnlich darin eingerichtet. Alle Kinder stehen auf eigenen Füßen: wir haben eine gute Verbindung zu ihnen. Wir haben unser ordentliches Auskommen, befriedigende Arbeit, pflegen lebendige Beziehungen zu mancherlei wertvollen Menschen und zur Welt um uns, nehmen am Zeitgeschehen teil und freuen uns an viel Schönem. Wenn auch die dunklen Stunden, von denen ich vorhin sprach, zwar mit verändertem Gesicht auch heute noch ab und an wiederkommen, so muß ich doch sagen: es geht uns gut. Sollen wir da den Tag nicht feiern, der uns erlaubt, dies alles zu erleben?" – „Ja, wenn man es so sieht . . .", meinte der Freund noch einmal. – „Es kommt eben auf den Standpunkt an."

Bodo Schütz



Räuberlatein

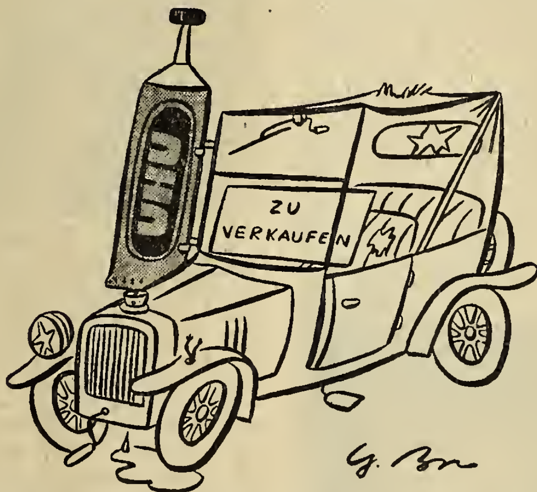
Zugegeben, meine väterliche Güte geriet manchmal ins Wanken, wenn mich unsere vierjährige Tochter mit wißbegierigen Fragen überschüttete. Aber die Tatsache, daß ich als Kriegsblinder auch fragen muß, um im Bilde zu bleiben, mahnte mich zur Geduld. Hinzu kam noch die Hoffnung, sie werde eine jener köstlichen Fragen stellen, die man im ganzen Leben nicht mehr vergißt.

Es war an einem Sonntagmorgen. Unsere Tochter saß in ihrem Stäbebett. Auf ihren Knien lag das Album einer Margarinefirma, in dem große, bunte Bilder die bekanntesten deutschen Märchen erzählten. Wie so oft, besah sie die Bilder von den Bremer Stadtmusikanten. Dabei interessierten sie weniger der Hund, die Katze, der Esel und der Hahn, als vielmehr die Räuber mit ihren strubbeligen Bärten, ihren bösen Blicken und den blitzblanken Messern. Sie hatten ihre kindliche Phantasie ins Lodern gebracht, und ich war wieder einmal ihrem Kreuzverhör ausgesetzt. Dabei hatte ich ihr schon erklärt, daß die Räuber im tiefen, finsteren Wald wohnten und nur nachts aus ihrem Versteck kämen. Sie seien noch von keinem Menschen gesehen worden, und ich könnte ihr auch nicht mehr als die Bilder von ihnen erzählen. Trotzdem verstummte ihr kleiner Mund nicht. Ihre Fragen wurden immer ausgefallener, und ich war fast am Ende meines Räuberlateins.

Als sie endlich das Album zuklappte und sich wieder in die Kissen legte, atmete ich erleichtert auf.

Doch die wilden Gesellen schienen ihr keine Ruhe zu lassen; denn sie drehte sich fortwährend von einer Seite auf die andere. Diese Unruhe entlud sich dann auch in einer Frage. Sie stellte sie bedächtig, gerade so, als wäre sie überzeugt, daß dies die Frage aller Fragen sei und ich nun wirklich keine Antwort mehr wüßte. Sie sollte recht behalten: „Papa, hab'n die Räuber auch Nachthemden an, wenn sie schlafen?"

W. O. M.


UHU
ZU
VERKAUFEN





Jenseits von Schein und Trug

Ein Gespräch zwischen Großvater und Enkel über Farben und Formen

Durch die geöffneten Fenster trägt kühlender Abendwind die Düfte des Gartens in das dämmerige Zimmer. Der Tag war heiß und voller Sonne, sein Lärm ist jetzt völlig verstummt. Die beiden Menschen im Raum sitzen sich schweigend gegenüber, jeder hängt seinen Gedanken nach.

Der Alte, dessen weißes Haar in der Dämmerung nur schwach schimmert, lauscht zu dem Jungen hinüber. Obwohl er ihn nicht sehen kann, steht doch sein Bild klar vor ihm. Nicht in des Wortes wahrer Bedeutung bildhaft oder körperlich. Er kennt es nur von Beschreibungen her, und doch ist es ihm so vertraut.

Damals, als jener noch ein ganz kleiner Bub war, der kaum allein laufen konnte, hatte er die suchenden Hände des Großvaters oft in seine kleinen Patschhändchen genommen und wollte mit ihm spazierengehen. Es war ihm sicher noch nicht klar gewesen, daß sein Opa nicht sehen konnte. Doch bald lernte er, immer für ihn da zu sein. O nein, das Spiel kam nie zu kurz dabei, denn er war ein rechter Junge, und es konnte ihm nicht toll genug zugehen. Er saß aber auch gerne ganz still und lauschte dem alten Mann, der so wunderschöne Geschichten erzählen konnte. Immer kam er mit seinen kleinen und großen Sorgen zu ihm, und stets fand er Rat und Zuspruch. Der Opa hatte zu jeder Zeit Verständnis für seinen Enkel. Es entstand eine so innige Verbundenheit zwischen den beiden, wie sie bei Menschen so unterschiedlichen Alters nicht selbstverständlich ist.

Die Jahre vergingen, seine Besuche wurden seltener, Schule, Spiel und Freunde nahmen mehr und mehr den Großteil des Tages in Anspruch. Aber immer noch kommt er gern auf einen Sprung zu ihm herein, meist hat er dann etwas auf dem Herzen.

So scheint es auch heute, aber noch rückt der Junge nicht mit der Sprache heraus. Mit heimlichem Vergnügen vernimmt der Alte die Geräusche der Unruhe und Unentschlossenheit vom Platze seines Besuchers her. Oh, er kennt ihn nur zu gut, um zu wissen, daß eine direkte Frage ihn völlig zum Schweigen bringen würde. Bei der Begrüßung hatten sie nur einige belanglose Worte gewechselt, Fragen nach dem Wohlergehen der Eltern, und der Junge hatte einiges aus seinem Alltag erzählt. Der alte Mann merkte aber sofort, daß er aus einem ganz bestimmten Grund gekommen war.

Er hatte in einem langen Leben gelernt zu warten. Damals, als ihn bei Verdun das Geschoß traf und er mit unwiderstehlicher, schicksalhafter Gewalt aus der gewohnten Welt herausgerissen wurde und in einer neuen, lichtlosen wiedererwachte, war gerade dieses Warten unerträglich gewesen. Das war schon lange her, und ein weiter Weg lag zwischen dem Damals und dem Heute. Viel Bitterkeit galt es zu überwinden, ehe das Leben für ihn seinen Sinn zurückerhielt. An seinem Wege standen Freude und Leid, Kummer und Glück, wie bei anderen Menschen auch.

So gehen seine Gedanken auf eine weite Reise, verweilen hier und dort, und oft gleitet ein heller Schimmer über sein stilles Gesicht wie der Widerschein einer frohen Erinnerung, eines fernen Glücks. Die Stille hängt wie ein dichter, trennender Schleier



Tastend gleiten die Finger über die gerippte Oberfläche der Vase und vermitteln dem Betrachter ein genaues Bild des untersuchten Gegenstandes.

zwischen ihnen, bis der Junge diesen mit einer zögernden Frage zur Seite schiebt.

„Opa! – Darf ich dich etwas fragen?"

Jäh herausgerissen aus seinen Erinnerungen, wendet ihm der Alte sein Gesicht zu und muntert ihn mit einem kaum vernehmbaren, zustimmenden Laut auf.

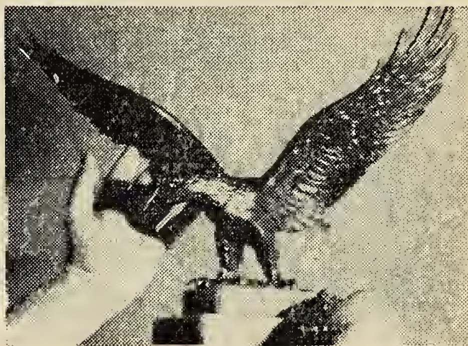
„Weißt du", beginnt der Junge noch immer zögernd, „eigentlich ist meine Frage recht dumm. Doch beschäftigt sie mich schon seit langem, aber nie hatte ich bisher den Mut, sie dir zu stellen."

Er hält inne und sucht nach Worten. Der alte Mann schweigt geduldig, er muß ihm Zeit lassen.

„Nie habe ich dich anders gekannt; so wie jetzt war es schon, als ich noch ein kleiner Bub war. Immer hast du mir von den kleinen und großen Dingen erzählt, die uns umgeben und unsere Welt ausmachen. Obgleich deine Augen sie nicht mehr sehen konnten, führten mich deine Worte in die Wunderwelt der Tiere und Pflanzen ein. Du hast ihr Aussehen so bildhaft geschildert und mir von ihrer Lebensweise erzählt. Du hast es verstanden, meine Augen ihren Schönheiten zu öffnen. Als ich größer wurde, lehrtest du mich die Menschen erkennen, und oft war ich erstaunt, ja erschrocken über die Sicherheit, mit der du sie einzuschätzen, zu charakterisieren wußtest. Das war immer ein großes Rätsel für mich. Da habe ich mich oft gefragt, ob deine Erinnerung wirklich so stark und lebendig ist, oder ob alles nur ein für dich notwendiger Selbstbetrug war. Verzeih mir bitte", murmelte er und schaute sein Gegenüber erschrocken an.

Der Alte nickt nur und sagt mit seiner klaren Stimme: „Im Anfang habe ich mir diese Fragen oft selbst vorgelegt, und es hat viele Stunden des Zweifelns gegeben. Aber schon längst weiß ich, daß ich keinen Selbstbetrug beging."

„Diese Antwort hatte ich von dir erwartet, besser gesagt, erhofft, denn ich konnte es mir einfach nicht anders vorstellen. Doch kürzlich sprachen wir in einem kleinen Kreis meiner Altersgenossen darüber, ich kann nicht einmal sagen, wie wir darauf gekommen sind. Da wurde mir rundheraus erklärt: Ein völliges Miterleben und Mitempfinden kann es in diesem Falle nicht geben, da das



Schon mancher Nichtsehende hat bewiesen, daß er nicht nur die Form einer Sache erfassen, sondern sogar die gestaltete Idee mit den Händen zu „begreifen" vermag. *2 Fotos: L. Kasmehl*

ausfallende Sinnesorgan nirgends einen vollwertigen Ersatz findet. Sein Verlust ist eine nüchterne Realität, und jedes Hinwegtäuschen über diese Tatsache muß daher eine Flucht vor der Wirklichkeit sein."

„Ja und –" meinte der Alte ruhig, „was findest du an dieser Feststellung so absonderlich? Sie ist nur nicht vollständig und deshalb auch nicht richtig. Obwohl mir der unmittelbare optische Eindruck fehlt, lebe ich auch weiterhin inmitten meiner Umwelt. Wenn ich sie auch selbst nicht mehr sehen

kann, hat sich doch von den ihr eigenen Ausdrucksformen nichts geändert."

Nur zögernd stimmte der Junge zu: „Ja, du hast es mir oft genug erklärt, daß die Eindrücke aus jener Zeit, als du noch sehen konntest, stark und lebendig in dir wären und damit deiner Vorstellungskraft immer wieder neue Nahrung gäben."

„Mein lieber Junge, du vergißt vollkommen, daß ihr alle, deine Großmutter, Vater und Mutter, ja du selbst, durch eure Schilderungen helft, mein verblassendes Erinnerungsbild immer wieder aufzufrischen. Stets habe ich euch gebeten, mir von unserer Umwelt zu erzählen, damit ich bewußt in ihr lebe. Außerdem haben die Dinge um uns herum viele Erkennungsmerkmale, seien sie nun akustischer Natur oder sonstwie geartet. – Und dann vergißt du diese hier!" Und damit streckt er ihm seine Hände entgegen.

„Verzeih mir bitte", murmelte der Junge, „ich wollte dir bestimmt nicht wehtun, aber...?" „Du verletzt mich nicht", unterbricht ihn der alte Mann lächelnd, und seine Stimme bekommt einen warmen Klang. „Ich kenne diese Welt gut, habe ich sie doch einst sehend erleben können. Wenn ihr uns jedoch begreifen wollt, scheitert ihr meist schon am Anfang des Weges Dabei ist es euch selbst in eure Hände gegeben, dem wenigstens einen Schritt näherzukommen. Früher, als der Mensch noch gezwungen war, alle Gegenstände mit seinen eigenen Händen herzustellen, oft nur mit wenigen Hilfsmitteln, die zudem durch die Beschaffenheit und Struktur des Materials bedingt waren, wurden selbst die Dinge des täglichen Gebrauchs so geformt, daß sie sich den besonderen Ansprüchen der Hand völlig anpaßten."

„Heute, da die Maschinen diese Arbeit weitgehend übernommen haben, ist das fertige Werkstück der menschlichen Hand oft fremd, ja unangenehm. Es geht keine Vertrautheit von ihm aus, die Hand vermißt die



Sitzender Mann. Federzeichnung von Günther Barthel

sich einschmiegende Form. Die mit raffinierten Mitteln geglättete und polierte Oberfläche des Materials spendet nicht mehr jene Wärme, die der Hand wohltut, die ihr angenehm ist."

Der Junge schaut ihn mit einer Mischung von Nachsicht und Verwirrung an, doch der Alte fährt fort: „Das ist der Gang der Zeit. Niemand kann ihn aufhalten, und niemand darf und kann sie zurückdrehen. Ich meine aber, da die Hand des Menschen nicht mehr wie früher, so ganz selbstverständlich, liebkosend über die Gegenstände hingleitet, er sie vielmehr fast nur noch mit seinen Augen betrachtet, ist die Möglichkeit einer vollkommenen Formerfassung fast völlig verschüttet. Der Käufer sieht die Ware oft nur noch an und schätzt ihren Wert nach ihrer rein optischen Wirkung Und das nicht nur bei den Dingen des Hausrats, sondern leider auch bei jenen kleinen Kostbarkeiten, die unser Herz erfreuen sollten und es so nur noch unvollkommen tun"

Er erhebt sich aus seinem Sessel, mit wenigen sicheren Schritten hat er den Schrank erreicht und entnimmt ihm eine schlanke Vase Wie ein aufblühender Kelch strebt sie empor, matt schimmert das Porzellan „Sieh einmal her, du kennst diese Vase doch?" Freilich, der Junge kennt sie wohl. Schon immer hatte er sich an dieser wunderbaren Arbeit erfreut Er liebte sie nicht nur ihres Glanzes wegen, sondern auch wegen ihrer anmutig schwingenden Linien.

„Hast du sie schon einmal in deine Hände genommen und dann die Form nicht nur ihren sichtbaren Konturen nach beurteilt, sondern den Körper wirklich körperhaft in dich aufgenommen? Diese gewölbten, schwingenden Flächen sind in ihrer Harmonie von eines Menschen Hand geschaffen, schöpferisch aus dem gestaltlosen Material geformt. Aus der Idee geboren, vom Auge nur unvollkommen unterstützt, hat die Hand des Künstlers seiner Sehnsucht nach Schönheit diese Form gegeben. Was wäre berufener, dem Sinn dieser Formgebung nachzuspüren, als wiederum Hände?" Und langsam fährt er mit zärtlich tastenden Fingern der schwingenden Form nach, legt beide Hände um sie und hebt sein Gesicht fragend dem Enkel zu.

„So habe ich es noch nie betrachtet, und du magst wohl recht haben, aber . . ."

„Dein ‚aber' zielt wohl auf jene Ausschmückungen hin, die oft den Flächen der Form aufgetragen werden? Nun, sie können den Wert steigern und dem Betrachter den Kunstgenuß erhöhen, doch trifft das nicht immer zu. Oft verbirgt die Farbe oder das schmückende Muster die Form und täuscht das Auge, verwirrt es nur. Nimm in solchen Fällen das Stück in deine Hände und lasse sie nach dem Ausdruck suchen, der dir verborgen blieb. Du wirst schon bemerkt haben, daß edle Formen auf jedes Beiwerk gut verzichten können, daß selbst ihre Umgebung bewußt zurücktreten muß, um ihre Harmonie nicht zu stören."

Er stellt die Vase behutsam auf ihren Platz zurück und nimmt eine dickbauchige, mit bunten Blumen bemalte zur Hand, hält sie hoch, meint lächelnd: „Und das ist nun eine derbe, urwüchsige Form. Sie trägt auf ihrem runden Bauch, der förmlich einen Ausdruck überquellender Kraft und Lebensfreude darstellt, große, bunte Blumen. Man spürt die dick aufgetragenen Farben. Auch das empfinde ich als Kunst, wenn auch nicht so anspruchsvoll wie jene andere, doch ursprünglich, klar und echt in ihrer Aussage."

„Nun gut", schaltet sich der Enkel ein, „bei Vasen und dergleichen mag das ja angehen Doch es gibt ja auch eine ganze Reihe von künstlerischen Ausdrucksmitteln, die wohl plastisch sind, ihre volle Wirkung aber nur dem sehenden Betrachter offenbaren." Verneinend schüttelt der Alte seinen Kopf, der sich nur noch undeutlich im Halbdunkel des Zimmers abzeichnet

„Gar so ausschließlich würde ich das nicht fassen, das ist doch sehr unterschiedlich Hier ist eine kleine Holzfigur. Es ist eine Schnitzerei und stellt ein junges Pferd dar, ein Füllen also Wenn du mit deinen Händen den Gesamteindruck erfassen willst – du mußt dabei nicht hinsehen, nur die Fingerspitzen versuchen die Form zu erspüren –, vermagst du nicht sofort zu sagen, was sie darstellt und worin ihr Ausdruck liegt. Viel Geduld mußt du haben und jeder Partie nachspüren, dann wirst du staunend erleben, wie sich alle Einzelheiten, die sonst nur dem aufmerksamen Betrachter auffallen, auch deinen Händen und damit dir selbst offenbaren. Und wenn du so die ganze Figur abtastest und erfaßt, erkennst du plötzlich nicht nur das dargestellte Tier, den aufgezeigten Bewegungsstand, die Schönheit der Gestalt, sondern auch, was die gestaltende Hand des Künstlers mit seinem Werk zum Ausdruck bringen wollte."

Er nimmt die Totenmaske Beethovens von der Wand, legt sie vor sich auf den Tisch, und tastend fahren die Hände über Jochbögen, Nase Mund und Kinn, dann wieder hinauf zur Stirn Sie umspannen diese Schale, die einst jenen Feuergeist umschloß, der so unschätzbare Werte schuf und sie der ganzen Menschheit schenkte

„Schatten und Lichtreflexe täuschen und verwirren oft, sie lassen damit einen unechten Ausdruck zu. Die geschickt an-

gewandte Beleuchtung ist ein Mittel der Illusion. Klarer, eindeutiger und damit überzeugender ist die Form ohne die Schlacke des optischen Betrugs. Nur so kann man diesen Gewalten wirklich nahekommen, ihre Schöpfungen begreifen und sich dankend neigen."

Da begehrt der Junge auf. Zweifel und Bangen liegen in seinen Worten: „Dann meinst du also: Nur die Form allein vermag Edles und Schönes auszudrücken? Soll ich nun immer meine Augen schließen und nur noch die Werte gelten lassen, die ich mit meinen Händen greifen kann?"

Tiefernst, doch mit verhaltener Zärtlichkeit, legt der alte Mann seine suchende Hand auf die Schulter des Erregten, drückt ihn, der aufgesprungen ist, sanft zurück und sagt begütigend: „Nein, mein Junge, das sollst und darfst du nicht. Das Leben in und um uns ist so vielgestaltig, da gibt es keine Ausschließlichkeiten. Freue dich der Farbenpracht und freue dich der Formen, wenn sie sich deinen schönheitssuchenden Augen darbieten. Doch prüfe die Formen auch, versuche sie mit deinen Händen zu erfassen. Dieses kleine Wort ‚erfassen' spricht doch alles klar aus. Versuche nie, mit dem Verstand der Kunst beizukommen, der führt dich nur in Sackgassen, aus denen du allein schwerlich herausfindest."

Der Junge schweigt, die Hand des Alten gleitet liebkosend über die Maske des großen Musikers, die noch immer vor ihm liegt. Draußen ist es Nacht geworden. Der Mond wirft seinen silbernen Schein ins Zimmer, taucht beider Gesichter hinein – und verjüngt damit die Züge des Alten so sehr, daß sie denen des Enkels gleichen. *FK*

Ad maiorem Dei gloriam

Wie ein Kriegsblinder Organist und Chorleiter wurde

Nach meiner Verwundung im Dezember 1944 und meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft im Sommer 1945 stand ich, wie viele meiner kriegsblinden Kameraden, vor dem Trümmerhaufen meines jungen Lebens. Mein Wunsch, Architekt oder Diplomingenieur zu werden, ließ sich nicht mehr verwirklichen. Aber wie konnte ich mir nach 18 Jahren des Lichtes, der Blumen und Bäume, des glitzernden Wassers, der Regenbogen und weiten Horizonte, nach diesen 18 sonnendurchfluteten Jahren der Kindheit und Jugend, denen der orangerote Feuerball einer Granatexplosion ein jähes Ende bereitet hatte, nun in der Dunkelheit ein zufriedenes und erfülltes Leben aufbauen? Lange grübelte ich, machte Pläne und verwarf sie wieder. Irgend etwas schwebte mir vor, bei dem ich meinen Wunsch nach konkretem Gestalten verwirklichen konnte, denn eine abstrakte, rein gedankliche Tätigkeit liegt mir nicht. Zunächst ging ich einmal daran, die Blindenschrift und das Maschinenschreiben zu erlernen. Ich besorgte mir ein Buch in Brailleschrift und hatte bald die Buchstaben und Kürzungen herausgeknobelt. Mit der Zeit ging das Leben ganz leidlich, jedoch ohne eine gewisse Fertigkeit im Lesen und Schreiben war nicht weiterzukommen. Nun, wenn man jung ist, fällt einem vieles leichter, und bald hatte ich diese Hürde genommen. Aber noch immer suchte ich nach einer befriedigenden Tätigkeit.

Allmählich reifte in mir der Gedanke, mich auf das Gebiet der Musik zu wagen. Die Orgel als Königin der Instrumente hatte mich schon immer angezogen. Klavierspielen, und das ist die Voraussetzung, wenn man sich an der Orgel versuchen will, konnte ich nicht. Violinunterricht hatte ich zwar als Junge einige Zeit gehabt, aber da ich lieber Radioapparate zusammenbastelte und Filme entwickelte, als zu üben, kam ich nie über ein bescheidenes Gekratze hinaus, so daß unsere Katze immer das Weite suchte, wenn ich anfing. Mit der Unbekümmertheit der



Üben, üben und nochmals üben heißt es für den kriegsblinden Organisten, der hier an seiner Hausorgel sitzt und die schwierige Passage eines Orgelwerks von Johann Sebastian Bach einübt.

Jugend begann ich nun. Zunächst lernte ich noch die Blindennotenschrift. Sie besteht aus den gleichen Punktkombinationen wie die Brailleschrift für Bücher, nur haben die Zeichen eine völlig andere Bedeutung. Es sind so viele, daß alle Phrasierungs-, Fingersatzzeichen und so weiter dargestellt werden können. Ein Ablesen während des Spielens ist natürlich unmöglich, da ja die Zeichen der Blindenschrift mit den Fingern abgelesen werden müssen. Jedes Klavier- oder Orgelstück muß daher auswendig gelernt werden.

Ich siedelte nach Heidelberg über und besuchte dort das Evangelische Kirchenmusikalische Institut. Dort wurde ich freundlich aufgenommen von dem damaligen Leiter, Herrn Professor Hermann Poppen, der mich trotz meiner nicht vorhandenen Klavierkenntnisse als Schüler annahm. Mit Feuereifer ging es nun an die Arbeit, die oft sehr schwer und hart war. Tonleitern und Fingerübungen kamen zuerst, dann kleine Stücke von Bach, Mozart, Haydn, Beethoven, später die Bachschen Inventionen, das Wohltemperierte Klavier, dann die Orgelwerke von Bach, Buxtehude, Lübeck, Johann Gottfried Walther und anderes mehr. Daneben besuchte ich die Vorlesungen über Musikgeschichte, Orgelbau, die Unterrichtsstunden für Harmonielehre, Kontrapunkt, Gehör- und Stimmbildung. Später wechselte ich an das inzwischen gegründete Bischöfliche Institut für Kirchenmusik in Mainz über, um meine Kenntnisse in Gregorianischem Choral und katholischer Liturgie zu erweitern. Besonderer Wert wurde hier auf das freie Spiel, das Improvisieren, gelegt, das ja für mich von ganz besonderer Bedeutung ist. Im katholischen Gottesdienst läßt sich Orgelliteratur nur in begrenztem Umfang verwenden. Zwei-, drei- und vierstimmige Vor-, Nach- und Zwischenspiele sowie die Technik des vierstimmigen Satzes zur Begleitung der Gemeindelieder wurden geübt, zur Aufgabe gestellt und mußten zur Korrektur vorgelegt werden. Da ja nun mit der Blindennotenschrift außer mir niemand etwas anfangen konnte, mußte ich meiner Frau – ich hatte inzwischen geheiratet – die von mir aufgezeichneten Stücke diktieren. Sie brachte diese dann in normaler Notation zu Papier, so daß der sehende Lehrer meine Arbeiten korrigieren konnte. Meine Freude und Genugtuung wird man sich vorstellen können, als ich schließlich – und das als einziger Blinder – meine Prüfung mit der Gesamtnote „sehr gut" ablegen konnte.

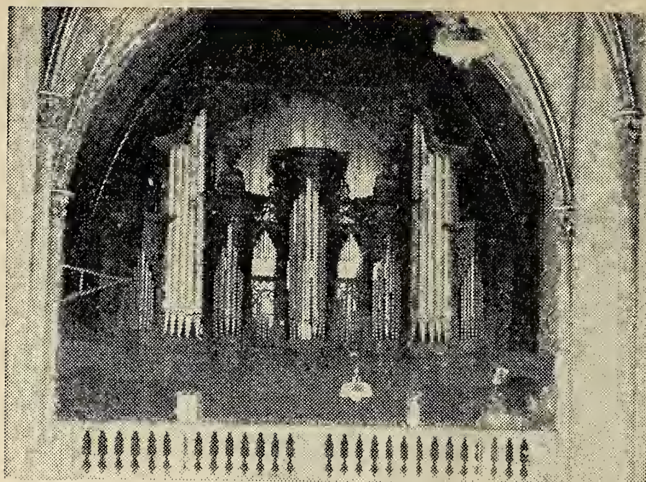
Seit neun Jahren bin ich nun Organist an der Liebfrauenkirche in Worms, die, ganz umgeben von Weinbergen, dem berühmten Wein seinen Namen gegeben hat. – Wer kennt nicht den Namen „Liebfrauenmilch"? –

Hier also bin ich tätig.

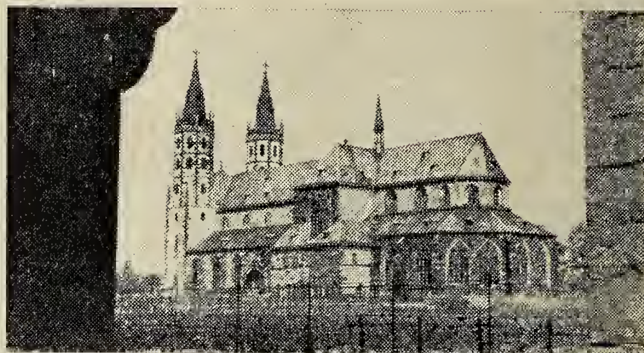
Zum Üben und zu einfachen Gottesdiensten, bei denen ich keine sehende Hilfe brauche, führt mich meist mein Hund „Assi" Er liegt dann stundenlang neben dem Spieltisch und hört interessiert zu oder schläft. Manchmal lugt er auch ganz neugierig durch die Ballustrade und beäugt die Gläubigen, die sich da unten so andächtig versammelt haben. Man sieht, es geht den Hunden wie den Menschen. Im feierlichen Gottesdienst, bei dem ich buchstäblich alle Hände voll zu tun habe, bedient ein Sehender den elektrischen Nummernanzeiger und gibt mir kurze Hinweise über das Geschehen am Altar.

Einmal in der Woche gebe ich auch Singstunde für die Knabenschola, die mit ihren Gesängen zur Verschönerung des Gottesdienstes beiträgt. Das ist zwar manchmal schon etwas anstrengend, aber wenn dann zum Beispiel an Weihnachten die Buben mit ihren hellen Stimmen das Weihnachtsevangelium verkünden, ist man für alle Mühe entlohnt.

Oftmals schon kam mir der Gedanke, daß ich nun eigentlich gar nicht so weit von meinem ursprünglichen Berufsziel entfernt eine Tätigkeit gefunden habe, die mich wirk-



„Wie die Orgelpfeifen" stehen die Orgelpfeifen nebeneinander aufgereiht. Von ihnen geht der Klang des königlichen Instruments aus, der bei den Gottesdiensten das weite Kirchenschiff durchflutet.

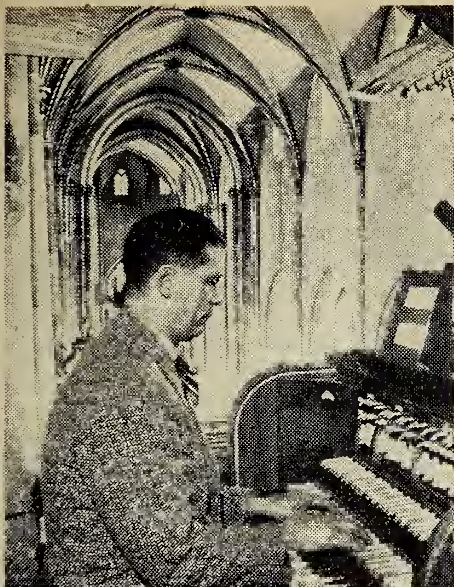


Das ist die Liebfrauenkirche in Worms, die dem ringsum wachsenden köstlichen Tropfen den Namen „Liebfrauenmilch" gegeben hat.



Auch die Leitung dieses Knabenchores ist unserem Kameraden K. anvertraut. Das ist eine Aufgabe, die den Schwierigkeiten des Orgelspiels gewiß in nichts nachsteht. Auch sie zur vollen Zufriedenheit aller zu lösen, bedeutet für den kriegsblinden Organisten eine ganz besondere Genugtuung.

4 Fotos: Ochßner



Es gehören sehr viel Können und ein großes Moß on Konzentration dazu, sich on diesem vielgestaltigen Spieltisch der großen Kirchenorgel mit ihren Monuolen und Registern als guter Organist zu erweisen.

lich befriedigt. Oder ist nicht ein Orgelpunkt in einer Bachfuge wie das Fundament, über dem sich eine Kathedrale von Polyphonie und Harmonie erhebt? Wenn es mir gelungen ist, ein gutes Choralvorspiel zusammenzubauen, finde ich, daß ein Architekt, der einen gelungenen Entwurf für ein Haus vor sich liegen hat, eigentlich auch nicht mehr Freude daran haben kann als ich an meinem Stück. Oder sollte in unserer Zeit der materielle Gewinn einer Sache der einzige gültige Maßstab sein? W. K.

So sieht der Geistliche seinen Organisten

Zu dem Bericht unseres Organisten, des Herrn Walter Koblitz, möchte ich als Pfarrer der Liebfrauen-Gemeinde noch einige Worte hinzufügen.

Vor eineinhalb Jahren habe ich die Pfarrei Liebfrauen in Worms übernommen. Sie bringt als Stadtrandpfarrei viele seelsorgliche Probleme und Schwierigkeiten mit sich. Aber bei allem Unangenehmen ist mir der Organistendienst unseres Herrn Koblitz eine ständige Quelle ehrlicher Freude. Sein Dienst zeichnet sich aus durch Treue und Zuverlässigkeit. Und sein Spiel an der Orgel erfreut nicht nur mich, sondern jeden, der zu unseren Gottesdiensten kommt.

Dabei begleitet Herr Koblitz nicht nur mit großem Einfühlungsvermögen die dem Kirchenjahr entsprechenden Gesänge, sondern er müht sich auch mit wirklichem Erfolg, Werke großer Meister der Orgel zum Gotteslob und zur Erbauung der Gläubigen erklingen zu lassen. Kaum einer von denen, die sich über ein von Herrn Koblitz gespieltes Händelsches Orgelkonzert erfreuen, wird ahnen können, welche Mühe und Geduld notwendig sind, bis unser blinder Organist ein solches Orgelwerk exakt und auswendig spielen kann. Darum ist die Dankbarkeit der Wissenden ihm gegenüber groß.

In gleicher Weise müht er sich hingebend und treu um die Ausbildung unserer Sängerknaben. Wegen seines Könnens und seiner pädagogischen Fähigkeiten schätzen ihn die Buben sehr und erfreuen ihn und die Gemeinde mit ihren frischen, klaren Stimmen.

Manch einer – auch über die Grenzen unserer Pfarrgemeinde hinaus – bewundert Herrn Koblitz wegen seines guten Orgelspiels, aber auch ganz im stillen wegen der Art und Weise, mit der er sein schweres Los gottergeben trägt und sich immer wieder neu müht, sein Schicksal im Glauben zu überwinden. *L. Veith*

Alle Tage aufs neue

Auch Bitterkeit und Ärger gehören zum Kriegsblinden-Alltag

Blind durchs Leben gehen zu müssen, ist ein hartes Los. Aber es wäre leichter zu ertragen, wenn es die sehenden Mitmenschen nicht noch schwerer machen würden. Ob sie es gedankenlos tun oder nicht, die verletzende Wirkung ist gleich. Sie muß durch ein ganzes, langes Menschenleben immer wieder von neuem verspürt und ertragen werden als eine bittere Begleiterscheinung des Blindseins. Und wie leicht wäre sie zu vermeiden!

Ich bin mit meinem vierbeinigen Begleiter auf der Straße. Nur das Getöse ihres lebhaften Verkehrs dringt zu mir. Menschen scheint es auf ihr nicht zu geben. Als Sehender konnte ich mich des Grüßens und Dankens nicht genug tun. In einer mittelgroßen Stadt kennen schließlich die meisten Leute einander. Und jetzt erreicht nur selten, ganz selten ein lauter Gruß mein Ohr. „Der sieht uns ja nicht!" denken die meisten, die mich gewiß gut kennen und stumm an mir vorübergehen. „Der sieht uns nicht!", denken sie, und unter den vielen Menschen wandere ich allein in meiner Nacht, alle Tage und jeden Tag aufs neue.

„Schau, ein Blinder!". höre ich oft hinter, neben oder vor mir sagen. Es sind nicht nur helle Stimmen unverständiger Kinder. „Der sieht uns ja nicht!" meinen ihre Träger und glauben, daß ein Blinder zugleich auch taub sein müsse. Man kann also ruhig und lautstark seine Meinung äußern. Soll ich mich trösten, daß ich so leicht nicht übersehen werden kann, alle Tage und jeden Tag aufs neue?

Jemand findet sich bewogen, mich anzusprechen: „Nun raten Sie einmal, wer ich bin!" ertönt zur Einleitung die freundliche Aufforderung. Warum nicht ein wenig Blindekuh spielen, wie es Kinder gerne tun? Öfter gehörte Stimmen auch ohne besondere Prägung bereiten mir keine Schwierigkeiten. Aber diese Stimme! Ich zerbreche mir den Kopf, ich werde unruhig, unsicher, verlegen, ich rate natürlich verkehrt. Ich fühle mich wie ein ertappter Schuljunge, der seine Aufgabe nicht kann. Kurz und gut, es ist alles getan, eine peinliche Stimmung zu erzeugen und auf beiden Seiten das begreifliche Bestreben zu wecken, eine ungemütliche Unterhaltung sobald wie möglich zu beenden. „Die Blinden sind doch merkwürdige und scheue Leute, man merkt, daß sie nicht sehen können, das wirkt sich überall aus!", denkt der andere, und wenn er künftig einen Blinden sieht, geht er stumm an ihm vorüber.

„Sehen Sie gar nichts, sind Sie ganz blind?" Wie oft hörte ich schon diese Fragen, und zu meinem eigenen Bedauern muß ich immer wieder zugeben, daß ich gar nichts sehe und daß ich stockblind bin. Nun ja, es ist einmal so, und es ist nichts mehr daran zu ändern. Ich weiß es seit langem, und der Frager weiß es, seitdem er mich gesehen, sonst hätte er nicht nach Gewißheit geforscht. Was er wohl von der ausdrücklichen Bestätigung und Vergewisserung hat? Verbirgt sich in der Frage das um Ausdruck ringende Mitleid? „Sehen Sie denn gar nichts?" Soll diese Frage ein Schreckensausruf sein darüber, daß so etwas möglich ist? Ich lege mir alle diese Fragen im Innern meines trauernden Gemütes vor, muß im übrigen aber bejahen, daß es so etwas gibt. Deswegen könnte ich mich eigentlich selbst bemitleiden und vor mir selbst erschrecken. Das alle Tage und jeden Tag aufs neue, sooft es eben einem meiner lieben Mitmenschen gefällt.

„Das muß doch schrecklich sein, wenn man gar nichts sehen kann! Nur das nicht, lieber tot!". meinen andere Gemütsathleten. Ich finde das ja auch. Ich kann mich deshalb aber doch nicht umbringen. Früher einmal wollte ich es vielleicht tun, seinerzeit nach der Verwundung. nach der Rückkehr aus dem Felde, als mir die völlige Gewißheit meines künftigen Schicksals ward. Jetzt ist aber nichts mehr zu ändern, und so kann ich mich leider dieser häufigen, so viel freiwilliges und offenes Zugeständnis enthaltenden Feststellung nur anschließen. Jeden Tag aufs neue! Schade nur, daß mir dabei gar nicht geholfen ist, und ich wäre doch so froh, wenn ich diese Plage endlich los wäre. So aber ist es fast zuviel des gedankenlosen Mitleides, das sich gewissenhaft müht, alle Tage und jeden Tag aufs neue nachdrücklichst an das zu erinnern, was ich eigentlich schon selbst weiß. Es ist schrecklich, gar nichts zu sehen und noch schrecklicher, nun durch ein ganzes Leben lang anhören zu müssen, was keine Macht der Erde mehr anders machen kann. „Lieber Mitmensch, weißt du dem Blinden wirklich nichts anderes zu sagen? Du willst ihm doch eigentlich sein Los erleichtern? Glaubst du, das mit, wenn auch ungewollten, steten Taktlosigkeiten bewerkstelligen zu können, und zwar jeden Tag aufs neue?"

Meine Frau und ich sind mit einem Dritten in der Unterhaltung. Er glaubt besonders rücksichtsvoll gegen mich sein zu müssen, denn immer wendet er sich mit seinen Worten an meine Frau, auch wenn sie mir gelten. Ich bin ihm so eine Art Statue, an der man vorbeispricht, und wer es beim Reden mit dieser ganz richtig machen will, der tue es in der dritten Person. Denn eine Statue sieht bekanntlich nicht und besitzt demnach kein Leben. Man kann also nicht mit ihr sprechen, wohl aber über sie. Dabei fällt manches auch für sie ab. Und dies alle Tage aufs neue!

„Ei, wie schön der Hund seinen Herrn führt und wie er nur immer weiß, wohin er mit ihm gehen muß! So ein braver Hund! Ja, es gibt gar gescheite Tiere!" Alle Tage kann ich so etwas hinter mir hören, und ich begreife auch, daß es bei einem Wunder keinen Wert hat, weiter darüber nachzudenken und es gar erklären zu wollen. Der Feststellung vom Dasein so gescheiter Tiere stimme ich begeistert zu mit der Erweiterung, daß Tiere manchmal gescheiter sind als menschliche Wesen, die sich getrauen, einem Tier mehr Verstand zuzugestehen als einem Menschen, weil dieser nicht sehen kann. Und wie der Hund weiß, wohin er mit mir zu gehen hat? Ja, das sage ich ihm einfach, er hat doch lesen gelernt. Wenn auch vorerst nur die großen lateinischen Buchstaben, über den kleinen ist er noch. Ich sage dies manchmal dem Frager mit ernster, feierlicher und auch wichtiger Miene, hinter der sich der Schalk nicht ganz verstecken kann. Das schadet gar nichts. Ich begegne fast immer staunenden, sich heftig wundernden und manchmal sogar ungläubigen Hörern, aber fast nie solchen, die meinen Schalk und den Unsinn ihrer Fragerei erkennen.

Nun, der blinde Mensch ist in seiner körperlichen Bewegungsfreiheit gehemmt. Der ausgebildete Führhund soll ihm diese Fessel sprengen helfen. In dieser Arbeitsgemein-

schaft zwischen beiden hat der Mensch die geistige Führung. Er weiß stets, wo er sich befindet und wohin er gehen will. Das Tier hilft ihm, den gewünschten Weg zu gehen. Es weicht den Hindernissen aus, wo das nicht möglich ist, zeigt es sie an. Es läßt im Ziehen nach und bleibt vor ihnen stehen. Das ist das ganze Geheimnis der immer wieder bewunderten Arbeitsgemeinschaft. In diese schalten sich manchmal hilfsbereite Menschen unaufgefordert ein. Sie geben den Weg frei und helfen so dem Hund in seiner Führarbeit. Sie rufen seinem Herrn, wenn er eine Straßenüberquerung wagt, aufmunternd zu: „Straße frei!“ Vergnügt darf ich das immer wieder einmal erleben.

„Die Blinden haben ein Tastgefühl, das ans Wunderbare grenzt und hören können sie, viel schärfer als ein Sehender. Ihr Gefühl ist so fein, daß sie den Zeitungsdruck ertasten und lesen können.“ Das höre ich zwar nicht alle Tage, aber doch ziemlich oft. Ich wollte, es wäre so! Aber so sind die Menschen: Entweder sie trauen dem Blinden gar nichts zu oder sie halten ihn für ein Wundertier, das Unmögliches vollbringen kann!

Ist es wirklich so schwer für die Sehenden, im täglichen Umgang mit Blinden das Rechte zu treffen und ein natürliches Verhältnis zu schaffen, das die Sehenden ohne weiteres unter sich haben und das Blinden gegenüber nur vereinzelt angetroffen wird?

Denke immer daran, lieber Mitmensch, und sage es dir alle Tage: „Der Blinde ist ein Mensch wie du, auch wenn er nicht sehen kann! Unterlasse es, zu ihm von seinem unabänderlichen Schicksal zu sprechen, denn noch so häufiges Darüberreden schafft es nicht aus der Welt! Der Blinde will so behandelt sein, wie du es möchtest, wenn du an seiner Stelle wärst! Handle danach und du wirst im Umgang mit Blinden stets das Rechte treffen und deine Freude daran haben, alle Tage aufs neue!“ *H. Schmalfuß*

Das gehörnte Ungeheuer

Zu jener Zeit, als ich diese kleine Episode erlebte – es sind nun ungefähr 50 Jahre her –, war ich Lehrling in einem Exportgeschäft in Hamburg. Unser Hauptabnehmerland war Finnland.

Es war Ende Januar. Unser Reisender war vor einigen Wochen nach Finnland abgefahren, um unsere Kunden zu besuchen. Eines Tages erhielt ich von ihm eine Karte

mit der Nachricht, daß er Rengeweihe gekauft und nach Hamburg verladen habe. Er bat mich, diese Geweihe, sobald das Schiff in Hamburg eingetroffen sei, abzuholen und sie seiner Frau nach Marienthal hinauszubringen, wo seine Wohnung lag. Marienthal war ein Stadtteil des seinerzeit zu Preußen gehörenden Städtchens Wandsbek und von diesem nur durch das „Wandsbeker Gehölz“ getrennt. Dieses Gehölz hat Matthias Claudius in seinem herrlichen Gedicht „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar. Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel, wunderbar“ so treffend besungen.

Als ich von der Reederei die Mitteilung erhielt, daß der Dampfer eingetroffen sei und man die Geweihe ausgeladen habe, ging ich zum Schuppen in den Freihafen. Dieser Schuppen lag über eine halbe Stunde Weges von der Zollgrenze entfernt. Außer den Fähren gab es im Freihafen keine Verkehrsmittel. Da es schon spät war und die Fähren um diese Zeit nur alle Stunde fuhren, blieb mir nichts anderes übrig, als zu Fuß zu gehen. Wie groß war aber mein Entsetzen, als ich die riesigen, weit ausladenden Geweihe mit ihren großen Zacken sah. Ich war damals nur ein kleines, schmächtiges Kerlchen von nicht einmal 1,60 m Größe, so daß mir die Geweihe, als ich sie über die Schultern hängte, bis zu den Knien gingen. Da, wie erwähnt, die Fähren nur alle Stunden fuhren und ich gerne jenes Zollamt passieren wollte, in dem ich bekannt war – ich hatte als Lehrling fast täglich im Freihafen zu tun –, blieb mir nichts anderes übrig, als die unhandlichen und schweren Geweihe über die Schultern zu hängen und zu Fuß zu gehen. Zu allem Unglück fiel noch ein nasser, wässeriger Schnee; es war ein richtiges Hamburger Schmuddelwetter. Meine Handschuhe waren bald durchnäßt, mich fror entsetzlich, und ich war froh, als ich das Zollamt erreichte und mich ausruhen und

aufwärmen konnte. Ich war deshalb auch in keiner Weise böse darüber, daß alle Zollbeamten, die gerade frei hatten oder sich freimachen konnten, herbeikamen, um die Geweihe zu bestaunen, obwohl die Formalitäten schnell erledigt waren. Da ich die direkte Straßenbahnlinie nach Wandsbek nehmen wollte, um ein Umsteigen mit den unhandlichen Geweihen zu vermeiden, hatte ich noch einmal rund eine halbe Stunde zu gehen. Was mich nun erwartete, hatte ich mir nicht träumen lassen. Kein Straßenbahnfahrer, kein Schaffner nahm mich mit, weil die Gefahr bestand, daß die übrigen Fahrgäste ihre Kleidung an den spitzen Geweihen beschädigen könnten.

Es blieb mir also nichts anderes übrig, als meine Geweihe wieder über die Schultern zu hängen und den 7 km langen Weg zu Fuß zurückzulegen. Endlich erreichte ich den Marktplatz in Wandsbek und bog dort in das Gehölz ab. Es hatte aufgehört zu schneien. Das Gehölz lag menschenleer und fast dunkel da. Lediglich auf dem Hauptweg brannten in weiten Abständen dürftige Petroleumlampen und verbreiteten ein spärliches Licht. Da ich hier nun niemand mehr belästigen konnte und mich beide Schultern schon heftig schmerzten, legte ich mir die Geweihe um den Nacken, so, wie man kleine Kinder auf den Schultern reiten läßt. Die Spitzen der Geweihe zeigten jetzt zum Teil nach vorne, zum Teil mehr nach oben und verdeckten mein Gesicht so, daß ich gerade noch durch die Zacken hindurchsehen konnte.

Ich hatte schon fast die Hälfte des Gehölzes hinter mir, als ich die Stimmen von zwei Frauen und einem Kinde hörte, die mir da entgegenkamen. Fast zu gleicher Zeit betraten wir aus entgegengesetzten Richtungen den Lichtschein einer Petroleumlaterne. Als die anderen mich erblickten, stießen sie wie aus einem Munde einen gellenden Angstschrei hervor, jagten in wilder Hast davon, und noch lange hörte ich ihre Entsetzensschreie. Erstaunt über diese Flucht, blickte ich mich um, und als ich meinen Schatten sah, begriff ich alles. Mein Kopf war völlig verdeckt, und unter den riesigen Geweihen war auch sonst fast nichts mehr zu sehen. Die drei Flüchtenden mußten mich für ein wildes Tier oder ein Ungeheuer gehalten haben, das irgendwo entsprungen war.

Bald darauf erreichte ich mein Ziel, gab die Geweihe ab und ging schnell zur Haltestelle der einzigen noch in Hamburg vorhandenen Pferdebahn, um dann in die Straßenbahn umzusteigen und nach Hause zu fahren. Noch heute muß ich schmunzeln, wenn ich an diese Geschichte denke. Für was für ein Ungeheuer mögen die guten Leute mich damals wohl gehalten haben, vielleicht für ein Riesenstachelschwein oder irgendein Fabelwesen aus grauer Vorzeit?

Karl Lahmann



Zur Nacht trat das große Schweigen

Der Schicksalsweg eines Kriegs-Taubblinden

Mehr Lautstärke! Ich verstehe mein Diktat nicht mehr, lauter! – Die Worte verschwimmen. Selbst beim äußersten Anschlag des Tonreglers dringt die gewohnt feste Stimme meines „Diktators" nur noch verzerrt und immer leiser aus dem Hörer. Was ist bloß wieder los?

Schon den ganzen Morgen will es nicht so recht, wohl wieder ein „schlechter Tag" bei diesem feuchten Wetter nach der eben überstandenen Grippe. Diese Gehörschwankungen kenne ich, doch nun hat anscheinend auch noch das Diktiergerät einen Schaden. Rasch schreibe ich aus dem Gedächtnis meinen letzten Brief zu Ende: „... Mit freundlichen Grüßen – Ihre Firma .." Ich schalte Maschine und „Dimafon" ab, spanne aus. Ein Griff nach dem Hörapparat an meiner Jacke Gleich wird der Schalter knacken, ich werde „da sein" und der Panne auf die Spur gehen können. So in Gedanken stecke ich also den anderen Kleinhörer ins Ohr und ... entsetzlich! Mein treues „Horchgerät", das doch vorhin noch intakt war, gibt nur noch ein hämmerndes Prasseln von sich, ganz im Rhythmus der hinter mir tippenden Schreibmaschine. Zur Kontrolle spreche ich einige Worte laut ins Mikrophon, die letzte Prüfung. Doch selbst meine eigene Stimme ist nur noch ein zerrissenes Etwas, fremd, ohne jeden Klang. Ich erkenne mich selbst nicht mehr!

Lähmender Schreck befällt mich in dieser Sekunde. Sollte das der „Tag X" sein, den der Stabsarzt vor nunmehr 15 Jahren im Lazarett prophezeit hatte? „Rechnen Sie damit", so hatte er erklärt, „daß in späteren Jahren völlige Taubheit bei Ihnen eintreten kann." – In späteren Jahren? Wenn schon, dann vielleicht im hohen Alter, sagte ich mir immer, aber doch nicht bereits mit zweiunddreißig. Soll nun wieder alles zusammenbrechen, was Leben und Lebensfreude heißt, zerschlagen werden, wie damals durch die gewaltsame Erblindung? Jäh rasen die Gedanken durch mein Gehirn, während um mich nun auch die Welt der Töne versinkt, hier am

Arbeitsplatz, wo ich doch hören muß! Ich kann es nicht fassen. Nein, das kann nicht sein und wird bestimmt bald wieder gut werden. Nur jetzt die Nerven nicht verlieren und klaren Kopf behalten, schnell zum Arzt. Mit einem Ruck reiße ich mich vom Bürostuhl hoch – zum letztenmal an dieser Stelle. Die Zimmergenossin redet nur noch in verworrenen Fetzen zu mir, ebenso der Kollege von nebenan, den ich bitte, mich sofort zur unweit gelegenen Wohnung zu begleiten. Dort treffe ich meine Frau mitten in der Hausarbeit. Es schiebt sich die plötzliche Unmöglichkeit, mich mit Worten anzusprechen, wie ein unheimlicher Berg zwischen uns. Ich erkläre ihr kurz die Lage, bange um die Verständlichkeit meiner eigenen Worte, denn meine jetzt so tonlose Sprache wird immer mehr ein mechanisches Bewegen von Lippen und Zunge, rein nach Gefühl und ohne jede Selbstkontrolle durch das Gehör. Anscheinend aber werde ich verstanden, und Mutti macht das einzig Richtige, was man in dieser Not nur tun kann. Ihre Hände bekommen Leben, sie beginnen zu „sprechen". Zuerst einigen wir uns auf „Ja" und „Nein", die elementarsten Begriffe jeglicher Unterhaltung, dann, mit der Fingerspitze in meinen Handteller gezeichnet, ein paar große Buchstaben, Worte im Telegrammstil. Natürlich machen wir Fehler, doch was tut's? Der Berg zwischen uns wird kleiner. Wir erleben, ohne es im Augenblick selbst zu ahnen, die Geburtsstunde unserer neuen Verständigungsmethode und – haben uns wieder! Ein Schauer des Glücks durchrinnt trotz der Katastrophenstimmung meinen ganzen Körper, erst recht, als ich immer wieder fühle, was die lieben Hände mir sagen wollen: „Hier steht deine Frau, entschlossen, jeden Kampf zusammen mit dir aufzunehmen." Der erste Bann ist gebrochen.

Wie oft man mir in die Ohren geschaut, vorsichtig mit der Sonde tastend, wie oft man mir Stimmgabel und Summer an den Schädelknochen, an die Zähne gedrückt hat, in welchen Stellungen mein Kopf geröntgt, mein „corpus" beim Gleichgewichtstest herumgewirbelt und jäh gestoppt wurde – ich weiß es nicht. Auch der allerletzte Rest von Gehör hatte mich nun verlassen, und alle Bemühungen der Ärzte konzentrierten sich von nun an auf die Wiederbelebung des Hörnervs. So landete ich schließlich in der hiesigen Universitäts-Ohrenklinik, einer mir nicht unbekannten Stätte. Kam ich damals, 1945, als Kriegsblinder hierher, froh, ins Heimatlazarett entlassen worden zu sein, so war heute, 1960, mein erneuter Einzug als Taubblinder von weniger freudigen Empfindungen begleitet. Die alte Stationsschwester war noch da, vieles war unverändert. „Hier ist dein Bett", schrieb mir meine Frau in die Hand, zeigte mir dann kurz das Zimmer, die Betten meiner drei Mitpatienten sowie alle „nötigen" Einrichtungen. Dann mußte sie gehen,

es war schon spät am Abend. Mit den ersten Medikamenten versorgt, verkroch ich mich gleich unter meine Decke, wollte allein sein, fertig werden mit den immer wieder auf mich einstürmenden Gedanken und Gefühlen. Jeder, der schon einmal in solch harter, innerer Auseinandersetzung die Schlacht gegen sich selbst zu schlagen hatte, weiß, welch ungeheueren seelischen Ringens es bedarf, aus der Erkenntnis der eigenen Hilflosigkeit heraus zum Leben dennoch „ja" zu sagen. Dieser Kampf ist nicht in wenigen Stunden abgetan. „Nicht unterkriegen lassen, komme, was da wolle", sagte ich mir immer und immer wieder, „die Zukunft liegt mit all ihren Verpflichtungen vor dir, Frau und Kind brauchen dich und – hast du nicht schon einmal einen schweren Schicksalsschlag überwunden, damals?"

Als es Nacht wurde

Von der Wucht der Detonation fühlte ich nichts. Erst viel später erwachte ich aus tiefer Ohnmacht, alles war ein einziger brennender Schmerz. „Ist es Nacht, wo bin ich?" – Un-



Über Mangel an Beschäftigung kann sich unser taubblinder Kamerad nicht beklagen. Neben den Geschäftsbriefen für seine Firma schreibt er fleißig Punktschriftbriefe an viele Kameraden, um auch auf diese Weise ständig in Kontakt mit seiner Umwelt zu bleiben.



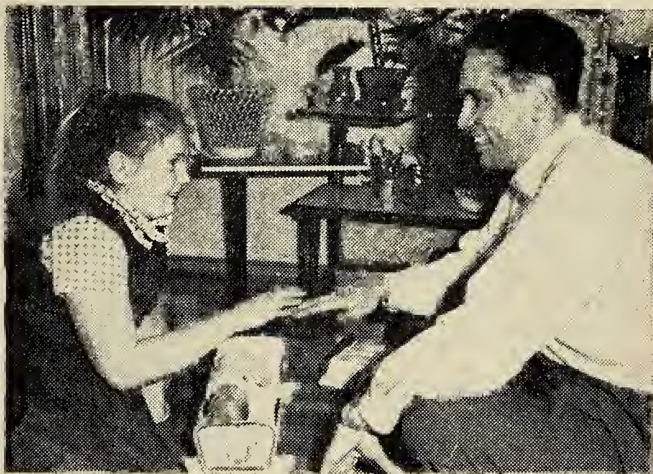
Bei einer Partie Fernschach wird der Verlust des Seh- und Hörvermögens so gut wie nicht als Behinderung empfunden. Daher gibt sich unser taubblinder Kamerad in seiner Freizeit gerne diesem schönen Denksport hin und hat schon manche schwierige Partie gewonnen.

endlich mühsam tasten die Finger, kaum daß ich sie bewegen kann. Wie ich feststelle, sind beide Beine, die Brust und vor allem mein Kopf in dicke Verbände gehüllt. Ich liege in einem eisernen Bett. Verzweifelt versuche ich, mich an das Geschehene zu erinnern. Nur schemenhaft entsteht vor mir das Bild jenes eiskalten Februarmorgens bei der Teufelsmauer im Ostharz: Letzte Vorbereitungen zur Sprengung der Panzersperre, der erfahrene Feuerwerker selbst macht die Ladung scharf. Wie eine dumpfe Ahnung steigt es jetzt in mir auf: Sollte etwa ...? Irgendwann werde ich von einer Hand berührt, wie aus weiter Ferne spricht jemand zu mir. Kaum kann ich die Stimme wahrnehmen. Das höllische Stechen in beiden Ohren! Nur ganz wenig kann ich den Mund öffnen, meine Fragen mühsam herausquetschen. „Ja, es hat Sie bei dieser Sprengung erwischt", sagt die Stimme und setzt auf mein Drängen zögernd hinzu: „Ihre vier Kameraden sind tot." Das will nicht in meinen Verstand. Nebelschwaden beginnen mich aufs neue zu umwallen.

Die folgenden Tage bringen bittere Wahrheiten für mich: beide Augen durch die in nächster Nähe erfolgte Explosion stark geprellt, zahlreiche Einsprengungen durch winzige Splitter; Totaldefekt beider Trommelfelle und schwere Schädigung anderer Gehörteile, das rechte Ohr völlig taub, links ein kleiner verbliebener Hörrest; Brand- und Splitterwunden, Blutergüsse an vielen Stellen des Körpers. Das linke Auge mußte bald am-

putiert werden, Jahre später auch das rechte Da lag ich also mit meinen 17 Jährchen, gepeinigt vom Schmerz des Leibes und der Seele. Das Bewußtsein, nie mehr im Leben den Glanz der Sonne und der Sterne schauen zu können, mit nur geringem Hörvermögen fortan auskommen zu müssen, war einfach niederschmetternd. „Das ist dein Opfer fürs Vaterland", redete ich mir ständig ein, wie ja die gleiche Einstellung in jener stahlharten. verblendeten Zeit mich alles Tun hatte rechtfertigen und allen bisherigen Gehorsam hatte auf mich nehmen lassen. Da waren Abbruch und somit Nichtvollendung der Oberschule, Flakhelfereinsatz in den Bombennächten von Nürnberg, Drill und Schliff als „Arbeitsmann", Gefahren und Strapazen der militärischen Ausbildung in einem Fallschirmjägerregiment. Und nun, am Ende der Rekrutenzeit, dieser brutale Schlag gegen mein Leben, vermutlich die Folge eines Sabotageaktes in der Munitionsfabrik. Begraben mußte ich all meine Zukunftsträume von Fliegerei und fernen Ländern. Wie konnte es jetzt überhaupt weitergehen? Gab es einen „Dank des Vaterlandes", und war ich von nun an ihm allein ausgeliefert? – Glaube und Hoffnung, menschliche Hilfsbereitschaft und nicht zuletzt das feste Vertrauen auf das eigene Ich bewahrten mich vor innerer Kapitulation und gefährlicher Selbstbemitleidung. So mancher ist daran zerbrochen.

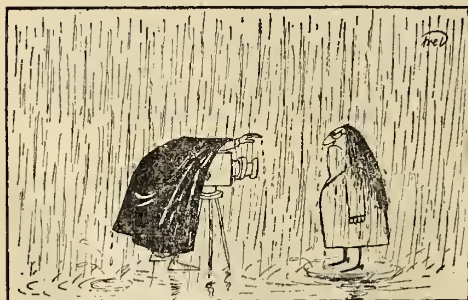
Schwere Zeiten kamen. Der Krieg war indessen zu Ende, fremde Militärposten standen vor unserer Tür in Helmstedt. Oft saß ich in meinem Bett, vor mir auf fester Unterlage ein Blatt Papier, ein dünnes Lineal als Hilfe für die Zeilenführung beim Schreiben verwendend. Schwerfällig formte meine Hand die Buchstaben, denen ich doch meine Blindheit möglichst nicht anmerken lassen wollte: „Liebe Mutter! Es geht mir gut, nur wegen einer Augenverletzung bin ich zur Zeit noch auf einer Krankenstation Ich hoffe, bald daheim zu sein . . ." Nur wenige dieser vorbereitenden Briefe erreichten in jener unsicheren Zeit ihr Ziel. Ich aber durfte derweil mehr und mehr genesen. Nachts öffnete ich heimlich meine Verbände, um die eiternden Wunden an der Luft zu kühlen, wagte die ersten Schritte ums Bett, immer mehr, trotz Schmerz und Erschöpfung. Nach vier Monaten konnte ich das Bett schon für Stunden verlassen und endlich, wenn auch noch auf recht wackeligen Beinen, auf einen Stock gestützt, wieder einmal ins Freie treten. Aus



Mit viel Liebe sind diese hübschen Puppenmöbel von unserem Kameraden für seine Tochter angefertigt worden. Was mag ihm das Mädchen wohl gerade in der Fingersprache erzählen, vielleicht, daß seine Puppe seit gestern Schnupfen habe?

den Reihen der zahlreichen anderen verwundeten Soldaten fand ich viel Entgegenkommen. Nach alter deutscher Landsermanier bemutterte man mich oft in geradezu rührender Weise. Voll Besorgnis geleiteten sie mich in den Hof zu einer Bank in der Sonne, wo ich meine Mundharmonika hervorzog und alle zu einem fröhlichen Liedchen sich um mich scharten. Auch lernte ich hier meine ersten kriegsblinden Schicksalskameraden persönlich kennen, darunter zwei Ohnhänder, deren besonders hartes Los mich erst richtig zum Durchhalten anspornte. Kriegsblinde hatte ich früher schon gesehen, wenn sie, schwarze Klappen vor den Augen, am Arm ihres Begleiters zu Hause in Erlangen von der Augenklinik her des Weges kamen. Und ein solcher sollte nun auch ich sein?!

Ein Studienrat aus unserer Mitte kam auf die feine Idee, zur Überbrückung der langen Stunden Unterricht in Blindenschrift zu erteilen. Selbst sehend, besorgte er sich das Braille-Alphabet sowie ein Lehrbuch, und wer wollte, wurde von ihm in die „Punktologie" eingeweiht. Meine erste Begegnung mit dieser neuen, ertastbaren Schrift erfüllte mich mit großer Skepsis. Konnte man denn aus diesem Wirrwarr von Punkten überhaupt etwas herausfinden, mit dem Finger lesen? Doch der analphabetische Zustand, verursacht durch die Erblindung, mußte unter allen Umständen beseitigt werden. Zäh und beharrlich übten wir uns im „Grießbreisortieren". Ein Schreiner fertigte uns eine primitive Stechtafel aus Holz, mein erstes Blinden-Schreibgerät. Langsam krabbelte ich mich durch die Punkte, drang in das System der Schrift ein, verfeinerte mein Fingerspitzengefühl und machte mir in wenigen Wochen die gesamte Blinden-Vollschrift und -Kurzschrift zu eigen. Von da an gingen viele Bücher durch meine Hände. Erst später sollte ich den wahren Wert der Brailleschrift erkennen, im Beruf und – als Taubblinder.



„Noch ein klein wenig Geduld, bitte!"

Als sich dann im Sommer 1945 die Gelegenheit zur Heimreise nach Erlangen bot, war ich sofort dabei. Das Wiedertreffen mit meinen Angehörigen war für uns wohl sehr schlimm, doch wir mußten die harte Wirklichkeit nehmen, wie sie eben war. Mutter hatte ihre Wohnung verloren und war behelfsmäßig bei Verwandten untergekommen. Ich mußte wieder in ärztliche Behandlung, wie schon erwähnt, in das damalige Reservelazarett der hiesigen Ohrenklinik. Hier, in meiner alten Heimat, entstand in mir ein viel deutlicheres Bild der Welt um mich, hatte ich doch alles noch gesehen, Landschaft und Menschen. Freunde und Bekannte kamen, nahmen mich mit nach draußen in ihr bürgerliches Leben. Zart knüpften sich zu jener Zeit auch die Bande junger Liebe zu einem edlen Mädchenherzen, dessen Treue und Zuversicht mich hinfort im Glauben an die Zukunft bestärkten. Die Heilung meiner Wunden machte weitere Fortschritte, so daß ich schon gegen Jahresende entlassen werden konnte – um nach gut 14 Jahren wiederzukehren.

Ins Leben zurück

Im altehrwürdigen Kloster Reichenbach, inmitten ländlicher Abgeschiedenheit der Oberpfalz, begann für mich ein neuer Lebens-

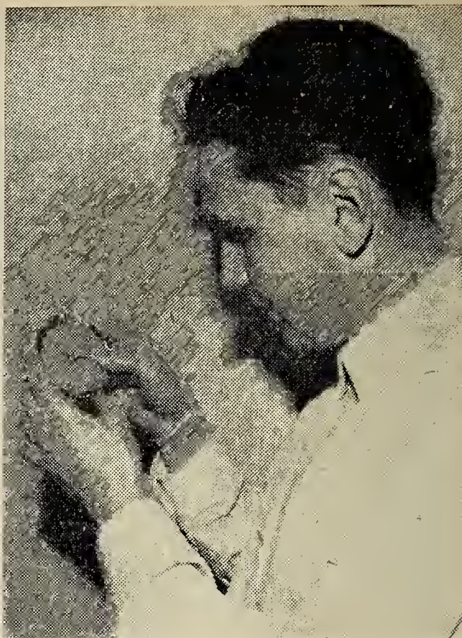
abschnitt. Dort befand sich als Überrest unseliger Vergangenheit ein Kriegsblinden-Umschulungsheim, die für mich nächstgelegene Stätte dieser Art. Hier wollte ich einen handfesten Beruf erlernen. Was konnte ich als ehemaliger Pennäler denn schon? Zusammen mit vielen Schicksalsgefährten, Menschen aus allen Schichten unseres Volkes, verbrachte ich hier das ganze Jahr 1946 im eindrucksvollen Kontrast zwischen klösterlicher Stille, Männerlärm und strebsamem Lernen. Das Wort „Kamerad" zeigte sich mir hier in seiner vollen Bedeutung. An schönsten Beispielen persönlichen Zusammenhalts, selbstloser Opfer- und Hilfsbereitschaft fehlte es in dieser rauh-herzlichen Atmosphäre nicht. Beste Freunde und Erinnerungen fürs Leben blieben mir aus dieser so entbehrungsreichen Nachkriegszeit.

„Sie werden wohl am besten Stenotypist". erklärte mir der Schulleiter nach kurzer Prüfung. Bedenken wegen meines schlechten Gehörs zerstreute er rasch mit dem Hinweis auf eine für mich doch sicher einmal erhältliche Hörhilfe. „Zunächst die Ausbildung", meinte er, „dann sehen wir schon weiter." Nun, ich hatte nichts gegen diesen Berufsweg, schied doch die Telefonie von vornherein aus. und für den Masseur- oder Bürstenmacherberuf besaß ich wohl nicht ganz die richtigen Eigenschaften. Die blindentechnische Grundausbildung konnte ich durch meine ja schon vorhandenen Kenntnisse der Braille-Schrift sowie inzwischen angeeignete Fähigkeiten auf der Normalschreibmaschine glatt überspringen und unverzüglich in die Berufsausbildung einsteigen. So paukten wir denn im kleinen Kreis der Kursteilnehmer die Regeln und Kürzungen der Blinden-Stenografie und behämmerten unsere Schreibmaschinen. Dankbar empfinde ich noch heute, wie sehr sich die Lehrer durch laute Aussprache um eine gute Verständigung mit mir bemühten. Stets hatte ich den allerersten Platz direkt neben dem Lehrer, um ja seinem Diktat in allen Einzelheiten folgen zu können. Es war ein schönes, inhaltsreiches Jahr der Rüste. Nun aber hatte ich ein Ziel vor mir, und stolz über das gute Zeugnis in meiner Tasche, konnte ich meinen ferneren Lebensweg beschreiten, allen Fragezeichen der Zukunft zum Trotz.

Zu Hause bei Mutter und Brüdern, suchten wir alle einen Arbeitsplatz für mich. Bei dem seinerzeit herrschenden wirtschaftlichen Tiefstand war das gar nicht so einfach. und wer

wollte zudem noch das Risiko mit einem so schwerhörigen Blinden auf sich nehmen? Es gab manche Enttäuschungen, bis endlich im Frühjahr 1947 die große Wende eintrat. Geschäftsleitung und Betriebsrat eines großen Erlanger Textilwerkes hatten das Herz auf dem rechten Fleck. Ohne Zögern wurde ich eingestellt als „Tippfräulein“ in der Verkaufsabteilung.

Für diese mir, dem Schwerbeschädigten, von Anbeginn an gezeigte absolut soziale Haltung konnte ich nur durch gute Leistung danken. Saubere Arbeit war stets mein oberster Grundsatz, bei dem freundlich-rücksichtsvollen Betriebsklima um mich herum keine besondere Schwierigkeit. Alle Kolleginnen und Kollegen begegneten mir mit menschlichem Verständnis. Meine Herren „Diktatoren“ hatten es gewiß oft nicht leicht, durch lautes Sprechen in mein Ohr gegen die Schwerhörigkeit anzugehen. Meine Stenomaschine ratterte; endlos lange Streifen mit Blindenschrift quollen aus ihr hervor, um später als Stenogramm abgelesen und in die Schreibmaschine übertragen zu werden. Das änderte sich nach Jahren, als ich einen ordentlichen Hörapparat erhielt und vor allem die elektrischen Diktiergeräte auch zu meiner Erleichterung dienten. Gerade mit solch idealer Ausrüstung, die doch eine Verstärkung und daher Verständlichkeit der menschlichen Stimme auch für mich so mühelos ermöglichte, hätte ich mir ein erfolgreiches Weiterarbeiten auf noch viele Jahre hinaus gut vorstellen können. Ärzte und Hersteller von Schwerhörigengeräten empfahlen mir bei allen Gelegenheiten den Gebrauch solcher Lautverstärker, um mich „in Form“ zu halten. Ich persönlich glaube nicht, wenn auch diese Vermutung geäußert wurde, daß der



Gerade für den Taubblinden gilt es, sich, wo immer das möglich ist, durch Verwendung von Blindenhilfsmitteln eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten. Dazu dient auch das Thermometer für Blinde, an dessen Zeigerstellung die Temperatur jeweils von fünf zu fünf Grad abzulesen ist.

Umgang mit Geräten dieser Art den „seidenen Faden“ bei mir zum Reißen brachte. Es war das Gift der Grippe.

Jahre des Aufstiegs folgten, mit ihnen meine innere und äußere Festigung im Blindheitsgeschick. Wie jeder Späterblindete, so werde auch ich den schmerzlichen Verlust des köstlichsten Sinnesorgans nie ganz verwinden, doch warum deshalb streiten und hadern mit sich selbst? Die Aussichtslosigkeit solchen Tuns ließ mich viel eher danach trachten, dem Leben, das es nun einmal zu leben galt, die besten Seiten abzugewinnen. An meine Angehörigen zu Hause konnte ich mich nicht für alle Zukunft binden, und so war es nur selbstverständlich, an die Gründung einer eigenen Familie zu denken. Das Entgegenkommen meines Arbeitgebers schaffte durch Vermittlung von Wohnraum hierfür die letzte Voraussetzung. Das „Ja“ hatten Lilli und ich uns schon lange gegeben. Ehe- und Familienglück wohnten von nun an mit uns unter einem Dach. Als dann unsere Tochter Helga geboren wurde und Asta, meine treue Blinden-Führhündin, zur Entlastung von Mutti zu uns kam. herrschte erst recht „Leben in der Bude“. Der

schönen Spiele konnten es zu Hause nie genug sein, mein kleines Taschen-Hörgerät war ständig in Betrieb. Und am Arbeitsplatz, welch eine Eintracht zwischen Herr und Hund! Sich schläfrig auf der Matte neben meinem Schreibtisch rekelnd, verdöste Asta die Stunden. Doch wehe, wenn mein Frühstücksbrotpapier raschelte ...! Einmal, auf dem Heimweg von der Arbeit, wären wir um ein Haar unter die Räder eines Kraftwagens geraten, als ich, akustisch irritiert, dem Hund ein falsches Kommando gab. Es ging noch einmal gut ab. – Mein schlechtes Gehör behinderte mich in vieler Hinsicht, dennoch durfte ich damit noch wahre Schätze einfangen: die Stimmen meiner Lieben, deren Bild ja nur als eine geistige, ertastete Vorstellung in mir ist, das munter-fröhliche Heranwachsen eines Kindes bis zum 9. Lebensjahr. Dann kam der zweite harte Griff des Schicksals, der die von Geräuschen so erfüllte Welt plötzlich in sich zusammenschrumpfen ließ, mich hinabzog ins unerbittliche, eisige Schweigen der Taubheit.

Aus Nacht und Schweigen empor

Auf den zwei Quadratmetern meines Krankenhausbettes fühlte ich mich vorerst sicher. Alles andere um mich herum war zwar vorhanden, wie ich wußte, doch alles blieb so geisterhaft still und leer. Irgend jemand stieß an mein Lager, ein frischer Windstoß strich über mich hinweg und verscheuchte für kurze Zeit die äthergeschwängerte Zimmerluft. „Du bist nicht allein", sagte ich mir immer wieder, „aber was geht vor, was ist los im Raum?" Der Alpdruck der Ungewißheit wollte nicht weichen.

Die ersten Tage und Wochen waren nicht leicht. Es hieß für mich fortwährend überlegen und denken. Auch waren Ärzte und Schwestern mir gegenüber sehr unsicher, hatten sie doch noch nie einen völlig Taubblinden erlebt. Ferner war ich im Lesen der verschiedenen Schriften in meine Hand auch noch nicht so vollkommen, und meist wußte ich gar nicht, mit wem ich es eben zu tun hatte. Es gab da peinliche Verwechslungen, und nur Humor und Verständnis für meine Lage vermochten solche Situationen zu retten. Vielleicht habe ich einmal Herrn Professor gebeten, mir ein Coca-Cola zu holen, oder ich habe die Ärztin mit „Schwester" angespro-



Höchstens bei einem kleinen Spiel am Feierabend scheiden sich in dieser Familie die Geister und verfolgen ihre eigenen Ziele. Sonst ist das ganze Leben auf Zusammenwirken angelegt und der ertaubte Kriegsblinde kann sich immer auf die Hilfsbereitschaft von Frau und Tochter verlassen.

5 Fotos: E. Kulbe

chen, wer weiß? Auch gab es regelrechte Pannen mit Leuten, die sich einfach nicht bemerkbar machen konnten. Wer wird schon nicht zutiefst erschrecken, wenn er unvermittelt zwecks Blutentnahme in den Finger gestochen wird! Solche unangenehmen Erfahrungen lehrten mich aber bald, in verstärktem Maße auf bisher unbedeutende Kleinigkeiten zu achten: die flache Armbanduhr des Stationsarztes, das auffällig haarige Handgelenk des Professors oder ähnliche Charakteristiken an den Händen anderer Leute, Gerüche und Bewegungen in der Luft. Eigentlich war ich ja nicht krank, und während leichterer Behandlungen konnte ich mein Bett verlassen. Ich strebte bald nach Kontakt mit allen Zimmergenossen, die nach anfänglichem Zögern sich doch meist gern auf einen Plausch mit mir einließen. Das war sehr wichtig für mich, und ich konnte doch nicht ständig nur lesen oder Gedanken spinnen, wollte vielmehr auch über die Vorgänge aus meiner näheren und weiteren Umgebung Bescheid wissen. So hatte ich durch den ständig stattfindenden Wechsel in der Zimmerbelegung zahlreiche Gesprächspartner, für mich die beste Schule, meine Fähigkeiten im Handlesen zu verbessern, mich im Sprechen zu üben, und ferner erfuhr ich nebenbei alles Nötige: wer gerade operiert wurde, welche Äußerungen bei der Visite gefallen waren und ähnliches. So unbedeutend all diese Begebenheiten im einzelnen auch sein mögen, für einen Taubblinden sind sie von entscheidender Wichtigkeit, würde er doch in seiner Abgeschlossenheit ohne eigenes Zutun und ohne die Hilfe seiner Mitmenschen allmählich den Anschluß an die Welt verlieren. Darum bemühte ich mich von Anfang an um ein möglichst enges Verhältnis zu meiner Umwelt.

Höchste Anerkennung muß ich hier all denen zollen, die mir über diese schlimme Zeit nach besten Kräften hinwegzuhelfen suchten und mir weiterhin die Treue hielten. Hier nur einige Beispiele: meine Frau und Tochter erlernten Punktschrift sowie die Fingersprache, zwei ihnen von Grund auf völlig neue Verständigungssysteme. Täglich erhielt ich herzerfrischende Familienpost. Zwei kriegsblinde Kameraden in Offenbach und Hof, also viele Kilometer von mir entfernt, teilten sich in die Arbeit, mich durch regelmäßige Blindenschriftbriefe auf dem laufenden zu halten. Aus Hamburg wurde ich von einem taubblinden Kameraden in die Geheimnisse des Tastalphabets eingeweiht, kurz, alle meinten und meinen es herzlich gut!

Dem konzentrischen Angriff auf meinen Hörnerv war trotz monatelanger intensivster Spezialbehandlung der ersehnte Erfolg leider nicht beschieden. Menschliche Kunst war hier am Ende.

So kehrte ich wieder zurück in die Geborgenheit der Familie, ungebrochen, doch für uns alle war es ein neuer, schwerer Anfang. Alles aber, was ich seitdem hinnehmen durfte, bestätigt, daß wir auch dieses Doppelschicksal meistern können. Die zurückliegenden Jahre um mich waren ein einziges Bravourstück menschlicher Nächstenliebe. Auch meine Firma schrieb mich nicht ab und wollte mich auf jeden Fall im täglichen Bürodienst weiter behalten. Schweren Herzens konnte ich jedoch nach Abwägung aller Hindernisse und Schwierigkeiten diesem edlen Vorschlag dennoch nicht folgen. Der nunmehr begangene „goldene Mittelweg" aber stellt die Ideallösung für einen taubblinden Ex-Stenotypisten dar: mein Arbeitsplatz – von der elektrischen Schreibmaschine bis zum Drehstuhl – steht in meiner Wohnung. Gelegentliche Schreibarbeiten (Abschriften, Schemabriefe und so weiter) erledige ich nach dem Blindenschriftstenogramm meiner Frau, außerdem rief man mich schon einmal zur Erledigung einer Sonderaktion für längere Wochen ins Haus. Mein innerer Kontakt zur Firma bleibt bestehen.

Langeweile kenne ich überhaupt nicht. Oft werde ich gefragt: „Was tust du so den gan-



In einer französischen Kleinstadt.
Federzeichnung von W. Gronwald

zen Tag?" – Freilich, Herausragendes ist es nicht, was ich noch zuwege bringe, doch an die zu allen Verrichtungen notwendige, dauernd starke Konzentration denkt man dabei meist nicht. Auch ohne Augen und Gehör in Sekundenschnelle richtig zu „schalten", möglichst vieles gleich zu erkennen und zu wissen, jeden Handgriff im voraus genau zu überlegen, eine flüchtige Berührung, einen schnell auf die Hand „hingeworfenen" Buchstaben richtig zu deuten – das alles zusammen und vieles andere mehr ist eine enorme Belastung, von den persönlichen Opfern meiner Angehörigen ganz zu schweigen. Der Taubblinde „horcht" mit seinem ganzen Körper, registriert und kombiniert in einem ständigen Denkprozeß, ein Zustand permanenter Spannung. Schließlich aber ist auch er nichts anderes als nur ein Mensch. Der Mensch jedoch soll selbst bei noch so nüchterner Betrachtung der Dinge nie Witz und Humor verlieren, denn auch darin stecken beachtliche Kraftreserven. Es gibt auch für mich einmal Stunden der Heiterkeit, etwa im Freundes- und Kameradenkreis oder bei einem kleinen Tänzchen, zu dem ich mir nach den Bewegungen meiner Partnerin eben meine eigene „Platte" auflege. – Und wer würde mit mir nicht schmunzeln bei einem Schnappschuß wie diesem hier: Wir stehen in einer langen Schlange vor dem Paketschalter am Hauptpostamt. Täusche ich mich? Nein, eine erneute Schnupperprobe bestätigt meine Feststellung, und ich sage zu meiner Frau: „Riech nur, Seefische!" Ein gelinder Rippenstoß vernagelt mir sofort den Mund und für alle Umstehenden unhörbar tippt Lilli mir des Rätsels Lösung auf die Hand: „Eine Verkäuferin von der Nordsee!" Aha, der Groschen ist gefallen. Wenn man so den ganzen Tag im Fischladen steht . . .?

Um mit der Entwicklung der Zeit Schritt zu halten, muß ich sehr viel lesen, in Blindenschrift und Handalphabet eine anstrengende und zeitraubende Sache. Die Familie, besonders das Kind, fordern ihre Rechte. Daneben sorgen eine umfangreiche Korrespondenz, punktschriftlich und per Tonband (hier be-

komme ich die Antwort entweder in Braille oder in Morse) sowie das königliche Schachspiel (in der Hauptsache Fernschach), mein Bastel-Steckenpferd und etwas sportliche Betätigung stets für geistige und körperliche Frischerhaltung.

Der „Kleinkrieg" des Alltags aber bleibt auch mir nicht erspart. Ihn, und damit den Kampf des Lebens, zu bestehen, dazu finde ich immer die Hilfsbereitschaft meiner Nächsten. – Gut, daß es so ist!

Fritz Minderle, Erlangen

Das nächtliche Abenteuer

Das Abenteuer ist eigentlich ein sehr relativer Begriff. Man braucht nicht durch Grabstätten zu schleichen, oder um die Mitternachtsstunde in einem verlassenen Schloß zu wandern, oder ich weiß nicht was sonst. Man muß blind werden, und das Abenteuer beginnt . . . Um ein Mißverständnis zu vermeiden, ich meine nicht, daß das Blindsein nun ein glücklicher Zustand wäre! O nein! Doch jeder Blinde erlebt, besonders in der ersten Zeit nach seiner Erblindung täglich neue Abenteuer. Wie das kommt? Ganz einfach, das Licht ist verschwunden und der Blinde beginnt seine Wanderung durch die ewige Nacht und Dunkelheit. – Und die Nacht ist immer voller Gefahren.

Es geschah etwa acht Wochen nach meiner Verwundung. Die Wunden waren geheilt, ich durfte mein Krankenbett verlassen, aber nicht das Krankenhaus, denn ich war blind. Ich wurde dann und wann von einer Schwester hinausgebracht und durfte im Garten sitzen. Es war schön, doch das verdammte Abhängigkeitsgefühl! Ich war plötzlich von meinen Mitmenschen völlig abhängig geworden und auch abhängig von ihrer Gunst oder Ungunst. Wollte ich zum Beispiel zur Toilette, dann war niemand da, oder es hatte gerade niemand Zeit. So mußte ich warten, kein beglückendes Gefühl! Zu diesem so menschlichen Ort fand ich bald den Weg allein und war über diesen Erfolg sehr stolz. Ich fand auch bald den Weg zu den Nebenzimmern und zu meinem Freund, der ein Stockwerk tiefer lag. Nun wollte ich auch den Durchbruch nach außen schaffen. Der Weg nach dem Garten war nicht so einfach. Man mußte durch zwei lange Korridore gehen und dann noch einen Keller passieren. In der ersten Zeit nach meiner Verwundung geschah es oft, daß ich halbe Nächte wach lag und unzählige, meist sehr traurige Gedanken durch meinen armen Kopf jagen ließ. Es war nicht verwunderlich, denn ich glaubte mein Leben verloren, versunken in tiefe Nacht, und meine Gedanken schwebten zwischen wehmütigen Erinnerungen und sehr traurigen Zukunftsvisionen. Nein, so durfte es nicht weitergehen! Ich mußte etwas unternehmen, mußte wenigstens einen Teil meiner Selbständigkeit wiedererlangen. Ich mußte handeln. Und es kam mir in den Sinn, wie

schön es wäre, wenn ich jetzt aufstehen, in den Garten gehen, ein wenig frische Luft atmen könnte. Ich überlegte . . . Ich konstruierte in meinen Gedanken den Weg nach draußen. Eigentlich konnte es nicht schiefgehen, und wenn ich es nicht jetzt wagte, könnte eine lange Zeit vergehen, bis ich von neuem den Mut zu diesem Unternehmen finden würde.

Ich stand auf und zog meine Stiefel an. Es war alles still. Meine beiden Zimmerkameraden lagen in tiefem Schlaf, ich hörte ihre ruhigen regelmäßigen Atemzüge. Leise verließ ich das Zimmer. Ich war ein wenig aufgeregt, doch sicher, daß ich den Weg finden würde.

Erst den Gang entlang, dann kam die Pendeltür. Geschafft! Kurz danach die Treppe nach unten. Dann den Korridor links einschwenken, noch die zweite Treppe, und ich war schon im Keller. Jetzt hieß es alle Sinne zusammennehmen, denn ich mußte zweimal einbiegen und mehrere Türen passieren bis ich die Tür erreichte, die nach außen führte. Ich ging sehr vorsichtig. Mit der einen Hand tastete ich an der Wand entlang, während ich die andere Hand ausgestreckt hielt. Trotzdem konnte ich es nicht vermeiden, daß ich eine halb offene Tür rammte. Es war ein wenig ärgerlich, aber nicht so schlimm. Und tatsächlich fand ich die Außentür. Ich war selig. Ein frischer Wind blies mir ins Gesicht. Ich hörte die Bäume rauschen. In diesem Augenblick fühlte ich mich sehr glücklich und grinste wie ein Idiot. Ich stand mit dem Rücken an die Hauswand gelehnt und zündete eine Zigarette an. Ich weiß nicht wie lange ich dort stand, aber dann wurde es kalt, und ich beschloß die Rückreise anzutreten. Jetzt ging ich durch mein neues Selbstbewußtsein gestärkt sehr sicher. Ich weiß nicht woran es lag, war es Übermut oder Mangel an Konzentration?, plötzlich stand ich an einer Tür und wußte nicht, ob ich nun den Gang nach links oder rechts einbiegen mußte. Diese plötzliche Unsicherheit! In der Tat, es ist nicht leicht, denn bei jedem Rückweg ist ja die ganze Lage gerade umgekehrt. Die Türen, die zuerst links waren, mußte ich rechts passieren und so weiter. Ich stand an dieser merkwürdigen Ecke und überlegte . . . Drei Türen links, dann eine rechts? Ja, ganz richtig, ich mußte jetzt rechts einbiegen. Ich ging nach rechts, aber es war verkehrt. Ich war völlig verwirrt. Sicher, ich konnte rufen und es würde auch irgendeiner meine Rufe hören. Aber wie erstaunt wäre man, mich mitten in der Nacht hier im Keller zu finden. Nein, ich mußte weitersuchen.

Plötzlich stolperte ich über irgend etwas und fiel, wie ich feststellen konnte in Heizkohlen. Ich hätte heulen können! So viel Mißgeschick auf einem Haufen! Ich stand wieder auf und tastete mich weiter. Ich lief noch an einen Feuerlöscher, kippte einen Stuhl um und erreichte endlich die Treppe. In dem Gedanken, daß ich endlich auf dem richtigen Weg sei, stieg ich merklich erleichtert die Treppe hoch.

Mein rechtes Bein tat weh. Auch die Stirn schien angeschrammt zu sein. Nun, jetzt war mir alles gleich. Hauptsache, daß ich wieder in mein Zimmer kam. Aus dem Kellerlabyrinth war ich endlich doch herausgekommen. Ich war einigermaßen erstaunt, da ich die Pendeltür nicht mehr an ihrem alten Platze fand – ich fand sie überhaupt nicht mehr!

Die Wut gegen mich selbst steigerte sich von Augenblick zu Augenblick. Wie konnte ich nur so irrsinnig sein und mitten in der Nacht solch gewagten Gang riskieren? Ich durfte nicht rufen, denn ich konnte doch nicht sagen, daß ich nur ein wenig frische Luft hatte schnappen wollen. Wer würde mir das glauben? Ich schimpfte mit mir selbst, aber davon wurde es nicht besser. Ich bekam auch eine gewaltige Angst, daß ich plötzlich jemand treffen könnte.

Die Schritte meiner eisenbeschlagenen Stiefel dröhnten laut durch die nächtliche Stille. Und noch lauter dröhnte der Lärm in meiner gereizten Phantasie. Verzweifelt blieb ich stehen und zog meine Stiefel aus, klemmte sie unter den Arm und ging weiter. Völlig verwirrt und auch erschöpft wanderte ich von Gang zu Gang, von Treppe zu Treppe, und ich war schon so lange gewandert, daß ich nicht mehr wußte, ob ich mich in der zweiten oder dritten Etage befand. Ich mußte doch endlich mein Zimmer finden, oder war ich schon längst daran vorbeigegangen? Ich mußte erst die Pendeltür finden, dann war ich auch wieder im Bilde. Aber vielleicht gab es in diesem großen Lazarett viele solcher Pendeltüren? Wie sollte ich nun feststellen, ob ich mich an der richtigen befand? Plötzlich roch es nach Chloroform. Operationssaal! Ich war schon ein paarmal dagewesen, aber immer in Begleitung einer Schwester. Wo befand sich nun der Operationssaal? Ich schritt weiter, immer weiter und zur Abwechslung stieg ich eine Treppe herunter und eine andere wieder hoch.

Da geschah es! „Halt!" Erstarrt blieb ich stehen. Ich war so verwirrt, daß es mir vollkommen unmöglich war, eine Antwort zu finden. Ich kann mich entsinnen, daß ich etwas sehr Unlogisches zusammenstammelte. Wie auf einer bösen Tat ertappt, stand ich da. Es war mir sogleich sehr deutlich bewußt, daß die Stiefel in meiner Hand das schlimmste Belastungsmaterial waren. Aber wo sollte ich hin mit ihnen . . .? Ich nahm sie von einer Hand in die andere, versteckte sie hinter meinem Rücken. Dann plötzlich fand ich diese Art noch blöder und schob sie wieder vor mich, und sie wanderten wieder von einer Hand in die andere.



Ich hörte, daß eine Tür geöffnet wurde und die Schwester, die mich soeben angesprochen hatte, rief nach Schwester Elli. Ich hörte auch andere Stimmen, lauter Frauenstimmen, und mit einem Male war es mir auch klar, wo ich mich befand – nämlich auf der Schwesternstation!

Weg! Weg von hier! Das war der nächste Gedanke, der durch meinen armen Kopf schoß. Blitzartig drehte ich mich um und nahm die Flucht auf. Aber in der Eile rannte ich gegen einen Türpfosten, prallte zurück, blieb stehen, während vor meinen Augen tausend Sterne tanzten. Es kam Schwester Elli, meine Stationsschwester. Ich stammelte so etwas Ähnliches wie eine Entschuldigung. Darauf antwortete sie nichts, aber kurz darauf befahl sie mir mit zitternder, zorniger Stimme meine Stiefel wieder anzuziehen. Ich tat es auch, dann gingen wir. Unterwegs versuchte ich ihr zu erklären, wie das alles gekommen war. Sie schwieg, und ich versuchte noch eifriger meine Unschuld zu beteuern. Wir passierten lange Gänge, stiegen zwei Treppen hinunter, eine andere wieder hoch. Endlich standen wir vor meinem Zimmer. „Wir sind da", sagte Schwester Elli kurz und dann, „Sie sollten sich schämen. Jedenfalls versuchen Sie so etwas nicht noch einmal. Ihre Liebeleien gehen mich nichts an, aber Sie sollten sich überlegen, daß solche Sachen für die eine oder andere Schwester die Entlassung bedeuten könnte. Gute Nacht!" Weg war sie. Und ich schlich in mein Zimmer.

Seitdem sind viele Jahre vergangen. Vor kurzem traf ich zufällig meine alte Stationsschwester Elli. Wie sie mir erzählte, ist sie verheiratet, hat zwei Kinder und ist eine tüchtige Hausfrau. Ihren Beruf übte sie nicht mehr aus. Wir sprachen von alten Zeiten und auch von meinem damaligen nächtlichen Gang. Sie wollte wissen, zu wem ich damals eigentlich gewollt hätte. Ich erzählte es so, wie es gewesen war, aber sie glaubte es nicht. Ich überlegte kurz und sagte dann: „Sie haben recht Schwester", ich nannte sie noch immer so, „ich wollte damals zu Ihnen."

„Zu mir?"

„Ja, ich hatte Sie sehr gern", log ich.

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie mit einem zärtlichen Klang in der Stimme. „Eigentlich mochte ich Sie ja auch ganz gern, aber das hätten Sie doch ein wenig anders versuchen können. Mitten in der Nacht auf mein Zimmer zu kommen? Aber Mut hatten Sie doch, das muß man Ihnen lassen", und wir beide lachten.

I. S. Poruks

Dem Altern ein Schnippchen schlagen

Übungsleiter berichten über ihre Erfahrungen im Blindensport

Der erfolgreichste Weg, die mehr oder minder schweren Folgen des Alterns rechtzeitig einzudämmen, sind stets vorbeugende Maßnahmen. Um dem Körper seine lebenswichtigen Funktionen in gleichbleibender Intensität zu erhalten, gilt es, diese durch ausgleichende Körperbewegungen und -beanspruchungen anzuregen. Der Sport ist hierfür schon immer ein erprobtes Mittel gewesen. Welche Bedeutung die Leibesübungen jedoch für den versehrten Menschen haben, wurde erst nach dem letzten Weltkrieg in vollem Umfang erkannt. Auch in den großen Personenkreis der Blinden hat diese Erkenntnis Eingang gefunden. Im gesamten Bundesgebiet üben sich unzählige Blindensportler in den verschiedensten Sportarten. Im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten hat sich ein klares, festumrissenes Bild der erforderlichen Übungen und ihrer Wirkungen abgezeichnet.

Hier korrigiert der Übungsleiter die Haltung, die dieser Blindensportler in der Spannbeuge an der Sprossenwand einnimmt. Er steigert die Wirkung dieser Übung noch, indem er den Rücken gut abstützt.



Die Hauptlast dieser unermüdlichen Aufbauarbeit trugen und tragen auch heute noch die sehenden Übungsleiter der Blindensportgruppen. Völlig unbeachtet von der Öffentlichkeit leisten sie ihre stille und schöne Arbeit. Am Beginn ihres Wirkens tasteten sie sich mühsam in das noch unbekannte Gebiet vor und haben es verstanden, trotz der zu erwartenden Schwierigkeiten und Rückschläge den deutschen Blindensport auf den heutigen, international anerkannten Stand zu bringen.

Aus dem großen Kreis dieser unbekannten und selbstlosen Helfer haben wir einige wenige herausgegriffen und ihnen verschiedene Fragen gestellt. Die Auswahl der Fragen erfolgte weniger dem speziellen Fachgebiet des Befragten entsprechend, sondern vielmehr aus dem Bestreben heraus, ein möglichst geschlossenes und abgerundetes Bild zu erhalten. Doch lassen wir nunmehr die Praktiker zu Wort kommen, deren Wirken in der Stille der wöchentlichen Übungsstunden vor sich geht und nur wenigen Außenstehenden bekannt ist.

Unser Sportkamerad Kurt A. Wegner (Oldenburg) räumt in seinen Übungsstunden der rhythmischen Bewegungsgymnastik viel Raum ein. Seine Übungen verbindet er vermittels schwingender Übergänge zu Gruppen.

Wir fragten: „Was wird damit bezweckt und erreicht? Wie ist die Reaktion ihrer Blindengruppe auf diese Arbeitsweise?"

Er antwortete: „Der harmonische Bewegungsablauf bei gymnastischen Übungen, beim Gehen, Laufen, Springen, Stoßen oder Werfen, überhaupt bei allen Übungen, ist ein Produkt rhythmischer Bewegungsschulung. Je stärker das rhythmische Gefühl ausgeprägt ist, desto natürlicher und gelöster verläuft die Bewegung im ganzen. Ihr in Fluß gehaltenes Gestalten und Steigern bis an die Grenze der persönlichen Höchstleistung – auch hinsichtlich Form und Ausdruck – werden durch volle Hingabe und wirkliche Konzentration unterstützt. Entscheidend dabei ist die Teilnahme des ‚inneren' Menschen – die seelische Gestimmtheit –, die durch den persönlichen Kontakt mit dem Übungsleiter und durch die erweckte Freude und Lust an der körperlichen Betätigung angeregt wird.

Darauf kommt es bei der Schulungsarbeit in allen Sportarten und im besonderen Maße im Blindensport an. Hier hat die rhyth-



Medizinballübungen erfordern oft erhöhte Konzentration. Hier läßt ein Kamerad im Gehen den Ball immer höher springen, wobei er ihn mit nur einer Hand dirigieren muß.

mische Bewegungsschulung eine mehrfache Bedeutung. Sie ist zunächst darauf gerichtet, die durch den Körperschaden aufgetretene Disharmonie in der Bewegung und die Unsicherheit im Raum aufzuheben. Es wäre erfolglos, dieses Ziel über die mechanischen Bewegungsformen erreichen zu wollen.

Das Ziel, den Blinden angstfreier, gelöster und entkrampfter zu machen, wird erreicht durch rhythmische Bewegungsbildung, bei der über formales Üben die Grundlage für in Schwung gehaltene Übungsverbindungen und für die Ganzheitlichkeit der Bewegungsaufgabe entsteht. Nur so läßt sich das allgemeine Bewegungsvermögen, das für Blinde so wichtig ist, klar und vernünftig aufbauen. Durch Überei und Experimente läßt sich nichts erreichen. Nur in einer gut geleiteten Übungsstunde, die der Blindheit voll Rechnung trägt, kann das erreicht werden, was zu den Prinzipien des Blindensports im Deutschen Versehrten-Sportverband gehört.

Es gilt, die bewegungsgehemmten und -behinderten Blinden in zweckvoller Weise so weit zu fördern, daß sie, frei von Hemmungen und Bewegungsstörungen, die Verbesserung ihrer eigenen Leistung erleben Das kann mit vielseitigen Mitteln erreicht werden; in erster Linie aber mit solchen, die von pädagogischer Bedeutung sind und einen tiefgreifenden Einfluß auf den einzelnen ausüben.

Unsere sportfähigen blinden Kameraden sind nicht Leichtathleten, Turner, Kegler, Rollballspieler oder Fernwettkämpfer, sondern bewegungsfreudige Menschen, die an sich arbeiten und für ihre Gesunderhaltung sorgen wollen.

Über ein Jahrzehnt leite ich eine Blindensportgruppe, von deren Mitgliedern früher kaum einer Leistungssportler war. Heute sind sie alle über vierzig Jahre alt. Die Leistungen dieser Kameraden, die durch den Erwerb des Sportabzeichens, bei allgemeinen Wettkämpfen oder beim Fernwettkampf sichtbar wurden, wuchsen aus dem allgemeinen Bildungsgut der Übungsstunden, die vornehmlich nach Gesichtspunkten der rhythmischen Bewegungsschulung gestaltet worden waren. Sie hatten bei aller Eigentümlichkeit der Schulungsgrundsätze für Blinde an Vielseitigkeit und körperlicher Beanspruchung auch nichts vermissen lassen.

Die knappe Zeit der wöchentlichen Übungsstunden ist zu kostbar, um eine Roll-

Zum leichtathletischen Mehrkampf gehört auch der Weitsprung aus dem Stand. Er kann im Winter auch in der Halle ausgeführt werden, wobei gern ein Kastendeckel als Absprungbasis genommen wird.



ballmannschaft zu drillen oder durch einseitiges Tun am gesteckten Ziel vorbeizuschießen. Verlangt das Programm wirklich einmal eine besondere Leistung, dann hat der gesunde, konditionstüchtige und geübte Blindensportler nur einen kurzen Weg zur Wiedereinfühlung in den Bewegungsvorgang (Bewegungsablauf) einer speziellen Wettkampfübung.

So gesehen, erkennt auch der am Wettkampfsport uninteressierte Blinde den persönlichen Wert der Übungsstunde und gibt nicht auf, an sich zu arbeiten."

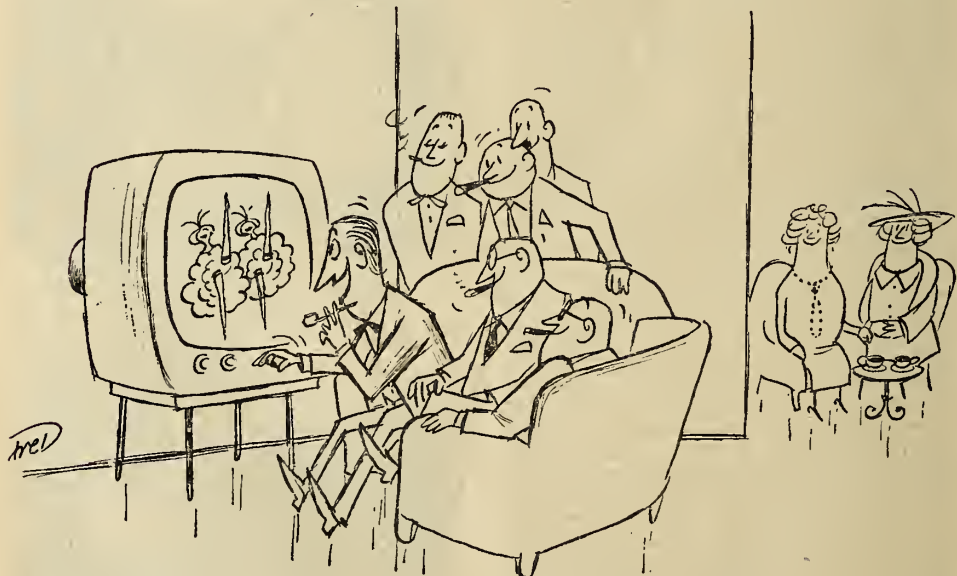
•

Selbstverständlich verlegen wir im Sommer unsere Übungsstunden ins Freie, auf den grünen Rasen. Die Vorzüge der körperlichen Bewegung in der frischen Luft sind allgemein bekannt und brauchen nicht weiter erörtert zu werden. Neben die gymnastische Körperschulung treten hier die leichtathletischen Übungen, in deren Disziplinen wir uns auch im fröhlichen Wettkampf messen. Unser Sportkamerad Karl *Endres*, der in Würzburg eine Blindensportgruppe leitet, beantwortete uns die Frage, inwieweit er eine einwandfreie Durchführung der leichtathletischen Übungen für wichtig hält.

Wir fragten: „Gilt deren Technik wirklich nur einer Leistungssteigerung oder entspricht sie dem natürlichen Bewegungsablauf? Besteht die Gefahr einer körperlichen Überforderung ohne eine entsprechende Technik bei einem Blindensportler im erhöhten Maße?"

Er antwortete: „Die gesamte Winterarbeit, in all ihrer Vielseitigkeit (Gymnastik mit und ohne Gerät, Geräteturnen, Kampfspiele und so weiter) ist auch eine Vorbereitung auf den leichtathletischen Wettkampf. Das zu fordernde Pensum in den Übungsstunden richtet sich stets nach der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen.

Die drei Grunddisziplinen, Lauf, Sprung, Wurf, geben jedem blinden Kameraden durch die festgelegten Wettkampfbestimmungen stets ein zuverlässiges Bild seiner körperlichen Verfassung. Durch Stoppuhr und Bandmaß sind, wie in keiner anderen Sport-



„Tooor! Tooooor!"

art, die erzielten Leistungen genau zu ermitteln. Dadurch hat der blinde Sportler das Gefühl einer gerechten Beurteilung.

Für den Übungsleiter ist es wichtig zu wissen, was der einzelne Blinde an körperlichen Voraussetzungen und Grundleistungen mitbringt. Diese Punkte sind für die weitere Arbeit von größter Bedeutung, denn wie oft sehen wir bei Wettkämpfen enttäuschte Gesichter von sportlich ungeübten Kameraden, wenn sie von den Leistungen ihrer Konkurrenten erfahren. Hier gilt es, dem Schwächeren klarzumachen, daß für ihn nicht die Spitzenleistung des Besten, sondern die Steigerung seiner eigenen Grundleistung ausschlaggebend ist. Eine solche Leistungssteigerung ist aber nur dadurch möglich, daß ich die Technik des Kameraden verbessere. Bei uns im Blindensport genügt es jedoch nicht, theoretische Erklärungen abzugeben, vielmehr muß der blinde Kamerad am Körper des Übungsleiters die einzelnen Phasen des Übungsablaufs ertasten und so seine eigenen Fehler erkennen können. Diese Methode wird besonders bei Anfängern eine rasche Leistungssteigerung bringen und damit dem Übenden das stolze Gefühl des eigenen Könnens geben. Die Praxis zeigt uns immer wieder, daß es keine Sportart gibt, die ohne einen Ausbau ihrer Technik zu befriedigenden Leistungen des einzelnen Sportlers führt. Ebenso selbstverständlich ist es, daß ein Ungeübter den Gefahren eines Sportunfalles in jeder Disziplin mehr ausgesetzt ist, als der Geübte oder technisch ausgebildete Sportler.

Zur letzten Frage möchte ich wie folgt Stellung nehmen: Übt ein blinder Kamerad irgendeine Disziplin ohne eine entsprechende Anleitung, so wird er entweder durch seinen allzu großen Ehrgeiz – besonders bei den Laufdisziplinen – körperlichen Schaden erleiden oder in den meisten Fällen nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Lust am Sport verlieren.

Die Erarbeitung der erforderlichen Technik ist Antrieb zum ständigen Üben, und das ist das Wichtigste in unserem Sport."

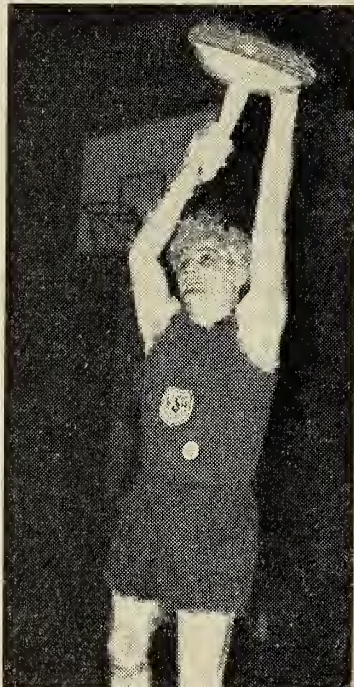
*

Neben der Gymnastik, die einen wesentlichen Bestandteil der wöchentlichen Übungsstunden ausmacht, ist bei uns im Winterhalbjahr das Geräteturnen sehr beliebt. Wir baten den Übungsleiter Richard Wegner, Bremen, aus seiner reichen Erfahrung etwas zu diesem Thema beizusteuern.

Wir fragten: „Ist bei den Blindensportlern eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem klassischen Geräteturnen zu beobachten? Welche Geräte und Übungen werden bevorzugt, und worauf ist beim Turnen mit Blinden besonders zu achten? Welcher Wert wird dem Geräteturnen für Blinde beigemessen?"

Er antwortete: „Unser nördliches Klima zwingt uns, im Winterhalbjahr und oft auch im Sommer an verregneten Tagen unsere wöchentliche Übungsstunde in der Turnhalle abzuhalten. Dabei bieten sich die Geräte als Bereicherung für unsere Arbeit von selbst an. Es soll heute nicht die Rede sein

von Sprossenwand, Gitterleiter oder Bank, auch nicht von Kasten und Pferd, soweit sie nur als Unterlage für gymnastische Übungen dienen. Die genannten Geräte sind im Blindenturnen zwar unentbehrlich geworden, und es gibt eine Vielzahl von wertvollen Übungen an ihnen; aber alle diese Übungen sind sehr zweckgerichtet, und es haftet ihnen ein wenig der Geschmack nach Arznei an. Bei der ersten Frage, ob bei den Blinden-



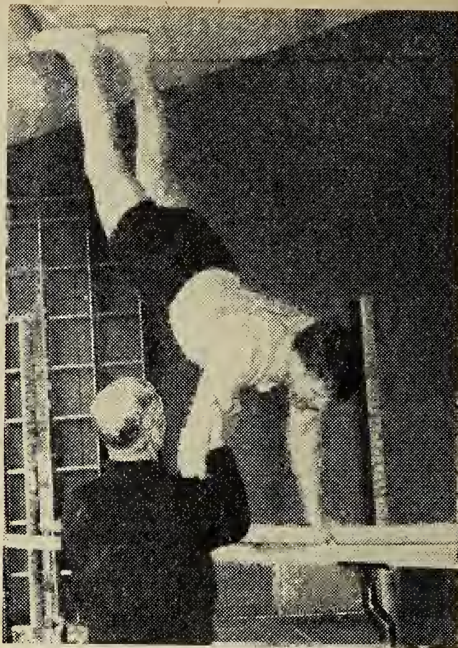
Schwungvolle gymnastische Übungen lassen sich mit diesem Gerät ausführen. Sein Gewicht zwingt dazu, Bögen und Schwünge sauber abzurunden.

sportlern eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem klassischen Geräteturnen zu beobachten ist, kann es sich nur um Turnen an Reck, Barren, Ringen und am Pferd handeln.

Jeder Übungsleiter kennt drei Gruppen Blindensportler:

Die erste Gruppe umfaßt die früheren Leistungsturner, die ihre Liebe zum Gerät nicht vergessen haben und jederzeit gern wieder am Gerät turnen.

Die zweite Gruppe setzt sich aus jenen zusammen, die zum letzten Male eine Reck-

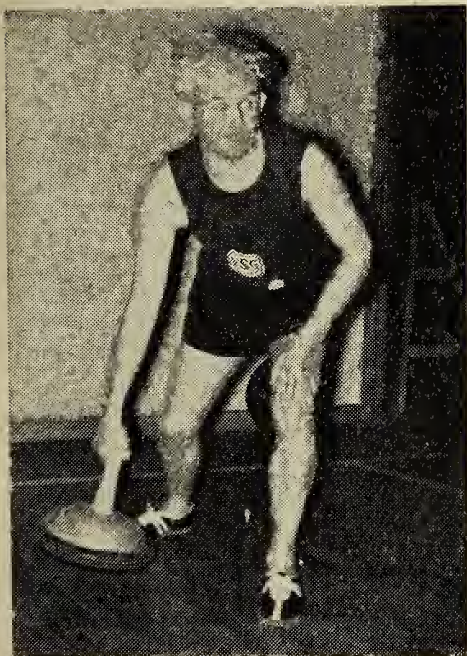


Diese Übung am Barren verlangt neben Kraft und Körperbeherrschung eine gute Portion turnerischer Vorbildung • Ein Flugerlebnis besonderer Art ist der Hochsprung über das Pauschenpferd.



stange angefaßt haben, als sie zur Schule gingen. Auch diese Gruppe wird schnell wieder mit dem Gerät vertraut und hat bald ihre Freude daran.

Die dritte Gruppe wird von den Früherblindeten, den Geburtsblinden und all denen gebildet, die niemals in ihrer Jugend Geräteturnen hatten. Bei dieser Gruppe herrscht Skepsis, und nur mit viel Behutsamkeit kann auch hier mit leichten, angepaßten



Der blinde Werfer setzt mit einem kräftigen Schwung seinen Bossel auf. Das Ziel des fortsausenden Bossels wird durch ein hörbares Signal markiert.
7 Fotos: L. Kosmehl

Übungen, bei einem tiefer gesteckten Ziel, Freude und Erfolg erreicht werden. Es ist leicht einzusehen, daß der schwierige Bewegungsablauf einer Kippe an Reck oder Barren dieser letzten Gruppe nur in den seltensten Fällen vermittelt werden kann.

Zur zweiten Frage kann ich sagen, jeder Blindensportler bevorzugt sein altes Lieblingsgerät; der Reckturner liebt sein Reck, während der ehemalige Barrenturner sich am Barren am wohlsten fühlt. Die erste und zweite Gruppe werden häufig Schwungübungen wählen, während die dritte leichte Kraftübungen bevorzugt. Ringe, besonders das Schwingen mit allen Variationen, erfreuen sich bei allen Gruppen großer Beliebtheit.

Mit Abgängen vom Gerät sollte man sehr vorsichtig sein. Kehre und Wende am Barren, Flanke und Hockwende am tiefen Reck sind leicht zu erlernen, weil eine Hand am Gerät bleibt und die Höhe des Niedersprunges vermittelt. Unterschwung und Hocke am Reck oder Überschlag am Barrenende erfordern Auswahl der Turner und ein stufenweises Erarbeiten.

Die Voraussetzung für ein erfolgreiches Geräteturnen mit Blindensportlern ist das Vertrautsein des Übungsleiters mit seiner Gruppe. Er muß die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen kennen, er muß wissen, ob jemand sein Können überschätzt, und gegebenenfalls abbremsen, denn ein Sturz oder eine Verletzung können schwere seelische Rückschläge ergeben und den Erfolg langer Jahre gefährden. Weiter muß der Übungsleiter um Kopfverletzungen, Gleichgewichtsstörungen, Gehörschäden jedes Turners Bescheid wissen. Das notwendige gute Einfühlungsvermögen des Übungsleiters zeigt ihm sehr schnell an, ob er Ablehnung oder Zustimmung bei der Wahl seiner Übungen finden wird. Es ist zweckmäßig, bei größeren Leistungsunterschieden für jeden Turner die Übungen zu variieren, damit jeder voll ausgelastet wird.

Versuche, ob und wie der Übungsschatz zu erweitern ist und welche Übungen geeignet oder ungeeignet sind, sollte der Übungsleiter nur mit einem ihm gut bekannten Leistungsturner seiner Gruppe durchführen. Daß jedes Gerät richtig aufgebaut werden muß, die Matten zweckmäßig anzuordnen sind und jeder Blindensportler mit dem Gerät genau vertraut zu machen ist, sind Binsenweisheiten. Der Übungsablauf muß bis ins einzelne Detail besprochen und festgelegt werden. Sicherheit muß stets gewährleistet sein.

Doch der Turner soll frei und selbständig turnen, die Sicherheitsstellung darf nicht zu einer solchen Form der Hilfestellung werden, daß der Turner am Ende der Übung das Gefühl hat: ‚Ich wurde geturnt!‘

Das Erlebnis einer gut gelungenen Übung, die Selbständigkeit und das Alleinsein bei der Turnübung, das erworbene Raumgefühl sind große positive Werte des Geräteturnens. Es ist ein beglückendes Gefühl, mit seinem Körper am Gerät zu schwingen und sich zu drehen. Das Geräteturnen ist bei der Winterarbeit der notwendige Gegenpol zur heilgymnastischen Körperschule.“

*

Ein besonders wichtiger Faktor im Blindensport ist das Schwimmen, und es ist erfreu-

lich, daß gerade dieses Gebiet sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreut. Wir stellten unserem Sportkameraden Rudi Kontz, Saarbrücken, zu diesem Gebiet einige Fragen, die er nachstehend beantwortet.

Wir fragten: „Ist es möglich, daß jeder Blinde, auch im fortgeschrittenen Alter, das Schwimmen erlernen kann? Welche Vorzüge einer allgemeinen Körperschulung ergeben sich gerade in dieser Sportart für unseren Personenkreis? Wie steht es mit dem Kunstspringen und dessen wettkampfmäßiger Durchführung mit Blinden?"

Er antwortete: „Schwimmen bedeutet, wie keine andere blindensportliche Disziplin, eine echte und in jeder Hinsicht vollwertige Bewegungstherapie und Heilgymnastik. Sie sind unsere Bildungsziele in Verbindung mit der Weckung und Vertiefung des Raumgefühls, denen unser gesamtes versehrtensportliches Tun unterzuordnen ist. Das Wasser als Element, wir können auch sagen als besonders blindheitsgemäßes Übungsgerät, ist in idealer Weise geeignet, den Blinden anzuziehen und in seinen Bann zu schlagen. Ist erst einmal Wasservertrautheit erreicht, so wird sehr oft das Schwimmen zur beliebtesten Blindensportart.

Aus meiner Erfahrung bin ich zu der Ansicht gelangt, daß grundsätzlich jede Altersklasse der blinden Kameraden für die Erlernung und dauernde Ausübung des blindheitsgemäßen Schwimmsports geeignet ist, allerdings unter dem Vorbehalt, daß der Versehrtensportarzt die Schwimmtauglichkeit des Kameraden bestätigt hat. Es sind hier besonders die Ohrenverletzungen zu beachten, die diese schöne Sportart leider nicht immer zulassen. Weiterhin sind natürlich bei der wettkampfmäßigen Ausübung die biologischen Altersgrenzen zu beachten. Normalerweise sind die zu stellenden Voraussetzungen bei den Kameraden sehr lange gegeben, so daß der Schwimmsport selbst bis ins hohe Alter betrieben werden kann, wenn in anderen Disziplinen nur noch wenig Betätigungsmöglichkeit besteht. Die Erfahrung zeigte, daß selbst Blinde im fortgeschrittenen Lebensalter, auch blinde Ohnhänder, das Schwimmen sehr schnell erlernten und zu einer erstaunlichen Fertigkeit gelangten. Fehlschläge beim Blindenschwimmen sind meines Erachtens in den meisten Fällen von dem Übungsleiter selbst hervorgerufen und haben mit der Blindheit der Kameraden nichts zu tun. Man muß es einmal erlebt haben, wie das Selbstbewußtsein der Kameraden durch Erwerbung des Freischwimmer- oder Fahrtenschwimmerscheines gehoben

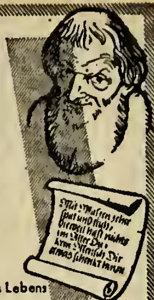


Der Sieger

wird. Hier kann man den selbstbestätigenden Wert des Blindensports feststellen.

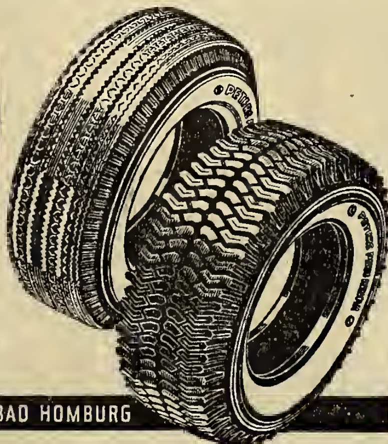
Die uns gestellten Bildungsziele wurden bereits erwähnt. Die Bewegung im Wasser übt einen vielfältigen Einfluß auf den menschlichen Körper aus. Der Temperaturreiz wirkt auf die gesamte Körperoberfläche und beeinflußt den Blutkreislauf. Die Bewegung im Wasser ist eine ideale Massage und übt wertvolle Reize auf die gesamte Muskulatur aus. Nicht zu vergessen sind die Übung und Kräftigung der inneren Organe, wie Lunge, Herz und Verdauungsorgane

Stellt die Überwindung der inneren Widerstände gegen das Wasser und das Schwimmen schon einen bedeutenden Entschluß des Blinden dar, so muß man das Springen ins Wasser als eine besondere Leistung werten. Es sind dies Mutproben, die weniger nach ihrer exakten Ausführung, als nach dem Maß der inneren Überwindung zu werten sind. Letztlich können es wohl nur allein die blinden Kameraden beurteilen, welchen Mut es erfordert, überhaupt erst einmal vom Beckenrand und schließlich sogar vom 3-m-Brett zu springen. Wieviel Mühe muß aufgebracht werden, sowohl vom blinden Kameraden selbst, als auch von seinem Übungsleiter, bis ein Kopfsprung vom Rand, vom 1-m- und schließlich gar vom 3-m-Brett erreicht ist. Das sind bereits sportliche und menschliche Höchstleistungen. Mehr kann der blinde Sportler nicht geben, und mehr sollte man vernünftigerweise auch nicht von ihm verlangen. Nach reiflicher Prüfung der Frage gelangte ich zu der Ansicht, daß ein Kunstspringen im herkömmlichen Sinne wettkampfmäßig nicht ausgeübt werden sollte, da es nicht blindheitsgemäß ist. Belassen wir das Springen des Blinden als eine besondere Mutprobe, die das Flugerlebnis und die Freude an der Körperbeherrschung vermittelt, wobei durchaus auf eine saubere Ausführung des Sprunges hingearbeitet werden kann."



Es ist wohl einleuchtend, daß sich mit diesen wenigen Fragen aus vier Sparten des Blindensports der gesamte Komplex nicht behandeln läßt, da in diesem begrenzten Rahmen nicht alle Disziplinen berücksichtigt werden konnten Dabei erfreuen gerade auch sie sich in zunehmendem Maße einer steigenden Beliebtheit bei unseren sporttreibenden Kameraden. Da wären das Kegeln, der Skilauf, das Rudern und vor allem das Spiel und der Tanz zu erwähnen. Wenn sie hier





nicht behandelt wurden, so soll das keineswegs eine Deklassierung bedeuten.

Die vorliegenden Zeilen sollten lediglich einen kurzen Einblick in das umfangreiche Arbeitsgebiet der Übungsleiter geben und aufzeigen, wie sie den Blindensport aus ihrem Gesichtswinkel heraus betrachten. Es wäre hierüber noch unendlich viel zu sagen.

Darüber wollen wir sehr glücklich und zufrieden sein, denn solange über ein Gebiet geschrieben, gesprochen und diskutiert wird, ist und bleibt es lebendig. Wir aber wünschen dem deutschen Blindensport ein recht langes und kräftiges Leben zum Wohle und zur Freude aller Beteiligten.



Wie sie lebten

Jeder hatte sein eigenes Rezept, ein gesundes Alter zu erreichen

Das Bestreben, alt zu werden und gesund zu bleiben, hat die Menschen zu allen Zeiten erfüllt. Der Weg, den der einzelne einschlug, um zu diesem beneidenswerten Ziel zu gelangen, war aber oft recht unterschiedlich. Es ist daher ebenso lehrreich wie interessant zu erfahren, auf welche individuell erprobte Weise manche namhafte und bedeutende Persönlichkeit wirklich ein rüstiges hohes Alter erreichte.

Ludwig von Cornaro, der 1566 in Padua im hundertsten Lebensjahr verstorbene venezianische Edelmann, der mit über 80 Jahren das berühmt gewordene Buch „Sonniges Alter" schrieb, war der Überzeugung, daß Mäßigkeit und Regelmäßigkeit im Essen die Hauptsache sein. Da er einen schwachen Magen hatte und in den besten Mannesjahren sehr krank gewesen war, nahm er in der zweiten Hälfte seines Lebens mit Brot, Eigelb, Fleisch und Suppe täglich nur 375 Gramm Nahrungsmittel zu sich, die er anfangs auf zwei und später auf vier Mahlzeiten verteilte. Im Alter aß er zu jeder Mahlzeit sogar nur ein Eidotter. Seiner Erfahrung nach ist bei einer aus Gesundheitsgründen erforderlichen Diät die Menge von größerer Wichtigkeit als die Art.

Sein Zeitgenosse Michelangelo, der eine unermüdliche Schaffenskraft besaß, wie nur wenige Menschen, schrieb seine Fähigkeit, länger als andere arbeiten zu können, seinen einfachen Lebensgewohnheiten zu. Ein wenig Brot und Wein, das war alles, was er bei seiner Arbeit während des größten Teils des Tages benötigte; und er ist dabei fast 89 Jahre alt geworden.

Im Gegensatz zu Friedrich dem Großen, der die Freuden der Tafel liebte und am eigenen Leibe gewahr wurde, daß „gute Verdauung", wie er sagte, „wichtiger ist als alle Philosophie", lebte seine Gegnerin Maria Theresia verhältnismäßig spartanisch. Da sie, wie ihre Hofdamen versicherten, täglich mehr als fünf Stunden mit religiösen Übungen und Gebeten zubrachte, stand sie im Sommer schon um fünf und im Winter um sechs Uhr auf. Ihre Arbeit unterbrach sie mittags um ein Uhr, um in der Regel mäßig und allein zu speisen, und setzte sie dann bis gegen Abend fort. Um sechs Uhr vesperte sie, spielte ihre tägliche Partie Karten und begab sich nach acht Uhr zum Souper, das für sie gewöhnlich nur aus einer Suppe bestand. Im Anschluß daran machte sie zuweilen einen Spaziergang und suchte dann das Bett auf. Die Fenster in ihren Zimmern mußten, da die Kaiserin sehr warmblütig war, stets offen bleiben, selbst im Winter arbeitete sie häufig bei geöffneten Fenstern. Dem Kaffee, den ihr der Vater in der Jugend streng untersagt hatte, war sie sehr zugetan. In jungen Jahren mußte ihr die vertraute Kammerfrau die Kaffeebohnen in Haubenschachteln, und als sie schon verheiratet war, im Reitzeug ihres Gemahls zuschmuggeln

Maria Theresias Kanzler, Fürst Kaunitz, war ebenfalls sehr darauf bedacht, wenig zu essen, um sich gesund zu erhalten. Beim Frühstück mußten sowohl der Kaffee wie der Zucker gewogen werden. Beim Diner aß er, wie sein Biograph berichtet, „nur wenige Schüsseln, zuletzt nur ein Hühnchen in Reis, und später bis zum Zubettgehen nichts mehr". Wenn der Fürst einer Tafeleinladung folgte, mußte sich jede noch so hochgestellte Persönlichkeit gefallen lassen, daß ihm sein Koch aus seinem Hause nicht nur die Hauptspeisen, sondern auch das Brot und den

Wein und sogar das Wasser schickte. Das hing weniger mit der Furcht zusammen, vergiftet zu werden, als mit der ängstlichen Sorge, sich an fremden Speisen den Magen zu verderben und seiner Gesundheit zu schaden. Nach Tisch zog der Kanzler einen Mundreinigungsapparat aus der Tasche, mit dem er vor den Augen der ganzen Gesellschaft in aller Gemütlichkeit wenigstens eine Viertelstunde lang unter allerhand Geräuschen operierte. Dieser Apparat bestand, wie es in seiner Biographie heißt, „aus einer vollständigen Reihe zweckdienlicher Instrumente, aus mehreren kleinen Spiegeln, um die Zähne von vorn und von hinten zu besehen, aus diversen Läppchen von Leinwand und dergleichen mehr". Als Kaunitz diese Prozedur beim französischen Botschafter in Wien vornahm, sagte dieser zu seinen Gästen: „Erheben wir uns, der Fürst möchte allein sein". Der Kanzler ließ sich zwar dadurch nicht stören, speiste aber von diesem Tage an nie wieder auswärts.

Um sich nicht zu erkälten, paßte Kaunitz seine Kleidung sorgfältig jeder Temperaturschwankung an. Dazu bediente er sich einer Anzahl gleicher schwarzseidener Mäntel, die er je nach Bedarf addierte oder subtrahierte. Bei kaltem Wetter hing er sich bis zu neun dieser Mäntel um, war aber nie krank und wurde 84 Jahre alt.

Sein Mitarbeiter, Minister Freiherr von Thugut, hielt unverbrüchlich daran fest, sein Abendbrot auf ein Glas Wasser und sieben Pflaumen zu beschränken. Auch er wurde fast so alt wie Kaunitz.

König Georg III. von England und Hannover war von Natur aus ein sehr starker Esser, so daß seine Mutter ihn eines Tages darauf aufmerksam machte, daß er genauso dick werden würde wie der damalige Herzog von Cumberland. Um sich dieser Gefahr nicht auszusetzen, aber doch viel essen zu können, fing er an, hauptsächlich leichte Speisen zu sich zu nehmen und entdeckte dabei, daß ihm die pflanzliche Kost besser bekam als die tierische. Was es in seinen Gärten an Früchten und Gemüsen gab, ließ er auf die Tafel bringen.

Seit er die blühend aussehenden Kinder des Herzogs von Buccleuch kennengelernt und erfahren hatte, daß bei ihnen in Schottland die Hafermehlsuppe eine Hauptrolle in der Ernährung spielte, ließ er sich regelmäßig Hafermehl aus Schottland schicken und blieb diesem wertvollen Nahrungsmittel treu, bis er im 82. Lebensjahr starb.

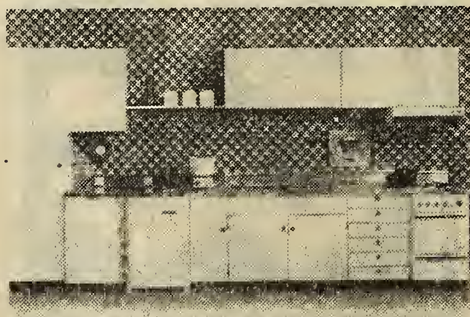
Sein Zeitgenosse Herzog Karl August von Weimar pflegte seine Verdauung dadurch zu fördern, daß er sich nach der Tafel mit einigen Leidensgefährten auf einen unge-

federten Klapperwagen setzte und damit einige Zeit lang über Stock und Stein fuhr, was die Pferde laufen konnten.

Der volkstümliche Husarengeneral Zieten war von strenger Enthaltsamkeit, legte aber Wert darauf, jede Mahlzeit, wie sein Biograph sagt, „mit unbeschreiblichem Frohsinn und inniger Zufriedenheit" einzunehmen. Kaffee und Tee mied er zeitlebens und trank statt dessen gewöhnlich nur Wasser. Sein Frühstück bestand nur aus Butterbrot und Wassersuppe. Mittags, wenn er sich mit starkem Appetit zu Tisch setzte, begann er das Mahl jahraus jahrein mit einer rohen Mohrrübe, die er gern aß und die seiner Überzeugung nach seiner Gesundheit zuträglich war. Einen Schlafrock zog er bis ins höchste Alter nicht an, sondern war immer in der Montur. Allerdings trug er auch im Zimmer immer eine Kopfbedeckung, weil er sich dauernd kränklich fühlte. Erst in seinem 84. Lebensjahr konnten ihn seine Angehörigen dazu bringen, sich eines gepolsterten Lehnstuhles zu bedienen.

Feldmarschall Graf von Haeseler hatte anfangs gut und reichlich gegessen, fand aber später an der kräftigen Soldatenkost, bei der Fleisch und Kommißbrot die Hauptsache waren, kein Wohlgefallen mehr. Er pickte, wie einer seiner Kameraden sagte, wie ein Hühnchen von seinem Teller und lebte so dürftig und bescheiden, daß es rätselhaft war, wie er sich damit erhalten konnte. Etwas Milch, einige Eier und eine Tasse Bouillon, das war alles, was er benötigte. Alkohol kam nie über seine Lippen, ebenso rauchte er nicht. In Verzicht auf Schlaf leistete er Unglaubliches und ging, wenn es darauf ankam, oft mehrere Nächte hintereinander nicht zu Bett.

Den merkwürdigsten Weg, sich gesund zu erhalten und sich vor den Unannehmlichkeiten des Alters und den meisten seiner Krankheiten zu schützen, fand der englische und amerikanische Schriftsteller Frank Harris, der zwischen den beiden Weltkriegen verstarb. Er war ein leidenschaftlicher Esser, wurde aber schon in verhältnismäßig jungen Jahren, wie er selbst sagt, „ein Märtyrer einer chronischen Verdauungsstörung" „Ich verbrachte zwei Jahre meines Lebens damit". so berichtet er, „von einem berühmten Arzt zum andern in ganz Europa zu gehen, und alles vergeblich. Der eine ließ mich nur von Trauben leben, der andere von Gemüse, und der dritte von nichts als Fleisch."





Als er auch bei Bismarcks Leibarzt Schweninger vergeblich Rat gesucht hatte, machte ihm sein Hausarzt in London den Vorschlag, es doch einmal mit der Magenpumpe zu versuchen. „Das Wort schreckte mich zuerst", erzählt Frank Harris, aber als ich die Magenpumpe das erstemal mit Hilfe des Arztes verwandte, spürte ich sofort eine solche Erleichterung, daß ich sie kaum zu beschreiben vermag. Ich hatte mich elend gefühlt und im Augenblick war ich ganz gesund."

„Am nächsten Tage", berichtet er weiter, „wusch ich mir wieder den Magen aus und stellte bald fest, was ich verdauen konnte und was unverdaut blieb .. In einer Woche lehrte mich die Magenpumpe eine wissenschaftliche Diät. Ich liebte Kaffee. aber ich fand, daß er Gift für mich war, denn er hielt die Verdauung auf..."

„Ich habe mir jetzt fünfzehn oder zwanzig Jahre lang", schließt er, „ungefähr neunmal in zehn Tagen den Magen ausgewaschen, und ich finde es nicht unangenehmer als zum Beispiel das Zähneputzen.... Es geht mir jetzt sicherlich besser als vor vierzig Jahren Mit siebzig Jahren kann ich noch hundert Yards in ein paar Sekunden so schnell rennen wie mit zwanzig. Und fast jeden Tag mache ich meinen kleinen Galopp. Ich habe mich zur vollkommenen Gesundheit durchgerungen." Die Liebe spielte daher in seinem Leben, wie er stolz behauptet, mit sechzig eine ebenso große Rolle wie mit vierzig Jahren. *Hermann Ulbrich-Hannibal*



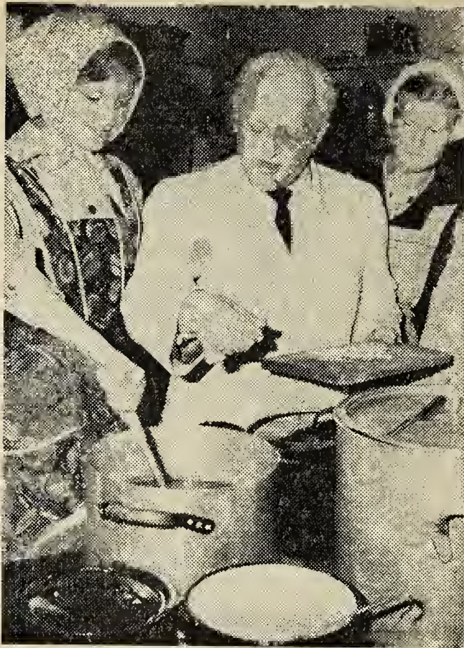
Man nehme weiter ...

Ein kriegsblinder Küchenmeister und seine Lebensaufgabe

Montag, 28. Mai, 12.30 Uhr. In dem geschmackvoll eingerichteten Speisezimmer im zweiten Stock des Mehrfamilienhauses an der Bammelsburger Straße 10 haben mehrere Gäste an der Mittagstafel Platz genommen. Zitronencremesuppe als Vorspeise, gebratenes Seelachsfilet mit Remoulade und Kartoffelsalat als Hauptgericht, Kompott als Nachtisch - so verkündet es die Speisekarte. Adrett gekleidete junge Damen servierten.

Es sind Schülerinnen der Kochschule Jörns. Ihr Lehrer, der Kriegsblinde Emil Jörns, hat das Menü zusammengestellt 1944 verlor er sein Augenlicht, als beim Kriegseinsatz in Polen eine Granate unmittelbar vor ihm detonierte.

Über 2000 Schülerinnen aus fast allen Teilen der Bundesrepublik hat Emil Jörns Sohn eines fürstlichen Küchenmeisters, seit 1956 in jeweils vierteljährlichem Tages- oder



Bei vielen Gerichten sind die Zutaten sehr wichtig, aber man muß auch wissen, wann und in welcher Form sie in den Kochtopf gegeben werden müssen



Am Feierabend vertauscht der kriegsblinde Küchenmeister den Kochlöffel gern mit seinem geliebten Cello, auf dem er ebensogut zu spielen vermag, wie auf dem reichhaltigen Instrumentarium seiner Kochkunst



Auch das richtige Falten der Servietten will gelernt sein.



Mit gesponnter Aufmerksomkeit beobachten die Schülerinnen, wie ihr kriegsblinder Lehrer den Fisch kunstgerecht in einzelne Portionen zerlegt. *4 Fotos: Steffens*

Abendunterricht in die Geheimnisse der Kochkunst eingeführt.

1956 starb sein Vater, und er, der durch Kriegseinwirkung Erblindete, übernahm die 1914 gegründete Kochschule in eigene Regie.

Die jungen Damen, die sich bei Emil Jörns ihre theoretischen Kenntnisse in der Vitamin- und Ernährungslehre, in der Getränke- und Menükunde und im gesellschaftlichen Unterricht erwerben, und die sich täglich durch praktisches Kochen auf eine Landwirtschaftslehre, auf ein Praktikum im Haushalt oder auf die Ehe vorbereiten, kommen aus fast allen Teilen der Bundesrepublik.

Wenn sie die Schule verlassen, nehmen sie außer dem erworbenen Wissen und Können und dem Abschlußzeugnis auch noch ein 300 Seiten starkes Kochbuch, das 515 Rezepte umfaßt, mit nach Hause. Der kriegsblinde Küchenmeister Emil Jörns hat es ihnen selbst diktiert. Für blinde Frauen hat er 1948 ein in Blindenschrift geschriebenes Kochbuch entworfen, das jetzt in einer neuen Auflage mit wesentlichen Verbesserungen herausgekommen ist.

Aus dem musikbegeisterten Oberschüler von einst ist ein perfekter Koch geworden. Heute ist Emil Jörns glücklich, daß ihn sein Vater, statt ihm ein Musikstudium zu ermöglichen, als Lehrling in die besten Häuser des gastronomischen Gewerbes geschickt hat. Wohlgemerkt, heute, da ihm die Küche zur Lebensaufgabe geworden ist. Das hindert ihn aber nicht, in seiner Freizeit zum Cello zu greifen und seiner Freude am Musizieren freien Lauf zu lassen. Vielleicht werden die jungen Damen, wenn sie sich in ihrem späteren Leben bei der Vorbereitung eines bestimmten Gerichtes etwas ungeschickt anstellen, noch oft an ihren kriegsblinden Lehrer denken müssen, der ihnen diese Dinge so spielend leicht und elegant vorführte, als hätte er nicht in jenem harten Kriegsjahre sein Augenlicht für immer eingebüßt.

Kulinarische Küchen-Kuriosa

Unter dem Titel „Küchenmaistereyen" erschien zu Anfang des 17. Jahrhunderts eines der ältesten deutschen Kochbücher. Sein Verfasser, der Mainzer Mundkoch Sigmund Feyerabend, empfiehlt darin Speisen, die heute kaum noch als genießbar angesehen werden können. So dürfte seine Spezialschüssel aus „Meer-Igeln" oder seine „Eichhörnchen-Pastete" nur schwerlich locken. Wir müssen uns wohl auch den Genuß von „Auerochsbraten am Spieß" verkneifen, weil der letzte Auerochse kurz nach Erscheinen des Rezeptbuches ausstarb. Auch „Wisentlende" ist heute bei der geringen Zahl der Wisente ein schwer zu erfüllender Wunsch. „Rehwürste", die sich noch stopfen ließen, sind seit langem von der Tafel verschwunden. „Elchnasen" waren gewiß vor 400 Jahren eine Leckerei für Spezialisten, und nicht viel anders wird es mit den „Bärentatzen" gewesen sein, die nach Angabe des Kochbuches gesotten, gebacken, aber auch gebraten aufgetischt wurden. Als Fastenspeise preist das Kochbuch „Biberschwänze" an und führt sie unter der Rubrik „mancherley Vische" auf. Das gleiche Kochbuch enthält auch ein Rezept für „Spinatkuchen". Nach dieser Vorschrift wurde der Spinat mit feingeschnittenem Brot, Eiern und einer halben Kanne Sahne vermengt, mit Majoran, Salbei, Rosmarin, kleinen Rosinen, Ingwer, Zimt, Muskat und Muskatnelken gewürzt, tüchtig gezuckert und als Torte gebacken. – Wie schon die Küche im alten Rom vor keiner Grausamkeit zurückschreckte, um, nach ihrer Meinung, die Speisen dadurch schmackhafter zu machen, so empfehlen auch die „Küchenmaistereyen": Wachteln zu blenden, damit man sie besser mästen könne, jungen Täubchen die Füße zu brechen, um sie im Nest zu halten, Gänse bei lebendigem Leibe zu braten und lebende Krebse Schwefeldämpfen

auszusetzen, damit sie sich besonders schön rot färbten. Vor allem die französischen Eßkünstler wetteiferten darin, daß sie „Almanache für Gourmets" oder andere Vademecums für Feinschmecker schrieben. Monsieur de Béchamel – der die berühmte Sauce erfand – war von seiner Delikatesse selbst so begeistert, daß er behauptete, er könne seinen eigenen Vater verspeisen, wenn man ihn mit dieser Sauce zubereite. Wohl bekomm's!

Im alten Griechenland gab es schon Kochbücher, deren Rezepte in Gedichtform geschrieben waren. Heute noch sagt man begeistert, wenn etwas besonders gut schmeckt: Es ist ein Gedicht!

Es gibt einen Indianerstamm am Orinoko, der Erde ißt. Die Erde, die dort fett und ölhaltig ist, wird zu Kugeln gerollt, in der Sonne getrocknet und dann zu Pyramiden aufgestapelt. Dieses Backwerk, „Poya" genannt, wird besonders von den Frauen bevorzugt. Magerkeit gilt am Orinoko nämlich als Schönheit.

Im Mittelalter galt der Braten von Schlangen als schweißtreibend. Wer Anstoß an dem Leckerbissen nahm, dem wurde empfohlen, Hühner oder Gänse einige Zeit hungern zu lassen und sie dann mit Schlangenfleisch zu füttern, „alsdann könne der Kranke diese schmackhaften Tiere verzehren".

Indianer bereiten eine vorzügliche Fleischkonserve, indem sie das Fleisch in schmale Streifen schneiden, im Rauch oder an der Sonne trocknen und es schließlich zwischen zwei großen Steinen zermalmen. Unter Hinzufügung von geschmolzenem Fett kommt das Fleisch in gepreßtem Zustand in Ledersäcke, wo es sich jahrelang hält.

Die Schnepfen sind wohl die einzigen Vögel, deren Eingeweide für eßfähig erklärt worden sind. Feinschmecker und berühmte Köche brechen in Verzückung aus, wenn sie nur den Namen Schnepfe hören – und das alles, obwohl die Zoologen festgestellt haben, daß die Eingeweide dieser Vögel mit Regenwürmern vollgestopft sind. Für den Schnepfendreck gibt es zahlreiche Zubereitungsarten. Alexander Dumas, der von Küchen-Geheimnissen mindestens ebensoviel verstand wie vom Romanschreiben, empfahl: Schnepfendreck roh in feingehacktem Zustand mit einigen Tropfen Öl, Pfeffer und Thymian anzurichten oder gedünstet auf Toast zu reichen. Ein Gourmet reimte einmal:

Stell' auf den Tisch die düftevollen Näpfe,
Den alten Rüdesheimer hol' herbei!
Und dann zerlege kunstvoll deine Schnepfe
– – – Doch vor dem Mai!

Die im 16. Jahrhundert aus Peru und Chile eingeführte Kartoffel hatte ursprünglich den italienischen Namen „Tartufolo" = Trüffel. Daraus bildete sich dann – über „Erdapfel" und „Erdbirne" – die Bezeichnung Kartoffel. Damals müssen die Kartoffelblüten wohl auch geduftet haben, denn in alten Lehrbüchern wird berichtet, daß der Geruch der Kartoffelblüte ähnlich dem der Linde sei. Am französischen Hof trug man die Blüten der damals gerade eingeführten Kartoffel sogar im Knopfloch! Der Siegeszug der Kartoffel begeisterte auch die Künstler jener Zeit. Als Goethe bei Schopenhauer zum ersten Male „Kartoffeln im Schlafrock" aß, erbat er sich sofort das Rezept. Matthias Claudius schrieb das geflügelte Wort: „Schön rötlich die Kartoffeln sind ...", und Beethoven war ein Freund der Bratkartoffeln – aber sie mußten gut im Fette schwimmen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war infolge der allgemeinen Industrialisierung und dem damit verbundenen Anwachsen der Großstädte ein Rückgang von Landwirtschaft und Viehhaltung zu beobachten. Außerdem stieg wegen des schwierigen Abtransportes und der leichten Verderblichkeit der Butterpreis andauernd. Aus diesem Grund erließ der französische Staat ein Preisausschreiben, um einen möglichst gleichwertigen Ersatzstoff für Butter zu finden.



„Bitte, Herr Graf, das Bad ist bereit!"

Von den eingehenden Vorschlägen erhielt der Chemiker Méges-Mouries (1869) den Preis für eine Kunstbutter zuerkannt, die aus frischem Rindertalg hergestellt wurde. Die erste Fabrik dafür wurde 1871 in Paris errichtet. Man schmolz bei möglichst niedriger Temperatur den frischen, sorgfältig gewaschenen Rindertalg. Bei der darauffolgenden Abkühlung scheidet sich das Stearin kristallinisch aus und kann abgepreßt werden. Der dann verbleibende Rest, das sogenannte Oleomargarin, wird unter Zusatz von Milch verbuttert, was man als „Kirnen" bezeichnet. Die Industrie brachte die Kunstbutter unter den verschiedensten Namen in den Handel. Unreelle Geschäftsleute gaben ihr dabei Bezeichnungen wie Sparbutter, Mischbutter, Grasmischbutter, um den Käufern reine Naturbutter vorzutäuschen. Andere Fabrikanten erfanden neue Namen für das Erzeugnis, z. B. Butterine, Margarine und dergleichen. Das Reklamewort Margarine ist aus dem griechischen „margaritis" = Perle genommen. In Anlehnung daran nennen die Chemiker den wesentlichen Bestandteil des Fettes der Kunstbutter Margarin.

Schokolade war das Nationalgetränk der alten Mexikaner. Man versetzte es mit einer

starken Dosis Nelkenpfeffer und Agavensaft. Als die spanischen Eroberer ins Land kamen und diese gepfefferte Schokolade probierten, bezeichneten sie den Aufguß als „ein Gesöff für Schweine, aber nicht für Menschen", wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt. – Erst viel später kam man auf den Gedanken, der Schokolade Zucker zuzusetzen.

Nur die wenigsten wissen, wer der Glückliche war, der die erste Tasse Tee genoß. Eine chinesische Legende erzählt darüber folgendes: Vor etwa 4000 Jahren regierte in China eine Kaiserin, die eine wunderschöne Tochter hatte. Die Kaiserin wollte sie einem mongolischen Fürsten zur Frau geben. Doch die Tochter mochte von diesem Freier nichts wissen, weil sie einen jungen Mann aus dem Volke liebte. Eines Tages, als das Mädchen in Begleitung eines Dieners im Garten spazierenging, erschien der junge Mann und überreichte ihr einen großen Blumenstrauß. Der Diener wollte dem Mädchen die Blumen entreißen, und es gelang ihm auch. Nur einige Blätter blieben in ihrer Hand. Als die Kaisertochter nach Hause kam, legte sie die kümmerlichen Reste ins Wasser. Am nächsten Tag gab sie in den Topf neues Wasser und trank das abgestandene Wasser aus. Nun kam die große Überraschung: Das Wasser schmeckte äußerst angenehm und aromatisch – der Tee war entdeckt! Es gibt schwarzen und grünen Tee, dessen Blätter beide vom Teestrauch (Thea sinensis) stammen. Beim schwarzen Tee machen die gesammelten Blätter nach dem Trocknen zunächst einen Gärungsprozeß durch und erhalten dadurch eine dunkle bis schwarze Farbe. Später röstet man sie noch in Pfannen. – Beim grünen Tee setzt man die frisch gesammelten Blätter heißen Wasserdämpfen aus und trocknet sie bei großer Hitze.

Rolf Kunze



Karl der Große aß noch mit den Fingern

Zu welcher Stufe der Kultur sind wir emporgestiegen! Die Technik hat einen nie gekannten Höchststand heute – und eine Erfindung jagt buchstäblich die andere. Himmelragende Bauwerke aus Altertum und Neuzeit nötigen uns Respekt ab, doch an die kleinen Dinge des Alltags verschwenden wir kaum einen Gedanken, geschweige denn eine vernünftige Überlegung.

Überhaupt nicht des Nachdenkens wert erscheint uns zum Beispiel die Gabel, die mindestens zweimal täglich auf dem gedeckten Tisch neben dem Eßteller liegt. Schokkiert uns nicht schon der bloße Gedanke, man wäre als Gast irgendwo geladen und müßte den Rostbraten buchstäblich mit den Fingern essen?

Erst vor 400 Jahren nämlich sind Gabel und Löffel auf den Tischen Europas allgemein heimisch geworden. Und erst mit ihrer Einführung – das Messer wurde schon längst verwendet! – war es bei Festgelagen vornehmer Familien zu jenen Eßsitten gekommen, die wir ganz selbstverständlich als Attribut unserer eigenen Kultur betrachten. Die Gabel ist um das Jahr 1000 in Venedig aufgetaucht, wo eine Braut aus dem byzantinischen Kaiserhaus sich ihrer erstmals bediente, während alle übrigen Gäste – wie gewohnt – mit ihren fünf Fingern aßen. Obschon die Nachahmung des neuartigen Eßgerätes vereinzelt nicht allzulange auf sich warten ließ, vergingen noch Jahrhunderte, ehe die Gabel 1360 in Florenz Eingang fand und im 14. Jahrhundert immerhin schon zum Silberschatz des Königs von Frankreich gehörte. Noch Jahrhunderte danach führte sie indessen das Dasein eines Luxusgerätes und wird erst bei Gelegenheit eines Prunkmahls Kaiser Karls V. in Deutschland erwähnt. 1608 soll ein Reisender die neue Errungenschaft nach England gebracht haben, aber auch dort kam die mehrzinkige Gabel – ebenso wie bei uns – erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts allgemein in den Städten in Gebrauch.

„Sündliche Verweichlichung" hat Anno 1060 der Bischof von Ostia die damals in fürstlichen Kreisen zögernd aufkommende Sitte der Gabelbenutzung gescholten, und noch um 1500 lief die Geistlichkeit von Venedig gegen sie Sturm, und zwar mit dem Hinweis auf das sträfliche Tun, „Gottes Gaben anders als mit den Fingern anzufassen". Wie gesagt, im griechischen wie im römischen Altertum war ein richtiges Eß-

besteck so gut wie unbekannt, und es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, sich etwa Sokrates und Caesar, Lukullus und Karl den Großen mit den Fingern essend vorzustellen.

In bestimmten Tafelregeln des frühen Mittelalters wurden die Kinder ermahnt, sich doch nicht „mit denselben Fingern die Nase zu reinigen, mit denen das Fleisch angefaßt wird". Entlockt uns das nicht ein Lächeln? Es waren ja schließlich immer die gleichen Finger...

Löffel gab es wesentlich früher als Gabeln, doch wurden sie nicht zum Munde geführt; sie spielten die Rolle eines liturgischen Geräts als Weihrauch- oder Salblöffel und waren deshalb meist aus Silber, nicht selten sogar mit edlen Steinen und Monogrammen verziert. Die Wandlungen des Löffels sind übrigens nicht allein unter kunstgewerblichen Gesichtspunkten bemerkenswert. Die allgemeine Verfeinerung der Kultur hatte die Formen der Eßgeräte und die Tischsitten schlechthin verändert. Das Material zur Löffelherstellung wandelte sich von Holz zu Eisen, von Zinn zu Silber und Gold. Der kleine Tee- beziehungsweise Kaffeelöffel kam erst im Lauf des 18. Jahrhunderts mit dem Einzug fremder Getränke auch bei uns in Mode.

Universum

Mit heilkräftigen Händen

Anderen zu helfen, ist die Lebensaufgabe der kriegsblinden Masseure

Von Hexenschuß und Rheuma geplagt, bekommt Frau M. eine Massagebehandlung vom Arzt verordnet. Zwei Sitzungen steht Frau M. durch, dann gibt sie auf; die Behandlung ist ihr zu schmerzhaft, und eine Besserung des Leidens glaubt sie nicht zu verspüren.

Nun kann niemand ein Leiden, das einer sich in zehn Jahren zugezogen hat, innerhalb von zwei Stunden wegzaubern. Außerdem gibt es, wie in allen anderen Berufen auch, gute und schlechte Masseure.

Zwei Monate nach dem mißglückten Behandlungsversuch, verläßt Frau M. vorzeitig ein Damenkränzchen mit der Entschuldigung, sie müsse jetzt unbedingt zu einer Massage gehen. Auf die erstaunten Fragen der Damen, die ihre negative Ansicht in diesem Punkte zu kennen glauben, erwidert Frau M.: „Jetzt bin ich bei einem kriegsblinden Masseur in Behandlung!" – Sprach's, ging und kam nach eineinhalb Stunden ohne schmerzverzerrtes Gesicht zurück.



Die Hände sind der wertvollste Besitz eines Masseurs. Schon mancher empfindliche Patient war erstaunt über die Feinfühligkeit der behutsam und doch mit nachhaltiger Wirkung arbeitenden Hände von blinden Masseuren.

„Er hat mehr Gefühl in den Händen", erklärte Frau M. lakonisch und legte sich ein Stück Torte auf den Teller. Ihr Appetit hatte also offensichtlich durch die Massage nicht gelitten, ganz im Gegenteil.

Kürzlich sah ich in einer süddeutschen Kreisstadt ein Tandem fahren. Das ist ein Fahrrad mit zwei Sitzen hintereinander. Was mir auffiel war, daß die Frau vorne saß und lenkte, während der Mann dahinter sich ganz ihrer Führung anvertraute und nur kräftig in die Pedale trat. Kinder am Straßenrand konnten mir die Auskunft geben, das sei der blinde Masseur E. mit seiner Frau. Erwachsene Passanten nannten mir gern den Namen und die Wohnung – so etwas nennt man „stadtbekannt sein".

Am Abend machte ich mit Herrn E., dem kriegsblinden Masseur, telefonisch einen Besuchstermin für den darauffolgenden Samstag aus.

Er empfing mich zusammen mit seiner freundlichen Gattin in seinem Zuhause. Er hat sein Häuschen unter großen Opfern entsprechend seinen eigenen Vorstellungen mit Praxisräumen, Behandlungskabinen und Privatwohnung bauen lassen. Frau E. überwachte die Bauausführung nach den Angaben ihres Mannes. Verschenkt hat man nichts an ihn, er hat alles selber durch eigene Leistung und Energie schaffen müssen, oftmals auch gegen Widerstände, die ihm vorsätzlich bereitet wurden.

Vor seiner Soldatenzeit war der jetzige Masseur als Chemielaborant in der Ausbildung bei den Bayerwerken in Leverkusen.

1942 wurde er verwundet. Granatsplitter durchschlugen sein rechtes Auge, durchbohrten die Nasenwurzel und zerstörten auch das linke Auge. Er war sofort blind.

Der Kriegsblinde fand sich überraschend schnell in seine Lage hinein und bemühte sich, das Beste aus dem zu machen, was er noch hatte, statt dem nachzugrübeln, was er nicht mehr hatte.

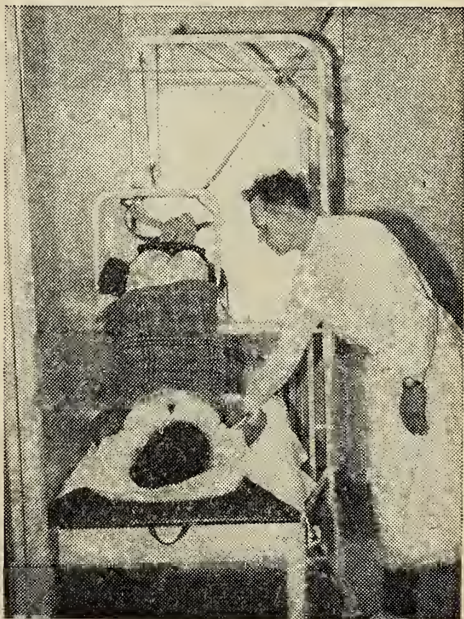
Vier Wochen lang machte ihm die Verwundung körperlich zu schaffen. „Fünf Wochen nach der Verwundung hatte ich mein Gleichgewicht wiedergefunden", erklärte mir mein Gegenüber. Natürlich schmerzte noch der Kopf, und der Geruchssinn, der inzwischen wieder besser geworden ist, fehlte damals fast ganz, weil die Nase ebenfalls etwas abbekommen hatte. Aber er ignorierte das, beziehungsweise gewöhnte sich daran und begann sofort mit der Blindengrundausbildung, das heißt mit dem Erlernen der Blindenpunktschrift und dem Schreiben auf der Blindenpunktschriftmaschine.

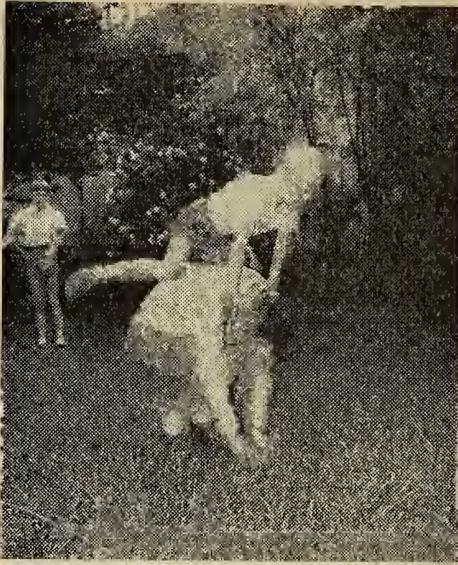
Es war vorgesehen, daß er als Sozialreferent ausgebildet und tätig werden sollte. Dieses Ziel mit seiner menschlich großen Auf-



Es ist nicht damit getan, zu streichen oder zu kneten. Der Verlauf der Muskeln und Bänder muß dem Masseur genau bekannt sein, wenn er eine beabsichtigte Wirkung erzielen will.

Wirbelsäulenerkrankungen sind in unserer Zeit beängstigend häufig. Am Streckgerät soll die Massagearbeit unterstützt werden.





Im Garten hinter dem Haus gibt es genügend Platz zum Austoben. Wichtig ist es den Kindern, daß Vater auch mitmacht und ihm immer gute Sportspiele einfallen.

Nach der Arbeit, die meistens im Stehen ausgeführt werden muß, ist das Tandemfahren für die Beine der ideale Ausgleichsport. Auf die eigene Ehefrau als Pilotin ist immer Verlaß. 5 Fotos: H. Schwarz



gabe setzte sich der Erblindete. Er hatte keine Zeit, mit seinem Schicksal zu hadern. Der Kriegsausgang mit seinen Folgeerscheinungen bereitete der Berufsausbildung und somit dem neuen Lebensinhalt ein jähes Ende. Nicht die Verwundung, bei der er beide Augen verloren hatte, sondern die Zeit nach Kriegsende, als der Kriegsblinde ohne Aufgabe und Ziel dastand, wird von ihm als die schwerste Zeit seines Lebens bezeichnet.

Sobald es eine leidliche Ordnung wieder gab und Ausbildungsmöglichkeiten für Kriegsblinde geschaffen wurden, entschloß er sich, noch einmal von vorne anzufangen und den Beruf des Masseurs zu erlernen.

Er ging bei der Wahl seiner neuen Aufgabe davon aus, daß dieser Beruf eine selbständige Existenz bieten könne und einen ständigen Umgang mit Menschen bringe.

Auf Schloß Solitude bei Stuttgart, das als Blinden-Umschulungsheim eingerichtet worden war, absolvierte er seine Ausbildung als Masseur. Anschließend ging er an eine Privatklinik nach Darmstadt, um nach einjähriger praktischer Tätigkeit wieder an seine Ausbildungsstätte zurückzukehren; diesmal als Massagelehrer für seine kriegsblinden Kameraden.

Bis zur Selbständigkeit war es noch ein weiter und schwerer Weg, aber es mußte irgendwie geschafft werden. So wurde 1949 eine Stellung in einem Heilbad angetreten. Das hatte den Vorteil, daß hier der Betrieb saisonmäßig auf acht Monate im Jahr beschränkt war. Während der restlichen Zeit konnten die ersten eigenen Patienten in nach und nach eingerichteten Mieträumen behandelt werden. Das ging so sechs Jahre lang, die eigenen Patienten wurden immer zahlreicher und die Arbeitsbelastung hatte schon längst das erträgliche Maß überschritten. 1954 war das gesteckte Ziel, sich als selbständiger Masseur niederzulassen, erreicht.

Neben der praktischen Arbeit bildete sich der kriegsblinde Masseur auf seinem Fachgebiet immer weiter fort. Er erlernte Spezialmethoden in Sonderkursen, wie zum Beispiel die nach dem bekannten Massagearzt Prof. Dr. Kohlrausch.

Ein besonderes Anliegen ist es ihm, das Ansehen seines Berufsstandes zu heben. An den Vorarbeiten und der Gründung des „Verbandes der medizinischen Hilfskräfte" war er maßgebend beteiligt.

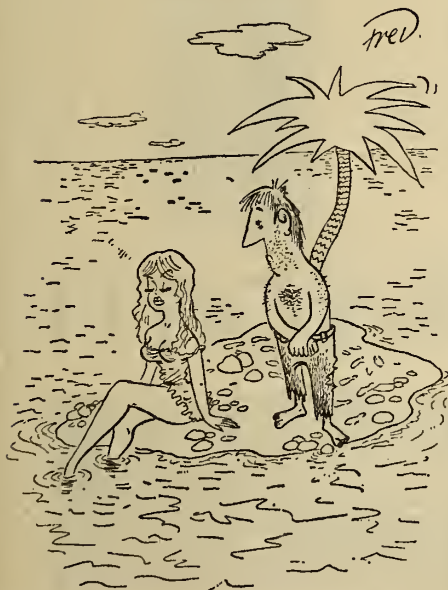
Noch heute ist die Verbandsarbeit, die der Kriegsblinde im Interesse seiner Kollegen leistet, nicht weniger geworden. Auf allen verbandswichtigen Kongressen ist er anwesend

Der Kontakt mit dem Patienten entscheidet nach seiner Ansicht über den Erfolg oder

Mißerfolg der Behandlung. Er ist ganz bei seiner Arbeit, ich möchte sagen, so intensiv, wie kein Sehender auf die Dauer dabei sein kann.

Wirbelsäulenerkrankungen, die einen großen Teil seiner täglichen Praxis ausfüllen, sind für ihn noch nicht zu Fällen geworden, die man nach Schema F behandeln könnte. Die richtige oder falsche Atmung des Patienten interessiert ihn auch dann, wenn sie nicht besonders auf der ärztlichen Anweisung vermerkt ist.

Es ist überflüssig zu sagen, daß es Herr E. auch versteht, sich seiner drei Kinder anzunehmen. Zwei Buben und ein kleines strohblondes Mädchen turnen mit ihrem Vater im Garten herum wie mit einem gleichaltrigen Bruder. Nicht selten ist auch die Mutti mit von der Partie. Dabei können sich die Eltern E. wirklich nicht über Langeweile beklagen. In seiner Praxis hat der Masseur noch eine Assistentin angestellt, seine Frau erledigt die anfallende Verwaltungsarbeit neben ihrem gewiß nicht kleinen Haushalt. Das Diplom als Tandem-Steuermann hat Frau E. schon längst erworben. Aber trotzdem geht es in der Familie recht munter zu, und man kann bestimmt nicht sagen, daß diese Menschen an der Aufgabe gescheitert sind, die ihnen ein unwägbares Schicksal auferlegt hat. H. S.



„Denken Sie, ich merke nicht, daß Sie mir seit einigen Tagen aus dem Wege gehen, Fräulein Elfi?"

Ich war seine Patientin

Gedanken über einen kriegsblinden Masseur

Er war jung, er war groß und stark, und er war ein strahlender Mann. Er liebte die Jugend, er liebte das Leben, er liebte die Liebe, die Frauen flogen ihm zu.

Der Krieg kam, es traf ihn. Stunden, Tage, Wochen und Monate voller Qual. Erst waren nur Schmerzen und keine Gedanken, dann wurde es still um ihn. Die Binde wurde von seinen Augen genommen, kein Schmerz mehr war da, aber das Licht war erloschen, kein Strahl tröstete ihn, nichts, ein Nichts um ihn. Er haderte, meuterte, schrie, schrie in der Nacht, schrie am Tage: „Was habt ihr mit mir gemacht? Warum habt ihr mich nicht ganz umgebracht?“ Und wieder Stille ...

Dann die Kameraden: andere waren da, getroffen wie er, das große Heer der Geschlagenen. Ja, schwerer noch getroffen: nicht nur die Augen, auch ein Bein, ein Arm. Er hatte seine jungen Glieder: Wozu waren sie ihm nutze? Früher war er sich ihrer nicht bewußt gewesen, sie waren einfach da, hatten ihn getragen, wohin ihn gelüstete, hatten ihm dargereicht, wonach ihn verlangte.

Ein ganz neues Bewußtsein erwachte in ihm; er empfand seine Hand als kostbaren Besitz, mit ihr sah er jetzt, erspürte jedes Wesen. Er fühlte seine junge Kraft, und er vertraute ihr. Die anderen um ihn herum teilten sein Schicksal, er war nicht allein.

Er mühte sich, er übte. Zunächst waren es die Kameraden, an denen er den Bau des menschlichen Körpers ertastete, diesen vollendeten Bau, dessen Schönheit er früher nicht erkannt hatte. Er lernte gesunde von kranken Gliedern zu unterscheiden.

Und dann wurden sie ihm anvertraut, Männer, Frauen, Kinder. Man überwies ihn an eine große Klinik. Und sie kamen: Männer, Frauen und Kinder. Männer, die im dunklen Schacht der Erde arbeiteten, von frühen Leiden geplagt, schwangen sie doch

tagaus tagein die Hacke in gebückter Lage und schluckten Kohlenstaub, Frauen, von Geburten geschwächt, Kinder, die krank und leidend das Licht der Welt erblickt, sie alle kamen, vertrauten sich ihm an, vertrauten der Kraft seiner Hände, liebten sein stilles, heiteres Wesen.

Dankbarkeit floß ihm zu ... Was war aus ihm geworden? Sah er sie nicht alle vor sich; hastend, taumelnd durch das Leben, gehetzt und getrieben Tag und Nacht? Und er selbst? Offen war sein Ohr jedem Laut der Freude und des Schmerzes, seine Hand erspürte jedes Wesen. Wer ist hier der Blinde?

M. Franke

Die Schocktherapie

Es hatte mich wieder einmal gepackt. Der gefährliche Witterungsübergang zwischen Herbst und Winter hatte meine Gesundheit heimtückisch untergraben. Mein Kreuz schmerzte, und es riß in meinen Stümpfen, klopfte in der Stirnhöhle, zog im Kiefer und in der Wade. So saß ich, ein Bild des Jammers, am Schalter in meiner Dienststelle. Da fiel mir der Sanitätsdienst ein. Ich rief Fräulein Lehmann an und bat um eine schmerzstillende Tablette.

„Aber natürlich, gern! Was haben Sie denn?", sagte sie. Ich zählte ihr meine sämtlichen Beschwerden auf, worauf sie teilnahmsvoll sagte: „O Gott, das ist ja fürchterlich! Ich schicke Ihnen gleich zwei Tabletten. Herr Meyer geht gerade nach unten, er kann sie Ihnen bringen!"

Ich bedankte mich bei dem netten Fräulein Lehmann und wartete ungeduldig auf Herrn Meyer. Der erschien auch bald. Er brachte sogar gleich Wasser mit und gab mir die Tabletten zu schlucken. „Wo fehlt's denn?", fragte er teilnahmsvoll.

Ich schilderte ihm meinen traurigen Zustand, er machte bedauernd: „Tz tz, tz!" Er wünschte mir gute Besserung und sagte schon im Weggehen: „Rufen Sie doch mal 5 01 22 an!" 5 01 22, überlegte ich, diese Nummer kannte ich nicht. Und was ich an Telefonnummern im Kopf habe, geht auf keine Kuhhaut.

Als ich mal einen Augenblick Zeit hatte, wählte ich 5 01 22 und lauschte gespannt am Hörer. Das Rufzeichen ertönte und dann sagte eine knarrende, übellaunige Männerstimme: „Städtisches Krematorium!" Ich vergaß vor Schreck meine sämtlichen Schmerzen und fragte verdattert: „Wer ist da?" „Städtisches Krematorium!", knarrte es abermals „Entschuldigen Sie bitte, ich habe mich verwählt!", sagte ich und legte den Hörer auf

In meinem Innern nannte ich Herrn Meyer einen häßlichen Gartenzwerg, mit einem ganz gemeinen Charakter. Sein Rat hat mir aber doch geholfen, denn meine Schmerzen waren fast völlig verschwunden.

Es können aber auch die Tabletten von Fräulein Lehmann gewesen sein.

W. Glienecke

Irren ist menschlich

Man erinnert sich zwar nicht gern der ersten Nachkriegsjahre, als der Hunger groß geschrieben wurde und Ernährung ganz, ganz klein. In dieser Zeit war ich in einem ehemaligen Sanatorium, das als Krankenhaus diente, als Masseur beschäftigt und hungerte und darbte mit den 200 Insassen, da ich auch dort wohnte. Wenn der sogenannte Wiegetag da war und die Waage

auch bei mir ein Defizit anzeigte, so stimmte das bedenklich. Wo also Nahrung hernehmen, die normalerweise nicht da war? Außerdem erfolgten ab und zu mal kleinere oder größere Einbrüche in die ach so magere Speisekammer, dann gab es eben mal ein paar Tage noch etwas weniger zu essen, und die Waage registrierte dieses Ereignis streng und gewissenhaft. Kranke und Flüchtlinge, Vertriebene und Alleinstehende, Männer und Frauen waren hier untergebracht. In den Häuserblocks, in denen ich meine Patienten betreute, wußte ich schon einigermaßen Bescheid und tastete mich mit Hilfe meines Stockes über Treppen und Gänge zu den Krankenzimmern.

Nun, diese Jahre sind gottlob längst vorbei. Geblieben aber ist die Erinnerung. Ein Pfund roher Kürbis kostete im Geschäft drei Mark, ein Zuckerrübenblatt zehn Pfennig und so weiter. Es wurde alles gekauft und mit Wasser und etwas Salz so nebenbei im Zimmer gekocht und verschlungen. Dennoch war das Sterben in diesem Hause groß. Doch wer trauerte schon ernsthaft um die vielen Verstorbenen? Sie waren fast alle ohne Anhang und kamen meist von weit her.

Eines späten Abends, es war schon November, und der Hunger nagte bösartig im Innern, machte ich mich mit meinem Stock auf, um selber etwas Eßbares zu suchen, und wenn es Rübenblätter wären. Alles war still im Gebäude, und so tastete ich denn mir bisher unbekannte Gänge ab. Da stieß ich an eine große, zweiflügelige Türe, die sonderbarerweise nicht verschlossen war, vielleicht hatte es irgendeine Schwester vergessen. Beim Betreten des Raumes stellte ich fest, daß meine Schritte widerhallten, also folgerte ich, mußte es ein hoher und großer Raum sein, vielleicht eine Kapelle? Vorsichtig und langsam tastete ich mich mit dem Stock voran, um ja nicht die Orientierung zu verlieren. Da stieß ich mit dem Stock an Stuhl- oder Bankbeine und fühlte mit der Hand nach. Ja, es waren Beine, die zu einer langen Bank gehörten.

Es war und blieb alles still, totenstill, und nur ich als Erblindeter störte diese Stille. Hätte ich wenigstens noch meinen Geruchssinn! Aber der war damals, als mich der Granatsplitter traf, gleich weg gewesen und nie wiedergekehrt, gerade jetzt hätte er mich vielleicht leiten können.

Langsam und ganz vorsichtig schritt ich an dieser Bank entlang und fühlte dabei immer mit der linken Hand etwas nach unten. Plötzlich zog ich erschreckt die Hand zurück. Ich hatte soeben etwas Eiskaltes und Rundliches berührt. Ich überlegte blitzschnell, ja natürlich, das konnte doch nur ein präparierter Schädel sein, also ein Kopf von den hier einsam Verstorbenen. Aha,



dachte ich, für Wissenschaftler oder für Studenten, die solche präparierten Köpfe kaufen können, wenn der Verstorbene unbekannt war. Es überrieselte mich doch ein kalter Schauer in dieser Stille und Einsamkeit, aber ich schritt weiter die Bank entlang.

Jetzt tippte ich nur immer mit einem Finger hinab und berührte jedesmal so einen kalten, glatten Schädel. Dreiundzwanzig zählte ich, und die Reihe endete. Doch nein, da war ja noch einer, ein kleiner nur von diesen Köpfen. Und ach, da war ja tatsächlich noch ein Stück vom Halswirbel dran, denn dieses Stückchen war rauh und hart. Ein Kinderkopf? Nein, das war doch wohl nicht recht möglich.

Ich fühlte nun doch etwas genauer hin Ich hätte wohl laut gelacht, aber nein, dazu war mir nicht zumute in diesem Augenblick. Es waren ja nur lauter kalte Kürbisse. die hier zur Nachreife lagerten, und ich hatte diese kalten, rundlichen Dinger für präparierte Schädel gehalten. Aber ich nahm dennoch keinen mit, denn der Hunger war mir zunächst doch etwas vergangen!

Fritz Bloch

Bis zum hohen „C"

Ein kriegsblinder Tenor erfreut Tausende

Vor einiger Zeit berichtete die „Westdeutsche Allgemeine" aus Dortmund anläßlich eines Solistenkonzertes „Caruso des Ruhrgebietes Wilhelm Segarrek zog auch heute wieder seine zahlreichen Zuhörer und Verehrer in den Bann seiner Stimme."

Wilhelm Segarrek ist aber nicht nur als bedeutender Sänger bekannt, sondern auch als guter Kamerad unter den Schicksalsgefährten unseres Bundes. In einem Künstlerporträt möchten wir nun unseren erfolgreichen Kameraden, der auf allen bekannten Bühnen-Deutschlands gefeiert wird, unseren Lesern vorstellen.

Der heute 41jährige Tenor Wilhelm Segarrek sollte eigentlich Kapellmeister werden und bereitete sich schon in frühester Jugend durch eine gründliche Instrumentalausbildung auf diesen Beruf vor. Nach mehrjährigem Studium wurde ihm aber von berufener Seite dringend zum Gesangstudium geraten.

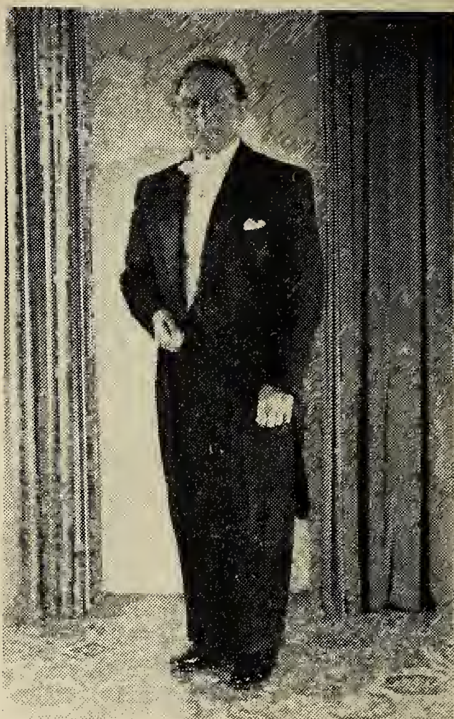
Da ihm das Singen schon immer eine besondere Freude war, folgte er diesem Rat. Ein Stipendium verhalf dem außergewöhnlich musikbegabten Westfalen dazu, das Opernfach, das von jeher sein Wunschtraum war, an den Folkwangschulen in Essen studieren zu können. Hier erwarb er sich bereits als 18jähriger das Rüstzeug für die Opernbühne durch Gesang-, Sprech- und Schauspielunterricht. Um das begonnene Studium vor der Einberufung zur Wehrmacht beenden zu können, arbeitete er, der Zurückstellung wegen, 18 Monate Nacht für Nacht in der Schmiede und Schlosserei eines Rüstungsbetriebes. Doch der totale Krieg machte einen Strich durch all seine Pläne. auch er mußte zu den Waffen.

Splitter einer Mine zerrissen die Brust des Soldaten Segarrek und raubten ihm das Augenlicht

Doch gerade jetzt hing Wilhelm Segarrek mehr denn je an seiner Kunst. Noch während der Genesungszeit begann er – da für ihn nun die Opernlaufbahn beendet war - sich ganz auf den Konzertgesang einzustellen und betrieb dieses Studium bei namhaften Pädagogen Bereits im April 1947 erbrachte er vor der Kommission des Niedersächsischen Kultusministeriums den Konzertreifenachweis. Seitdem gibt es für Wilhelm Segarrek nur noch Gesang.

Heute ist er ein Konzertsänger von Format, dessen Konzertabende in den Städten des Bundesgebietes immer ein Ereignis sind. Auch sein Debüt am Rundfunk liegt schon einige Jahre zurück. Seine Stimme ist wegen ihres Schmelzes eine Ausnahmeerscheinung. Dieser südliche Schmelz ist nicht erlernbar, sondern letzten Endes das Resultat der Ahnen. Die Stimme dieses hohen lyrischen Tenors ist urgesund: nur noch bei Italienern findet man dieses schwebende, leuchtende Piano der Bruststimme, diese weiche Kantilene, dieses kunstvolle Legato. Vom gesäuselten Pianissimo bis zum strahlenden Forte verliert diese Stimme niemals ihre ideale Mischung

Liederabende, Orchester-, Kirchen- und Männerchorkonzerte sind jetzt der Wirkungskreis des beliebten Solisten. Namhafte



So tritt der kriegsblinde Tenor vor sein Publikum, das er mit dem hinreißenden Klang seiner Stimme immer wieder zu begeistern vermag.

Männerchöre von nah und fern haben ihn auf Grund seiner solistischen Leistungen zum Protektor oder Ehrenmitglied ernannt. Aber auch als guten Stimmbildner kennt ihn seine engere Heimat.

Zwischen seinen Konzertreisen findet Wilhelm Segarrek Ruhe und Erholung in seinem im Grüngürtel Wanne-Eickels – im Herzen des Ruhrgebietes – gelegenen holländischen Landhaus. Ein idyllisch angelegter kleiner Park bietet die rechte Entspannung und läßt ihn die Strapazen der Konzertreisen schnell vergessen.

Mit vereinten Kräften

Das Kriegsblindenhandwerk und sein organisatorischer Aufbau

„Guten Tag!" „Bin ich hier in der Geschäftsstelle der DKH?" „Ja, ganz richtig, hier im Hause der Bayerischen Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge, Bayreuth, ist auch die Geschäftsstelle der Deutschen Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge (DKH) untergebracht." „Ist heute der Geschäftsführer anwesend? Ich war bereits einige Male hier, konnte ihn aber niemals antreffen, da er immer zu Besprechungen bei Bundesbehörden oder anderen Stellen unterwegs war." „Heute haben Sie Glück, gehen Sie nur durch das Rohstofflager, hinten im Verladeraum werden Sie ihn finden." Wie ich noch erfahre, ist gerade der Güteprüfer da, um die Ware zu prüfen, die nach einem der DKH erteilten Auftrag angefertigt wurde.

Vorbei an langen Regalen mit Hölzern und Rohmaterialien gelange ich zu einem hohen Stapel von aufgeschichteten Kartons. Hier finde ich den Geschäftsführer der DKH, der selbst kriegsblind ist, zusammen mit dem Güteprüfer, der gerade einige Kartons öffnet und die darin enthaltenen Bürsten untersucht. Der Geschäftsführer gibt ihm auf alle seine Fragen bereitwillig Auskunft und erklärt ihm manchen unbekannten Begriff aus dem Blindenhandwerk. So erfahre ich auch ganz nebenbei, daß die vielen hier zur Abnahme bereitliegenden Bürsten von kriegsblinden Bürstenmachern in der ganzen Bundesrepublik angefertigt wurden. Wie sich das verhält, berichtet mir der Geschäftsführer, während der Güteprüfer an der Arbeit ist.

„Sehen Sie", so erklärt er, „ein großer Teil der Kriegsblinden aus beiden Weltkriegen konnte nicht zu Telefonisten, Stenotypisten, Masseuren, Industriearbeitern oder in anderen Berufen ausgebildet werden. Die Gründe hierfür waren mannigfacher Art. Viele haben neben ihrer Kriegserblindung noch zusätzliche schwere Verwundungen erlitten, wie Hirnverletzungen oder Amputationen, und konnten somit auf die bereits genannten Berufe nicht umgeschult werden. Doch das waren nicht die einzigen Gründe. Auch die Wohnlage und die wirtschaftliche Struktur des Wohngebietes des einzelnen Kriegsblinden spielten hier oft eine bedeutende Rolle. Diese Kameraden galt es nun in Umschulungslazaretten zu Bürstenmachern, Mattenflechtern, Korbmachern und so weiter auszubilden. Außer zu den erwähnten Berufen wurde auch ein Teil dieser Kriegsblinden zu Handwebern umgeschult.

Dieser Kriegsblinde stellt in der Zentrale Bürstenmuster her, nach denen dann kalkuliert wird.



Was aber nützte dem umgeschulten kriegsblinden Handwerker sein neuer Beruf, wenn er ihn, durch die Nachkriegsereignisse bedingt, nicht ausüben konnte? Er war damals in den meisten Fällen zur Untätigkeit verurteilt. Die wenigen Handwerker, die trotzdem ihr erlerntes Handwerk betrieben, versuchten durch Verkauf von Haus zu Haus ihre Erzeugnisse abzusetzen. Der Absatzmarkt war jedoch nach dem Kriege sehr eingeengt, und so konnten auch diese wenigen kriegsblinden Handwerker nach kurzer Zeit ihren Beruf nicht mehr ausüben.

Da die Arbeit aber für den Kriegsblinden eine seelische Notwendigkeit bedeutet, auf die er zur Überwindung seines Schicksals und um vor sich selber bestehen zu können unbedingt angewiesen ist, stellte sich der Bund der Kriegsblinden Deutschlands die Aufgabe, den Handwerkern ihren Beruf zu erhalten. So schlossen sich zunächst einzelne kriegsblinde Handwerker zu Arbeitsgemeinschaften zusammen. Später wurden dann regional in den einzelnen Bundesländern Arbeitsfürsorge-Einrichtungen gegründet, welche die als Handwerker ausgebildeten Kriegsblinden nunmehr erfaßten und bis heute für den Absatz der angefertigten Waren Sorge tragen. Die Bayerische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge-Einrichtung, Bayreuth, in der Sie sich jetzt befinden, ist nur eine von den 14 Einrichtungen im ganzen Bundesgebiet." In diesem Zusammenhang erfahre ich auch, daß der Geschäftsführer der DKH gleichzeitig auch der Leiter der Bayerischen Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge-Einrichtung, Bayreuth, ist.

„Die Geschäftsführer der einzelnen Einrichtungen", so fährt mein Gesprächspartner fort, „kaufen für alle von ihnen betreuten Handwerker die Rohmaterialien zentral und dadurch preisgünstig ein und leiten sie sodann den einzelnen Handwerkern zur Verarbeitung zu. Diese können sich nunmehr ausschließlich auf die Herstellung ihrer Erzeugnisse konzentrieren, denn die Sorge um den Absatz wird ihnen ja von ihrer Arbeitsfürsorge-Einrichtung abgenommen Die Geschäftsführer dieser Einrichtungen versuchen darüber hinaus, dem einzelnen Handwerker solche Aufträge zukommen zu lassen, die seinen individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechen. Ist aber die Arbeit der kriegsblinden Handwerker schon nicht leicht, so gestaltet sich der Absatz der von ihnen gefertigten Waren noch weit schwieriger. Zu diesem Zweck unterhalten die Arbeitsfürsorge-Einrichtungen Vertreterorganisationen, mit deren Hilfe sie versuchen, den Absatz der Erzeugnisse bei Haushaltungen, in der Industrie und bei Behörden sicherzustellen." Der Geschäftsführer berichtet weiter, wie schwierig es immer wieder ist, Vertreter für den Verkauf von Blindenwaren zu bekommen, denn nicht jeder ist dafür geeignet. Das kaufende Publikum bringt nicht immer das notwendige Verständnis auf, so daß die Tätigkeit der Vertreter oft recht schwer und mühsam ist. Sie müssen mit dem Blindenwarenvertriebsausweis ausgestattet sein, der nur von Behörden ausgestellt wird. Die Vertreterzahl jeder Einrichtung wird durch das Blindenwarenvertriebsgesetz festgelegt. Trotzdem versuchen immer wieder unlautere Elemente, den Absatz der Blindenwaren zu erschweren.

„Damit nun die einzelnen Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge-Einrichtungen im Bundesgebiet untereinander nicht in Konkurrenz treten, sind sie streng an ihre Verkaufsgebiete, die jeweiligen Bundesländer, gebunden. Es ist die Aufgabe der kriegsblinden Geschäftsführer der jeweiligen Einrichtungen, aus den ihnen zur Verfügung stehenden Absatzgebieten möglichst viele Aufträge für die von ihnen betreuten kriegsblinden Handwerker herauszuholen. Die einzelne Einrichtung ist dabei selbstverständlich nicht nur auf den Kleinverkauf angewiesen. Einen erheblichen Absatzmarkt stellt zum Beispiel die ortsansässige Industrie dar. Hier ist die Bürstenindustrie mit der billigen Herstellung ihrer Industrieware die größte Konkurrenz Es bedarf daher immer wieder stärkster Anstrengungen seitens der einzelnen Geschäftsführer, um den Absatzmarkt für die kriegsblinden Handwerker zu erhalten. Durch gute Rohmaterialien und qualitativ einwandfreie Herstellung der Ware durch die betreuten Handwerker sind die Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge-Einrichtungen bestrebt, ihre Kundschaft immer zufriedenzustellen und den Absatz der Blindenwaren dadurch zu sichern Sie sind auf gemeinnütziger Basis aufgebaut. so daß jeder eventuell anfallende Gewinn sei es durch preisgünstigen Einkauf der Roh-

stoffe oder dergleichen, ausschließlich den betreuten Handwerkern zugute kommt."

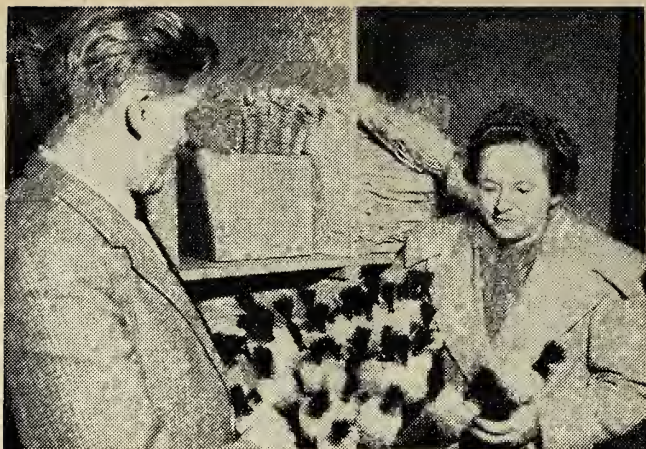
Weiter erfahre ich, daß sich die kriegsblinden Handweber zu der „Arbeitsgemeinschaft der kriegsblinden Weber" in Langenhagen bei Hannover zusammengeschlossen haben. Diese Arbeitsgemeinschaft hat im Prinzip die gleichen Aufgaben und Ziele wie die Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge-Einrichtungen für ihre kriegsblinden Handwerker.

„Damit nun die einzelnen kriegsblinden Handwerker im Bundesgebiet einigermaßen gleichmäßig betreut und beschäftigt werden können und um eine noch bessere Zusammenarbeit der einzelnen Arbeitsfürsorge-Einrichtungen im Bundesgebiet zu gewährleisten, schlossen sich sämtliche Einrichtungen am 23. März 1954 zu der Dachorganisation der ‚Deutschen Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge', mit Sitz in Bonn, zusammen. Nur so können die übergeordneten Interessen unserer Handwerker voll und ganz wahrgenommen werden. Jährlich zweimal kommen sämtliche Geschäftsführer der Arbeitsfürsorge-Einrichtungen, die Gesellschafter der DKH sind, zu einer Gesellschafterversammlung zusammen. In eingehenden Aussprachen werden gemeinsam die Sorgen und Nöte der einzelnen Einrichtungen und ihrer Handwerker beraten. Durch diese Aussprachen schaffen wir die Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung der einzelnen Einrichtungen und legen immer wieder neu die Richtlinien für die Dachorganisation fest. Die Aufgaben dieser Einrichtung sind nun von sehr verschiedener Art. Eine der wichtigsten ist die, für alle Einrichtungen im Bundesgebiet zentral Angebote bei den Bundesbehörden einzureichen um einen Gesamtauftrag zu erhalten der dann gerecht nach der Handwerkerzahl der einzelnen Einrichtungen aufgegliedert und verteilt wird. Nur so ist eine gerechte und gleichmäßige Beteiligung aller kriegsblinden Handwerker an den zentralen Behördenaufträgen möglich. Erhält nun die DKH, die als Auftragnehmer gegenüber den Bundesbehörden fungiert, im Grunde genommen jedoch nur als Vermittler auftritt, einen Auftrag, so heißt es, für eine ordnungsgemäße Abwicklung Sorge zu tragen. Das hört sich einfacher an, als es ist. Hier sind viele kleine Dinge zu beachten, wie die Kennzeichnung der Bürsten, das fachgerechte Verpacken der Artikel und vieles andere mehr.



„Zur Sicherheit habe ich gleich alles fünfmal nachgerechnet. Hier sind die fünf Ergebnisse."

Aber nicht nur auf diesem Gebiet ist die DKH tätig. So gehört zum Beispiel zu einer reibungslosen Handwerkerfürsorge vor allen Dingen deren gesetzlicher Schutz. Für den blinden Handwerker ist das Blindenwarenvertriebsgesetz das Gesetz, das ihm sein



Diese Kundin prüft mit geübtem Hausfrauenblick die fertigen Flaschenbürsten, überzeugt sich von der Güte der angebotenen Ware und entschließt sich, ihren Bedarf bei der Kriegsblinden-Arbeitsfürsorgeeinrichtung zu decken.

Handwerk schützen soll. Was aber nützt ein solches Gesetz, wenn es von unlauteren Elementen umgangen wird? Im Laufe der zurückliegenden Jahre wurden Schwächen im Gesetz bemerkbar. Diese zu beheben und das Gesetz so durch den Gesetzgeber neu fassen zu lassen, daß Mängel beseitigt werden, auch das gehört zum Aufgabenbereich des Geschäftsführers der DKH. Da es sich hier nun um Interessen handelt, die für das gesamte Blindenhandwerk von Bedeutung sind, verhandelt er hierüber in enger Zusammenarbeit mit den Sparten der Zivilblinden. Die drei Sparten des Blindenhandwerks, die Kriegsblinden, die Zivilblinden und die Blindenanstalten, sind zur Wahrnehmung dieser allgemeinen Interessen ebenfalls zu einer Dachorganisation, der Deutschen Blinden-Arbeit E. V., zusammengefaßt. An dem Gesetzgeber liegt es dann, den Vorschlägen dieser Organisation gegebenenfalls Gesetzeskraft zu verleihen und das gesamte Blindenhandwerk dadurch in seinem Bemühen um den Absatz seiner Erzeugnisse zu unterstützen." Schließlich erwähnte der Geschäftsführer der DKH auch noch die einheitliche Arbeitsfürsorge für die kriegsblinden Handwerker, die oft Sorgen bereitet. Heute noch werden ca. 1100 kriegsblinde Handwerker von den einzelnen Arbeitsfürsorge-Einrichtungen betreut. Sie gliedern sich auf die einzelnen Einrichtungen wie folgt auf: Berlin 16, Nordrhein-Westfalen 151, Südbaden 45, Schleswig-Holstein und Hamburg 70, Niedersachsen und Bremen 104, Hessen 74, Rheinland-Pfalz 101, Bayern 299, Württemberg-Baden 214 und die kriegsblinden Handweber 30.

Inzwischen ist der Güteprüfer mit seiner Arbeit fertig geworden. Man merkt es dem Geschäftsführer der DKH an, wie er sich freut, daß der Beamte mit der Arbeit der kriegsblinden Bürstenmacher zufrieden ist und den Auftrag ohne Beanstandung zur Auslieferung freigibt. Das gibt ihm erneut

Sorgfältig in große Kartons verpackt, werden die Bürstenwaren eines Großauftrags an die DKH von Bayreuth aus ihren Weg zum Besteller antreten.





Als Geschäftsführer der DKH muß unser Kamerad J. Lukas seine Ohren überall haben. Oft genügt aber ein Telefongespräch nicht, bei wichtigen Verhandlungen ist seine persönliche Anwesenheit unumgänglich.

4 Fotos: E. Kulbe



Am Webstuhl. Linolschnitt von Poul Sinkwitz

die Bestätigung, daß er sich auf seine blinden Kameraden im ganzen Bundesgebiet verlassen kann.

Nun führt uns der Geschäftsführer aus dem Lager und bittet uns in das Büro im I. Stock. Hier liegen schon die Lieferscheine für den eben abgenommenen Auftrag bereit, und der Beamte macht sich sogleich an deren Abstempelung. Jetzt können sie den einzelnen Empfängern mit der Ware zugesandt werden, und nach Rücklauf der Lieferscheine erfolgt dann die Berechnung an die Bundesbehörde. Damit ist dann wieder einmal ein Auftrag für alle Einrichtungen zufriedenstellend abgewickelt und der Geschäftsführer kann beruhigt neue Angebote einreichen, um für seine kriegsblinden Handwerker-Kameraden neue Arbeit und damit die Möglichkeit erneuter Bewährung bei tätiger Pflichterfüllung zu schaffen. *M. B*

Wo bestelle ich Besen, Bürsten und Matten?

Wenn Sie einem kriegsblinden Bürstenmacher über deprimierende Stunden der Untätigkeit hinweghelfen wollen, so richten Sie Ihre Bestellung an eine der folgenden Anschriften:

Bayerische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge
GGmbH., *München 19*, Volkartstraße 63, Tel. 6 31 88
Zweigniederlassungen:
Augsburg: Georgenstraße 43a, Tel. 57 94
Bayreuth: Lisztstraße 1, Tel. 51 38
Lager und Büro: *Regensburg/Opf.*, Nürnberger Straße 2, Tel. 64 90
Würzburg: Erthalstraße 3/R, Tel. 7 87 72
Lager und Büro: *Nürnberg*, Schmausenbuckstraße 25

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge für Baden-Württemberg
GGmbH., Stuttgart-W., Forststraße 52 A, Tel. 6 96 66

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen, GGmbH,
Dortmund, Voßkuhle 39—41, Tel. 52 30 61
Abteilung *Köln*, Neußer Wall 14a, Tel. 7 67 55

Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
GGmbH., Freiburg/Breisgau, Bernhardstraße 5, Ecke Karlstraße, Tel. 3 57 97

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz
Kruft bei Andernach, Jahnstraße, Tel. Niedermendig 752
Zweigstelle: *Neustadt a. d. Weinstraße*, Gartenstraße 35a, Tel. 20 45

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge von Niedersachsen und Bremen
GGmbH., Langenhagen (Hann.), Bachstraße 4, Tel. 66 18 18
Geschäftsstellen:
Bremen, Osterdeich 14, Tel. 2 77 27
Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8
Braunschweig, Broitzemer Straße 23, Tel. 2 43 59
Leer, Conrebbersweg 42, Tel. 23 82
Oldenburg i. O., Kasinoplatz 1, Tel. 71 01

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Hessen
GGmbH., Kassel, Ludwig-Mond-Str. 39, Tel 1 57 00

„St. Georg", Gemeinnützige Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
Hamburg-Altona 1, Theodorstraße 41, Tel. 89 20 64

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin E. V.
Berlin-Friedenau, Handjerystraße 23, Tel. 83 72 00

Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Weber
Langenhagen (Hann.), In den Kolkwiesen Nr. 13, Tel. Hannover 7 77 92

Deutsche Kriegsblindenhandwerkerfürsorge GmbH. zu Bonn, Geschäftsstelle Bayreuth. Lisztstraße 1, Tel. 51 38.

Hier zu kaufen ist Ehrensache!



Wenn das doch jeder wüßte: Dies ist das Kennzeichen für alle gesetzlich anerkannte Blindenware! Auf dem Ausweis des Vertreters, der Sie aufsucht, muß sich dieses Zeichen befinden. Dann können Sie ihm vertrauen. Nur Behörden stellen diese Ausweise aus!

Findigkeit ist alles

Eine nicht nur ernsthafte Betrachtung über natürliche Hilfsmittel für Blinde

Zu den Utensilien für Kriegsblinde gehören eine Schreibmaschine, eine Taschenuhr, eine Maschine für die Punktschrift und anderes. Diese Gegenstände bezeichnet man schlechthin als technische Hilfsmittel. Hiervon soll jedoch nicht weiter die Rede sein, da diese Errungenschaften genügend bekannt sind. Anders verhält es sich mit den natürlichen Hilfsmitteln für Kriegsblinde, die es verdienen, auch einmal näher erläutert zu werden. Obwohl diese natürlichen Hilfswerkzeuge jedem Kriegsblinden genauestens bekannt sind, dürfte eine Erinnerung an sie doch einmal wertvoll sein, da sie so oft angewendet werden, daß mancher sie gar nicht mehr als Hilfsmittel ansieht. Durch die ständige Anwendung kommt das eben nicht mehr zu Bewußtsein. Wenn auch die folgenden aus der Schule geplauderten Methoden vielleicht als nicht ganz gesellschaftsfähig bezeichnet werden, so kann doch niemand umhin, sie anzuerkennen, denn durch das besondere Schicksal ist fast jeder Kriegsblinde gezwungen, sie anzuwenden.

Als hauptsächliches Werkzeug sei der Zeigefinger genannt. Ob es nun einer von der rechten oder der linken Hand ist, das bleibt einerlei; beide erfüllen den gleichen

Zweck. Der Zeigefinger dient nicht nur zum Abtasten von Blindenschriftpunkten in Büchern, Zeitschriften oder Briefen, oder zum Schreiben auf der Picht- beziehungsweise Schreibmaschine in Verbindung mit anderen Fingern, sondern außerdem, wenn der Kriegsblinde einmal allein ist und er einen trockenen Gaumen hat, zum Einschenken eines labenden Getränkes in ein Glas. Dann nimmt er nämlich die Flasche. Und sollte sie auch noch so gut von der Ehefrau versteckt sein, er findet sie doch. Da nun ein anständiger Schnaps oder gar ein Schluck Fruchtsaft nicht mundet, wenn man wie ein Säugling aus der Flasche trinkt, so wird ein hierfür bestimmtes Gläschen genommen. Nun kommt der schwierigste Teil der Arbeit, das Eingießen, denn es muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß nicht etwa der halbe Inhalt der Flasche sich dabei auf den Boden ergießt. Dafür ist das edle Getränk zu kostbar. Also nimmt der Blinde seinen Zeigefinger zu Hilfe, und siehe da, indem er ihn krümmt und in das Glas hineinhält, macht es ihm keine Mühe festzustellen, wann es nahezu voll ist. Wenn der nasse Seelentröster oder Erfrischungstrank seinen Finger berührt, weiß er, daß die Angelegenheit zu seinen Gunsten gediehen ist. Das wird so oft wiederholt, bis der Bedarf gedeckt ist; manchmal dauert das auch sehr lange.

Wie bei allen Männern, ist gerade auch bei den Kriegsblinden das Rauchen ein beliebtes Laster. Der eine liebt Zigarren, der andere schwärmt für die Pfeife und wieder andere ziehen kleine Stäbchen, genannt Zigaretten, vor. Weil Kriegsblinde in allen Dingen bekanntlich sehr selbständig sind oder sein wollen, wird es unter ihnen keinen geben, der sich eine Zigarette anrauchen oder in Brand stecken läßt. Das besorgt er selbst, und mancher Sehende staunt bisweilen, wenn er sieht, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit dies bewerkstelligt wird. Hierbei tritt ebenfalls der Zeigefinger oder der Daumen in Aktion. Allerdings sieht dieser Vorgang nur so einfach aus, denn der Nichteingeweihte weiß ja nicht, was für Schmerzen mitunter ein am Sehen Verhinderter dadurch erleidet, besonders, wenn viel Lärm oder Musik um ihn sind. Dann hat der Blinde ungeahnte Schwierigkeiten, um seine Pfeife oder eine gute Zigarre anzuzünden. Er fühlt erst, daß sein Streichholz oder das Feuerzeug brennt, wenn die Flamme seinen Zeigefinger oder den Daumen berührt hat. Doch ist es nicht allein ein Finger, der unter dieser Berührung zu leiden hat, Augenbrauen und Wimpern werden öfters auch sehr stark in Mitleidenschaft gezogen, so daß der Unglückliche dann fast wie ein gerupftes Huhn aussieht. Zum Glück kommt das aber nicht allzuoft vor. Gewöhnlich spürt der Zeigefinger die Wärme der Flamme schon, ehe sie ihre volle Kraft besitzt.

Setzt man einem Kriegsblinden ein Stückchen Kuchen vor, ist er dankbar. Gibt man ihm jedoch ein Stückchen Torte, ist er zwar ebenfalls dankbar, aber zugleich auch beunruhigt, denn er kennt sich und die Kalamitäten des Torteessens. Zuerst versucht er selbstverständlich, gesittet wie die anderen, brav das Stück mit dem Löffel säuberlich zu zerteilen, was jedoch allmählich immer weniger gelingen will Schließlich ist der Zeitpunkt gekommen, zu dem sich zaghaft die Spitze seines Zeigefingers über den Rand des Tellers vorwagt und dort einen Augenblick lang liegenbleibt. Anschließend wird der Finger in Tätigkeit gesetzt, der die Brocken dann geschwind auf den Löffel schiebt und dann geht es wunderbar leicht und schnell, so daß der Teller im Nu leer ist.

Erwähnt muß noch werden, daß der Zeigefinger manchmal auch beim Rasieren benutzt wird, und zwar dann, wenn der Haaransatz beim Ohr einen geraden Strich erhalten soll Dabei dient der Finger als Lineal, so daß die Klinge einen Anhaltspunkt hat und einen kunstgerechten Schnittansatz machen kann.

So absurd es auch klingen mag, sogar die Zähne und die Nase werden bei der Ausübung von mancherlei Arbeiten in Anspruch genommen. Mit den Zähnen hält der Blinde irgendein Kleidungsstück fest, wenn er die Hände nicht frei hat, oder er benutzt sie zum Zuknoten eines Bindfadens.

Die Nase erfüllt ihren Zweck in der Feststellung von Gerüchen, wodurch der Kriegsblinde auf der Straße in die Lage versetzt wird, etwa ein Käsegeschäft, einen Fischladen oder einen Blumenstand zu wittern. Bei manchen Stenotypisten hat die Nase die Schiene zum Führen des Stenogrammstreifens vollkommen verdrängt. Der Einfachheit halber und der erhöhten Schnelligkeit wegen wird der Streifen unter die Nase geklemmt und der blinde Stenotypist kann beim Übertragen in die Schreibmaschine auf seinem Streifen dort weiterlesen, wo die Nase es anzeigt. Darum sehen auch einige Stenotypisten so grimmig aus, obwohl sie in Wirklichkeit äußerst gutmütig sind, denn das ständige Hantieren mit dem Streifen muß wohl das Gesicht verziehen.

Die Ohren des Blinden ersetzen das verlorengegangene Augenlicht beim Umgang mit den Mitmenschen und bei der Orientierung im Straßenverkehr. Mit erstaunlicher Sicherheit kann er fast ohne Ausnahme einen ihm bekannten Menschen an der Stimme erkennen, auch wenn er ihn mehrere Wochen lang nicht getroffen hat. Auf all seinen Wegen leistet das Gehör ihm wichtige Dienste. Der Blinde richtet sich gewöhnlich auch nach dem Schall. Er kann ohne weiteres in gewissem Abstand von einer Hauswand gehen, meist ohne sich an einem Vorsprung zu stoßen oder zu verletzen.

Auch die Zunge darf als wichtiges Hilfsmittel nicht vergessen werden. Sie erleichtert das Finden von Essigflaschen oder dergleichen im Keller. Weil der Blinde natürlich nicht das Etikett sehen kann, das auf einer Flasche ist, nimmt er einen kleinen Schluck und so kann er die Salzsäure vom Essig oder das Bier vom Terpentinöl unterscheiden.

Zum Schluß sei noch auf ein besonderes Hilfsmittel hingewiesen, das von jedem Kriegsblinden bestimmt öfters angewendet wird, und zwar gegenüber seiner Frau. Das ist der Kopf. Wenn die Gattin im Frühjahr über Kleider- und Hutsorgen klagt und allem Anschein nach wieder ein Fünfziger dabei herausspringen soll, dann entschuldigt sich der Kriegsblinde bei seiner Frau mit der gestöhnten Bemerkung: „Mein Gott, was habe ich heute wieder für schreckliche Kopfschmerzen", und verläßt leidend das Zimmer.

H. C. S.

Verweht wie dürres Laub

Erzählung von Heinrich Riedel

Anfang 1405 war der Mongolenkhan Tamerlan, der „hinkende Teufel", mit seinem Hauptheer von einem Kriegzug nach Samarkand zurückgekommen, und hinter sich ließ er den Atem des Todes. Nicht Mann und Frau, nicht Greis noch Kind, nicht Tier noch prangende Flur entgingen, wo sein Fuß gewandelt, der Verderbnis.

Die Völker waren voller Entsetzen und fragten sich, wohin er sich nun zunächst wenden würde. Ob nach dem Osten, ob nach dem Westen. Fast ganz hatte er das Reich Dschingis Khans, das dieser 180 Jahre zuvor auf die gleiche Art errichtet, wiedererobert. Nur China, Kathai, war noch nicht besiegt. Und auch das im träumerischen blauen Westen liegende Abendland, in dem die herrlichen gotischen Dome täglich das inbrünstige Sehnen der christlichen Menschheit zu Gott emporläuteten, das Abendland, das zu Zeiten Temudschins, wie Dschingis Khan eigentlich hieß, nur durch eine Fügung gerettet worden war, lag noch unverwüstet. Aber das Blut Temudschins floß von der Mutter Seite her in Tamerlan.

Er lag in Samarkand wie ein Tiger vor dem Ansprung. Und sein Sprung bedeutete, das wußte man, Tod und Verderben für neue ungezählte Tausende.

Da erschien in seinem Zeltlager eines Tages unvermutet in prächtigen seidenen Gewändern eine chinesische Gesandtschaft, und in ihrer Mitte als Führer ein in eine grobe Kutte gekleideter weißer Mönch. Er war als junger Mann, wie mancher seinesgleichen, aus seiner abendländischen Heimat nach dem von Marco Polo entdeckten riesenhaften „Reich der Mitte" gegangen, um die Lehre Christi zu verkünden. Nun hatte ihn der Kaiser als einen der geistesmächtigsten und furchtlosesten Männer seines Reiches zu dem Großkhan gesandt.

Nachdem die üblichen Zeremonien erledigt waren und Tamerlan nach ihrem Begehr gefragt hatte, legte der Mönch wortlos ein vielgefeldertes Go-Spielbrett mit seinen 361 Schnittpunkten auf den Tisch und gab sich und dem Großkhan die je 180 weißen und schwarzen Spielsteine zur Hand.

„Was soll das?" fuhr ihn Tamerlan schließlich erstaunt und doch gefesselt an; denn er war ein leidenschaftlicher Gospieler.

„Großmächtiger Khan", erwiderte der Mönch mit edler Ruhe in der Stimme, „man sagt in allen Enden der Welt, daß du der beste Gospieler deines unermeßlichen Reiches seist. Und auch ich verstehe ein wenig von diesem Spiel aller Spiele, das ja, wie du weißt, ein Abbild und Sinnbild des Kriegsspiels, ja des Lebens selbst ist.

Wir haben nun in Kathai vernommen, daß du dich anschickst, uns mit Kriegsmacht zu überziehen und das blühende Reich der Mitte zu erobern. Das würde Ströme von unschuldigem Blut kosten.

Deshalb schickt mich mein Kaiser, der erhabene Tsch'eng Tsu, der Sinnlosigkeit und Sünde des gegenseitigen Tötens einsichtig, zu dir mit dem Vorschlag, das Schicksal der beiden Reiche ohne Schwertschlag und Blutvergießen zu entscheiden. Er schlägt dir vor, mit mir als seinem Bevollmächtigten ein Spiel Go zu spielen. Gewinnst du, so soll dir unser ganzes Reich ohne weiteres gehören. Verlierst du aber, so verlangt mein Kaiser von dir nichts, als daß du den Frieden und den gegenseitigen Besitzstand wahrst."

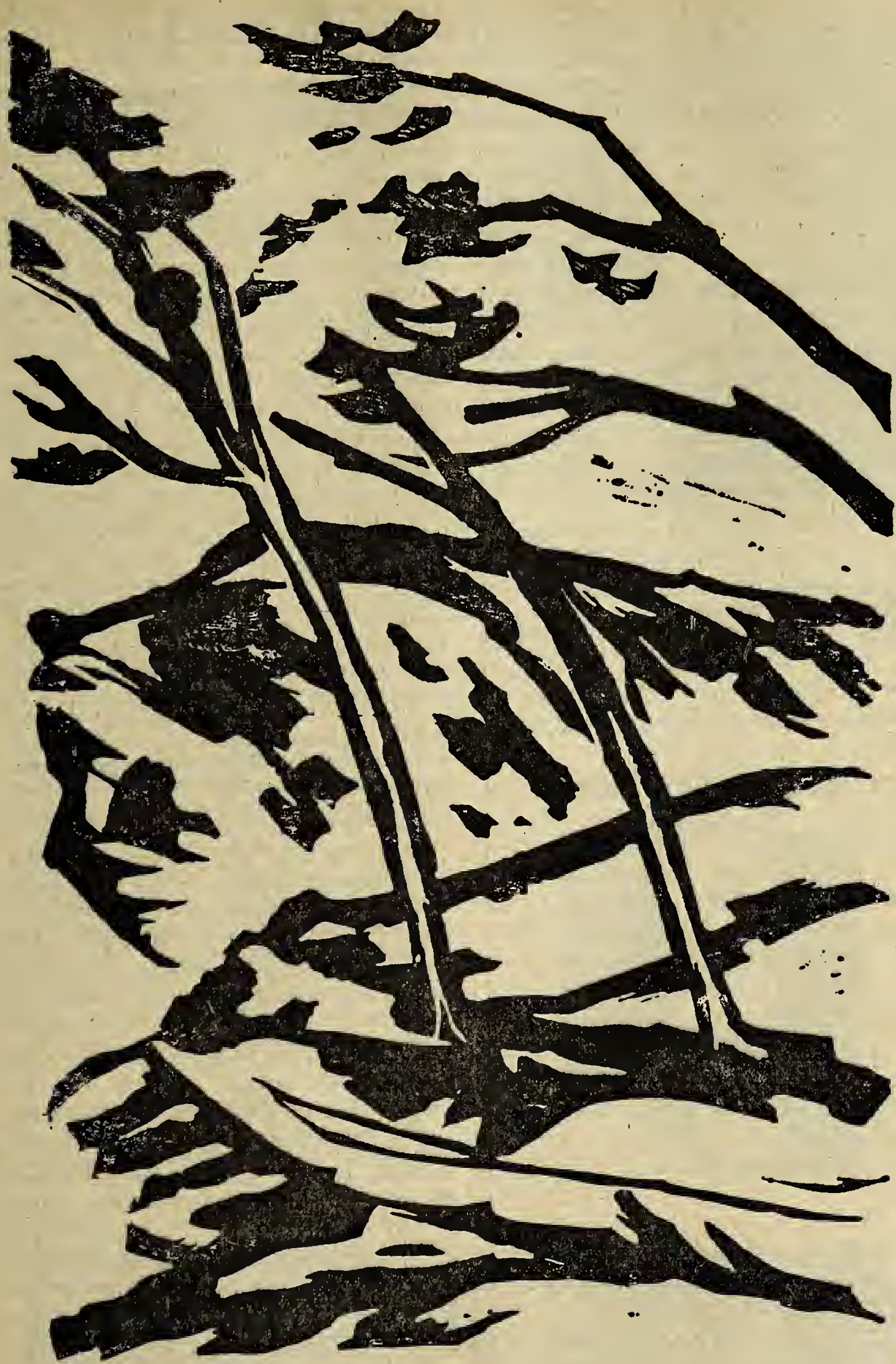
„Dein Vorschlag ist seltsam. Wann je ist das Schicksal der Welt anders als durch Macht und Krieg entschieden worden?"

„Sieh ... das Spiel ist ein großes Gleichnis. Die schwarzen und die weißen Steine, das sind deine und meines Kaisers Völker und Heere. Sie sind hineingestellt ins Spiel und wissen nicht, nach welchem großen Plan sie eingesetzt und in den Kampf geführt werden. Und du selbst und dein Gegner, ihr gleicht den beiden Gospielern, die die Steine mit der Kunst geistiger Strategie gegeneinander führen. Aber ... die Spieler vergessen zuweilen, daß sie nur nach den Regeln spielen dürfen. Du jedoch hast auf dem Spielfeld des Lebens bisher gar sehr gegen sie verstoßen."

„So wären wir denn auf dieser Erde nur Sklaven der Regeln, Mönch?"

„Nein. Aber Diener der göttlichen Weltordnung sollen wir sein. Denn über Steinen, Spielern und Regeln steht einer, der letztlich alles nach seinem zwar für uns oft unergründlichen Willen lenkt, und der den Haß der die Menschen kriegerisch gegeneinander treibt, einstmals zum Guten lenken wird Dieser eine ist – Gott. Und auch du glaubst

Sturm. Linolschnitt von Günther Barthel



an ihn. Denn du nennst dich selbst, wie dein Ahn Temudschin und wie Attila, ‚die Geißel Gottes'."

„Gewiß", entgegnete Tamerlan mit schwach verdecktem Hohn, „auch ich vernahm wie mein Ahn die Stimme Gottes, die zu mir sprach: ‚Die Welt ist dein. Geh' und nimm sie dir!' Und auch ich bekenne mich zu den Worten Temudschins: ‚Das Schönste im Leben ist, seine Feinde vor sich herzutreiben, ihre Güter zu rauben, ihre Pferde zu besteigen, ihre Angehörigen weinen zu sehen'."

„Wer so spricht, ist nicht die Geißel Gottes! Er ist die Geißel Luzifers. Die Todes- und Teufelskräfte der Welt sind in ihm. Wir aber sollen die Kräfte des Lebens und des Göttlichen suchen. Der Krieg soll den Menschen die Augen öffnen, auf daß sie seine Sinnlosigkeit einsehen. Der Mensch kommt und geht; die Völker fluten und ebben über die Erde. Aber das Licht in ihren Augen bleibt und will stärker werden. Dieses Licht aber heißt Persönlichkeit, Freiheit, Menschlichkeit, wahre Bindung an Gott. Du aber hast in deinen 35 Kriegen all dies zu töten versucht. Und wenn du auf diese Art die ganze Welt gewönnest, so hättest du doch ihr Bestes dabei vernichtet. Einmal jedoch werden die Menschen zu einer Reife gediehen sein, die Kriege ausschaltet. Friede wird dann sein auf dieser Welt."

„Mönchlein!" rief Tamerlan und sah das Nichts vor ihm mit zusammengekniffenen Augen an. „Wer auf einem Tiger reitet, kann schwer absteigen. Wenn die Welt erst mein ist, dann ist der Kampf doch auch aus. Dann herrscht Friede."

„Friede, wie du ihn verstehst. Sklaverei würde es sein! Beginnst du den Krieg gegen Kathai, so könnte das dein Untergang werden. Auch das Reich Dschingis Khans ist in Trümmer gesunken; und das deine würde ebenso zerfallen, wenn du gegen die großen Gebote dich weiter aufwürfest. Wagst du aber ein Spiel um Kathai, so wirst du das Größte tun, was je ein Tatmensch getan. Oder ... hast du vielleicht Angst, mit mir zu spielen?"

„Ich?" Tamerlan erblaßte. Er stützte das bleiche Haupt in die Rechte und dachte nach. Sein Gesicht war undurchdringlich. Wollt ihr vielleicht gar einen unziemlichen Scherz mit mir treiben?" sagte er endlich. „Wenn ich zum Beispiel gewönne, so könnte dein Kaiser sagen, er wisse von der ganzen Sache überhaupt nichts. Aber es scherzt sich mit mir nicht gut! Sieh' draußen die Pyramide der Schädel! Soll ich deinen als obersten oben drauf setzen lassen?"

„Dein ganzes Reich ist eine Pyramide. Sie steht jedoch auf der Spitze. Auf deinem Kopf Wenn er fällt, bricht sie zusammen."

„Mein Kopf?! Mönchlein, ich werde dich zu meinem zweiten Hofnarren machen, neben Nassr eddin."

„Der Vorschlag meines Kaisers ist ehrlich. Und der Tod hat für mich keine Schrecken."

„Worte sind billig", sagte Tamerlan lauernd. „Aber wir wollen dich mit den Deinen ein wenig auf die Probe stellen. Du brauchst dies Spiel um Kathai nicht zu spielen. Kannst als freier Mann gehen, wohin du willst. Wenn du aber spielst und dabei gewinnst, so behält Tsch'eng Tsu sein Reich; du aber – verlierst den Kopf. Ich denke, so hat dies Spiel eine gewisse Würze – für uns beide. Willst du spielen?"

„Ich will es!"

„Nun gut", rief Tamerlan lächelnd und gepackt. „Fang an!"

Das Spiel begann, und gar bald merkte der Großkhan, daß er einen ungewöhnlich starken Gegner vor sich hatte, der mit größter Gelassenheit spielte. Als ob er vergessen hätte, daß sein Sieg zugleich den Tod durch Henkers Hand bedeutete. Und diese Ruhe verlieh seinem Spiel eine gewisse Überlegenheit. Nach drei Stunden endlich war kaum noch daran zu zweifeln, daß der Gewaltige das Spiel verlieren würde. Da stürzte er unwillig das Brett mit den Steinen vom Tisch.

Er starrte vor sich hin, in sich versunken. Dann aber glomm ein Feuer in seinen Augen, als ob Flammen dahinter angezündet worden wären. „Narretei! rief er. „Glaubt ihr, mich mit dieser wesenlosen Spielerei übertölpeln zu können? Geh und melde deinem Kaiser, daß der Kriegszug beginnt. Ich will nun ein anderes Spiel mit ihm wagen! Und beeile dich, damit ich nicht vor dir dort sein werde."

„Du vergißt, daß Spieler, die dauernd gegen die Regeln verstoßen, vom Spieltisch aufstehen müssen", sagte sein Gegner.

Die chinesische Gesandtschaft jagte in höchster Eile zurück nach der Heimat und berichtete dem Kaiser. Tsch'eng Tsu ließ das Heer aufstellen, die Grenzen besetzen und alles rüsten.

Wenige Zeit danach stürmten die Heerhaufen des Großkhans mit ungemeiner Wucht gegen China. Aber sie kamen nicht weit.

Tamerlan war eben am Rande des uralten Reiches eingedrungen und machte nach dem ersten siegreichen Gefecht kurze Rast. Er zog in seinem Kriegszelt wie spielerisch sein Schwert, das seines Ahns, aus der Scheide, um sich am Glanz seines spiegelnden geflammten Stahls zu erfreuen. Er hatte es vor Jahren aus der silbernen Grabtruhe Temudschins in Etsche-Horo in der fernen Mongolei rauben lassen. „Das Schwert Dschingis Khans bringt mir Unsterblichkeit", sagte er zu seinen Vertrauten. Es war jedoch der Sage nach mit einem Fluch behaftet für jeden, der es dem Toten rauben sollte.

Die Rüstung hatte Tamerlan abgelegt. Er trug nur leichte Sandalen an den Füßen. Da glitt ihm plötzlich das Schwert, das er nur lose vor sich hinhielt, wie eine Schlange aus der Hand und durchbohrte mit der Spitze seinen rechten Fuß. Stunden darauf war er tot. Das Schwert war mit einem schweren unvergänglichen Gift bestrichen gewesen Und das Heer, des Führers beraubt, strömte zurück. Es war niemand da, der ihn hätte ersetzen können.

Und bald darauf war Tamerlans Großreich zerfallen auf ewig, verweht wie dürres Laub vor dem Wind. Von ihm selbst blieb nur ein blutiges Gedächtnis und das marmorne, mit goldenen Ornamenten, rot-weißen Fresken und vielfältigen Mosaiken geschmückte Mausoleum Gur-Emir bei Samarkand, an der Stelle, wo einst sein Zelt gestanden, und die Pyramide der Schädel.

Es war zu unserer Zeit schon recht zerfallen. Die Sowjets aber, zu deren Reich ja diese Stadt jetzt gehört, haben es unter großen Kosten wieder instand setzen lassen.

Als Denkmal sollte es erhalten bleiben; es könnte aber eher ein Mahnmal sein. Mit seinem wuchtigen Turm und der Turmspitze, die einer Mischung von einer Zwiebel und einer Spitzmütze gleicht, macht es einen seltsamen Eindruck, als ob es von Menschen aus einer anderen Welt erbaut worden wäre. Der darin liegt, hat einst die damals bekannte Erde in ihren Fugen erzittern lassen. Aber seine Taten waren ohne Sinn. Schrecken erfaßt die, die sein Wesen und Wirken kennen, wenn sie seinen Namen hören. Wir aber wissen, daß die Liebe zu den Menschen, allen Menschen, größer ist als Haß und Schrecken.

Als Blinder im Kino

Warum Blinde eigentlich ins Kino gehen, ist zunächst nicht recht einzusehen. Denn der Film ist für das Sehen geschaffen. Einer seiner großen Reize liegt in der dauernden Veränderung des Schauplatzes und der raschen Aufeinanderfolge der Szenen. Das bewegte Bild ist es, das den Film ausmacht. Und ohne Auge, es wahrzunehmen, erscheint ein Kinobesucher ziemlich fehl am Platze.

Nun hat man allerdings seit längerer Zeit unseren Filmen den Ton beigegeben. Er hilft, die Illusion größerer Lebensnähe zu schaffen, besonders im Spielfilm. Aber der Ton – und ich meine hier vor allem das gesprochene Wort und die Geräuschkulisse – ist für das filmische Bild nicht unbedingt notwendig. Es kann, wie der Stummfilm zeigt, durchaus ohne ihn existieren. Ob der dem Streifen beigegebene Text dagegen ohne das Bild noch verständlich ist, läßt sich nicht eindeutig beantworten. Der Bogen spannt sich weit, etwa von einem Film wie „Unter den Dächern von Paris", in dem der kärgliche Dialog nichts über die Handlung aussagt, bis hin zu den „Kellerkindern", deren Text gänzlich ohne Kenntnis des Bildes genossen werden kann.

Die meisten Spielfilme jedoch liegen zwischen den genannten Extremen. Man vermag ihrer Handlung mit Hilfe einiger erklärender Worte im allgemeinen rein akustisch zu folgen. So kommt es, daß in diesen Fällen ein Kinobesuch auch für den Nichtsehenden ein Genuß sein kann, wenn er bestimmte Voraussetzungen erfüllt. In erster Linie ist hier der geeignete Begleiter zu nennen, der mit sparsamen Worten die notwendigen Erklärungen gibt, denn der Dialog läßt nicht in jedem Falle mit zwingender Notwendigkeit auf das Geschehen im Bilde schließen. Ferner bedarf der Blinde einer längeren Übung im Hören, einer raschen Auffassungsgabe und eines ebenso hurtigen Kombinationsvermögens. Er sollte eine lebhafte Phantasie besitzen und eine noch deutliche Erinnerung an die sichtbare Welt haben, möglichst an selbstgeschaute Filme. Für den früh oder von Geburt Erblindeten sind die Schwierigkeiten natürlich weitaus größer, wenn nicht unüberwindlich. Ganz allgemein könnte man sagen, daß wohl die ersten fünf bis zehn Minuten die schwierigsten sind. Hat man sie einmal überwunden und sich auf den Gang der Handlung eingestellt, so steht dem Genuß nichts mehr im Wege. Eine Ausnahme bildet allerdings jener synchronisierte Film, bei dem aus Sparsamkeitsgründen mehrere kleine Rollen von ein und derselben Person gesprochen werden. Aber mit einiger Konzentration gewöhnt man sich auch daran.

Neben dem stummen Film gibt es nur noch eine Filmkategorie, die dem Nurhörenden nicht zugänglich ist. Es ist das, was man den „Lacherfolg" nennen könnte. Das dröhnende Gelächter der Umsitzenden vernichtet bei

diesem Filmtyp jeden Ton, der aus den Lautsprechern dringt. Und weil man sich dann als Blinder sowohl vom Sehen als auch vom Hören ausgeschlossen fühlt, bleibt man besser daheim. Ehe der Blinde sich zu einem Kinobesuch entschließt, sollte er sich daher genau erkundigen, welchen Inhalt der Film hat und ob er über einen ausreichenden Dialog verfügt.

Aber, so wird man mit scheinbarem Recht fragen, wenn nach dem bisher Gesagten der Film für das Auge geschaffen ist und für den Nichtsehenden selbst bei gutem Text nur mit einiger Anstrengung zu verstehen ist, warum in aller Welt geht dann ein solcher Mensch überhaupt ins Kino? In einem Hörspiel, am heimischen Rundfunkgerät, findet er doch die für seine Situation ideale Form eines dramatischen Spiels. Und auch das Theater macht es ihm leicht, geistig zu folgen, zumal er hier die Möglichkeit hat, das Stück vorher zu lesen. Das ist gewiß wahr. Und dennoch hat der Filmbesuch auch für den Blinden seine Reize. Hörspiel und Bühnenstück gehen zumeist betont vom Geistigen aus. Fast jedes einzelne Wort ist schwer befrachtet bei ihnen, es ist nicht immer leicht, ihnen zu folgen. Der Film dagegen zeigt das Leben, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in der Hauptsache von seiner faszinierenden äußeren Erscheinung her. Er reißt den Zuschauer, und seltsamerweise auch den bloßen Zuhörer, von Geschehnis zu Geschehnis mit sich fort. In einem äußeren Sinne ist der Film lebensnäher als Theater und Hörspiel, die sich stärker dem inneren Geschehen verbunden haben. Da sich nun die mitreißenden Vorgänge auf der Leinwand zum großen Teil im Dialog widerspiegeln, vermag der blinde Kinobesucher, genau wie der Sehende, Ort und Stunde zu vergessen, indem er dem Geschehen des Films gebannt folgen muß. Freilich wird es einem jeden klar sein, daß die Bilder, die der Nichtsehende vor seinem inneren Auge sieht, gänzlich andere sein werden als diejenigen, die sein Nachbar auf dem Nebensitz wahrnimmt. Und verfügt er noch dazu über eine üppig wuchernde Phantasie, so werden seine selbstproduzierten Filmbilder unter Umständen viel schöner sein als die wirklichen.

Meine persönlichen Erfahrungen – es sind die einer Blinden – gehen dahin, daß ich dem Film außerordentlich zugeneigt bin, weil er spannend auf mich wirkt, weil er mich mit in den Strudel seines Geschehens zieht, weil er mich, mit einem Wort, fasziniert. Und es kann durchaus passieren, daß ich am Ende eines traurigen Streifens ebenso wie viele meiner sehenden Schwestern schamhaft eine Träne im Augenwinkel zerquetsche.

Stellte man nun erneut die Anfrage: Warum geht der Blinde ins Kino? so könnte sie jetzt auf die Gegenfrage stoßen: Warum sollte er eigentlich nicht ins Kino gehen? So-

lange er sich dort ernsthaft angesprochen, unterhalten oder auch nur zerstreut fühlt, ist er bestimmt nicht fehl am Platze. Täglich von neuem stellt sich ihm ja die große Aufgabe, sich nicht allzu weit von dem bewegten und bewegenden Leben der Sehenden zu entfernen, nicht den Anschluß an ihre Welt zu verlieren, um nicht äußerlich wie innerlich zu erstarren. Das bedeutet bewußte Teilnahme am Leben der anderen, an ihren Problemen und natürlich auch an ihren Vergnügungen. Daß dies manchmal ein bißchen mühsam ist, läßt sich nicht vermeiden. Es hat jedoch auch seine Reize. *Christa Küttner*

Achtung, ich blende ein!

Kriegsblinder Lehrer inszeniert Hör-Schatten-Spiel

Es war ein unvergeßliches Bild, wie er so dasaß, mit angespanntem Gesicht, hinter der großen Leinwand auf der Bühne, vor sich die beiden Tonbandgeräte und den Stereoverstärker, in einem Gewirr von Kabeln Hin und wieder bediente er die Fußschalter. ständig tasteten die Hände nach irgendwelchen Knöpfen und Reglern, die Ohren schienen ständig auf die beiden großen Lautsprecher vorn an der Leinwand gerichtet zu sein, ein Schüler assistierte mit einem Textbuch. Neben ihm stand ein starker Scheinwerfer, in dessen Lichtkegel die Schauspieler agierten, vom Saal her waren sie nur als Schattenfiguren sichtbar. Und an der Seite stand der Kollege, der sie dirigierte, Requisiten anreichte, die Einsätze lenkte und die gerade Unbeteiligten zur Ruhe mahnte.

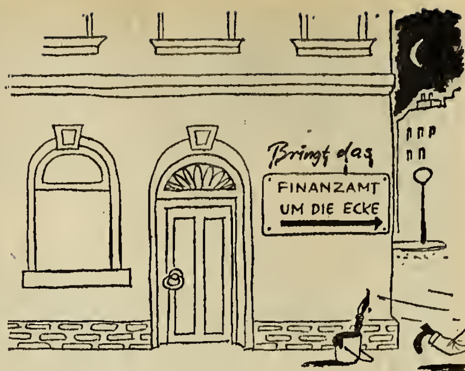
Der Kriegsblinde dort auf der Bühne hinter den Tonbandgeräten war eigentlich gar kein Regisseur, sondern Lehrer einer höheren Schule. Wer dort unten im Saal wußte das nicht? Die Lehrer und Schüler hatten jedenfalls dieses Spiel mit großer Spannung erwartet. Und nun brandete tosender Beifall auf, als zum Schluß der Vorstellung noch einmal die Namen aller Mitwirkenden erklangen und es am Ende hieß: „Regie, Bandaufnahmen, Übertragung und Idee: Studienrat Dr. Wilfried Mühlensiepen“ Er schaltete die Geräte ab. Auf seinem Gesicht war ein zufriedenes Lächeln zu sehen. sein Spiel war gelungen, seine Idee, einmal das Hörspiel mit dem Schattenspiel zu verbinden.

Er wurde gefragt, wie er gerade darauf gekommen sei. „Ja, wissen Sie“, antwortete er, „die Sache hat eigentlich eine lange Vorgeschichte und begann, als ich selber Schüler war und, angeleitet durch einen tüchtigen Lehrer, Theater spielte. Die Kollegen und meine kriegsblinden Kameraden wissen, daß ich noch heute gern manche Gelegenheit zu einem lustigen Vortrag benutze. Vielleicht gab mir die Beschäftigung mit der Theaterwissenschaft während meiner Studienzeit den nötigen Rückhalt und den Mut, nun als Lehrer mit den Jungen und Mädchen Theater zu spielen“

Man wollte wissen, warum er den Text nicht so habe sprechen lassen, sondern auf Band aufnahm, um ihn dann bei der Aufführung über die Lautsprecher erklingen zu lassen. Es handelte sich um ein Barockstück, dessen schwierige Sprache die Jungen und Mädchen eindrucksvoll gemeistert hatten Wie war das zustande gekommen?

„Nun, man redet heute so viel von Überlastung der Schüler“, antwortete der Kriegsblinde, „und wenn man schon ein Theaterstück in der Schule aufführen will, so ist das für die Schüler natürlich eine zusätzliche Belastung, abgesehen davon, daß mancher Latein- oder Mathematiklehrer schimpft. wenn man den Unterrichtsbetrieb allzusehr stört. Da habe ich aus der Not eine Tugend gemacht. Den Text aufs Band zu sprechen, ist

an manchem freien Nachmittag möglich, selbst wenn es sich über längere Zeiträume hinzieht; denn was man auf dem Band hat, geht nicht wieder verloren. Außerdem ist zur Sprecherziehung nichts geeigneter als das Tonband, und dieses Spiel war schließlich die Krönung der Sprecherziehung des Deutschunterrichts. Die Synchronisation des Bandtextes mit Gestik und Mimik vor der Leinwand ist dann nicht allzu schwierig, wir haben es in wenigen Wochen intensiver Proben zu einem wirkungsvollen Schattenspiel gebracht. Zudem hat diese Verbindung von Hörspiel und Schattenspiel den Vorteil, daß man den Text nicht erst mühsam auswendig zu lernen braucht, so daß sich die Schüler dann freier ausspielen und, ihrer Phantasie und Augenblickseingebung folgend, freier und lebendiger darstellen können, und mancher lustige Einfall wurde ja auch mit Lachen und Beifall belohnt!



Die Rache des kleinen Mannes

Warum ich gerade auf diese Idee kam? Ich kann es eigentlich nicht sagen; es ergab sich so, als wir einmal im Schullandheim waren und einen ersten, ähnlichen Versuch wagten. Wir lernten daraus, und die technische Bewältigung, die Zusammenstellung der verschiedenen Bandaufnahmen zu einem Hörspiel kosteten mich viel Mühe bei unseren primitiven Mitteln in der Schule. Leider haben die Behörden kein Verständnis für so etwas, und wir Lehrer müssen diesen Mangel mit Phantasie und Idealismus aufwiegen. Ich weiß nicht", schloß er, „ob der Wille zum Gestalten des Schönen bei mir deshalb so stark ist, weil ich das alles nicht sehe, was ich mir vorstelle, und es dann um so intensiver Wirklichkeit werden lassen kann. Natürlich muß man dabei seine Grenzen kennen, und bei der optischen Darstellung wäre ich ohne meinen treuen Kollegen kaum zurechtgekommen! Aber man muß auch wissen, wie man als Kriegsblinder seine Kraft und Fähigkeit richtig einsetzt. Das Tonbandgerät ist eine Domäne des Kriegsblinden – ich kann damit schalten und walten, ohne hinzugucken!" sagte er schelmisch, als ihn seine Jungen und Mädchen fortzogen, um den Erfolg gebührend zu feiern!

Zwar verriet sein Gesicht die Erschöpfung der nervenaufreibenden Anstrengung, die bei ihm sicherlich ungleich größer ist als bei einem Sehenden, aber man sah es ihm an, daß er überglücklich war im Kreise dieser jungen Menschen. Und er erinnerte an ein Wort des französischen Dichters Victor Hugo: „Blind sein und liebevoll verstanden werden, ist wahrlich eine ganz besonders kostbare Form des Glücks auf dieser Erde, auf der es nichts Vollkommenes gibt!"

Benno Bauer

Schwarz auf weiß

Schach, ein reiches Betätigungsfeld für Blinde

Als ich noch sehend durch die Welt schritt, hatte ich für Schach, das königliche Spiel, nur flüchtige Blicke und kaum einen Gedanken übrig. Näher bekannt wurden wir erst im April 1944 im Abteil eines D-Zuges auf der Rückreise vom Urlaub ins Lazarett. Ein mitreisender blinder Herr beschäftigte sich eingehend mit seinem Schachspiel, und mein Vater meinte, ich sollte es doch auch einmal damit versuchen. Das Brett war etwas kleiner als ein normales, die schwarzen Felder waren höher als die weißen und die schwarzen der einsteckbaren Figuren durch eine Erhöhung an ihrem Kopf gekennzeichnet. Die sofortigen Versuche, Figuren, Linien und Diagonalen zu ertasten, glückten und ermunterten mich, ein Schachspiel für Blinde zu bestellen. Bis es eintraf, machte ich mich mit den Spielregeln vertraut.

Dann kam der große Tag der ersten Schachpartie. Ich ging natürlich ein wie ein Primelchen. Fünf weitere Niederlagen folgten; aber



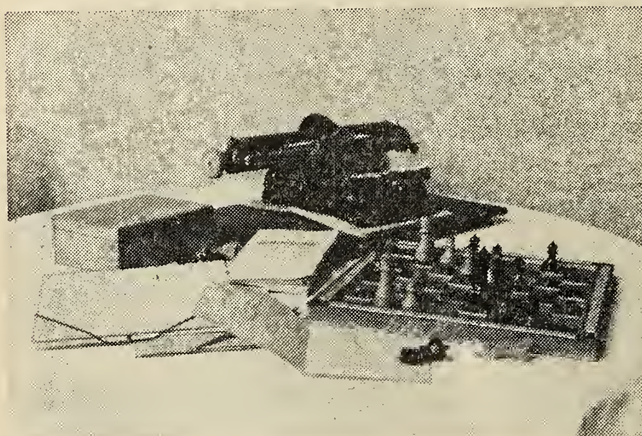
Um seine Spielstärke zu halten oder nach zu verbessern, vertieft Kamerad M sich aft in seine Schachbücher, hier in „Kombinationen" van Richter. Während der linke Zeigefinger das Stellungsbild abliest, baut die rechte Hand gleichzeitig auf.

mit jeder Partie wuchsen Widerstand und Sicherheit auf den 64 Feldern. Partie Nummer sieben gewann ich und war nun nicht mehr zu halten. Man sah mich fast nur noch mit dem Schachbrett unterm Arm von Zimmer zu Zimmer gehen, neue Gegner, neue Siege suchend, bis die besorgten Schwestern mir nur noch drei Partien täglich erlaubten; sobald ich die vierte begann, verschwanden einige Figuren und kehrten erst anderntags zurück.

Nach Kriegsende nahm ich „mein" Schach mit nach Hause. Es kam auch während der Umschulung auf seine Kosten. 1948 trat ich dem Eisenbahn-Schachverein „Turm", Köln, bei und lernte hier erst wirkliches Schach spielen, schönes und kampfbetontes Turnierschach. 1954 fand ich bereits Aufnahme in die 1. Mannschaft und half 1959, 1960 und 1961 mit, dreimal hintereinander die Mannschaftsmeisterschaft des Schachverbandes Mittelrhein zu erringen. Bei den Bundesbahn-Einzel- und Mannschaftsmeisterschaften stand ich in acht einwöchigen Turnieren mit wachsendem Erfolg meinen Mann.

Im Schachspiel kann der Blinde wie bei keiner anderen Wettkampfart unter nahezu gleichen Bedingungen seine Kräfte mit den Sehenden messen. Es ist auch – vom Turnierschach her gesehen – kein nur rein geistiger Wettstreit; eine gute körperliche und nervliche Verfassung trägt viel zum Erfolg bei. Einen spielstarken sehenden Gegner mattgesetzt oder zur Aufgabe gezwungen zu haben, ist daher für den blinden „Schächer" ein erhebendes Gefühl; aber genauso wichtig wie das Gewinnen von Partien ist der Kontaktgewinn zur Umwelt der Sehenden durch das Schach. Die Schachpartie erzieht auch fürs Leben; sie lehrt uns, gute Positionen nicht zu überschätzen und in schwieriger Lage nicht zu verzweifeln.

Immer mehr Blinde finden zum Schach, nicht zuletzt durch die Tätigkeit des 1951



So sieht es bei der Erledigung van Fernschachpartien aus. Vorne liegen zu beantwortende Briefe Meist werden wendbare Umschläge und dergleichen benutzt, um das dauernde Adressenschreiben zu sparen.



Größte Genugtuung bedeutet es für einen kriegsblinden Schachspieler, wenn er bei einem Schachturnier gegen einen sehenden Gegner antritt und ihn vielleicht sogar besiegen kann. Unerbittlich rückt der Sekundenzeiger der Schachuhr vorwärts, sie ist für den Blinden mit besonderen Markierungen versehen. Für beide Spieler bedeutet es eine enorme Nervenbelastung, nicht nur dem Gegner, sondern auch der Zeit gerecht werden zu müssen.

von 17 kriegs- und zivilblinden Schachspielern gegründeten und heute bereits über 400 Mitglieder zählenden Deutschen Blinden-Schachbundes. Bei zehn Blinden-Schachmeisterschaften war ich dabei. Viermal reichte es zum 2. Platz, aber nie zum Titelgewinn. Dafür tröstete ich mich 1958 mit dem Titel eines gesamtdeutschen Blinden-Fernschachmeisters. Erlebnisreich waren für mich auch die internationalen Begegnungen am Schachbrett in Wien, Kopenhagen, zweimal Beverwijk (Holland), Freiburg (gegen die Schweiz) und in Meschede 1961 (I. Blinden-Schacholympia). Viel Spaß hatte ich auch bei meinen Simultanvorstellungen, zuletzt 1960 in Nürnberg gegen 21 blinde Schachfreunde (Dauer

fünf Stunden, 14:7 für mich) und tags darauf in Augsburg gegen 18 (4 Stunden 13,5:4,5).

Zu einer Blindpartie bei Spaziergängen mit Schachfreunden oder auf der Fahrt zu Wettkämpfen sage ich nie nein und bin zudem ein Freund von Schnell- und Blitzpartien.

Dankbar bemächtigt sich auch der blinde Schächer der segensreichen Erfindung Brailles, der Punktschrift, die eine eigene Schachschrift und den Druck von Schachliteratur und Schachzeitungen in Blindenschrift ermöglicht. Ich besitze 20 Bände Schachliteratur in Blindenschrift mit ca. 3500 Seiten und führte mir seit 1949 den Inhalt von zwei Schachzeitungen für Blinde (rund 4500 Seiten) zu Gemüte. In den letzten sechs Jahren wechselte ich mit meinen Fernschachfreunden etwa 900 Briefe. 450 Turnierpartien stehen bis heute auf meinem Konto, die längste davon währte neun Stunden. Weit mehr als 5000 Stunden habe ich in 18 Jahren am Schachbrett zugebracht. Und wer zählt erst die Kilometer, die ich für meinen Schachsport zurücklegte! Jedenfalls ist mir auf allen Reisen die Zeit nie lang geworden, es sei denn, ich hätte mein Schachspiel und die Schachliteratur vergessen; aber wer läßt einen guten Freund schon zu Hause? *G. Mertens*

Gefährliche Mitreisende!



Der D-Zug Hamburg–Basel war nur spärlich besetzt. In einem Abteil 1. Klasse saßen zwei Kriegsblinde, beide geübte Schachspieler, und vertrieben ihre Langeweile mit einer Partie des königlichen Spieles.

Da sie Brett und Figuren nicht bei sich hatten und auch keine Begleitung mit ihnen fuhr, die alle Spielzüge hätte aufschreiben können, spielten sie die Partie im Kopf, wie sie es nannten. Das war schwer, sehr schwer sogar, und darum war es nur natürlich, daß sie in tiefe Gedanken versunken in den Polstern saßen und kein Ohr für die Umwelt hatten. Dabei bewegten sie sich kaum und hätten einen flüchtigen Beobachter an Wachsfiguren erinnern können. Doch vermögen diese nicht zu sprechen, und gerade das taten die beiden in absonderlicher Weise: denn sie sagten ihre Spielzüge mit den allen Schachfreunden geläufigen Kürzungen für Figuren und Felder an. Etwa so: „e 2 bis e 3" – „e 7 bis e 5" – „S g 1 bis f 3" – „S b 8 bis c 6" – und so weiter.

Drei Damen, die, von den Kriegsblinden unbemerkt, im Abteil Platz genommen hatten und vom Schachspiel nichts verstanden, waren anfangs von dem eigenartigen Verhalten der beiden Blinden nur etwas merkwürdig berührt. Bald aber schon zeigten sie sich schockiert und begannen unruhig miteinander zu tuscheln. Sie überlegten gerade, ob sie das Abteil wechseln oder den Schaffner rufen sollten, als das Spiel der beiden in seine entscheidende Phase kam und das alles klärende Wort fiel. „Schach", sagte der eine und lächelte ein wenig, „Schach durch L f 7 bis e 6".

Die Damen sahen sich verdutzt und doch auch erleichtert an. Nur langsam begriffen sie, in welch peinliche Lage ihr Mißtrauen sie hätte bringen können. Dann aber lächelten auch sie, und in ihr Lächeln mischte sich ein wenig Staunen und auch ein Quentchen scheue Hochachtung vor den beiden Gedächtniskünstlern, die nun entspannt und ein wenig müde in ihren Ecken lehnten.

W. O. M.

Oh, blinde Welt!

Wie Waldemar vom Wörtchen „blind" verfolgt wurde

Als Waldemar einmal von seelischen Depressionen geplagt wurde, hervorgerufen durch Gewitterluft und dadurch verursachte Kopfschmerzen sowie der Tatsache, daß er mit seinem Schicksal haderte, was allerdings äußerst selten vorkam, begab er sich in eine Gaststätte in der Hoffnung, durch ein Glas Bier oder mehr diesem Zustande zu entfliehen.

Ein freundlicher Herr, der neben ihm Platz genommen hatte, erzählte ihm anfangs lustige Geschichten, so daß Waldemar dachte, er hätte sein Ziel faft erreicht, aber dann kam der Herr auf den Ernst des Lebens zu sprechen und auf Grund seiner Erfahrungen mit der Schlechtigkeit der Menschen und den trostlosen Zeiten überhaupt rief er theatralisch aus: „Oh, blinde Welt! Oh, blinde Welt!" Man sprach über dieses und jenes, und immer wieder kam der gemütliche Herr auf Waldemars Blindheit zurück, sooft dieser auch versuchte, das Gespräch geschickt in andere Bahnen zu lenken. Da der freundliche Tischnachbar nicht aufhörte über die „blinde Welt" zu stöhnen, verließ Waldemar schließlich fluchtartig das Lokal. Er wollte sein seelisches Gleichgewicht unbedingt wiederfinden.

Sein Hund führte ihn an Menschen und Fahrzeugen und wieder an Menschen vorbei.

In einer Straße spielte laut lärmend eine Kinderschar. Kommt, wir wollen Blindekuh spielen", riefen sie, und Waldemar kehrte um; lieber wollte er einen anderen Weg nehmen.

Zu Hause angekommen, drehte er sogleich am Knopf seines Rundfunkgeräts, um sich auf diese Weise die dummen Gedanken vom Halse zu schaffen. „Sie hören jetzt den Werbefunk", sagte der Sprecher und dann, nach einigen Takten Marschmusik klang es poetisch an sein Ohr: „Unzufrieden sind Vater, Mutter und Kind, wenn alle Spiegel in der Wohnung sind blind. Drum kaufen Sie einen neuen Spiegel flink, bei der Firma Gebrüder Meier am Ring." Gerade wollte Waldemar abstellen, als wieder Musik ertönte. Na, dachte er, ich kann es ja nochmals versuchen. Hoffentlich werde ich nicht noch einmal enttäuscht. Er pfiff sogar ein wenig mit. Das war wenigstens nette Musik. Ein neues Musikstück erklang, ein Walzer, und aus voller Kehle schmetterte der Sänger: „. . . Wein dir nicht die Äuglein blind, ein anderer kommt, der dich fragt, Antje, mein blondes Kind." Waldemar gab dem Knopf am Radio einen heftigen Schwung nach links, und es herrschte tiefe Stille im Zimmer.

„Soll ich dir ein wenig aus der Zeitung vorlesen?", fragte die Mutter. „Ja", Waldemar wünschte es. Vielleicht gab ihm das Ruhe. „Ich lese dir erst mal die Überschriften, dann kannst du ja sagen, was du hören willst", sprach die Mutter und fing an: „Verkehrsunfall auf der Osnabrücker Heerstraße. – Zehnjähriges Mädchen beim Baden ertrunken. – Feuerwehr an einem Tage fünfmal durch blinden Alarm in Tätigkeit gesetzt." „Hör bitte auf damit", sagte Waldemar erregt, „das interessiert mich nicht! Ist denn keine nette Kurzgeschichte oder so was Ähnliches drin?" Ja, es war eine drin und Mutter las sie gehorsam vor. Nach einer Weile blickte sie erstaunt und forschend ihren Jungen an, weil sie abermals das Lesen einstellen sollte. Sie konnte auch nicht wissen, daß ihm der vorletzte Satz nicht paßte und der lautete: „Das kann ja ein Blinder mit dem Krückstock fühlen." Waldemar blieb nichts anderes übrig, weil ein Blinder sich eben leider nur mit sehr wenigen Sachen beschäftigen kann, als den Lautsprecher wieder in Betrieb zu setzen. Der Schulfunk brachte allerhand Wissenswertes über Pflanzen und Getier. Eine Viertelstunde lauschte Waldemar interessiert, und noch mehr wuchs sein Interesse, als ein neues Thema beginnen sollte. Der Ansager verkündete es ihm: „Nun folgt ein Vortrag von



Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

Herrn Dr. Schlange über das Lebensalter der Blindschleichen." Die suggestive Wirkung des kleinen schwerwiegenden Wörtchens „blind" machte Waldemar ganz konfus. Er überlegte, was er nun wohl beginnen könnte, um dem grauen Alltag ein bischen fernzurücken. Eigentlich könnte ich mal wieder ins Kino gehen, dachte er und fragte seine Mutter, was es denn für Filme gäbe. Diese antwortete sogleich, denn es gab nur zwei Kinos in der Nähe, die für Waldemar in Frage kamen: „Im Odeon läuft der Film . . . Na, ich kann im Moment nicht auf den Titel kommen, aber es soll ein schöner Film sein. Er handelt von Liebe, Abenteuer und dann heiratet das junge Mädchen einen Blinden. Es muß ein rührseliger Film sein. Im Welttheater wird ein Lustspielfilm gezeigt, er heißt: ‚Blinde Passagiere'. Ich glaube, das ist eher etwas für dich. Soll ich dir schon eine Karte dafür holen? Ich glaube, es wird sehr voll." „Nein!" Waldemar wollte nun nicht mehr ins Kino gehen, worüber wiederum seine Mutter den Kopf schüttelte.

Bis zur Tagesschau im Programm des Rundfunks, die Waldemar sich immer gern anhörte, blieb noch etwas Zeit übrig und so nahm er sich einen Blindenschriftroman zur Hand, den er vor einigen Tagen geschickt bekommen hatte. Sein linker Zeigefinger tastete sich Seite um Seite weiter, bis er sich urplötzlich krümmte, weil er das Sprichwort gefühlt hatte: „Ein blindes Huhn findet auch mal ein Korn." Heute schien wahrhaftig alles darauf abgestimmt zu sein, Waldemar zu ärgern.

Die Tagesschau begann: „Eintrittskarten zum Preise von einer Mark für den Zirkus Apollo sind noch an den Vorverkaufsstellen erhältlich. – Heute wurde bei Aufräumungsarbeiten in der Faulenstraße ein Blindgänger entdeckt. Die Bombe hatte ein Gewicht von fünf Zentnern." Waldemars Geduld ging langsam ihrem Ende zu. Die Tagesschau wollte er nun auch nicht mehr hören. Also drehte er den Skalenzeiger weiter nach rechts. So! Da war der AFN-Sender, der sonst immer viel Jazzmusik brachte, die Waldemar haßte. Heute aber sollte Jazzmusik seine Freude sein. Es war Pech, denn Musik ertönte nicht, dafür sagte eine Männerstimme: „What is the matter with you?, asked the blind man." Knacks machte der Apparat, und Waldemar bat die Mutter um sein Abendbrot. Er wollte heute früher als gewöhnlich ins Bett gehen.

Noch einen letzten Versuch machte er nach dem Essen, hoffend, daß nun zur Feierabendstunde wohl schöne Musik und angenehme Unterhaltung für ihn dabei sei. Jedoch wurde sein Gesicht länger und länger. Es war kein Zweifel daran, was er da vernahm, das war die Stimme Rudi Goddens und der sang: „. . . Die Liebe macht gewöhnlich blind, doch Gott sei Dank nicht mich, mein Kind . . . Ich huste auch schon prima, und ich hab die Nase voll . . ."

Waldemar hatte die Nase ebenfalls voll und stellte sich auf Frankfurt ein, in der Annahme, daß dort das Richtige für ihn dabei sei. Ein neuer Schlager wurde hörbar: „Die Liebe macht nicht jeden blind, das siehst du doch an mir, mein Kind". sang voll Schmalz ein beliebter Künstler.

Waldemar begab sich endgültig zur Ruhe. Friedlich wollte er entschlummern und neue Kräfte für den nächsten Tag sammeln. Durch das offene Fenster hörte er eine Nachbarin zur anderen sagen: „Wissen sie schon, daß

mein Mann heute ins Krankenhaus gekommen ist?" „Was hat er denn?", fragte die andere, „ist es schlimm?" „Nein", entgegnete die Gefragte, „ihm wird morgen nur der Blinddarm rausgenommen. In zehn Tagen ist er wieder zu Hause."

Krachend wurde das Fenster von Waldemar geschlossen und dann zog er sich die Bettdecke über die Ohren und dachte jetzt selber: Oh, blinde Welt! Was ich wohl heute nacht träumen werde?" *H. C. S.*

In vielen Zungen

Ein kriegsblinder Übersetzer berichtet

Mutter vererbte mir musikalische und sprachliche Begabung und Vater, der selber fünf Sprachen spricht, trug sein Teil dazu bei. Er fing schon früh an, mich in die Schönheiten und Geheimnissse fremder Sprachen einzuführen. So war mein Weg in beruflicher Hinsicht schon bald vorgezeichnet, die Diplomatenlaufbahn sollte es werden. An der Front hatten im kleinen Feldgepäck auch immer einige kleine Broschüren in fremder Sprache Platz, so daß es möglich war, in manchen Mußestunden diese hervorzuholen.

Als dann die große Wende mit der Verwundung gekommen war und mir bewußt wurde, daß ich einer Hirnverletzung im Hinterkopf meine Erblindung zuzuschreiben hatte, da galt es zu prüfen, welche Berufsmöglichkeiten mir noch geblieben waren. Die angestrebte Diplomatenlaufbahn war ja nun versperrt. Auf der Universität zeigte sich dann, daß, so schlecht mein Gedächtnis für alle mathematisch-technischen Begriffe geworden war, es doch sehr aufnahmefähig für Sprachen war. Mit welchem Eifer saßen wir damals auf den Hörbänken der Universitäten, den Kopf noch mit einem schwarzen Käppchen bedeckt, unter dem der kleine Verbandsrest war, der sich noch als erforderlich erwies, da die Kopfwunde sich lange Zeit nicht schloß. Mit welchem Eifer ging es an das Studium der englischen und französischen Sprache. In den Stunden, die wir auf der Bahn und auf den Wegen zur Universität waren, sprachen wir englisch und französisch, voll Eifer, voll Begeisterung. Kommilitonen,

Eltern, Freunde halfen, und die Verbindung mit Angehörigen der Besatzungstruppen trug das ihre zur Vervollkommnung der Sprachkenntnisse bei. Ja, und schließlich verdanken wir viel dem Radio, dieser segensreichen Erfindung. Dort können wir die fremdsprachlichen Stationen einstellen, die wir uns wünschen und die im Empfangsbereich liegen.

So gelang es, in die mir bereits von der Schule und aus Selbstunterricht bekannten Sprachen tiefer einzudringen. Auch das Russische vergaß ich nicht, das Vater, der während des Ersten Weltkrieges lange Jahre in dem östlichen Land gewesen war, auch schon früh an mich herangetragen hatte, zum Teil noch, bevor ich selber schreiben konnte. Er sprach damals öfters Russisch mit mir und gab mir kurze Lektionen, so wurde mein Ohr geschult.

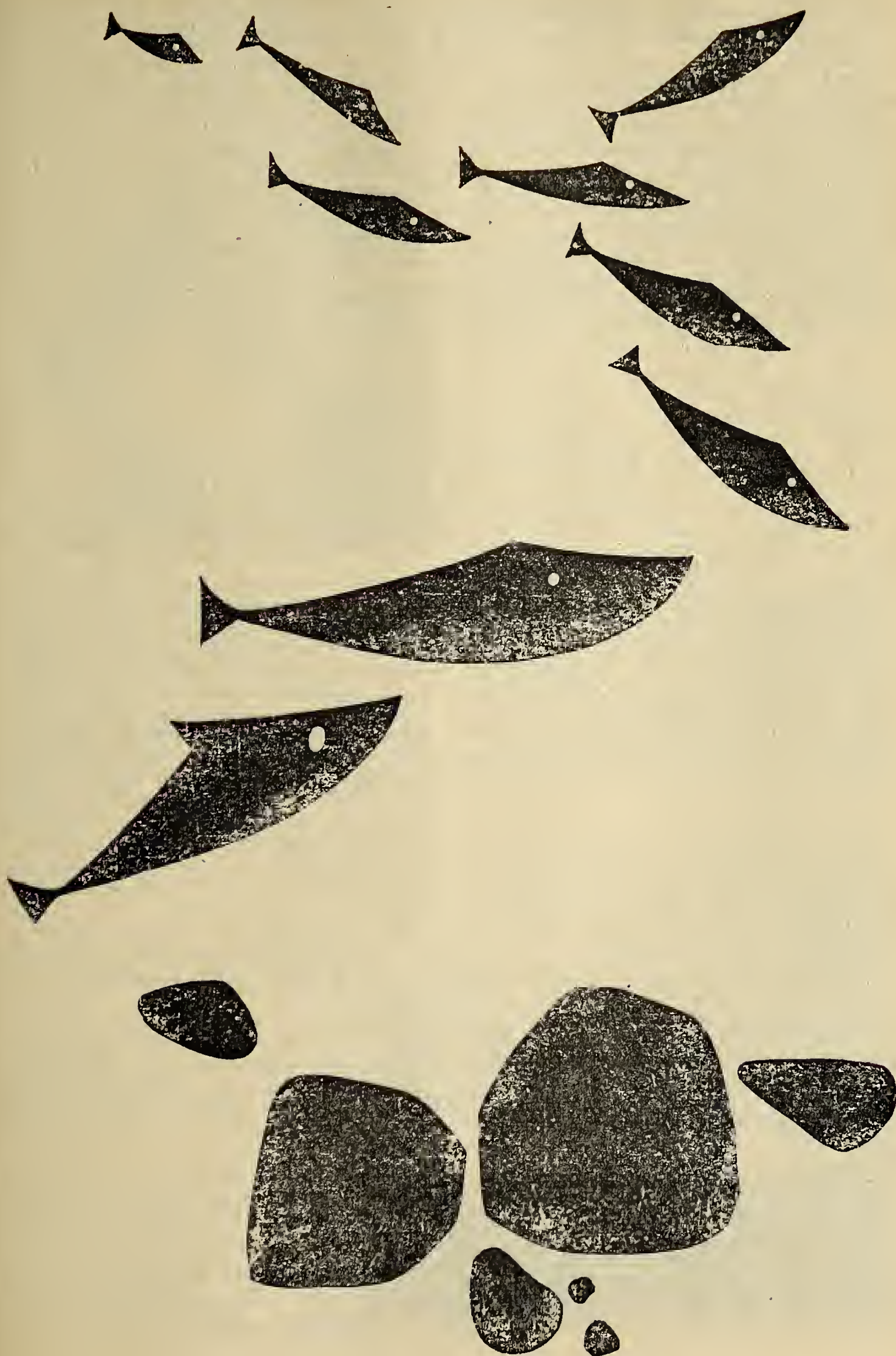
Welch ein Anreiz war es dann an der Universität nach dem Kriege, als wir da auf den Hörbänken saßen, in unseren umgeänderten Uniformen, in die verschiedenen Hörsäle zu gehen, in denen uns Französisch und Englisch gelehrt wurde. Wie anders wurde das Verständnis für fremde Völker, über die man vorher in irgendwelchen Büchern, Hörsendungen und Artikeln etwas erfahren hatte, nachdem man sich eingehender mit den Sprachen befaßte.

Da fiel damals auch ein Buch in meine Hände, das mir ein amerikanischer Freund geschenkt hatte. „Der Webstuhl der Sprache" hieß es, und an Hand dieser Lektüre, die wir jungen Studenten fremder Sprachen verschlangen, wurde uns klar, wie auch schon in den Vorlesungen, in welchem Maße die verschiedenen Sprachen, die bei oberflächlicher Betrachtung so unterschiedlich voneinander aussehen, im Grunde doch sehr tiefgehende innere Verwandtschaften haben.

Als dann eines Tages an der Uni ein junger Lektor auftauchte, der Spanisch las, saß ich mit bei dem kleinen Häuflein, das sich dieser Sprache widmete, und es machte Freude, den Vorlesungen zu folgen. Ein reger Briefwechsel mit Studentinnen in Madrid trug das Seine dazu bei, rasch in die Sprache einzudringen. Mittlerweile kamen Firmen, die Übersetzungen gemacht haben wollten, und weil das Italienische so viel Ähnlichkeit mit dem Spanischen zeigte, ging es auch noch an das Studium dieser Sprache Portugiesisch erwies sich dann als mühelos zu erlernende Abwandlung des Spanischen Es bereitete Freude, sich so im Laufe eines Vormittags beim Übersetzen jetzt nach Spa-

---

Holzschnitt von Rudolf Güthinger



nien, dann nach Italien, nach Südamerika oder in den Orient und in andere Länder in Gedanken führen zu lassen. Immer ist es eine andere, eine neue Welt, die sich dabei erschließt.

Als besonders tüchtig erweist sich immer meine Frau. Sie vollbringt oft tatsächliche Meisterleistungen. Ursprünglich hatte sie an der Schule nur Englisch gehabt, hat sich aber im Laufe der Jahre so in die verschiedenen Sprachen eingefühlt, daß sie von sich aus oft Fehler und Unterlassungen zu finden vermag, die mir manchmal nicht zum Bewußtsein kommen. Ihr ist es vor allem auch zu verdanken, daß Lob über das Schriftbild meiner Übersetzungen geäußert wird, etwas, das vorher wohl nicht immer der Fall war. Allzu gern hatte ich früher immer wieder gesagt: „Hauptsache ist, daß der Inhalt stimmt!", worauf meine gute Susanne dann immer meinte: „Ja, aber die Form ist das Sichtbare und die Visitenkarte, die auch gut sein muß, besonders weil die Firmen hier in Deutschland die Richtigkeit des Inhalts nicht beurteilen können und zwangsläufig annehmen müssen, daß, wenn das Schriftbild mangelhaft ist, der Inhalt wahrscheinlich nicht viel besser sein wird."

Oft, wenn ich wieder einmal eine Übersetzungsarbeit beendet habe, fühle ich mich tief befriedigt von dem Gefühl, etwas geleistet zu haben und freue mich, daß ich durch meine Arbeit und meine Mühe anderen helfen konnte. *Gunther Eberth*

„Moment bitte, ich verbinde!"

Ein Kriegsblinder in der Fernsprechzentrale

An einer der vielen Zimmertüren in einem Behördenbau hängt das Schild „Zentrale – Eintritt verboten" Das ist überall so, wo Telefongespräche vieler Sprechstellen vermittelt werden. Die Bedienungsperson der Anlage soll möglichst nicht gestört werden, denn sie muß ununterbrochen die vielen Leuchtzeichen beobachten, um schnell und zuverlässig die gewünschte Verbindung herstellen zu können.

In dieser Zentrale sind die Leuchtzeichen durch Stifte ersetzt, die heraustreten und wieder verschwinden, um nicht nur optisch, sondern auch tastbar anzuzeigen, welche Verbindungen bestehen, wo eine Leitung besetzt oder frei ist. Der Mann, der hier seine Arbeit tut, ist der Kriegsblinde P.

Trotz des Verbotsschildes an der Eingangstüre sitze ich bereits eine Viertelstunde in der Zentrale neben dem Telefonisten und beobachte das laufende Spiel seiner Finger über die Tastatur der Fernsprechanlage. Sprechen konnten wir noch nicht viel. Dauernd ertönen die Summer und die Stifte tanzen nur so auf und ab. Während der Telefonist mit einem Anrufer spricht, um zu erfahren, an welchen Sachbearbeiter er ihn zuständigkeitshalber vermitteln soll, kommen schon zwei weitere Anrufe von außen herein. Diese sind schnell vermittelt, da die Anrufer das Haustelefon angeben können. Ein Abteilungsleiter wünscht ein Ferngespräch. Mit einer Handbewegung hat der kriegsblinde Telefonist festgestellt: alle Fernleitungen sind belegt – der Teilnehmer muß also warten, bis eine Leitung frei wird. Auf der Punktschriftmaschine notiert der Telefonist die gewünschte Nummer, um sie sofort auf einer freiwerdenden Leitung anrufen zu können.

Inzwischen ist es Mittagszeit geworden, der hektische Betrieb läßt etwas nach. „Für eine halbe Stunde Ruhe", meint der Telefonist.

Ob ihn dieses Kreuz und Quer der Gespräche nicht nervös mache, zumal vermutlich nicht alle Anrufer mit guter Kinderstube ausgestattet seien, frage ich den Mann, der schnell und sicher die Verbindungen wählt und schaltet, Rückfragen stellt. Zwischen-



Wichtige Einzelheiten wie Telefonnummern und ähnliches werden schnell auf der Punktschrift-Stenomaschine notiert, der Papierstreifentext in Punktschrift ist nachher vom tastgewohnten Finger leicht zu lesen.

bescheide gibt und Notizen in seine Maschine schreibt. „Nun", erklärt er ruhig, „auch ich kann natürlich nicht gleichzeitig mit mehreren sprechen, aber ich fülle diesen Platz ebensogut aus wie ein sehender Kollege und kann damit meine Familie aus eigener, nutzbringender Arbeit unterhalten, was für einen Blinden sehr, sehr wichtig ist."

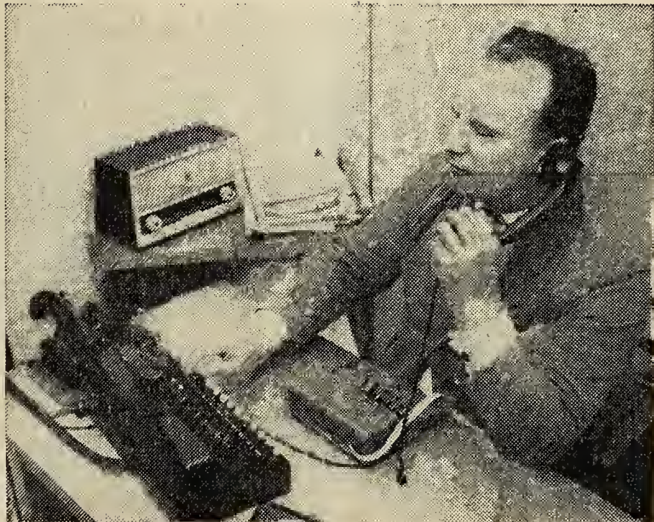
Selbstverständlich ist er nach geleistetem Tagewerk müde und freut sich auf den Feierabend bei der Familie, zu der ihn seine Frau im Kleinwagen abholt, wie sie ihn auch jeden Morgen zur Arbeitsstelle fährt

Unseren Kameraden P. erreichte das Schicksal noch kurz vor Ende des Krieges. Ein Granatwerfereinschlag zersiebte mit feinen Splittern sein Gesicht unterhalb des Helmrandes. Er wußte nicht gleich, daß er sein Augenlicht für immer verlieren würde Nach einer Operation glaubte er noch an die Erhaltung seiner Augen, und gerade da waren sie entfernt worden.

Für ihn war dann das Wichtigste, seine damals bereits gegründete Familie zu ernähren. Obwohl er lieber die Möglichkeit zu einem Studium ergriffen hätte, ließ er sich, der Sorge um seine Familie gehorchend, als Telefonist ausbilden, um schneller einen Verdienst zu haben.

Als Ausgleich zu seiner sitzenden Tätigkeit am Schaltpult, beteiligt sich P. aktiv am Blindensport. Er geht auch gerne spazieren, wobei sich seine Töchter zuweilen darum streiten, wer Vater führen darf. Bei Ausfahrten läßt er sich von der vorbeiziehenden Landschaft erzählen und über die Verkehrsverhältnisse auf den Straßen berichten.

Als ich mich verabschiedete, meinte der kriegsblinde Telefonist in seiner Zentrale: „Nicht nur die Sehenden sollen sich den Blinden anpassen, sondern die Blinden wollen sich auch den Sehenden anpassen!"



Was ein Sehender optisch an Lichtzeichen wahrnehmen muß, ertastet der kriegsblinde Telefonist an beweglichen Stiften und kann sofort die auf gleicher Höhe liegenden Verbindungsknöpfe eindrücken.

2 Fotos: H. Schwarz

Treue um Treue

Die Legende von einem kriegsblinden Bauern und seinem braven Pferd Toni

Toni war eine blutjunge Falbenstute. Sie war lebhaft, edel, anmutig und schön. In einem launischen Augenblick hatte die Natur sie mit einer gar eigenwilligen Zeichnung beliehen: Mähne und Rücken waren dunkel wie der Schweif. Die Brust war bräunlich, die Hufe waren schwarz. Der Stirnfleck hatte eine rostrote Färbung, und die schlanken Fesseln waren weiß wie der Schnee. Einem so ungewöhnlichen Pferd war Rüdiger vordem niemals begegnet. Kein Wunder, wenn er tief in seinen Geldbeutel griff.

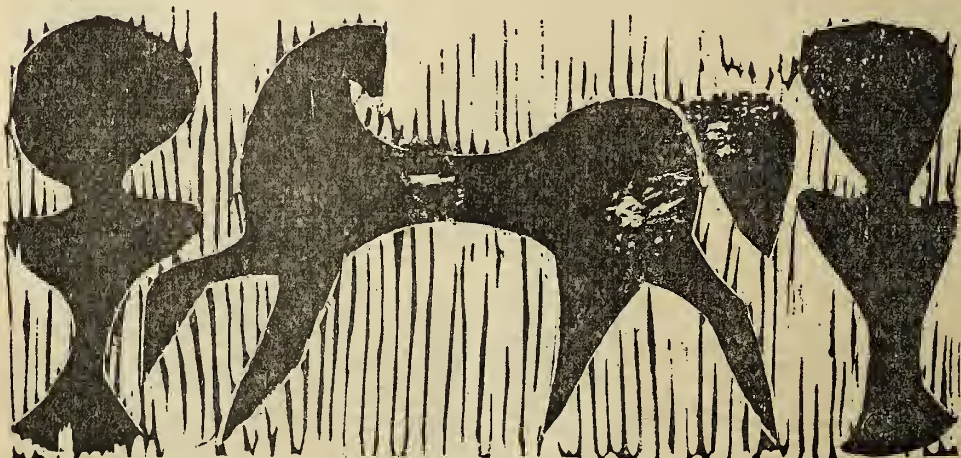
Ein Geschirr kannte Toni noch nicht; sie war jedoch alt genug, das Ziehen zu lernen. Darum spannte Rüdiger sie neben einen alten, wackligen Grauschimmel, der nun ihr Lehrmeister wurde. So lernte sie alle Wege gehen, lernte den Steinbruch kennen, den Acker, die Seeweiden und das Dorf unten im Tal. Bei diesem ernsten Spiel gelangte Toni zu Kräften, die Muskeln spannten sich, ihre Ruhepausen wurden immer seltener, bis sie sich an eine regelmäßige Arbeit gewöhnt hatte. Als sie dann zugfest geworden war, erschien, weil Rüdiger nur ein Pferd auf dem Hof gebrauchen konnte, der Pferdehändler aus Landstuhl, knüpfte den altersschwachen Grauschimmel an die Leine und nahm ihn mit fort.

An seiner jungen Falbenstute hatte Rüdiger viel Freude. Sie entwickelte sich im Laufe der Wochen zu einem gutartigen und gehorsamen Pferd, denn sie war mit viel Liebe und Geduld erzogen. Nie mehr tanzte sie zwischen den Tauen, seit sie allein vor dem Wagen ging. Sie war auch immer voll Arbeitseifer, und morgens wie abends war sie gleichgut gelaunt.

Ostern kam! Da zäumte Rüdiger sein Pferd auf und ritt nach Iggelsbach hinüber. Es ging über Stock und Stein, durch Wald und Feld, ein gutes Stück in den Pfälzer Wald hinein und am Abend über Dülmen wieder nach Hause.

Eine Woche später fiel Rüdiger auf, daß sein Pferd strauchelte. Es scheute auch manchmal, ohne einen Grund zu haben, oder es kam vom Wege ab und geriet in die Felder. Eigenartig war sein Benehmen; Rüdiger wußte nicht recht, was er davon halten sollte. Er schob es im Anfang auf die heiße Jahreszeit, als aber Regenwetter keinen sichtbaren Wandel schuf, holte er einen Tierarzt, ließ sein Pferd untersuchen, und der Arzt sagte: „Dein Pferd ist blind, Bauer. Du hättest mich früher rufen müssen. Jetzt wird der Stute nicht mehr zu helfen sein."

Als er vom Hofe ging, stand Rüdiger wie betäubt neben seinem Pferd, und in seiner Vorstellung wurde aus dem Doktor ein Unglücksrabe, der sich, nachdem er ihm eine böse Aufwartung gemacht, wippend ent-



fernte. Sein Pferd sei blind, hatte er gesagt. Warum gerade sein Pferd, wo es in Ebbenweiler doch viele Pferde gab. Warum suchte das Schicksal sein Opfer nicht unter den anderen, warum gerade in seinem Stall? Enttäuscht führte er Toni auf die Weide und dachte bei sich, es hat nicht sollen sein, ich will sie verkaufen.

Indes – Worte sind nichts gegen die Macht eines guten Herzens. Als Rüdiger sein blindes Pferd gegen ein gesundes eintauschen wollte, kam er nur bis zum Birnbaum mitten im Hof. Dort kehrte er um und sagte zur Mutter: „Ich bring's nicht über mich. Sie soll bei uns bleiben."

Und Toni blieb. Alles blieb wie es früher gewesen war. Morgens zog sie den Wagen ins Tal, sie zog die Egge wieder und den Gräser, Rüdiger fuhr mit ihr in den Klee hinaus, und abends brachte er sie wieder auf die Weide.

Um ihr die Arbeit zu erleichtern, führte er sie nur noch an einem spannlangen Schlaufzügel. Alle Wege, die sie zu gehen hatte, ging er geduldig neben ihr her. Vor gleichen Schwierigkeiten sprach er sie immer mit den gleichen Worten an. Auf holprigen Wegen hielt er die Wagendeichsel, damit sie nicht schlug. Oft legte er ihr auch die Hand auf die Mähne und ward ihr in allem ein Mittler zur Umwelt, die sie nicht sehen konnte.

Seine andauernde Hilfeleistung führte dann auch zu einem überraschenden Erfolg. Toni stolperte und strauchelte bald nicht mehr. Sie stand wie eh und je fest auf den Beinen. Es gab auch kein Zögern und Scheuen mehr. Hof und Felder wurden für sie wie zu einem großen Garten, in dem es keine Hindernisse mehr gab.

Zur Erntezeit sah Rüdiger dann genau, was sie gelernt hatte. Sie legte alles darauf an, ihr Können zu zeigen. Dabei brach wohl ein Ortscheit, doch die Ernte kam trocken herein, ohne daß Rüdiger ein zweites Pferd nötig gehabt hätte. Toni war ihrer schweren Tagesarbeit, die sie mit scheinbarer Leichtigkeit erledigte, durchaus gewachsen. Ihr Vertrauen zu Rüdiger war grenzenlos, ihre Anhänglichkeit war rührend. Wenn sie behutsam ihr Maul auf seine Schulter legte, dann war ihm, als höre er aus ihrem leisen Geschnaufe den ehrlichen Dank für seine Hilfe und Pflege heraus, und in seine Freude darüber mischte sich jedesmal ein wenig Scham, weil er dieses treue Pferd einmal hatte verkaufen wollen. Er war doch ihr einziger Gefährte. –

Im Spätsommer brach Krieg aus. Rüdiger erhielt Order, sich in Landstuhl zu melden. Da schirrte er sein Pferd ab, führte es auf die Koppel und sagte: „Du wirst nun einen anderen Herrn haben!", dann ging er und schnürte sein Bündel.

Die Mutter war untröstlich, als er Abschied nahm. Sie glaubte seinen Worten nicht, daß er bald wieder im Haus sein werde, und sie weinte. Rüdigers Wunsch nach baldiger Heimkehr erfüllte sich nicht. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als er

ins Feuer der Fronten geriet, wo er die brutale Gewalt menschlichen Geistes erlebte. Jeden Morgen sehnte er den Frieden herbei, doch die Mahlsteine kreisten, und er lag unter ihnen, hockte in Erdlöchern und hinter Baumstümpfen, zwei Jahre lang, dann wurde er schwer verwundet.

Ein heller Morgenhimmel leuchtete über dem Pfälzer Wald, blaue Glockenblumen blühten am Berghang, und der Wind säuselte im Gezweig der Buchen, als Rüdiger die Straße von Ebbenweiler heraufkam. Ein Soldat, dem die rechte Hand fehlte, führte ihn; und wie Rüdiger nun begann, die Zeichen der Heimat zu suchen, da fand er sie nicht. Wohl hörte er Lerchentriller und Kuckucksruf, hörte die Wipfel über sich rauschen, doch Täler und Höhen, der bunte Wald, Äcker, Wiesen und Bergsee deuchten ihm fern wie unerreichbare Gestirne; denn er hatte im Krieg sein Augenlicht verloren.

Vor der Höhe, auf welcher sein Hof lag, sagte er zu Ulrich, seinem Begleiter: „Am liebsten möchte ich gar nicht hinauf, denn ich ahne, was mich erwartet: eine gealterte Mutter, ein Pferd, das seinen Weg allein nicht findet, und viel Arbeit, die ich nicht mehr leisten kann."

Schweigend hatte Ulrich ihm zugehört. Er kannte Rüdiger erst seit ein paar Tagen. Weil er aber selbst ein Bauer war, fühlte er, was in ihm vorging. Wahrscheinlich war er voll

Zuversicht in den Krieg gezogen und hatte immer an eine gesunde Heimkehr geglaubt; nun, da er blind war, fühlte er sich in seinem Glauben betrogen, er wollte kein Bauer mehr sein. –

Als Rüdiger dann auf seinen Hof kam, erlebte er zu seiner Freude, daß vieles anders war, als er geglaubt hatte. Die Mutter war rüstig. Wohl war sie um zwei Jahre älter geworden, doch immer noch voll Schaffenskraft. Geschrieben hatte sie ihm wenig. Munter erzählte sie ihm nun, was sich während seiner Abwesenheit ereignet hatte, wie sie es hier oben mit der Arbeit hielt und wer ihr geholfen. Da war Jöckli, ein Altbauer aus Dülmen, der jeden Morgen heraufkam, der den Hof verwaltet, der die Felder bestellt, das Korn gemäht und überall nach dem Rechten gesehen hatte. Vom Vieh erzählte die Mutter, von Gebäuden und Geräten; nichts ließ sie aus, und Rüdiger hörte zum ersten Male von einem Mädchen namens Claudia, einer gar tüchtigen und klugen Bauerntochter aus Elmstein. Die Mutter hatte sie auf den Hof genommen und sie verstanden sich gut. Claudia hatte auch dafür gesorgt, daß Toni ein Fohlen bekam, ein Fohlen, wie sie sagte, damit das Pferd sich nicht so einsam fühle. Und ein Wunder war geschehen! Kaum war das Füllen geboren, merkte die Bäuerin, daß Toni wieder sehen konnte.

Bei diesen Worten erfaßte Rüdiger ein großes Glücksgefühl. Er war aber ein Bauer aus dem Pfälzer Wald, gewohnt, viel allein zu sein mit sich und seinen Gedanken, darum verbarg er sein Glück und wartete, bis Claudia mit den Pferden aus Ebbenweiler heimkam, dann ging er mit Ulrich auf den Hof hinaus, nahm seine Toni am Kopf, streichelte ihr das Fell und redete zu ihr wie zu einem guten Freund und Kameraden.

In der Abenddämmerung, als er seinem und seines Pferdes Schicksal nachspürte, sagte er zu Ulrich auf der Bank draußen: „Was sich an Toni vollzog, ist wie ein Wunder. Und wenn ich bedenke, wie tapfer sie einst ihr Schicksal ertrug, dann sollte ich ihr Beispiel zum Vorbild nehmen und wieder ein Bauer werden, wie ich früher einer war."

Ulrich, der als Bauer wußte, was richtig war, bestärkte ihn in seinem Vorhaben. Er blieb noch einige Zeit auf dem Hof, denn Rüdiger stand nun im Mittelpunkt arbeitsreicher Tage und Wochen. Mit Eifer ging der blinde Bauer an seine Aufgabe heran, denn seine zukünftige Welt konnte er nur mit der Hände Arbeit erobern. Er mußte jeden Handgriff selber tun, jeden Weg mußte er selber gehen, einmal und noch einmal, wenn es sein mußte; und jeder Tag lief gleichmäßig in der einmal gewählten Ordnung ab: Frühmorgens wurde das Vieh versorgt, dann half er Claudia beim Melken, und mit Ulrich zusammen brachte er die Milch ins Tal. Wenn er heimkam, lernte er mit Werkzeugen und Geräten umzugehen. Er grub und schaufelte, besserte Gartenzäune aus, holte Futter herbei, übte sich im Mähen oder wendete Heu.

Rüdiger war aber nicht als Meister vom Himmel gefallen. Seit Jahren war er aus der gewohnten Arbeit heraus. Nun bekam er Blasen und Schwielen. Manchen Splitter zog er sich ein und stieß sich an Ecken und Kanten. Wortbrüchig aber wurde er deshalb nicht. Kam er doch einmal in Versuchung, die Sense ins Korn zu werfen, weil er Schmerzen litt, brauchte er nur an Tonis Schicksal zu denken; die Treue seines Pferdes half ihm über alle Klippen hinweg.

Eines Morgens war Ulrich dann abgereist, und Claudia trat an seine Stelle. Für Rüdiger änderte sich dadurch nichts. Das Mädchen war unbewußt in seine neue Aufgabe hineingewachsen, weil es den beiden Männern bei ihrer Arbeit häufig begegnet war. Rüdiger gefiel, daß Claudia sich so wenig wie möglich bemerkbar machte, obwohl sie immer in seiner Nähe stand und da war, wenn er



sie brauchte. Eine feste Vorstellung von ihr hatte er nicht. Ihre Nähe jedoch beeinflußte ihn günstig. Rasch gewann er sein Selbstvertrauen zurück. Er wurde unabhängiger, wurde freier, wurde froh, manche Tage sogar fröhlich, woraus die Bäuerin in ihrem verständlichen Wunsch nach etwas mehr häuslichem Sonnenschein folgerichtig den Schluß zog, ihr Sohn fühle sich nun wieder als Mensch unter Menschen.

Als die Birnen reif waren, fuhr Rüdiger zum ersten Male allein in den Klee. Claudia war den kürzeren Weg über die Koppel vorausgegangen. Während nun Toni den leichten Wagen gemächlich die Höhe hinaufzog und ihr Fohlen quicklebendig nebenhergaloppierte, saß Rüdiger wie ein richtiger Bauer auf dem Querbrett des Wagens, hielt die Leine in der Hand und lauschte dem Hufschlag seines Pferdes. Er hörte Kettengeklirr und Räderrollen, hörte den schnellen, pochenden Trippelschritt des Fohlens, und weil er zufrieden war mit dem, was er erreicht hatte, nahm er alles Gehörte wie eine feine Melodie in sich auf, und er sagte später zu Claudia: „Ich finde, wir Menschen nehmen uns alle zu ernst. Jedes Unglück nennen wir traurig oder tragisch, dabei übersehen wir, mit welch anscheinend spielerischer Leichtigkeit die Natur sich und uns Menschen laufend verwandelt. Auf meinem Weg hierher fühlte ich jedoch, wie schön das Leben trotz eines schweren Schicksals sein kann." Danach schwieg er. Auch Claudia schwieg. Doch ihre Hände fanden sich über dem Nacken des Pferdes, und beide fühlten zum ersten Male, daß sie fürs Leben zusammengehörten.

Peter-Paul Porzig

Frühlingsbetrachtungen eines Führhundes

Mein sehr verehrtes Hundefräulein Senta!

Verzeihen Sie bitte die ungewöhnliche Art meiner Annäherung. Meine dienstlichen Pflichten nehmen mich derart in Anspruch, daß ich für längere Streifzüge keine Zeit zur Verfügung habe. Die wenigen Minuten des Auslaufens reichen gerade aus, die nächste Umgebung unserer Wohnung zu untersuchen und gründlich zu beschnuppern. Bei diesen Gelegenheiten bin ich stets in Begleitung, und als wohlerzogener Hund möchte ich nicht einfach davonlaufen.

Seit einigen Wochen sehe ich Sie fast täglich, wenn wir auf unserem Arbeitsweg durch Ihre Straße kommen. Einmal hörte ich dabei auch Ihren Namen. Leider hatte ich bislang nicht das Glück, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da es mir nicht möglich ist, mich bemerkbar zu machen.

Ach, wenn Sie wüßten, wie gern ich nur einmal mit Ihnen herumtollen möchte und wie ritterlich ich Sie vor allen Belästigungen schützen würde! Mein Dienst verbietet die Erfüllung solcher Wünsche, und das Tragische dabei ist, daß Sie das sicher nicht verstehen werden. Gestatten Sie mir deshalb, Ihnen ein wenig aus meinem Leben zu erzählen.

Oh, verzeihen Sie mir gnädigst, ich habe mich noch nicht vorgestellt. Mein Name ist „Ajax", ich gehöre zur Rasse der deutschen Schäferhunde und bin als Blindenführhund tätig. Meine Lebensaufgabe besteht darin, meinen blinden Herrn, der im Kriege sein Augenlicht verloren hat, auf all seinen Wegen zu begleiten und ihn, jegliches umgehend, zu seinem Ziel zu führen. Sicher werden Sie davon noch nichts gehört haben, so daß Ihnen meine Worte nur unklare Vorstellungen bereiten.. Damals, bevor ich als junger Hund auf die Führhundschule kam und dort auf meine späteren Aufgaben vorbereitet wurde, ging es mir nicht viel anders. Daher besteht für Sie kein Grund, sich zu schämen, wissen doch die sonst so hochintelligenten Menschen von Hunden meines Schlages auch nicht viel mehr. Dabei bekommen sie mich täglich zu Gesicht, und doch haben manche von ihnen drollige Vorstellungen von meinem Wirken und stellen oft die unverständlichsten Fragen an meinen Herrn. Vielen von ihnen erscheine ich als wahres Wundertier, und sie können sich nicht lassen vor fassungslosem Staunen. Für mich ist diese Auffassung durchaus nicht schmeichelhaft, denn meine Fähigkeiten, meinen Herrn sicher durch die verkehrsreichen Straßen zu geleiten, setzen mehr voraus. Über zwölf Wochen vergingen in einer harten Schule, bis ich restlos begriffen hatte, was man von mir verlangte und es zur vollsten Zufriedenheit tat. Und mein Ausbilder hatte schon eine Geduld mit mir, sie übertraf die meine bei weitem! Vielleicht denken Sie nun an jene kleinen Kunststückchen, die von manchen unserer Artgenossen erlernt und dann neckisch produziert werden. Das sieht immer sehr possierlich aus, und der Beifall ist entsprechend. Bei mir und den anderen Hunden, mit denen ich damals zusammen war, ging es anders zu. Wir lernten keine lustigen Mätzchen, sondern gaben zuerst einmal vieles von dem auf, was bis dahin unser Leben ausgemacht hatte. Anfangs war es sehr schwer, und ich konnte durchaus nicht begreifen, warum ich nicht einfach quer über den weichen Rasen laufen durfte, sondern immer auf den harten, steinigen Wegen gehen sollte; warum ich vor der Bordsteinkante stehenbleiben und mich hinsetzen sollte, obwohl sie gar kein Hindernis für mich war; warum Hecken nicht ausschließlich zum Überspringen und Bäume zum Beschnuppern da waren. Es war recht mühsam und schwer für



Treppen gehe ich zwar nicht besonders gern. Aber wenn es in der Mittagspause zu einem kleinen Spaziergang hinaus ins Freie geht, dann finde ich fast so etwas wie Vergnügen daran.

mich und meinen Ausbilder. Dabei war er immer freundlich zu mir, und da ich ihn wirklich gern mochte, tat ich ihm alles zu Gefallen.

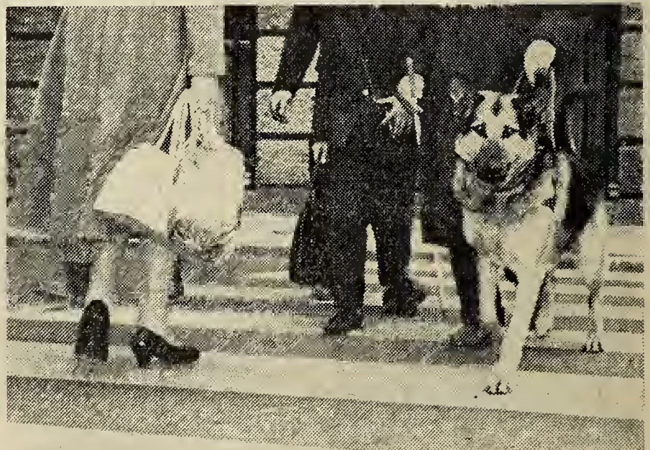
Heute liegen diese Wochen weit hinter mir. Seit etlichen Jahren bin ich bei meinem blinden Herrn, und hoffentlich bleibe ich für immer bei ihm. Wir haben uns beide sehr gern, eigentlich vom ersten Augenblick an. Dabei hat er nicht immer eine weiche Hand, doch ist er stets gerecht, und noch nie war er aus einer schlechten Laune heraus hart zu mir.

Er arbeitet in einem riesengroßen Gebäude, es muß irgend etwas Amtliches sein, denn es riecht darin schrecklich nach Aktenstaub Wenn ich gelegentlich hineinkomme, muß ich immer gleich niesen, so kribbelt es mich in der Nase. Es ist mir unverständlich, wie es die Menschen darin überhaupt aushalten.

Während mein armer Herr in diesem großen Steinkasten verschwindet und den ganzen Tag diese dicke Luft einatmen muß, habe ich es wesentlich besser. Mein Zwinger steht draußen in der frischen Luft, und ich kann in ihm tun und lassen, was ich will. So geht es mir auch zu Hause, wo ich ein Plätzchen ganz für mich besitze, niemanden störe und nicht im Wege bin. Da habe ich meine wohlverdiente Ruhe, und keiner steigt mir auf meine empfindlichen Pfoten oder tritt mir auf den Schwanz.

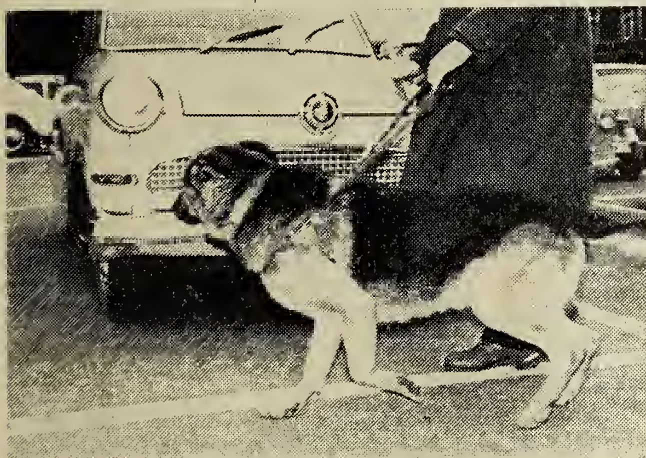
Die allerschönste und auch interessanteste Zeit ist, wenn wir zusammen durch die Straßen gehen. Was gibt es da nicht alles zu sehen und zu hören. Von den Gerüchen möchte ich lieber schweigen, denn die sind nicht sehr angenehm, vor allem in der Innenstadt, wo die vielen Autos fahren. Pfui, wie es da stinkt! Diese Benzinstänker sind meine größten Feinde. Wie widerlich sind ihre Auspuffgase, sie kratzen und würgen einem im

„Zebrastreifen" nennt mein Herr diese Markierungen der Straße, drollig, nicht wahr? Ich warte, bis die anderen Menschen antraben, dann setze auch ich mich in Bewegung und geleite meinen Herrn sicher auf die andere Seite.





Auch eine kleine Ruhepause auf einer Bank im Sonnenschein ist mir oft recht willkommen. Mein Herr streckt dann behaglich die Beine von sich, ich jedoch lege mich nieder und döse so ein bißchen, trotzdem achte ich aber scharf auf alles, was um uns her vorgeht.



Nach der Mittagspause gehen wir über einen großen Parkplatz zurück, vorbei an den vielen chromblitzenden Ungetümen. Sie sind mir sehr unsympathisch, weshalb ich sie am liebsten in einem großen Bogen umgehe.

Rachen, daß es mir immer ganz schlecht wird. Außerdem machen diese Unholde einen Krach, der für mein empfindliches Gehör einfach unerträglich ist. Allein würde ich sicher nie in diese Gegend laufen, doch leider führt unser Weg mitten hindurch. Zwar nehme ich mich zusammen, tue tapfer meine Pflicht, doch muß mein Herr meine Abneigung kennen, und er versucht, diese Straßen doch möglichst zu meiden.

Tag für Tag machen wir den gleichen Weg, er ist mir längst vertraut, und ich könnte ihn im Schlafe gehen. Oft will mein Herr aber auch woanders hin. Er muß ein gutes Einfühlungsvermögen und ein fabelhaftes Gedächtnis haben. Sobald er unseren gewohnten Weg zu ändern wünscht, bin ich ganz auf seine Befehle angewiesen, bis ich dann oft merke, wohin er nun gehen will.

Viele seiner Mitmenschen begreifen unsere Aufgabenteilung einfach nicht, und immer wieder stellen sie ihm die Frage: „Woher weiß Ihr Hund nur, wohin Sie wollen?“ Glauben diese Menschen denn, mein Herr hinge an meinem Geschirr und ließe sich willenlos dorthin führen, wohin es mir paßt? Na, da haben sie sich aber gründlich geirrt. Anfangs habe ich das auch geglaubt und verstohlen versucht, meinen eigenen Gelüsten nachzugehen, hier und dort ein wenig herumzuschnüffeln, nur so im Vorübergehen. Sie verstehen schon, doch wie hatte ich mich getäuscht: Sofort bekam ich einen scharfen, mahnenden Zuruf und wurde so eines Besseren belehrt.

Mein Herr muß in seinem Kopf den ganzen Stadtplan eingezeichnet haben, wie fände er sich sonst zurecht und könnte mich an jeder

Straßenecke in die neue Richtung einweisen, wenn ich abwartend an ihr stehenbleibe? Auch diese Wege enden oft an einem Ziel, das mir nicht mehr unbekannt ist. Aber auch ich stehe ihm nicht nach und habe ein Erinnerungsvermögen entwickelt, auf das ich wirklich stolz sein kann. Wo er nur einmal mit mir ging, auf langen, fremden Fluren, über große Treppen und durch viele Türen, wo er sich mühsam durchfragen mußte, schon beim nächstenmal lief ich schnurstracks meinem Ziele zu und landete garantiert in der richtigen Tür, im richtigen Zimmer. Ein Wunder ist auch das nicht, sondern ausschließlich meine Leistung. Und ich tue es gern für meinen Herrn, bekomme ich dafür doch immer ein besonderes Lob und einen leckeren Bissen

Unser Arbeitsweg führt uns auch über eine Straßenkreuzung, an der immer ein mächtiger Verkehr ist. Der tosende Lärm verschlingt alle anderen Geräusche, und in meinem Ohr ist nur ein anhaltendes Donnern vernehmbar. Irgendein Zauber regelt den Strom der Fahrzeuge, die von allen Seiten heranbrausen, sonst würden sie alle zusammenstoßen. Wir stellen uns zu anderen wartenden Menschen, und wenn die auf einen geheimnisvollen Befehl losgehen, schließen wir uns einfach an.

Oh, mein Herr hat auch ein fabelhaftes Gehör, obwohl es mit dem meinen nicht entfernt zu vergleichen ist. Doch scheint es besser geschult zu sein, als das der übrigen Menschen. So arbeiten wir beim Überqueren einer Straße immer gut zusammen. Oft habe ich große Angst vor den lärmenden Benzinkutschen und traue mich nicht auf die Straße, wenn so ein Ding heranrollt. Dauert es mir aber zu lange und will ich in meiner Ungeduld einfach loslaufen, dann hält mein Herr mich sofort zurück. An manchen Stellen schaffen wir es allein gar nicht, denn es muß ja ganz still sein, ehe mein Herr losgehen kann. Doch der nächste Wagen rollt schon heran, ehe der erste außer Hörweite ist. Viele seiner Mitmenschen gehen dann achtlos an uns vorüber, überqueren die Straße und denken nicht daran, uns zu helfen. Andere beobachten sehr interessiert, was wir nun wohl beginnen mögen. Aber alle sind nicht so. Immer findet sich endlich einer, der uns helfen will, obgleich er es mitunter recht ungeschickt anstellt. Sollen wir ihm deswegen böse sein? Oh nein! Doch wäre auch ihm ein wenig Nachdenken zu empfehlen. Da ich nun einmal da bin und meinen Herrn auch sonst überall führe, genügt es meist, wenn unser Helfer meinem Herrn sagt, daß die Straße frei ist. Will er ein übriges tun, dann begleitet er uns bis zum Gefahrenpunkt und achtet darauf, daß wir wohlbehalten auf der anderen Seite ankommen. Zu diesem Zweck braucht er meinen Herrn nicht unbedingt anzufassen, ihn vielleicht gar über die Straße zu tragen oder ihn in eine andere Richtung zu ziehen. Das kann zu Mißverständnissen meinerseits führen. Dabei sind solche Pannen mitten auf der Straße wirklich unangenehm und sogar gefährlich.

Ich liebe es überhaupt nicht, wenn Fremde meinen Herrn unterhaken oder anfassen, solange ich noch im Geschirr bin, denn ich bin es gewöhnt, daß er sich allein meiner Führung anvertraut, wenn er den Bügel erfaßt hat.

So wird aber meinem Bemühen ein fremder, andersgerichteter Wille entgegengesetzt, und ich werde zuletzt ganz unsicher. Mein Selbstvertrauen schwindet so weit, daß ich auch unsicher bin, wenn wir wieder allein sind.

Ähnlich ist es beim Einsteigen in den Bus, dabei machen wir beide das schon seit Jahren. Nach anfänglichen Schwierigkeiten hatten wir uns schnell aufeinander eingespielt, jetzt geht es immer reibungslos. Nur nicht, wenn rücksichtslose Menschen sich an uns vorbeidrängen, sich zwischen uns beide schieben und mir dabei auf meine sehr empfindlichen Pfoten treten. Es sind zwar nur Ausnahmen, das gebe ich zu, die meisten Mitfahrer sind höflich und zuvorkommend. Sie räumen auch bereitwillig unseren Stammplatz, vor dem ich prompt stehenbleibe.

Endlich fährt der Bus an, wir sitzen beide, und schon konzentriert sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich. Die Meinungen und Gefühlsäußerungen sind recht unterschiedlich, ich könnte ein Liedchen davon singen. Die mit dem Hundeverstand benehmen sich am vernünftigsten, meist haben sie, dem Geruche nach zu schließen, selbst einen Hund daheim. Sie freuen sich über mein schmuckes Aussehen, lassen auch einige anerkennende Bemerkungen darüber fallen, richten sie jedoch an mich und nicht an meinen Herrn. Wir finden das beide sehr komisch, haben uns jedoch schon daran gewöhnt. Unangenehmer sind die, welche ihrer Sympathie unbedingt einen aktiven Ausdruck verleihen müssen. Einige sind noch so einsichtig und fragen meinen Herrn, ob sie mich streicheln dürfen, und beachten seine ablehnende Bitte. Einige Unentwegte jedoch tätscheln mit einer wahren Wonne an mir herum und können sich wohl nicht vorstellen, daß es mir recht unangenehm sein kann. Nicht jeder von ihnen riecht gut, außerdem mag mein Herr das gar nicht, und er ist es doch, den ich liebe. Und schließlich bin ich ja im Dienst, und mein Herr meint, eine Ablenkung sei nicht gut für uns.

Die Streichler gehen ja noch. Da sind aber auch die Fütterer. Man kann es fast nicht glauben, doch solche gibt es wirklich. Unter Menschen dürfte es ungewöhnlich sein, wenn man Kindern etwas in den Mund schiebt oder sie damit lockt, wenn die Eltern dabei sind. Bei uns scheinen diese einfachsten Spielregeln des Anstandes keine Gültigkeit zu haben. Mein Herr hat seine ganz eigenen Ansichten über die Art meiner Fütterung. Sie ist

ganz auf meine Eigenart abgestimmt, und noch nie brauchte ich Speisereste zu fressen, die mir durch ihre ungewohnte Schärfe einen unangenehm brennenden Reiz an meinen empfindlichen Schleimhäuten verursachen.

Süßigkeiten bekomme ich nie, so vermisse ich sie auch nicht. Mir sind ein Stück Fleisch oder ein anständiger Knochen lieber, nur Milch mag ich gern und bekomme sie auch regelmäßig.



„Brav gemacht", sagt mein Herr manchmal anerkennend und streicht mir über den Kopf. Ich gebe dann freimütig „Pfötchen", was soviel heißen soll wie: „Für dich habe ich das gern getan." 6 Fotos: L. Kosmehl

Die dritte Gruppe sind die Bedaurer, die glauben, sich bei jeder Gelegenheit über mich und mein Wohlergehen verbreiten zu müssen. Sie tun das ungeniert in aller Öffentlichkeit, ohne von der Anwesenheit meines Herrn weiter Notiz zu nehmen. Und wie bemitleiden sie mich arme Kreatur in allen Tonarten, da ich mich nicht wehren könne und so ein hartes Schicksal erleiden müsse, eingeengt in meiner Bewegungsfreiheit, allen natürlichen Gesetzen entfremdet, stumpfsinnig und freudlos täglich meinen Trott gehend, und so geht es weiter. Das sind recht seltsame Ansichten, und sie können wohl nur bei denen aufkommen, die mich und mein Leben nicht kennen. Zwar bleibt es unbestritten, daß meinem Leben gewisse Beschränkungen auferlegt sind, daß ich auf verschiedenes verzichten muß, was anderen Hunden selbstverständlich ist. Aber nur, wenn ich im Dienst bin und meinen Herrn führe, gelten für mich andere Gesetze. Ansonsten genieße ich ein Hundedasein, das vielleicht mancher meiner Artgenossen mit mir tauschen möchte, der als Salon- oder Schoßhündchen durchaus kein natürlicheres Leben führt. Mein Herr ist gut geschult in meiner Pflege und Haltung, er schenkt meinem Befinden sehr viel Aufmerksamkeit. So denkt er vor allem immer daran, daß ich ein Hund bin und als solcher behandelt werden möchte. Nach meinen eigenen Erfahrungen leben die meisten Menschen unter einem viel stärkeren Zwang als ich und meine Artgenossen. Ich entbehre nichts und tue meine Pflicht sehr gern, denn ich liebe und vertraue meinem Herrn und fühle genau, daß er mich auch gern mag.

Einmal wurde ich sehr krank, es ist schon lange her. Wahrscheinlich hatte ich etwas Ungenießbares gefressen; ich strolchte damals verbotenerweise auf einem Abfallhaufen mit Fischresten umher. Oh, was war mir so schlecht, ich meinte schon, in den Hundehimmel eingehen zu müssen. Und was haben meine Leute um mich gelitten, es war zum

Erbarmen! Aus lauter Mitleid mit ihnen hätte ich sofort wieder gesund sein mögen. Alle sahen mich traurig an, die Kinder hatten keinen Appetit und keine Freude am Spiel. Kurz gesagt, es war ein Jammer für alle Beteiligten, und wir waren alle froh und glücklich, als ich wieder gesund und munter war.

Nun glauben Sie nicht, mein Fräulein, daß mein Leben nur aus dem ewigen Diensttrott besteht, o nein. Oft streifen wir durch den Wald, der ganz nahe bei unserem Haus liegt, ich allerdings leider angeleint. Mein Herr möchte nicht riskieren, daß ich als wildernder Hund abgeschossen werde, falls ich mich seitwärts in die Büsche schlagen sollte oder meine schlummernden Instinkte erwachen. Sein Mißtrauen gegen meine Natur ist nicht ehrenrührig, schließlich bin ich ja auch noch ein richtiger Hund.

Abgesehen davon habe ich es sehr gut bei ihm und bin deshalb auch zufrieden, wenn nur neuerdings der Wunsch nicht in mir wäre, nur einmal allein, frei von allen Pflichten, zu Ihnen kommen zu können. Den Weg würde ich ja leicht finden, nur so ganz ohne Erlaubnis? Sie würden sicherlich Gefallen an mir finden, denn abgesehen von meinen beachtlichen beruflichen Erfolgen bin ich auch sonst ein respektabler Rüde. Gut in Futter, immer gepflegt und nicht struppig, alles in allem ein sportlicher Typ.

Darf ich Ihnen noch ein Geheimnis anvertrauen? Bin ich auch ein kluger Hund, so kann ich doch nicht schreiben. So habe ich meinen Herrn gebeten, diesen Brief für mich aufzusetzen. Hoffentlich hat er all meine Gedanken so niedergeschrieben, wie er es sollte. denn bei allen Vorzügen hat auch er die typische menschliche Eigenschaft der maßlosen Übertreibung und Vermenschlichung. Diese Menschen sollten einmal die Welt aus unserer Perspektive sehen.

Sehnsüchtig werde ich auf unsere nächste Begegnung warten. Wenn ich scheinbar achtlos, so ganz im Dienst, an Ihnen vorübergehe, dann werde ich auf ein Zeichen Ihrer Sympathie warten. Schon ein kurzes Schweifwedeln wird mir Ihre Gefühle für mich zeigen.

Ihr sehr ergebener Ajax

Papi spielt mit der Eisenbahn

In welchem Vater wohl würde nicht der Spieltrieb wach, wenn sein Sohn eine Eisenbahn bekommt?! Ich aber wußte nicht recht, ob ich mich auf jenes Weihnachtsfest freuen sollte, an dem eine Eisenbahn auf dem Gabentisch stände. Mußte ich da nicht meinem Sohn das Feld allein überlassen? Konnte denn der kriegsblinde Vater seinem Sohn helfen, ein mechanisch höchst kompliziertes und feingliedriges Schienensystem aufzubauen? Würde das Tastgefühl ausreichen, die kleine Lok und die Liliputwagen richtig auf die Schienen zu bringen? Mußten nicht die Hände bei den feinnervigen elektrischen Anschlüssen versagen? So wagte ich eigentlich gar nicht zu hoffen, daß der Traum vieler

Väter für mich Wirklichkeit werden könnte!

Da überraschte die Oma meinen Sohn zum Geburtstag mit einer richtigen elektrischen Eisenbahn! Kaum konnte ich in Ruhe den Festtagskaffee genießen! „Papi, ich kriege die Schienen nicht zusammen! Papi, wann bauen wir denn die Eisenbahn auf? Ich mache aus Bauklötzchen einen Bahnhof, und du legst dann die Schienen! Wir müssen aber auch einen Güterbahnhof haben!" Ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, lag ich schon auf der Erde. „Das ist eine Weiche!" belehrte mich mein Sohn. „Der Prellbock hier muß hinten an die Rampe, und das Signal kommt an den Bahnhof!"

Etwas nervös tastete ich die Schienen ab, maß in Gedanken die Länge des Zimmers, versuchte den Mechanismus des Transformators zu erfassen, die Kabel zu entwirren, die richtigen Kontakte zu finden. Ich weiß es heute noch so gut wie damals, daß plötzlich sehr deutlich ein Bild vor mir entstand: es war mir, als hätte ich die fertige Anlage ganz plastisch vor Augen! Konnte die Phantasie denn wirklich so schnell das Dunkel mit Leben füllen?

Bei dem ersten Versuch, alle Einzelteile zu einer funktionierenden Anlage zusammenzufügen, hatte die Mutter helfen müssen. Aber dann bedurfte es nicht mehr vieler Übung, bis ich herausbekam, wie ich am geschicktesten allein mit dem Tastgefühl und der Vorstellungskraft die Schienen, Weichen und Kreuzungen zusammenzubauen, die Kabel zu legen und die Anschlüsse richtig zu verbinden hatte. Schade, daß ich das alles nicht sehen konnte: den monumentalen Bahnhof, in dem mein Junge die Wagen ein- und auslud, das Signal, vor dem der Zug automatisch stehenblieb, wenn es geschlossen war, die langen Fernstrecken auf dem Teppich und die Kurven unter dem Sofa – schade, daß ich es nur hören konnte, wie der kleine Zug über die Schienen rollte, wie er ratternd Weichen und Kreuzungen überfuhr, wie die kleine Lok klatschend einen Wagen nach dem anderen ankoppelte, wie der Transformator brummte, wenn der Zug entgleist war! Vorsichtig kroch ich über den Boden hin, um keinen Schaden unter den Schienen und Kabeln anzurichten, wenn ich den Zug wieder in Gang bringen wollte. Es war übrigens eine ausgezeichnete Gymnastikübung! Am nächsten Tag taten mir alle Muskeln weh. Und mein Sohn berichtete stolz seinen Freunden, daß ihm sein Vater die beste Eisenbahn der Welt aufgebaut habe!

Ich war übrigens auch auf allerlei Tricks gekommen. Was brauchte ich zu sehen oder mühsam mit den Fingern an den Schienen entlangzutasten, um eine Fehlstelle zu entdecken! Es genügte ja, die kleine Lok auf die Reise zu schicken: wo sie stehenblieb, war der Kontakt unterbrochen. Das konnte ich mit dem Gehör ebensogut feststellen wie das Funktionieren von Weichen und Signalen, die bei jedem Knopfdruck der Fernbedienung ein leises Klicken von sich gaben, waren sie richtig angeschlossen! Längst schon war der Verkäufer im Spielwarenladen ein guter Bekannter geworden! Immer wieder informierte

ich mich bei ihm über die technischen Einzelheiten, über die vielfältigen Möglichkeiten, und jede Belehrung hatte neue Ideen bei mir zur Folge! Ich weiß nicht, wer glücklicher war, mein Sohn oder ich, als der Weihnachtsmann einen zweiten Zug, neue Schienen und weitere Signale und Weichen bescherte.

Da war mir bei allen Überlegungen eine Idee gekommen: man müßte die Schienen so legen und die Kontakte zum mechanischen Auslösen der Weichen und Signale so einbauen, daß ein Zug den anderen zum Fahren oder zum Halten brächte, ohne daß man selber auch nur einen einzigen Schaltknopf bedienen müßte! Fuhren die Züge auf ein und derselben Strecke hintereinander her, dann war das ja nicht schwierig, aber das war auch langweilig! Ich dachte scharf nach, stellte mir alles ganz plastisch vor, maß in Gedanken die Streckenabschnitte, rechnete mir aus, wieviel Fahrzeit wohl die Züge für die einzelnen Entfernungen brauchten. Wenn man sich nun noch den D-Zug und ein Signal vom Nachbarjungen ausborgte, und wenn dieser D-Zug dann in entgegengesetzter Richtung in den Bahnhof einführe wie der Personenzug, der ihn unter dem Tunnel auszulösen hatte, während der Güterzug vom Güterbahnhof her über die Kreuzung die Kehrschleife passierte und dort wiederum den im Bahnhof wartenden Personenzug zum Fahren brächte, das müßte doch ein buntes Bild sein!

Wie gut, daß ich in der Philosophie logisch denken gelernt hatte! Dieses Eisenbahnspiel wurde eine Gedankenschulung wie keine andere, man mußte sich nur alles richtig vorstellen und kombinieren! Und schließlich hatte ich die Nacht zum Sonntag damit verbracht, ganz ungestört dem erdachten Plan folgend, die Anlage aufzubauen. Es mochte draußen schon dämmern, als ich die kleine Lok probeweise über die Schienen jagte und befriedigt feststellte, daß alles betriebsfertig sei!

Dann kam am Sonntagnachmittag nicht nur der Junge von nebenan, er brachte auch noch zwei Freunde mit, und jeder hatte eine Lok und ein paar Wagen bei sich. Ich saß da, rauchte zur Beruhigung eine dicke Zigarre und gab meine Anweisungen. Alles wurde aufgestellt, überprüft, fertig! „Strom einschalten!" Ich hörte auf das Geräusch der rollenden Züge. „Strom weg!" durchfuhr es mich. Blitzschnell drehte ich am Transformator. Den erstaunten Jungen erklärte ich, der Güterzug sei falsch eingebogen, weil eine Weiche zu früh von einem anderen Zug gestellt worden sei. Sie verstanden zwar nicht, was ich wollte, als ich einige Kontakte auswechselte, stellten dann aber willig die Züge noch einmal in die Ausgangspositionen „Strom einschalten!" Wieder hörte ich genau auf das Rollen der Züge – drei Züge fuhren hin und her, kreuz und quer, genau so hatte ich es mir vorgestellt, genau so ausgerechnet! Und nun war es Wirklichkeit, da es die Jungen staunend mit ihren Augen betrachteten! „Prima!" sagten sie nur, und das galt offensichtlich mir.

Aber ich gönnte ihnen nicht lange die Freude: „Ihr habt doch noch zwei Züge mitgebracht?" fragte ich sie, „könnt ihr noch

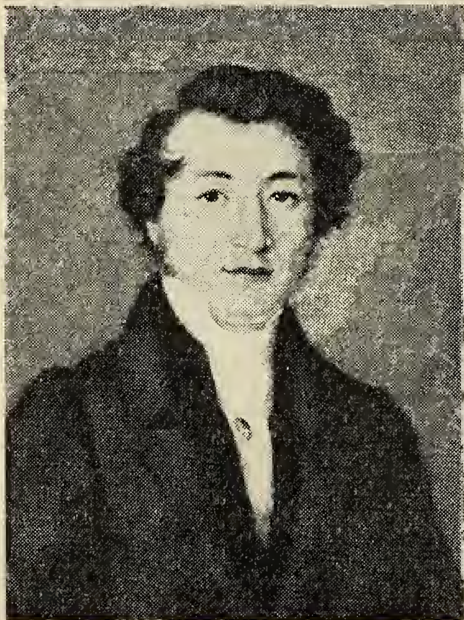
ein Signal und zwei Kontaktschienen holen?" Und dann erklärte ich ihnen, daß man mit diesem Schienensystem, wenn ich es recht überlegt hätte, ohne Schwierigkeiten, nur durch ein paar Veränderungen, fünf Züge auf die gleiche Weise fahren lassen könnte!

Schade, ein Kollege kam gerade zu Besuch, als wir mitten im Umbau waren. Vergeblich versuchte ich ihm zu erklären, warum man die Schienen und Weichen gerade so legen und welche Kontaktschienen mit den einzelnen Signalen zu verbinden seien. Die Jungen hatten schon begriffen, worum es ging, als sie da nun, schneller als ich es selbst konnte, meinen Plan in die Tat umsetzten. Es war nur gut, daß ich alles so gründlich durchdacht und jetzt genau im Kopfe hatte!

Endlich waren die fünf Züge startbereit. Ich ließ noch einmal alles genau überprüfen, denn fünf Züge konnte ich beim besten Willen nicht gleichzeitig mit dem Ohr verfolgen! Natürlich gab es erst einmal eine Panne, und mein Kollege begriff überhaupt nicht, wieso die Züge plötzlich abführen, ohne daß jemand dran gedreht habe, wie er sich ausdrückte! „Passen Sie mal auf", sagte ich, während die Jungen an einer Darmverschlingung von Kabeln herumbastelten, „wenn Sie herausbekommen, nach welchem Schema die fünf Züge über die Strecken fahren, stifte ich Ihnen eine Flasche Schnaps, wenn nicht, sind Sie dran!" „Abgemacht", sagte er, und dann folgte eine atemlose Stille, in der man nur das an- und abschwellende Rollen der Züge, das leise Klicken von Weichen und Signalen hörte. Ich stellte mir vor, wie sie alle dort im Kreis um die Schienen herumstanden und mit gespannter Aufmerksamkeit, fast andächtig, das bunte, verwirrende Bild der hin und her fahrenden Züge betrachten, ein Bild, das so oft meine Phantasie und meine Gedanken beschäftigt hatte.

Mein Kollege brach als erster das Schweigen: „Sie haben die Wette gewonnen!" Dann ließ sich mein Sohn vernehmen: „Mein Papi hat doch die beste Eisenbahn der Welt aufgebaut!" *Dr. W. Mühlensiepen*

Wem verdanken wir die Harmonika?



Das ist Johann David Buschmann, dessen Musikinstrumente seinen Sohn Friedrich zur Herstellung der ersten Mundharmonika anregten.

Wer hat als Kind niemals eine Mundharmonika geschenkt bekommen und die ersten musikalischen Versuche darauf vorgenommen? Wer hat in der Knabenzeit nicht mit der Mundharmonika an den Lippen mit gleichaltrigen Freunden die Heimat durchstreift? Wem ging in jungen Jahren nicht das Herz auf, wenn er an einem lauen Sommerabend auf einer aussichtsreichen Bergeshöhe oder in einem Boot auf einem verträumten See von fern her die heiteren Klänge einer Handharmonika hörte? Wer hat in einer gemütlichen Gaststube in fröhlicher Runde nie ein Lied angestimmt, wenn dort zur Handharmonika gegriffen wurde? Es gibt wahrlich keine anderen Musikinstrumente die sich solcher Volkstümlichkeit erfreuen wie die Mundharmonika und die ihr verwandte Handharmonika, die in den letzten Jahren auch in den Campingzelten heimisch geworden sind.

Wem wir diese beliebten beiden Musikinstrumente verdanken, ist den meisten Menschen allerdings nicht bekannt. Sie werden,



„Wem Gott will rechte Gunst erweisen", spielen diese Mädchen vielleicht gerade auf ihren Mundharmonikas, die sie und wir alle dem findigen Sinn des Friedrich Buschmann verdanken. W. & Tr. (Röhrig)

wie manche unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände, gewöhnlich als selbstverständlich hingenommen, ohne daß nach ihrer Entstehung gefragt wird. Dabei wurden sie erst in der Biedermeierzeit erfunden, und zwar von einem der jüngsten Erfinder aller Zeiten. Als Friedrich Buschmann 1821 in Berlin die erste Mundharmonika anfertigte, die damals noch als Aura bezeichnet wurde, war er erst sechzehn Jahre alt; und als er die erste Ziehharmonika herstellte, die er unter dem Namen Handäoline in Gebrauch brachte, war er nur ein Jahr älter geworden.

Wie konnte er sich schon in diesem jugendlichen Alter, in dem die meisten Knaben erst in der handwerklichen Ausbildung sind, erfinderisch so erfolgreich auszeichnen, wird jeder unwillkürlich fragen. Darüber geben uns seine Herkunft und seine Kindheit Aufschluß. Er wurde am 17. Juni 1805 in Friedrichroda im Thüringer Wald als Sohn des talentierten Instrumentenmachers Johann David Buschmann geboren, der das Uranion und das Terpodion erfand, zwei der für die damalige Zeit charakteristischen Musikinstrumente, in denen metallene, hölzerne oder gläserne Glocken, Platten oder Stäbe auf verschiedene Weise zum Klingen gebracht wurden. Da der früh verwitwete Vater viel auf Konzertreisen war, um seine Instrumente vorzuführen und für ihre Verbreitung zu werben, mußten ihn seine Söhne schon in ihrer Kindheit beruflich unterstützen. Eduard, der älteste Sohn, wirkte mit dreizehn Jahren bereits in den Konzerten des Vaters mit. Friedrich, der zwei Jahre jüngere, der im Instrumentenbau sehr geschickt war, zog es vor, zu Hause zu bleiben und an den Erfindungen seines Vaters zu arbeiten.

Nachdem Friedrich sich kurze Zeit, zuerst in Frankenhausen und später in Berlin, wohin Johann David Buschmann seinen Wohnsitz verlegte, in der väterlichen Werkstatt eingearbeitet hatte, war er schon fähig, den Instrumentenbau ganz allein zu übernehmen. Anfangs führte er die Aufträge aus, die ihm

sein Vater von unterwegs anwies. Auf Grund seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten war er jedoch bald so weit, daß er auf die väterlichen Anleitungen nicht mehr angewiesen war und völlig selbständig arbeiten konnte. Meistens handelte es sich bei den Instrumenten, die er herstellte, um Uranions und Terpodions oder um Äolinen und Äolodikone.

Den letzteren, die zu den Musikinstrumenten mit Metallzungen gehörten, die ähnlich wie Orgelpfeifen durch den ihnen aus einem Balg zugeführten Luftzug zum Klingen gebracht wurden, verdankte er den Einfall, der zur Erfindung der Mundharmonika und der Handharmonika führte. Als Kind hatte Friedrich Buschmann oft gesehen, wie sein Vater, wenn er an Äolinen oder Äolodikonen arbeitete, die einzelnen Stimmen an den Mund nahm und saugend prüfte. Aus dieser Beobachtung heraus, die er nicht vergessen hatte, fragte er sich, als er 1821 mit sechzehn Jahren die väterliche Werkstatt in Berlin schon allein führte, warum der zum Musizieren erforderliche Luftzug durch einen Windbalg erzeugt werden muß. Das geht doch viel einfacher, so schoß es ihm durch den Kopf, wenn man das Instrument so konstruiert, daß man es an den Mund nehmen und hineinpusten kann. Die erste Mundharmonika, die der junge Instrumentenmacher nach dieser Erkenntnis anfertigte, war zehn Zentimeter lang und hatte fünfzehn Stahlzungen, die durch ebensoviele Tonlöcher mit dem Munde angeblasen wurden. Ein Jahr später schuf er die erste Handäoline, das Vorbild der Handharmonika und des Akkordeons.

Die von Friedrich Buschmann erfundene Aura, die erstmals die grundsätzlichen Kennzeichen der heutigen Mundharmonika aufwies, war im Gegensatz zu den Brummeisen und Maultrommeln, die diesen Namen bisher führten, wirklich ein Musikinstrument. Der junge Instrumentenmacher musizierte selber gern darauf und hatte, als er anfing, sich an den Konzertreisen seines Vaters und seines Bruders zu beteiligen, Freude daran, den Leuten in den Gaststätten, in denen er abstieg, darauf vorzuspielen. Die ersten deutschen Gaue, die er mit der Mundharmonika bekannt machte, waren Lippe und Schlesien. Nach kurzer Zeit fand das neue Musikinstrument bereits so viel Gefallen, daß man die Handgriffe der biedermeierlichen Stöcke und Schirme damit versah, so daß man beim Spazierengehen musizieren konnte.

Nachdem sich Friedrich Buschmann anfangs noch darum bemühte, die Mundharmonika weiter zu vervollkommnen, gab er sich in den folgenden Jahren nur der Aufgabe hin, die Handäoline fortlaufend zu verbessern. Er stellte dieses mit einem vielfaltigen Windbalg versehene Instrument, das er selber virtuos spielte, in immer größerem Format her und fing an, besondere Handharmonikas,

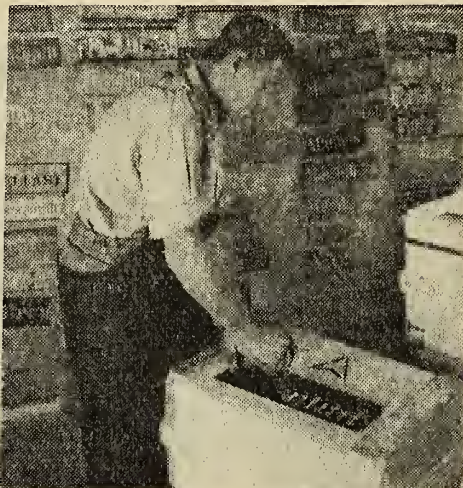
die er Conzertinas nannte, auf den Tonöffnungen mit Spielknöpfen oder klaviaturartigen schwarzen und weißen Tasten zu versehen. Außerdem ging er gelegentlich dazu über, den Handharmonikas andere Verwendungsformen zu geben oder sie gar mit Fußbetätigung zu erbauen. Seine musikalisch begabte Frau, die Tochter des Organisten in Rinteln, erfreute er 1829 mit einer Handäoline „in Form einer Toilette", und die Fürstin von Lippe-Detmold erwarb im selben Jahre eine Fußäoline „in Form eines Nähtisches" von ihm.

Seit Friedrich Buschmann seinen Vater auf einer halbjährigen Englandreise begleitet hatte, auf der sie das Terpodion, die Erfindung Johann David Buschmanns, auch dem König von England vorführen durften, unternahm er selber häufig große Konzertreisen, um für den Absatz seiner Musikinstrumente zu werben. Obwohl er in Hamburg einen Haushalt gründete, als er sich verheiratete, begab er sich mit seiner jungen Frau nach der Hochzeit sofort auf eine Konzertreise nach Skandinavien, von wo sie erst nach einem Jahr heimkehrten, als ihr erstes Kind geboren wurde.

In Hamburg, wo Friedrich Buschmann von allen Künstlern besucht wurde, die dort konzertierten, sah er seine weitere Lebensaufgabe darin, das Musikinstrument weiter zu entwickeln, dessen Windbalg mit den Füßen bedient wird. Er nannte dieses Instrument, dessen Saugluftsystem schon die Grundlage für das Harmonium bildete, die Physharmonika. Einer seiner Mechaniker, der 1856 auswanderte, nahm den in der Physharmonika ausgeführten Gedanken nach Amerika mit, von wo Buschmanns Erfindung weiter vervollkommnet später als Harmonium nach Deutschland zurückkam.

Die Mundharmonika und die Handharmonika, die volkstümlichsten Musikinstrumente Friedrich Buschmanns, der am 1. Oktober 1864 in Hamburg starb, haben ihrer deutschen Herkunft jedoch in ungewöhnlicher Weise die Treue bewahrt. Ein Viertel aller in der Welt fabrizierten Harmonikas und Akkordeons wird in Deutschland hergestellt, wo in einer großen Fabrik jetzt allein jährlich achtzehn Millionen Mundharmonikas und fast eine halbe Million Handharmonikas und Akkordeons entstehen.

Hermann Ulbrich-Hannibal



Heute kann man überall in der Welt Mundharmonikas erklingen hören, sie sind ein beachtenswerter deutscher Exportartikel. *(Foto Plew)*

„Sind die Jungs alle da?"

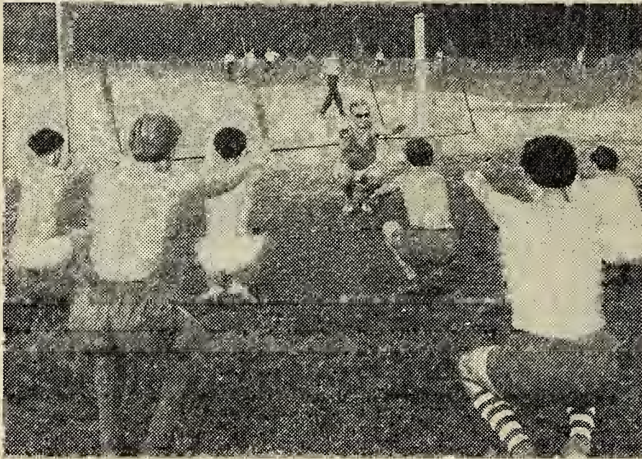
Ein kriegsblinder Jugendsportwart und sein Weg

„Bundesjustizministerium." Nur wenige der vielen hundert Anrufer, die telefonisch mit irgendeiner Abteilung des Bundesministeriums für Justiz in Bonn verbunden werden wollen, ahnen, daß ein blinder Telefonist das Gespräch vermittelt.

Josef Eimermacher aus Beuel-Küdinghoven, gegenüber von Bonn, macht das genauso schnell und genauso gut wie seine sehende Kollegin, mit der er zusammen in der Vermittlung auf der Rosenburg (so heißt das Justizministerium nach seinem alten Namen) seinen Dienst versieht. Blitzschnell reagiert er auf das Summen, wenn ein Anruf kommt, und ebenso blitzschnell gleiten die Finger über Schalter und Hebel. Die Verbindung ist hergestellt. Schon folgt der nächste Anruf.

Der kriegsblinde ehemalige Orthopädie-Mechaniker hat wieder einen vollwertigen Arbeitsplatz. Vorgesetzte und Kollegen loben ihn, und sicher ist der Ausspruch eines Sehenden: „Ich könnte es nicht besser machen", die schönste Anerkennung. Aber Josef Eimermacher wehrt ab. Solche Reden mag er gar nicht gerne hören. Daß er wieder seinen Mann steht, ist für ihn selbstverständlich, und darauf ist er auch stolz.

Über sein Schicksal will Josef Eimermacher nicht gerne reden. Das ist vorbei, und die Tage, da er als Infanterist durch Rußlands Wälder marschieren mußte, liegen weit zurück. Hier war es auch, wo er 1943 an Flecktyphus und an wolhynischem Fieber erkrankte. Als er 1944 entlassen wurde, um als Orthopädie-Mechaniker seinen verstümmelten Kameraden Ersatzbeine und Holzhände anzufertigen, ahnte er nicht, daß die im Kriege geholte Krankheit lange Zeit später seine Erblindung verschulden würde. Hylos-Drüsen – Tb, sagten die Ärzte zu seinem Leiden, das auf die Augen schlug und über eine Netzhautgefäß-Erkrankung schließlich eine Netzhautablösung hervorrief. 1951 wurde Josef Eimermacher auf der Blinden-



Unter der Leitung des kriegsblinden Gruppenleiters machen hier die Jugendlichen der Spielvereinigung Ennert zur Lockerung und Kräftigung der Körpermuskeln ihre Freiübungen.

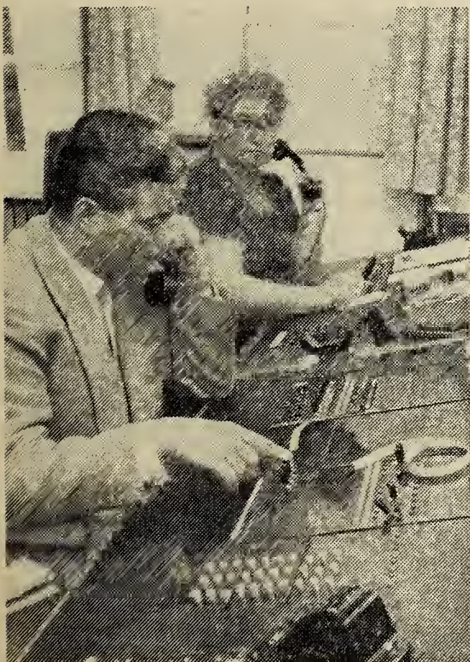
schule in Soest mit den Praktiken seines neuen Lebens im Dunkeln vertraut gemacht. Er erhielt dabei die berufliche Ausbildung als Telefonist.

Neben dem Telefonieren hat Josef Eimermacher noch ein Hobby, dem er sich verschrieben hat. Er liebt den Sport. Das ist jedoch nicht ganz neu. Schon in seiner Jugend war er begeistert dabei und hoher Favorit in der DJK-Jugendmannschaft. In der Schlagball- und Leichtathletikabteilung wollte man ihn nicht missen. Seine beste Leistung vor dem Krieg: Kreismeister im 800- und 1500-Meter-Lauf.

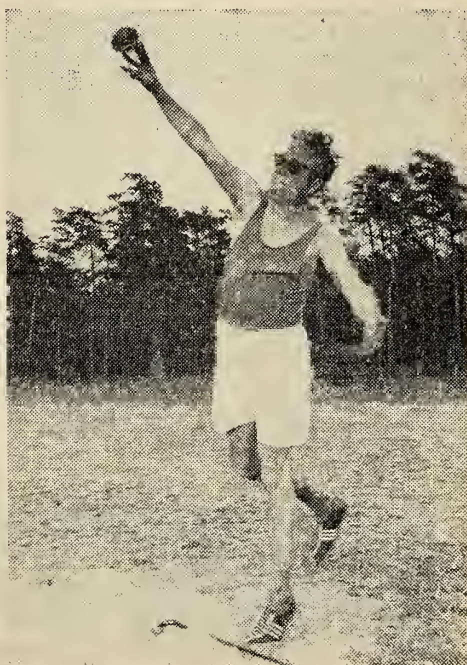
Diese sportlichen Erfahrungen kamen ihm zugute, als er auf der Soester Schule zögernd mit dem Sport wieder in Berührung kam. Vieles war zwar anders, aber der Routinier fand sich schnell wieder zurecht. Heute ist es so: Zweimal in der Woche kann man Josef Eimermacher auf dem Waldsportplatz auf dem Ennert sehen. „Sind die Jungs alle da?, dann fangen wir an." Darauf freut sich der kriegsblinde Sportler, der nun schon seit zwölf Jahren die Jugendgruppe der Spielvereinigung Ennert leitet. Bei Gymnastik und Waldlauf ist er selbst dabei. Seine größte Freude: Die Fußballgruppe der Spielvereinigung steigt auf. Das ist nicht zuletzt ein Verdienst der Arbeit, die er als Leiter der 35 Mann großen Jugendgruppe geleistet hat. Auch der Fußballverband hat seine Verdienste anerkannt. Beim Vereinsjubiläum wurde ihm der „Ehrenbrief des Kreises Bonn für besondere Verdienste" überreicht.

G. Munker

Viele hundert Verbindungen stellt Josef Eimermacher täglich in seiner Telefanzentrale her. Blitzschnell gleiten dabei seine suchenden Finger über viele Hebel und Schalter. 3 Fotos: Georg Munker



Kraftvoll und elegant zugleich sind die Bewegungen des Kriegsblinden Josef Eimermacher beim Kugelstoßen. Der auf die Erde gelegte Stock darf nicht überschritten werden, sanst ist der Stoß ungültig.



Suchende Mutterliebe findet ihr Ziel

Das letzte Beisammensein eines Kriegsblinden mit seiner Mutter

Damals, an einem naßkalten Novembertage, lag ich in meiner Berliner Wohnung mit Fieber zu Bett. Mir war sehr elend zumute, doch das war es nicht allein an diesem quälenden Morgen, was mich bedrückte. Eine merkwürdige Unruhe hatte mich ergriffen, die nicht mit meiner Krankheit im Zusammenhang zu stehen schien. Irgend etwas Unbegreifliches kam da auf mich zu und flößte mir Furcht ein. Ich hatte das unbestimmte Gefühl eines drohenden Unheils. Schließlich hielt es mich nicht mehr auf meinem Krankenlager. Ich mußte irgend etwas unternehmen, um mich abzulenken. Ich stand wie unter einem inneren Zwang auf, zog Hose und Pullover an und schlüpfte in die Hausschuhe. Dann setzte ich mich an die Schreibmaschine, um einen Brief zu schreiben, denn mir war plötzlich eingefallen, daß ich verhältnismäßig lange nicht an meine Mutter geschrieben hatte, die in einem Altersheim in der Zone lebte. Es sollte nur ein Lebenszeichen sein, damit sich die alte Dame nicht über mein langes Schweigen beunruhigte.

Ich begann mühsam, fast unlustig, den Briefbogen zu beschreiben. Es dauerte lange, bis die erste Seite gefüllt war mit mehr oder weniger belanglosen Dingen, wie man sie eben für den Anfang jeden Briefes wählt: Wetter, Familienangelegenheiten, Dinge also, die nicht wesentlich, aber auch nicht so unwesentlich sind, daß sie eine Mutter nicht interessieren würden. Doch dann fühlte ich, daß es ja eigentlich noch viel, viel mehr zu erzählen gab. Nun konnte ich kaum alles so schnell schreiben, wie es meine Gedanken diktierten. Ich hatte nun das Gefühl, als säße meine Mutter neben mir und wir plauderten miteinander. „Es ist mir so", so schrieb ich, „als ob ich heute Dein kleiner Junge sei, der Dir alles berichtet, was ihn bewegt. Und Du sitzt neben mir, hältst meine Hand, und streichst mir über das Haar und nickst mir immer und immer wieder lieb zu."

Heute, da ich diese Erinnerung an jenen Morgen niederschreibe, fallen mir noch weitere Einzelheiten des Briefes ein. So schrieb ich zum Beispiel, wie wehe es mir tue, daß wir uns – bedingt durch die jüngsten politischen Maßnahmen – vorläufig kaum sehen könnten. „Aber", so tröstete ich sie, „ich werde versuchen, eine Einreisebewilligung zu bekommen", obwohl ich genau wußte, daß dies ganz unmöglich war. Nun, ich versprach ihr darüber hinaus, viel öfter als bisher zu schreiben, um mich auf diese briefliche Weise mit ihr zu unterhalten. Es füllte sich Seite auf Seite, immer mehr hatte ich das Gefühl, daß meine Mutter dicht neben mir säße und ich meine geschriebenen Sätze selbst zu ihr spräche. So wurde es am Ende der längste Brief, den ich je an sie gerichtet hatte. Ich erzählte Episoden aus meiner

Jugend, ich dankte ihr von Herzen dafür, daß sie in den schweren Zeiten, Krieg, Inflation, Arbeitslosigkeit, sich das Essen vom Munde abgespart hatte, um es uns, ihren fünf Kindern, zu geben. Schließlich war es ein großer Dankesbrief. Er sollte sie erfreuen, und Dankbarkeit der Kinder erfreut ja jedes Mutterherz, besonders in den Jahren des Alters.

Der umfangreiche Brief war nun beendet. Fast hastig verschloß ich ihn, frankierte ihn und ging zu meiner Frau, die inzwischen vom Einkaufen zurück war. Ich gab ihr den Brief und bat sie, ihn noch heute zur Post zu bringen. Sie war erstaunt über die Dringlichkeit meines Wunsches, doch nahm sie mein Fieber als Erklärung dafür. Ich ging dann wieder zu Bett. Die ungewohnte Anstrengung des Schreibens hatte mich müde gemacht. Ich schlief bis zum späten Nachmittag, trank Kaffee und hörte anschließend einen Roman aus der Hörbücherei.

Inzwischen hatte meine Frau einen Telefonanruf entgegengenommen. Ein Telegramm wurde durchgegeben. Sein Inhalt war kurz und schicksalsschwer. Die Heimschwester des Altersheims telegrafierte, daß meine Mutter am Vormittag des gleichen Tages verstorben war. *Hermann Bumann*

So vergeht der Glanz der Welt

Ein Tandem erzählt aus seiner bewegten Vergangenheit

Knarrend schließt sich die Kellertür, ein Schlüssel wird herumgedreht und abgezogen, langsam entfernen sich Schritte. In das eingetretene Schweigen zischt unterdrückt eine wütende Stimme:

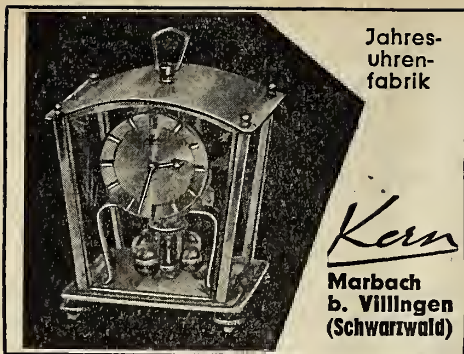
„Wenn Sie sich schon so ungeniert an mich anlehnen, Sie Flegel, könnten Sie wenigstens Ihre Pedale aus meinen Speichen nehmen?"

Der Angesprochene, ein nicht mehr ganz neues Herrenfahrrad, das allem Anschein nach früher einmal bessere Tage gesehen hatte, antwortet begütigend: „Aber außerordentlich gern, meine Liebe, ich sehe mich leider nur außerstande, Ihren berechtigten Forderungen nachzukommen. Der Junge hätte wirklich ein wenig besser aufpassen können beim Abstellen . . ."

Doch das Tandem läßt ihn gar nicht erst ausreden, sondern fährt ihm recht barsch über den Mund: „Ach was, nichts als faule Ausreden. Außerdem, wer sind Sie denn eigentlich, wo kommen Sie her und was wollen Sie hier?"

„Das ist eine sehr traurige Geschichte, wenn man es so bezeichnen will, man hat mich sozusagen ausgesetzt", berichtete das Herrenfahrrad.

„Mein langjähriger Besitzer stellte mich



eines Tages, als ich alt und klapprig geworden war, an einen Baum und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das hätte ich wirklich nicht von ihm erwartet, nachdem ich ihm so lange willig gedient hatte, aber wer will denn heute noch ein gebrauchtes Fahrrad haben? Nicht einmal geschenkt nehmen es die Leute."

„So ist es", seufzt das Tandem, „es sind schlechte Zeiten für uns, die Leute sind anspruchsvoll und undankbar geworden."

Bitter schließt das Herrenfahrrad seinen Bericht: „Ein kleiner Junge entdeckte mich nach einigen Stunden als Fundsache und brachte mich aufs Polizeirevier. Ein ganzes Jahr mußte ich dann auf dem Fundamt warten, bis er mich wieder abholen konnte als mein neuer Besitzer."

Befriedigt läßt sich die Tandem-Dame auf ihre platten Schläuche zurücksinken, öffnete nun die Schleusen ihrer Beredsamkeit und läßt dem so lang gezügelten Mitteilungsbedürfnis freien Lauf. Der Herr ist ein Kenner der Welt, und da er auch die Frauen kennt, diese hier sogar eine „zweimal Dame" ist, richtet er sich gelassen auf ein langes passives Zuhören ein.

„Wenn Sie mich jetzt hier so stehen sehen, dann ahnen Sie nicht einmal den Glanz, der mich einst umgab, und das Aufsehen, das mein Erscheinen überall erregte. Aber wenn man älter wird, lebt man halt nur noch von Erinnerungen; arm ist nur der, der keine besitzt.

Mein eigentliches Leben begann erst richtig, als ich vor zehn Jahren, an einem wunderschönen, klaren Frühlingsmorgen in O. eintraf. Noch war ich fein säuberlich von langen Papierschlangen umwickelt, damit meine Schönheit auf dem Transport keinen Schaden nehme. Auf einem Rollwagen wurde ich bis in die D.-Straße gefahren. Vier kräftige Fäuste packten mich und trugen mich ins Haus, mir wurde dabei ganz schwindlig. Als ich wieder zu mir kam, da waren alle meine schützenden Hüllen gefallen, blank und blitzend stand ich da. Vor mir standen zwei junge Leute und waren über mein Erscheinen voller Freude. Die junge Frau betrachtete mich liebevoll, der junge Mann strich mit tastenden Bewegungen über meine lackierten und verchromten Teile. Warum er dies nur tut? fragte ich mich damals, denn ich wußte noch nicht, was mir erst später klar wurde. Er konnte nicht sehen, seine Hände erfaßten mit tastenden Bewegungen alle Gegenstände. Das wurde mir aber schon bei der ersten Ausfahrt klar, und auch warum ich so abweichend von anderen Fahrrädern gebaut war."

„Hm, das ist doch klar", brummt das Herrenfahrrad, mehr zu sich selbst, „ich bin einmal einem solchen Paar begegnet, es war damals in ..."

„Wenn Sie mich dauernd unterbrechen, werde ich den Faden verlieren", ruft das Tandem voller Empörung aus, „dann erzählen Sie doch weiter, wenn Sie alles besser wissen!"

Es entstand eine lange Pause.

„Richtig, ich erwähnte schon die erste Ausfahrt. Den Reden meiner Besitzer hatte ich entnommen, daß sie beide sehr versierte Radfahrer gewesen waren, daß in ihrer Heimatstadt die Kinder sozusagen mit dem Fahrrad auf die Welt kommen. Diese Behauptungen mußten eine reine Erfindung sein, sonst wären jene Szenen kaum denkbar gewesen, die sich dann abspielten, als sie zum ersten Male aufsteigen und mit mir losfahren wollten. Es ist mir kaum möglich, eine wirklichkeitsgetreue Schilderung darüber abzugeben. Zuerst folgte eine halbstündige Debatte über die Methodik beim Auf- und Absteigen. Der Mann wollte durchaus mit einem kühnen Schwung sein rechtes Bein über den Sattel

schwingen, dabei mit dem linken auf dem Pedal stehend. Seine Frau aber war davon nicht zu überzeugen, sie meinte, das wäre bei einem Damenfahrrad völlig unpassend und technisch nicht durchführbar. Es kam, wie es kommen mußte: der Klügere gab wieder einmal nach, und er mußte auch hier feststellen, daß bei dem Tandem die Frau im wahrsten Sinn des Wortes die allein Lenkende, also auch die Bestimmende sei.

Der erste Start sollte ein sogenannter Alleingang sein, denn später wollten sie auch noch ihre drei Kinder auf mir verfrachten. Mit voller Berechtigung konnte ich so für die Zukunft schwarz sehen, doch schon in den nächsten Minuten sollten meine schlimmsten Befürchtungen noch bei weitem übertroffen werden. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihnen endlich, mit mehr Glück als Geschicklichkeit in die Sättel zu

verlor nun jeden Halt. Er klammerte sich verzweifelt an seinen Lenker, der in Wahrheit nur eine haltgebende Attrappe ist, und



Das war nach dem Sturz. Obwahl man nichts van meiner zerstärten Hinterachse sieht, mache ich keinen sehr frahen Eindruck mehr. Auch mein Herr scheint van seiner unfreiwilligen Bauchlandung recht mitgenammen zu sein.

kommen. Bei diesem Aufsteigemanöver hatten sie jedoch so viel Fahrt eingebüßt, daß mir die Balance ausging. Da war nichts mehr zu machen, ich konnte mich nicht mehr halten und wackelte wie ein Lämmerschwanz hin und her. Der Mann, der auf meinem hinteren Sitz mühsam seine Würde zu wahren suchte, riß so an ihm herum, daß ich schmerzlich fühlte, wie diesem Ungestüm nachgebend ein Haltebolzen riß. Mehr fallend als springend fand ich die beiden neben mir, wobei er mit einem recht seltsamen Gesichtsausdruck meinen schönen Lenker in der Hand hielt. Da mußte ich denn doch verhalten vor mich

hinkichern; vor allem, als ich all die neugierigen Gesichter hinter den sich leis bewegenden Gardinen sah.

Aber die jungen Eheleute schienen aus zähem Holz zu sein, sie gaben trotz allem nicht auf. Sie schoben mich in eine naheliegende Reparaturwerkstatt, wo der Lenker wieder befestigt wurde. Unter fachmännischer Beratung wurde nun nach einem Weg gesucht, wie man mich überlisten könnte.

Da hatte der Meister eine prächtige Idee, die sofort in die Tat umgesetzt wurde. Er hielt mich mit harten Fäusten eisern fest, während meine „alten Radler" auf die Sättel krabbelten. Der freundliche Helfer fing nun an zu schieben, immer schneller und schneller, das junge Paar fand die verlorenen Pedale wieder und fing an zu treten, und wir wurden freigegeben. Es war ein sogenannter ‚fliegender Start', er erregte allgemeine Bewunderung.

Wir aber fuhren, und es war schön, daß die Straßen damals noch verkehrsarm waren, sonst hätten wir vermutlich schon nach den ersten hundert Metern einen anderen Verkehrsteilnehmer gerammt. Denn, o welche Schande, ich fuhr in einem wilden Zickzackkurs, jede Bewegung brachte mich ins Schwanken. Die sofort einsetzenden Ausgleichsbestrebungen wurden von beiden Radlern so ungestüm durchgeführt, daß ich wie ein Pendel weit zur anderen Seite hin ausschlug. Den Radweg konnten wir dabei nicht benutzen, er war viel zu schmal, dagegen genügten die sechs Meter der Fahrbahn vollkommen. Endlich hatten wir in unserem Amoklauf die letzten Häuser der Stadt hinter uns gelassen, man beruhigte sich allmählich, was auch mir besser bekam. Die belustigten Zuschauer waren nun fort, und gleich ging es wesentlich besser. Ein schöner Radweg lockte zum Abbiegen von der Landstraße, schon rollte ich hurtig auf ihm entlang, mir wurde richtig froh um sämtliche Kugellager.

Doch o Schreck, was tauchten da vor uns für ahnungslose Wanderer auf, nach deren Irrglauben so ein Weg breit genug sei für sie und uns? Der jungen Frau erging es wie mir, und gellend schrie sie ihnen zu: ‚Vorsicht, wir lernen radfahren!' –

Die Wirkung war enorm, flüchtend stob alles in die Fluren; wir aber rollten ungehindert an jenen vorüber, die in voller Deckung warteten. Kurz danach tauchte in einer scharfen Rechtskurve ein Radfahrer vor uns auf, ein Zusammenstoß schien unvermeidlich. Absteigen? – ja aber wie? Entschlossen lenkten mich die zarten Frauenhände in den dornigen Busch, der so einladend mitten vor uns am Wegesrand stand. Der nahm uns liebevoll auf, ich kam in ihm zur Ruhe und meine Reiter aus den Sätteln."

„Donnerwetter", ruft das Herrenfahrrad bewundernd aus, „das war ja ein vielversprechender Anfang. Sie haben sich allerdings glänzend gehalten, mein Kompliment."

„Ach", seufzte die Dame neben ihm gedankenvoll, „ich hatte damals auch noch keine Erfahrungen, deshalb fühlte ich mich nicht ganz so unschuldig, wie Sie vielleicht glauben mögen.

Bald wurde es aber besser mit uns allen, meine Leutchen waren in kurzer Zeit ganz gewiegte ‚Tandemtisten'. Sie fuhren unter erschwerten Umständen die kühnsten Kurven, saßen in allen Lebenslagen einwandfrei auf und stiegen auch wirklich überall ab, wo sie es wollten. Dabei machte es im Anfang nichts, daß mir eines der hinteren Pedale verbogen wurde, als mich die Gnädigste etwas zu kurz einschätzte und ein Pfahl absolut nicht ausweichen wollte. Langsam konnte ich mit den beiden wirklich zufrieden sein. Ihre Fahrten wurden immer weiter ausgedehnt, so lernte ich ein schönes Stück dieses eigenartigen Landes zwischen Weser und Ems kennen. Die Straßen und Wege, auf denen ich hinwegrollte, waren nicht immer die allerbesten; so war es nur gut, daß mich mein Erbauer mit einer so guten Federung ausgerüstet hatte.

Eines Tages wurden an meinem Rahmen zwei Halterungen angeschraubt, in jede von ihnen eine Schale eingehängt und diese mit einem Kissen gepolstert. Nanu, dachte ich etwas mißtrauisch, ich bin ja bei meinen Herrschaften so allerhand gewöhnt, aber was haben sie denn nun wieder vor? Lange sollte ich nicht darauf warten, denn kaum stand ich

auf der Straße, da kamen sie schon anmarschiert wie die Orgelpfeifen. Es waren die Kinder, drei kleine Knirpse. Schwupp, saß schon der Kleinste, er mochte so gegen zwei Jahre gewesen sein, im vorderen Sitz und hielt sich krampfhaft am Lenker fest. Ein neuer Schwung, und schon saß das vierjährige Mädel in dem zweiten, daß die blonden Zöpfchen nur so flogen. Der Große, er zählte ganze fünf Lenze, thronte auf dem Gepäckträger. Dann aber geschah das Wunder, Mann und Frau stiegen auf und fuhren los. Es wackelte zwar im ersten Augenblick etwas, ihre Knie fanden beim Aufsteigen nicht mehr genügend Platz. Doch wir fuhren, und ich dachte so bei mir: Kinder, Kinder, das hätte mir einmal einer früher sagen sollen, damals als ich zusammengeschweißt wurde, daß meiner Festigkeit ein solches Vertrauen geschenkt werde.

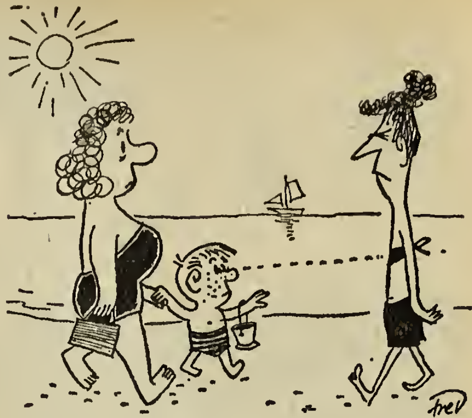
Wir aber fuhren, und die Leute auf den Straßen staunten nicht schlecht, sie hielten den Atem an, andere zeigten mit Fingern auf uns. Wir wurden angestaunt wie fremde Tiere, doch wir gewöhnten uns schnell daran und fuhren fröhlich in die herrliche Welt hinein. Die Sonne lachte vom Himmel, alles um uns grünte und blühte, die beiden Eltern fingen an zu singen und munter krähten die Kleinen ihren Vers dazu.

In jeder freien Stunde rollten wir nun über die Straßen des Oldenburger Landes, auf meinem stählernen Rücken trug ich fünf glückliche Menschen, denen ich half, weite Entfernungen zurückzulegen. Es war eine herrliche Zeit, und gern denke ich an sie zurück."

„Gab es denn gar nichts Aufregendes mehr?" will ihr Nachbar wissen.

„O ja, abgesehen von kleinen Pannen, die nicht weiter der Rede wert sind, hatte ich noch ein ganz großes Erlebnis.

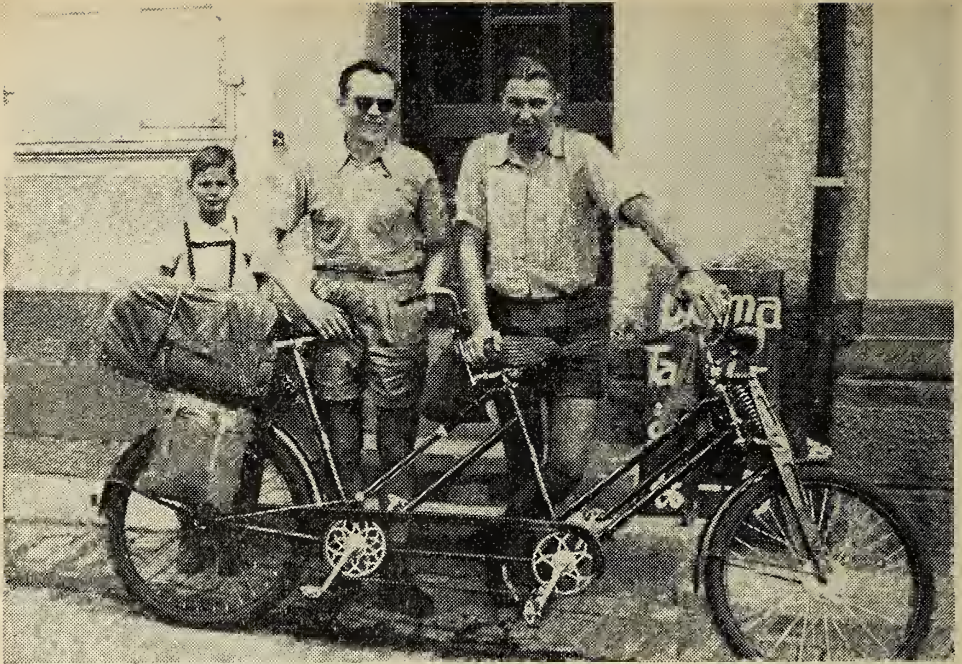
Eines Tages wurde ich in einen Packwagen verladen, und los ging die Fahrt. Das war nicht außergewöhnlich, das hatte ich schon des öfteren erlebt. Die Fahrt nahm und



„Sag Mutti –, ist das eine Plattdeutsche?"

nahm kein Ende, da wurde ich doch ein wenig unruhig. Was hatten die beiden denn nun schon wieder angestellt, sie waren immer so aufregend unternehmungslustig. Mir dämmerte es langsam, warum ich eines Tages eine Zweigangschaltung bekommen hatte, warum man in meinem Vorderrad eine Nabenbremse einbauen ließ. Das waren doch überflüssige Dinge im Flachland, sollten sie gar lebensmüde sein und mit mir in die Berge fahren? Ich wagte kaum daran zu denken, es waren bange Stunden für mich.

Endlich stiegen wir alle aus, es war in einer Stadt namens Heidelberg. Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben und malte mir meine Zukunft in den schwärzesten Farben aus. Vorerst passierte jedoch nichts, sondern wir fuhren bei herrlichem Wetter dem Schwarzwald entgegen. Es war eine wunderbare Fahrt auf den glatten Straßen, die Sonne lachte von blauen Himmel. Meinen Radlern lief der Schweiß nur so aus allen



Da strahlten wir noch, mein Herr und ich. Es war vor jenem bösen Sturz auf der steilen Schwarzwaldstraße. Eine etwas große Last hat man meinem Hinterrad ja aufgebürdet, wie sie zugeben müssen. **2 Fotos: L. Kosmehl**

Poren, mir aber das Öl aus allen Lagern. Wir drei, die Kinder waren nicht mitgekommen, erreichten glücklich Baden-Baden. Davon habe ich nicht viel gesehen, dafür konnte ich mich herrlich ausruhen. Irgendwie hatte ich aber böse Vorahnungen, die dann auch bald ihre Bestätigung erhielten.

Stundenlang schoben mich beide schweißbedeckt eine steile Straße hinauf. Sehr leicht bin ich wirklich nicht, außerdem hatten sie mir zwei Packtaschen und einen Koffer aufgeladen. Endlich waren wir oben auf der „Roten Lache", vor uns schlängelte sich die Straße in kühnen Windungen ins Tal, nach Forbach hinab.

Aufatmend saßen sie beide auf, im freien Lauf ging es bergab. Hui, war das eine Freude, wie hüpften mir da alle lockeren Teile, es war eine wahre Lust. Leider wurde nur mit dem Rücktritt gebremst, und dort fehlte es mir etwas an Öl, ich hatte es ja in den letzten Tagen fast völlig ausgeschwitzt. So wurde mir etwas komisch und mulmig zumute. Warum bremsten diese seltsamen Menschen nicht mit der robusten Nabenbremse, die konnte schon etwas aushalten. Mir wurde immer heißer an der Hinterachse, immer heißer – mein Gott, das kann ja kein Lager aushalten –, im letzten Moment hielten sie an. Einer Ohnmacht nahe, wurde ich an die Felswand zur Rechten gelehnt. Die junge Frau bestaunte den herrlichen Ausblick und beschrieb ihn ihrem blinden Mann, schließlich machte sie noch eine Aufnahme.

Währenddessen überlegte ich mir krampfhaft, wie ich sie auf meine Nöte aufmerksam machen könnte. Alles vergeblich, sie stiegen wieder auf und weiter ging die sausende Fahrt.

Und dann war es geschehen, es kam alles so plötzlich, ich konnte es nicht verhindern. Voller Entsetzen spürte ich es hinten immer heißer werden, das Metall dehnte sich immer weiter aus, und nach einem harten, scharfen Ruck drehte sich dort nichts mehr.

Zuerst wurde ich hinten ganz leicht und hoch oben über dem Lenker schoß wie ein fliegender Pfeil der junge Mann durch die Luft, überholte uns und baute seitlich vor uns eine glatte Bauchlandung. Das konnte ich noch wahrnehmen, als wir mit toller Geschwindigkeit an im vorüberrutschten. Verzweifelt versuchte die junge Frau, mich zu

bändigen, mein Vorderrad schlug aufgeregt hin und her, dabei näherten wir uns dem Abgrund links neben uns. Endlich hatten wir weniger Fahrt drauf, in einem letzten Entschluß sprang die Frau ab und ließ mich los.

Da lagen wir nun alle drei, allerdings in einigen Abständen. Jeder war sichtlich mit sich selbst beschäftigt, es waren Sekunden innerer Besinnung. Dann erhoben sie sich, dann mich, und wir suchten den Straßenrand auf. Es war kein Auto gekommen, sonst wäre es sicher böse für uns alle abgelaufen. Am schlechtesten war ich weggekommen, das ergab eine kurze Besichtigung sofort. Er hatte lediglich ein paar Schrammen an den Handflächen und Knien, wie hat der Mensch das nur gemacht? Sie hatte sich den großen Onkel des rechten Fußes leicht verstaucht, wie sie meinte. Aber wie sah ich aus, ach du grüne Neune! Der schöne blanke Hebel meines Freilaufs war ganz blau angelaufen und schlang sich anmutig um meine Hinterachse. Die Kettenspanner waren mitten durchgerissen und ach, ich mußte auch innere Verletzungen haben. Wie sich später herausstellte, war die Achse vollständig verbogen.

Nein, Fahren ging nicht mehr, aber auch nicht Schieben, keinen Zoll ließ ich mich dazu bewegen. Da riß dem Manne die Geduld, diesem Gewaltmenschen, er stieß schreckliche Flüche aus, die ich als Dame nicht wiedergeben kann, packte mich roh und schob mit aller Gewalt – und der arme geschundene Hebel brach mit einem Krachen. Reichlich deprimiert schoben beide mit mir los, sie ließen die Ohren sichtlich hängen; in meinem Inneren aber rieb, kreischte und krachte es nur so, und es war noch weit bis Forbach.

Der Meister in der kleinen Reparaturwerkstatt betrachtete mich gar nicht so mitleidig, sondern winkte nur ab und meinte: „Kleine Fische, da sehen wir hier ganz andere Sachen."

Meine Freunde aber bekamen eine kleine Lektion über Bergfahren im Zusammenhang mit Nabenbremsen und so. Von da an fuhren sie mit mir so manchen Berg hinauf und hinab. Wenn wir bergauf auch immer etwas lahm blieben, hinunter waren wir nicht mehr zu schlagen, und niemals gab es wieder eine Malesche. Wir hatten uns unsere Erfahrungen teuer genug erworben."

„Das ging aber doch noch glimpflich ab", sagt das Herrenfahrrad.

„Sicher, es hätte schlimmer kommen können. Wir sind dann noch viel weiter gefahren, bis an den Bodensee, in die Alpen und in die Schweiz. Das war eine wunderschöne Urlaubsfahrt, ich könnte da unsagbar viel erzählen.

Aber die Jahre sind vergangen, die Kinder wurden größer und fuhren auf eigenen Rädern. Ich wurde dadurch zwar erleichtert, doch wir fuhren immer weniger hinaus. Der einstmals junge Mann bekam graue Schläfen und pustete beim Treten, und das nicht nur bei Steigungen. Eines Tages nahm man mich aus dem Fahrradständer und stellte mich ganz abseits in eine Ecke. Diese treulosen Menschen, wie lange hatte ich ihnen gedient, und nun kauften sie sich ein Auto. So ein stinkendes Ding, das nicht so schön lautlos über die Straßen rollen kann wie ich. Mich hat man anscheinend ganz vergessen, nur ab und zu kommt eine mitleidige Seele und pumpt mir ein wenig Luft auf. Meistens



träume ich von der schönen alten Zeit, die so weit, so weit hinter mir liegt.

Kürzlich glaubte ich allerdings, eine neue Zeit würde für mich anbrechen. Da wurde ich ins Freie gebracht und fein geputzt. Als es dunkel war, setzte sich der Junge, der Sie vorhin hereingebracht hat, auf den Vordersitz, mein Herr hinten und dann fuhren sie beide mit mir los. Sie übten eifrig und es ging wunderbar. Ich wurde richtig jung und gab mir selbst die größte Mühe. Der Kleine, er war inzwischen merklich größer geworden, langte zwar mit seinen kurzen Beinen nicht ganz bis an die Pedale, so rutschte er eifrig auf meinem Sattel hin und her.

An einem frühen Herbstmorgen wurde ich wieder einmal herausgeholt, und Vater und Sohn stiegen auf. In schneller Fahrt ging es in die Stadt hinein, durch sie hindurch, dann war die Fahrt auch schon zu Ende. Sie wollten umziehen und ich kam nur in einen anderen Keller."

Die Doppel-Dame, diese leicht ramponierte Schönheit, läßt einen tiefen Seufzer hören. Das Herrenfahrrad versucht vergeblich, ihr Trost zu spenden.

„Geben Sie sich bitte keine Mühe", sagt sie abweisend, „man ist schließlich nicht mehr die Jüngste und weiß recht gut, wie das Leben ist. Man muß es wirklich so nehmen, wie es über einen kommt. Doch so im geheimen, wissen Sie, so ganz hinten im letzten Winkel meiner Satteltasche, hoffe ich doch noch immer auf ein Wunder. –

„Doch still", ruft sie erregt aus, „es kommt jemand. Bitte verraten Sie nichts von dem, was ich Ihnen erzählte, denn sonst sind es wirklich ganz nette Leute, nur leider manchmal sehr vergeßlich."

Es war nun ganz still in dem Kellerraum, kopfschüttelnd schaute der Junge herein, und während er das Licht wieder ausdrehte, murmelte er verwundert: „Und ich hätte schwören können, daß hier Stimmen zu hören waren."

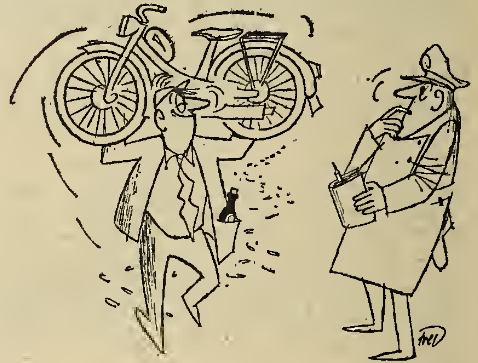
Fritz Kosmehl

Führhund mit Ekzem

Natürlich wissen Sie, was ein Ekzem ist! Mein Freund hatte immer welche an der Kniekehle, das sei sehr hinderlich, sagte er. Meine Bekannte hatte öfter eines unter den Achseln. Am unangenehmsten ist zweifellos ein Ekzem etwa in der Mitte zwischen Achseln und Kniekehlen, weil gleichermaßen hinderlich beim Gehen wie beim Sitzen!

Genau gesagt, hat mein Hund ein Nasenspiegelekzem. Möglicherweise hindert es ihn nicht einmal beim Schnüffeln. Aber es ist trotzdem unangenehm, bei den Straßenbahnfahrten nämlich! „Ei, mein Gutes, was hat denn das Hundchen da am Näschen?" – „Das ist ein Ekzem!" sagte ich. „Ach, hat das arme Hundchen Wehwehchen am Näschen!" Ich war froh, daß ich bald aussteigen konnte!

„Was hat denn der Hund da an der Nase?" forschte eine beleibte Frau neben mir. „Das ist ein Ekzem!" – „Aha! Kann man denn nichts daran machen?" – „Doch!" antwortete ich, „bei vier Tierärzten war ich schon ..."



„Denkste!"

„Ach was!" unterbrach sie mich, „diese Ärzte taugen alle nichts! Ich hatte mal eine Unterleibsgeschichte, sieben Jahre lang, schließlich habe ich Karlsbader Salz genommen. Und meine Katze hatte mal die Räude. Ich habe sie auch mit Karlsbader Salz kuriert!" Vergeblich versuchte ich ihr klarzumachen, daß ein Hund keine Katze sei, und was für Räude und Unterleibsgeschichten gut sei, müsse nicht auch Ekzeme wegbringen, wie gesagt, es war vergeblich. „Karlsbader Salz ist für alles gut!" behauptete sie, und ich war froh, daß ich aussteigen konnte!

Das einzige Tröstliche in der Straßenbahn ist, daß die Ansichten der Fahrgäste sehr unterschiedlich sind! „Ihr Hund hat eine ganz blutige Nase, hat er sich da mit einem anderen Hund gebissen?" Daß ich es als Ekzem bezeichnete, wurde glatt überhört. Bei der nächsten Gelegenheit fragte eine mitleidige Dame, ob sich das Hündchen vielleicht mit einem Kätzchen gebalgt habe, die Nase sei ganz fürchterlich aufgerissen, ob ich das auch wisse? „Entschuldigen Sie", sprach mich dann jemand an, „Ihr Hund ist wohl in den Stacheldraht gekommen, seine Nase ist ganz blutig!" Meine stereotype Diagnose auf Ekzem und die völlig überflüssigen medizinischen Erläuterungen über Ursache und Behandlung werden zum Glück meist durch das Aussteigen aus der Straßenbahn beendet!

Einmal meinte jemand – er war offensichtlich ein Vorgartenbesitzer! –, der Hund müsse wohl beim Schnüffeln zu nah an die Dornen gekommen sein, während eine Lernschaffnerin, die noch Schwierigkeiten mit den Fahrgästen hatte, ihre Unsicherheit folgendermaßen kompensierte: „Verzeihen Sie, eine bescheidene Frage: hat der Hund mal einen Unfall gehabt?"

Im Winter kam eine ganz neue Meinung auf. Die Fahrgäste entrüsteten sich nämlich über das Viehsalz, das die Leute jetzt gegen das Glatteis streuten; selbstverständlich konnte nur Viehsalz daran schuld sein, daß der Hund eine blutige Nase habe! Einmal hatte ich an der Haltestelle längere Zeit zu warten. Freundlich sprach mich ein Ostpreuße an: „Nu, Mannchen, Ihr träüjär Fräünd ist woll zu nah ans Fäüjär jäkommen und hat sich die Nase jäbrannt!" Ich war froh, daß die Straßenbahn endlich kam!

Statistisch gesehen sind die Meinungen Hund, Katze und Stacheldraht am häufigsten: Gartenbesitzer wissen meist auch, was ein Ekzem ist, im Sommer fällt Viehsalz weg, und Lernschaffnerinnen sowie Ostpreußen fallen in unserer Gegend nicht ins Gewicht. rein statistisch, meine ich!

Neuerdings bin ich übrigens auf einen Trick gekommen! Zweifellos werden die alten Fahrgäste aufhorchen; denn wenn jemand aufdringlich nach der blutigen Nase fragt, antworte ich jetzt regelmäßig, das sei eine schreckliche Geschichte: „Wissen Sie, der Hund ist nämlich in den Magnopator gekommen!" Natürlich weiß niemand, was ein Magnopator ist – ich auch nicht, aber es fragt auch keiner danach, und ich habe meine Ruhe in der Straßenbahn! *Dr. W. Mühlensiepen*

Über das Brot hinaus!

Wer mit einiger Aufmerksamkeit das vorliegende Kriegsblinden-Jahrbuch durchgeblättert und sich da oder dort in einen der Berichte über das Leben unserer Kameraden vertieft hat, dem dürfte der weitgespannte Bogen der Berufstätigkeit Kriegsblinder sichtbar geworden sein. Warum, so wird vielleicht mancher nachdenkliche Leser fragen, warum stehen so viele Kriegsblinde im Berufsleben? Es wäre doch Sache des Staates, so für sie zu sorgen, daß sie vor äußerer Not einigermaßen geschützt sind.

Das ist richtig, und diese Verpflichtung wird auch anerkannt. Was aber, so fragen wir, was ist imstande, uns vor innerer Not zu schützen, wer kann uns das niederdrückende Gefühl nehmen, nichts mehr wert zu sein, nichts mehr leisten zu können und ein Leben ohne Tagewerk und Pflichten führen zu müssen? Das vermag allein eine geregelte berufliche Tätigkeit! Sie gibt uns das Gefühl, vollwertige Glieder der Gesellschaft zu sein, sie befreit uns aus dem Gefangensein in der Blindheit, kurz, ihr Wert ist für uns seelisch unendlich bedeutsam.

Aber das Berufsleben stellt an uns unvergleichlich höhere Anforderungen, unsere Gesundheit wird oft über Gebühr strapaziert. Doch wir müssen dieses tägliche Opfer bringen um unseres seelischen Gleichgewichts willen.

Hier wird deutlich, wie entscheidend unser Leben von der unerbittlichen Härte der Erblindung bestimmt ist. Sie stellt uns vor innere Notwendigkeiten, denen wir nur mit weiteren Opfern an Gesundheit und Lebenssubstanz gerecht werden können. Es genügt eben nicht, daß wir das tägliche Brot haben, wir brauchen auch eine tägliche Pflicht, aus der uns Selbstbewußtsein und die Gewißheit eines sinnerfüllten Daseins zuwachsen.






Schienen-Befestigungsmaterial
für den Oberbau auf Stahl-,
Holz- und Betonschwellen
Laschenschrauben
Hakenschrauben
Schwellenschrauben
Weichenschrauben
Klemmplatten-Federringe
Gleisbolzen
Wanderschutzklemmen
DÜSSELDORFER EISENHÜTTENGESELLSCHAFT
RATINGEN BEI DÜSSELDORF

WUSSTEN SIE SCHON?

Pressemitteilung des Bundespostministeriums vom 27. April 1962

Postleitzahlen-Verzeichnis in Blindenschrift

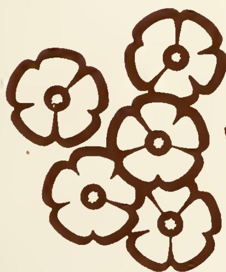
Bundespostminister Stücklen hat die Mittel für den Druck eines Postleitzahlen-Verzeichnisses in Punktschrift für Blinde bereitgestellt. Das Werk erscheint im Auftrag des Bundespostministeriums im Verlag der Blindenstudienanstalt. Es wird an die berufstätigen Kriegs- und Zivilblinden, insbesondere an die blinden Stenotypisten auf Anforderung unmittelbar von der Blindenstudienanstalt in 355 Marburg, Am Schlag 8, kostenlos abgegeben.

Die erste Auflage des Leitzahlen-Verzeichnisses in Punktschrift beträgt 3000 Stück.

Der Abdruck des gesamten Verzeichnisses, wie es die Post allen Haushalten zugestellt hat, würde allerdings in Blindenschrift ein Werk von fünf Bänden mit je 180 Seiten ergeben. Deshalb ist vorerst ein gekürztes Verzeichnis aufgelegt. Es enthält:

1. alle Städte mit ein- bis dreistelligen Leitzahlen,
2. die Vororte und Vorstädte dieser Gemeinden, soweit sie abweichende Leitzahlen tragen,
3. alle Kreisstädte ohne Rücksicht auf die Stellen ihrer Leitzahl,
4. alle Städte über 20 000 Einwohner.

Diese Auswahl reicht für fast 90 vom Hundert des gesamten Postverkehrs aus. Sie läßt sich in Punktschrift auf rund 40 Seiten Blindenschriftpapier im Format 27×34 cm unterbringen.



Bitte:

VERGISS-MEIN-NICHT: DIE POSTLEITZAHL

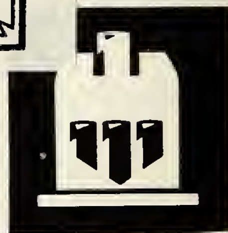
KRIEGS-BLINDEN JAHRBUCH 1964



HERAUSGEGEBEN VOM BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E.V.


STURM


EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.



C. 1

ES GIBT KEINE LAGE
DIE MAN NICHT WANDELN KÖNNTE
DURCH LEISTEN ODER DULDEN

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

KRIEGSBLINDEN-JAHRBUCH 1964

Redaktion: Alfred Lauster

Verantwortlich für Anzeigen: Heinz Scherf, Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. Selbstverlag Wiesbaden. Druck: Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei Will und Rothe KG, Mainz, Große Bleiche 44–50

KRIEGSBLINDEN JAHRBUCH

1964

Herausgegeben
vom
Bund der Kriegsblinden
Deutschlands E. V.

BUND DER KRIEGSBLINDEN DEUTSCHLANDS E. V.
SELBSTVERLAG WIESBADEN

Unsere graphischen Mitarbeiter

Umschlagentwurf: Professor Gerhard Ulrich (Gütersloh), Zeichnungen im Kalenderteil: Werner H. Roth (Stuttgart). Weitere Mitarbeiter: Wiltraud Walter-Jasper (Nürnberg) mit Zeichnungen auf Seiten 9, 142, 143, 152, Rudolf Güthinger (Tuttlingen) mit Holzschnitten auf Seiten 24, 86, 134, Will Krick (Offenburg) mit Linol- und Holzschnitten auf Seiten 38, 69, 105, Hubertus Mall (Stuttgart) mit Karikaturen, Günther Barthel (Hasselbach) mit Linolschnitten auf Seiten 58, 78, 96. Mitarbeiter bei Bildauswahl und typographischer Gestaltung: Heinrich Tewes (Stuttgart).

GELEITWORT

VON BUNDESPRÄSIDENT DR. HEINRICH LÜBKE

Dieses Jahrbuch ist uns als eine Mahnung in die Hand gegeben. Über den vielfältigen Problemen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen, und unter dem Gewicht mancher Sorge, die uns persönlich bedrückt, vergessen wir leicht, daß andere Menschen in unserem Volk an einem schweren Schicksal zu tragen haben.

Die Kriegsblinden, die in den schrecklichen Jahren des Zweiten Weltkrieges ihr Sehvermögen verloren haben, schreiten auf einem dunklen Pfad, den kein Lichtstrahl aufzuhellen vermag. Wohl aber spüren sie die Wärme jenes Lichtes, das nicht die Augen, sondern die Herzen trifft. Nicht Mitleid, sondern Einfühlungsvermögen, Verständnis und Bereitschaft zum behutsamen Helfen werden von uns gefordert. Nächstenliebe will ja den anderen dazu befähigen, alle seine Anlagen und Kräfte zu entfalten, damit er aus der Freude über die eigene Leistung zur inneren Sicherheit und Zufriedenheit gelangt. Wir müssen deshalb dafür sorgen, daß ihnen Existenz- und Arbeitsbedingungen geschaffen werden, die es ihnen ermöglichen, ein erfülltes Leben zu führen.

Den Kriegsblinden gegenüber kann unsere Jugend die Tugenden der Ritterlichkeit und der Rücksichtnahme üben. Ein gutes Wort, eine kleine Hilfeleistung kann Mut zu leben und Freude schaffen.

Allen, die sich bisher für diese Ziele einsetzten, insbesondere dem Bund der Kriegsblinden Deutschlands, danke ich herzlich für ihre Arbeit.

Lübke

Bonn, den 20. Juni 1963

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 2 23 35

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

459, 465, 1394, 13 408, 13 952

AUS DEM INHALT

Seite



Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E.V.

Die wichtigsten Anschriften aus dem Bundesgebiet

Bundesgeschäftsstelle: 5300 Bonn, Schumannstraße 35, Tel. 2 23 35; Bundesvorsitzender: Dr. Hans *Ludwig*, 5300 Bonn, Schumannstraße 35; Stellvertreter: Dr. Franz Sonntag, 7000 Stuttgart N, Seestraße 78

Landesverband Baden-Württemberg: 7000 Stuttgart W, Seyfferstraße 90, Tel. 63 12 70; Vors.: Dr. Franz *Sonntag*, 7000 Stuttgart N, Seestraße 78

Bezirk *Oberschwaben:* 7951 Alberweiler/über Biberach (Riß), Vors.: Eugen Burger

Bezirk *Donau:* 7900 Ulm (Donau), Pfarrer-Schultes-Weg 20, Vors.: Karl Nägele

Bezirk *Mittlerer Schwarzwald:* 7200 Tuttlingen, Schillerstraße 9, Vors.: Hans Haule

Bezirk *Nördlicher Schwarzwald:* 7270 Nagold, Allmandweg 27, Vors.: Heinz Everaers

Bezirk *Oberer Neckar:* 7400 Tübingen, Schwabstraße 43, Vors.: Friedrich Mezger

Bezirk *Mittlerer Neckar:* 7051 Bittenfeld über Waiblingen, Bergstraße 18, Vors.: Hans Schopf

Bezirk *Unterer Neckar:* 7123 Großsachsenheim (Württ.), Wiesenstraße 6, Vors.: Robert Haag

Bezirk *Stuttgart:* 7000 Stuttgart-Vaihingen, Wegländerstraße 24, Vors.: Rudolf Klingel

Bezirk *Jagst:* 7182 Gerabronn (Württ.), Trüglestraße 8, Vors.: Hans Krämer

Bezirk *Karlsruhe:* 7500 Karlsruhe- Rüppurr, Lebrechtstraße 28, Vors.: Albert Roth

Bezirk *Heidelberg:* 6900 Heidelberg, Bergheimer Straße 52, Vors.: Waldemar Bauer

Bezirk *Mannheim:* 6800 Mannheim-Schönau, Kattowitzer Zeile 66, Vors.: Paul Layer

Bezirk *Bauland:* 6950 Mosbach (Baden), Lohrtalweg 67, Vors.: Karl Olschowski

Bezirk *Breisgau:* 7800 Freiburg (Breisgau), Kirner Straße 11, Tel. 3 26 66, Vors.: Alfons Schramm

Bezirk *Oberrhein:* 7862 Hausen (Wiesental), Talstraße 14, Vors.: Albert Blaznik

Bezirk *Mittelbaden:* 7591 Freistett üb. Achern (Baden), Vors · Hans Durban

Bezirk *Südschwarzwald-Bodensee:* 7750 Konstanz, Siebenbürgener Weg 9, Vors.: Erwin Hensler

Landesverband Bayern: 8000 München 19, Volkartstraße 63, Tel. 6 31 93, Vors.: Karl *Wendel*

Bezirk *Oberbayern:* 8000 München 19, Volkartstr. 63, Tel. 6 31 93, Vors.: Karl Wendel

Bezirk *Niederbayern:* 8300 Landshut (Bay.), Schützenstraße 14, Tel. 27 55, Vors.: Alfred Kirchner

Bezirk *Oberpfalz:* 8400 Regensburg, Dr.-Hipp-Straße 10, Tel. 62 20, Vors.: Emil Eichhorn

Bezirk *Oberfranken:* 8580 Bayreuth, Lisztstraße 1, Tel. 51 38, Vors.: Josef Lukas

Bezirk *Mittelfranken:* 8500 Nürnberg, Heckenweg 35, Tel. 48 22 77, Vors.: Hermann Hecky

Bezirk *Unterfranken:* 8700 Würzburg, Oberer Bogenweg 29, Tel. 7 80 33, Vors.: Josef Friedel

Bezirk *Schwaben:* 8900 Augsburg, Ulrich-Hofmeier-Straße 19, Tel. 43 44, Vors.: Christian Wilhelm

Landesverband Berlin: 1000 Berlin-Friedenau, Handjerystr. 23, Tel. 85 55 33, Vors.: Dietrich *Benkel*

Landesverband Bremen: 2800 Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Tel. 49 61 86, Vors.: Heinrich *Kuhlmeier*

Landesverband Hamburg: 2000 Hamburg 19, Eppendorfer Weg 119, Vors.: Karlheinz *Fink*, 2000 Hamburg-Groß-Flottbek, Hölderlinstraße 21b, Tel. 82 90 00

Landesverband Hessen: 6000 Frankfurt am Main, Stuttgarter Straße 21, Tel. 33 13 50, Vors.: Ludwig *Eckert*, 6375 Oberstedten (Taunus), Gotische Straße 22, Tel. Bad Homburg 42 95

Bezirk *Frankfurt (Main):* 6000 Frankfurt am Main, Stallburgstr. 11, Vors.: Hans Jordan

Bezirk *Gießen:* 6300 Gießen, Fichtestraße 18, Vors.: Reinhold Dern

Bezirk *Kassel:* 3500 Kassel-West, Nordhäuser Straße 60½, Vors.: Paul Conzelmann

Bezirk *Marburg:* 3550 Marburg (Lahn), Königsberger Straße 13, Vors.: Walter Frischmuth

Bezirk *Darmstadt:* 6100 Darmstadt, Eichbergstraße 14, Vors.: Gustav Sawatzki

Bezirk *Wiesbaden:* 6202 Wiesbaden-Biebrich, Josef-Brix-Straße 25, Vors.: Willi Mikoleit

Bezirk *Fulda:* 6411 Niesig üb. Fulda, Horaser Straße 99. Vors.: Theo Kremer

Landesverband Niedersachsen: 3000 Hannover-Ricklingen, Wallensteinstraße 100 A, Tel. 44 61 66, Vors.: Joachim *Schuboch*

Bezirk *Zentral-Hannover:* 3000 Hannover-Kleefeld, Hoppestraße 5, Vors.: August Harms

Bezirk *Oldenburg/Ostfriesland:* 2900 Oldenburg (Oldb.), Skagerrakstraße 8, Vors.: Heinrich Johanning

Bezirk *Süd-Hannover:* 3400 Göttingen, Elbinger Straße 32, Vors.: Horst Thielert

Bezirk *Braunschweig:* 3300 Braunschweig-Querum, Bevenroder Straße 100, Vors.: Hermann Kalweit

Bezirk *Nord-Hannover:* 3140 Lüneburg, Bleckeder Landstraße 21a, Vors.: Emil Rehr

Bezirk *Osnabrück:* 4504 Georgsmarienhütte, Gartenwinkel 8, Vors.: Hermann Steputatis

Bezirk *Bremen:* 2800 Bremen-Horn, Leher Heerstraße 22, Vors.: Heinrich Kuhlmeier

Bezirk *Niederelbe:* 2150 Buxtehude, Meisenweg 2, Vors.: Heinz Köppe

Bezirk *West-Hannover:* 3250 Hameln/Weser, Rüdigerstraße 7, Vors.: Horst Adomat

Landesverband Nordrhein: 4040 Neuß, Schillerstraße 90, Tel. 4 84 22, Vors.: Werner *Hildebrandt*

Bezirk *Aachen:* 5100 Aachen, Maria-Theresia-Allee 197, Vors.: Wilhelm Gluding

Bezirk *Bergisch-Land:* 5600 Wuppertal-Barmen, Schönebecker Straße 33, Vors.: Willi Hemeyer

Bezirk *Bonn:* 5301 Ückesdorf (Kr. Bonn), Alfterstraße 1, Vors.: Paul Blaszyk

Bezirk *Duisburg:* 4222 Friedrichsfeld (Niederrhein), Hindenburgstraße 45, Vors.: Fritz Günther

Bezirk *Düsseldorf:* 4000 Düsseldorf, Friedensstraße 49, Vors.: Fritz Warmuth

Bezirk *Essen:* 4300 Essen-Werden, Mintropstraße 47, Vors.: Kurt Wagner

Bezirk *Geldern-Kleve-Moers:* 4170 Geldern, Meisenweg 3, Vors.: Hans Schroer

Bezirk *Köln:* 5000 Köln-Longerich, Erkesstraße 3, Vors.: Heinz Mentzel

Bezirk *M.-Gladbach:* 4151 Schiefbahn (Bezirk Düsseldorf), Seidenstraße 6, Vors.: Hermann Seidel

Bezirk *Rhein-Wupper-Leverkusen:* 4019 Monheim (Rheinl.), Vereinsstraße 11, Vors.: Heinrich Häck

Landesverband Rheinland-Pfalz: 5473 Kruft über Andernach, Jahnstraße, Tel. Niedermendig 752, Vors.: Dr. Peter *Plein*

Bezirk *Koblenz-Montabaur:* 5440 Mayen, Bannerberg, Vors.: Franz Pung

Bezirk *Pfalz:* 6735 Maikammer, Friedhofstraße 74, Vors.: Andreas Platz

Bezirk *Trier:* 5540 Prüm (Eifel), Kreuzerweg 17, Vors.: Albert Dimmer

Bezirk *Rheinhessen:* 6500 Mainz-Laubenheim, Ludwigstraße 6, Vors.: Georg Boller

Landesverband Saar: 6602 Herrensohr (Saar), Karlstraße 2, Tel. Sulzbach 9 37 66 60, Vors.: Willi *Buchmann*

Landesverband Schleswig-Holstein: 2350 Neumünster, Klosterstr. 107, Tel. 22 20, Vors.: Bruno Eggers

Bezirk *Nord:* 2370 Flensburg, Bahnhofstr. 34, Vors.: Momme Jensen

Bezirk *Mitte:* 2300 Kiel, Afrade 2, Vors.: Herbert Strauchmann

Bezirk *Süd:* 2061 Grabau über Bad Oldesloe, Vors.: Wilhelm Hinzpeter

Landesverband Westfalen: 4400 Münster (Westf.), Propsteistraße 55a, Tel. 3 61 98, Vors.: Heinrich *Schütz*

Bezirk *Bielefeld:* 4813 Bethel über Bielefeld, Eckardsweg 7, Tel. 6 16 78, Vors.: Werner Albert

Bezirk *Detmold:* 4930 Detmold, Am Königsberg 12, Tel. 30 29, Vors.: Karl Schleheck

Bezirk *Emscher-Lippe:* 4650 Gelsenkirchen, Im Sundern 15, Tel. 6 25 50, Vors.: Alfons Enssen

Bezirk *Hellweg:* 4770 Soest, Hattroper Weg 8, Tel. 21 67, Vors.: Walter Acquistapace

Bezirk *Mark:* 5860 Iserlohn, Woestestraße 4, Tel. 34 15, Vors.: Werner Fernholz

Bezirk *Minden:* 4950 Minden, Bastaustraße 4, Tel. 21 43, Vors.: Wilhelm Volkmann

Bezirk *Münsterland:* 4406 Drensteinfurt, Ahlener Weg 14, Tel. 336, Vors.: Josef Neuer

Bezirk *Ruhrgebiet 1:* 4630 Bochum, Moritzstraße 20, Vors.: Josef Husmann

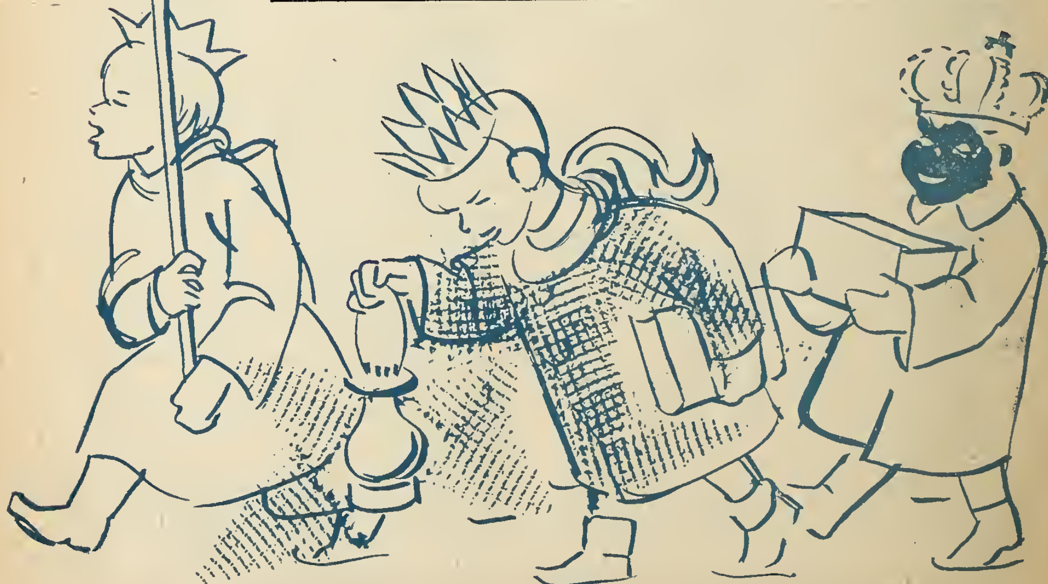
Bezirk *Ruhrgebiet 2:* 4600 Dortmund-Husen, Im Telgei 2, Tel. Kamen 2900, Vors.: Heinz Hochfeld

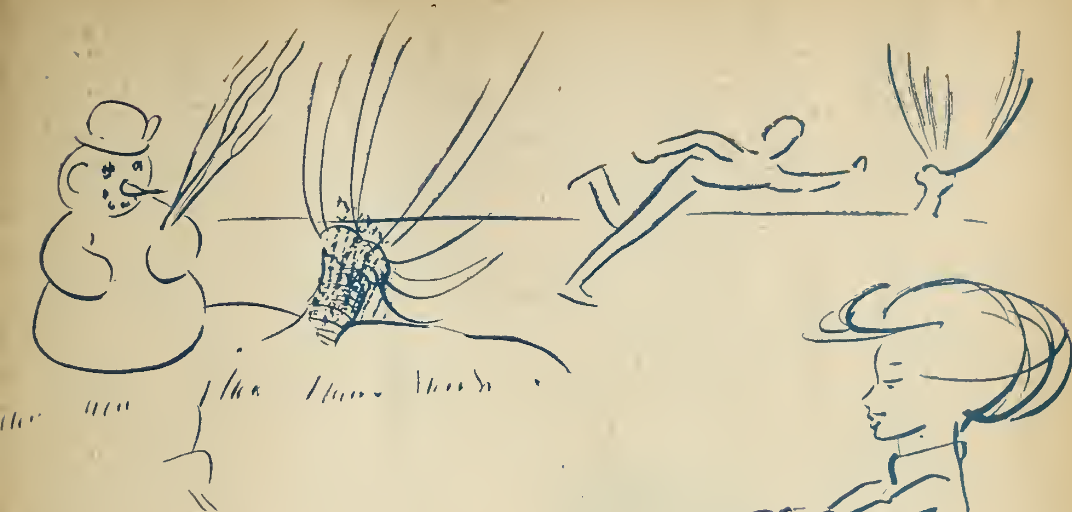
Bezirk *Sauerland:* 5920 Berleburg, Rohrbachstraße 21, Tel. 25 82, Vors.: Herbert Kolanowski

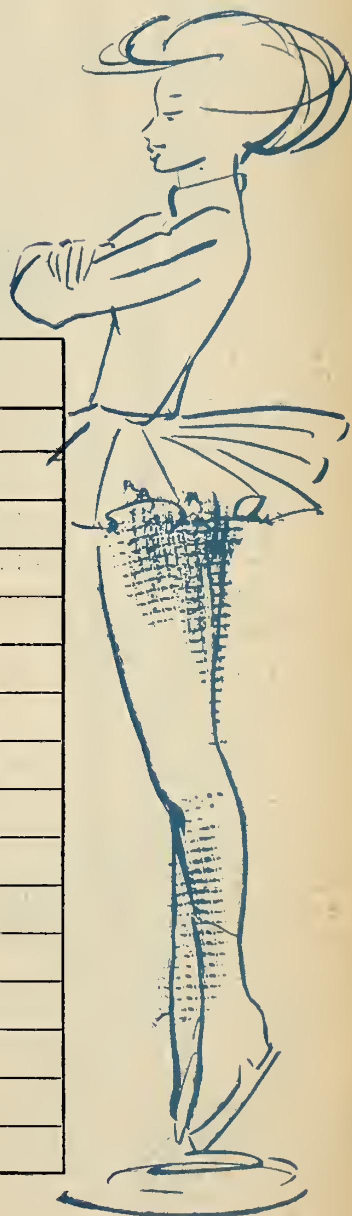
Bezirk *Siegen-Olpe:* 5910 Fellinghausen, Post Kreuztal (Kr. Siegen), Heesstraße 5, Tel. Kreuztal 25 23, Vors.: Erich Giesler

Die Anschriften unserer Handwerkerfürsorge-Einrichtungen finden Sie auf Seite 111

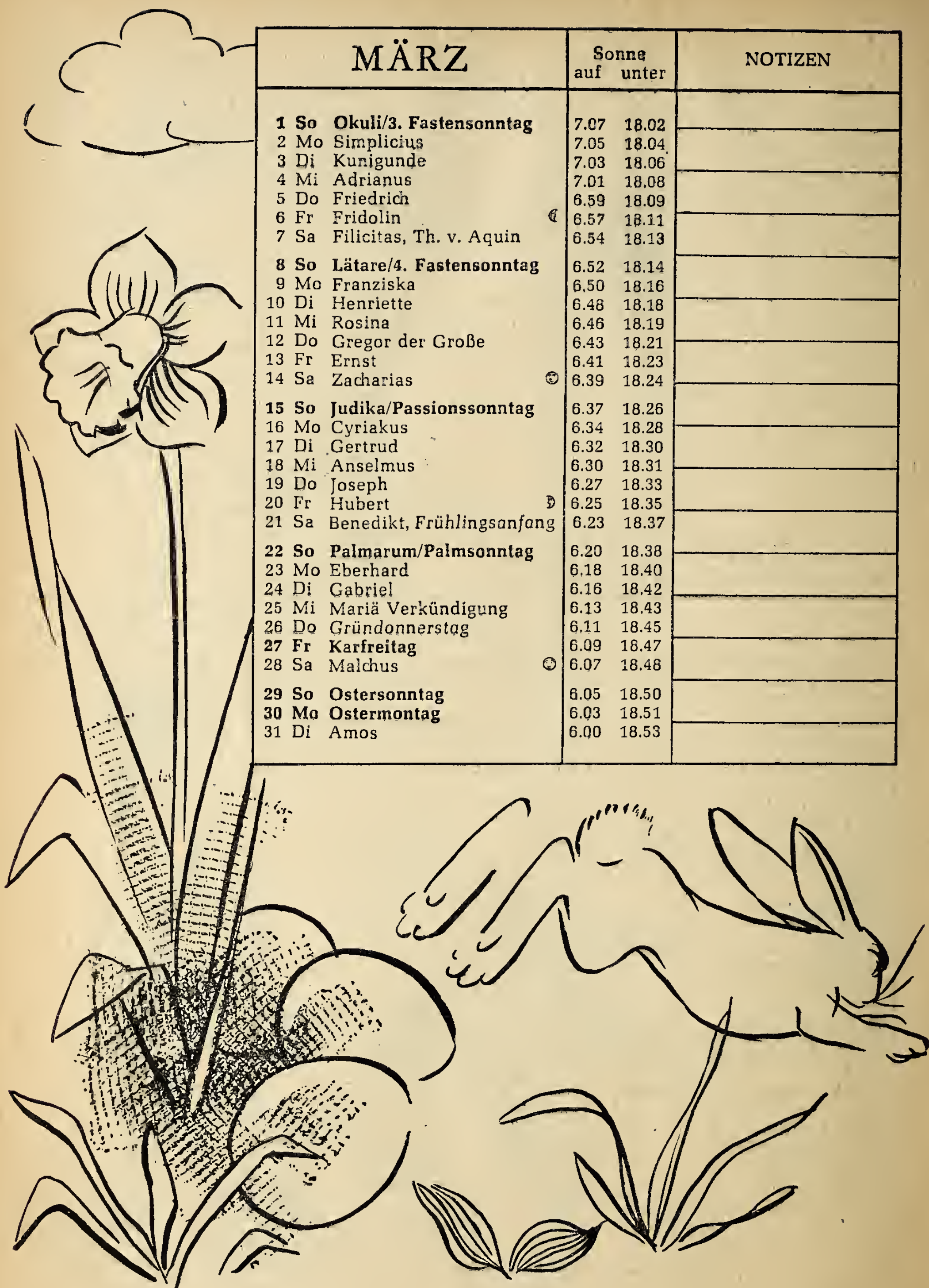
JANUAR			Sonne auf	unter	NOTIZEN
1	**Mi**	**Neujahr**	8.27	16.23	
2	Do	Abel, Seth	8.27	16.24	
3	Fr	Enoch, Genoveva	8.27	16.25	
4	Sa	Methusalem	8.27	16.26	
5	**So**	**Sonntag nach Neujahr**	8.27	16.28	
6	Mo	**Epiphanias/Hl. 3 Könige** ☾	8.27	16.29	
7	Di	Julian	8.26	16.30	
8	Mi	Erhard	8.26	16.31	
9	Do	Beatus	8.25	16.33	
10	Fr	Paulus, Einsiedler	8.25	16.34	
11	Sa	Theodosius	8.24	16.35	
12	**So**	**1. So. n. Epiph.**	8.23	16.37	
13	Mo	Hilarius	8.23	16.38	
14	Di	Felix ●	8.22	16.40	
15	Mi	Maurus	8.21	16.41	
16	Do	Marcellus	8.20	16.43	
17	Fr	Antonius	8.20	16.45	
18	Sa	Priska	8.19	16.46	
19	**So**	**Letzter So. n. Epiph.**	8.18	16.48	
20	Mo	Fabian und Sebastian	8.17	16.49	
21	Di	Agnes	8.16	16.51	
22	Mi	Vincentius ☽	8.15	16.53	
23	Do	Emerentiana	8.14	16.54	
24	Fr	Timotheus	8.13	16.56	
25	Sa	Pauli Bekehrung	8.11	16.58	
26	**So**	**Septuagesima**	8.10	16.59	
27	Mo	Johannes Chrysostomus	8.09	17.01	
28	Di	Karl	8.08	17.03	
29	Mi	Valerius ○	8.06	17.04	
30	Do	Adelgunde, Martina	8.05	17.06	
31	Fr	Vigilius	8.03	17.08	







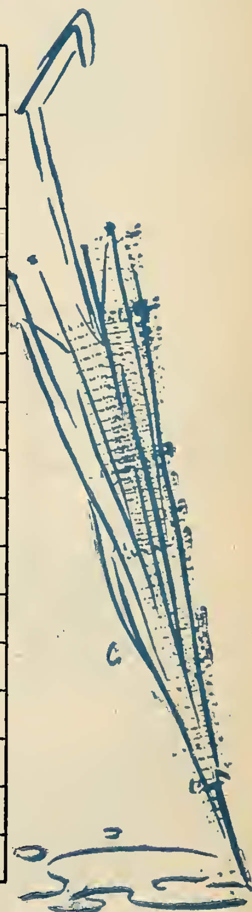
FEBRUAR			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**Sa**	Brigitte	8.02	17.10	
2	**So**	**Sexagesima**/*M. Lichtmeß*	8.00	17.12	
3	Mo	Blasius	7.59	17.13	
4	Di	Veronika	7.57	17.15	
5	Mi	Agatha ☾	7.56	17.17	
6	Do	Dorothea	7.54	17.19	
7	Fr	Richard	7.52	17.21	
8	Sa	Salomon	7.50	17.23	
9	**So**	**Estomihi**	7.49	17.25	
10	Mo	Scholastika/*Rosenmontag*	7.47	17.27	
11	Di	Euphrosyna/*Fastnacht*	7.45	17.28	
12	Mi	Eulalia/*Aschermittwoch*	7.43	17.30	
13	Do	Benignus ☺	7.41	17.32	
14	Fr	Valentin	7.40	17.34	
15	Sa	Faustinus	7.38	17.35	
16	**So**	**Invokavit / 1. Fastensonnt.**	7.36	17.37	
17	Mo	Konstantia	7.34	17.39	
18	Di	Konkordia	7.32	17.41	
19	Mi	Susanna	7.31	17.42	
20	Do	Eucherius ☽	7.29	17.44	
21	Fr	Eleonora	7.27	17.46	
22	Sa	Melanchthon	7.24	17.48	
23	**So**	**Reminisc. / 2. Fastensonnt.**	7.22	17.50	
24	Mo	Schalttag	7.20	17.51	
25	Di	Matthias	7.18	17.53	
26	Mi	Mechthild	7.16	17.55	
27	Do	Nestor ☺	7.14	17.57	
28	Fr	Leander	7.12	17.59	
29	Sa	Justus	7.10	18.01	



MÄRZ			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**Okuli/3. Fastensonntag**	7.07	18.02	
2	Mo	Simplicius	7.05	18.04	
3	Di	Kunigunde	7.03	18.06	
4	Mi	Adrianus	7.01	18.08	
5	Do	Friedrich	6.59	18.09	
6	Fr	Fridolin ☾	6.57	18.11	
7	Sa	Filicitas, Th. v. Aquin	6.54	18.13	
8	**So**	**Lätare/4. Fastensonntag**	6.52	18.14	
9	Mo	Franziska	6.50	18.16	
10	Di	Henriette	6.48	18.18	
11	Mi	Rosina	6.46	18.19	
12	Do	Gregor der Große	6.43	18.21	
13	Fr	Ernst	6.41	18.23	
14	Sa	Zacharias ●	6.39	18.24	
15	**So**	**Judika/Passionssonntag**	6.37	18.26	
16	Mo	Cyriakus	6.34	18.28	
17	Di	Gertrud	6.32	18.30	
18	Mi	Anselmus	6.30	18.31	
19	Do	Joseph	6.27	18.33	
20	Fr	Hubert ☽	6.25	18.35	
21	Sa	Benedikt, *Frühlingsanfang*	6.23	18.37	
22	**So**	**Palmarum/Palmsonntag**	6.20	18.38	
23	Mo	Eberhard	6.18	18.40	
24	Di	Gabriel	6.16	18.42	
25	Mi	Mariä Verkündigung	6.13	18.43	
26	Do	*Gründonnerstag*	6.11	18.45	
27	**Fr**	**Karfreitag**	6.09	18.47	
28	Sa	Malchus ○	6.07	18.48	
29	**So**	**Ostersonntag**	6.05	18.50	
30	**Mo**	**Ostermontag**	6.03	18.51	
31	Di	Amos	6.00	18.53	



APRIL			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mi	Theodora	5.58	18.55	
2	Do	Theodosia	5.56	18.56	
3	Fr	Rosamunde	5.54	18.58	
4	Sa	Ambrosius, Isidor	5.51	19.00	
5	**So**	**Quasimodogeniti/Weißer**	5.49	19.01	
6	Mo	Irenäus, Notker **[Sonnt.** ☾	5.47	19.03	
7	Di	Cölestin	5.45	19.05	
8	Mi	Liborius	5.42	19.06	
9	Do	Bogislaus	5.40	19.08	
10	Fr	Daniel	5.38	19.10	
11	Sa	Ezechiel	5.36	19.12	
12	**So**	**Miserikordias D./2. So. n.**	5.33	19.13	
13	Mo	Justinus **[Ostern** ●	5.31	19.15	
14	Di	Tiburtius	5.29	19.17	
15	Mi	Olympiades	5.27	19.18	
16	Do	Carisius	5.25	19.20	
17	Fr	Rudolf	5.23	19.22	
18	Sa	Valerian	5.21	19.23	
19	**So**	**Jubilate/3. So. n. Ostern** ☽	5.19	19.25	
20	Mo	Sulpitius, Viktor	5.17	19.26	
21	Di	Adolarius	5.15	19.28	
22	Mi	Soter und Cajus	5.13	19.29	
23	Do	Georg	5.11	19.31	
24	Fr	Albert	5.09	19.33	
25	Sa	Markus	5.07	19.34	
26	**So**	**Kantate/4. So. n. Ostern** ○	5.05	19.36	
27	Mo	Anastasius	5.03	19.38	
28	Di	Vitalis	5.01	19.39	
29	Mi	Sibylla, Petrus	4.59	19.41	
30	Do	Eutropius	4.57	19.43	



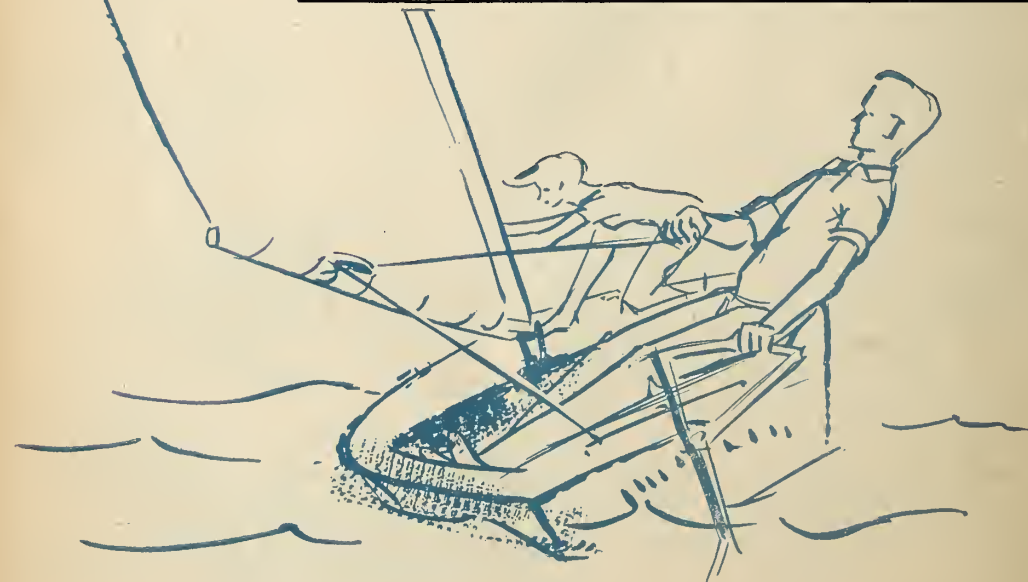


MAI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Fr	**Tag der Arbeit**	4.55	19.44	
2	Sa	Sigismund	4.53	19.46	
3	**So**	**Rogate/5. So. n. Ostern**	4.51	19.48	
4	Mo	Monika ☾	4.49	19.49	
5	Di	Gotthard	4.47	19.51	
6	Mi	Dietrich	4.46	19.53	
7	**Do**	**Christi Himmelfahrt**	4.44	19.54	
8	Fr	Stanislaus	4.42	19.56	
9	Sa	Hiob	4.40	19.57	
10	**So**	**Exaudi/So. n. Christi**	4.39	19.59	
11	Mo	Mamertus ☺ **[Himmelfahrt**	4.37	20.00	
12	Di	Pankratius	4.36	20.02	
13	Mi	Servatius	4.34	20.03	
14	Do	Christian, Bonifatius	4.33	20.05	
15	Fr	Sophia	4.32	20.06	
16	Sa	Peregrinus	4.30	20.08	
17	**So**	**Pfingstsonntag**	4.29	20.09	
18	**Mo**	**Pfingstmontag** ☽	4.27	20.11	
19	Di	Potentiana	4.26	20.12	
20	Mi	Anastasius	4.24	20.14	
21	Do	Prudens	4.23	20.15	
22	Fr	Helena	4.22	20.16	
23	Sa	Desiderius	4.20	20.18	
24	**So**	**Trinit. / Dreifaltigkeitsfest**	4.19	20.19	
25	Mo	Urban	4.18	20.21	
26	Di	Eduard ☺	4.17	20.22	
27	Mi	Ludolf	4.16	20.23	
28	**Do**	**Fronleichnam**	4.15	20.24	
29	Fr	Maximin	4.14	20.26	
30	Sa	Wigand	4.13	20.27	
31	**So**	**1. So. n. Trin. / 2. So. n. Pf.**	4.12	20.28	



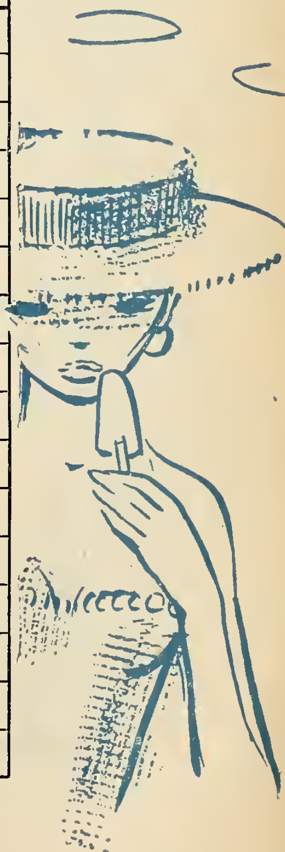
JUNI	Sonne auf	unter	NOTIZEN
1 Mo Nikomedes	4.11	20.29	
2 Di Marcellinus	4.10	20.30	
3 Mi Erasmus ☾	4.10	20.31	
4 Do Carpasius	4.09	20.32	
5 Fr Bonifatius	4.08	20.33	
6 Sa Benignus	4.08	20.34	
7 So 2. So. n. Trin./3. So. n. Pf.	4.07	20.35	
8 Mo Medardus	4.07	20.35	
9 Di Primus	4.06	20.36	
10 Mi Onuphrius, Margarita ☻	4.06	20.37	
11 Do Barnabas	4.06	20.38	
12 Fr Basilides	4.06	20.38	
13 Sa Tobias	4.05	20.39	
14 So 3. So. n. Trin./4. So. n. Pf.	4.05	20.39	
15 Mo Vitus	4.05	20.40	
16 Di Justina	4.05	20.40	
17 Mi Tag d. deutschen Einheit ☽	4.05	20.41	
18 Do Ephraim	4.05	20.41	
19 Fr Gervasius und Protasius	4.05	20.41	
20 Sa Silverius	4.05	20.42	
21 So 4. So. n. Trin./5. So. n. Pf.	4.05	20.42	
22 Mo Achatius, *Sommeranfang*	4.05	20.42	
23 Di Basilius	4.06	20.42	
24 Mi *(Johannes der Täufer)*	4.06	20.42	
25 Do Gedenktag d. Aug. Konf. ☺	4.07	20.42	
26 Fr Jeremias	4.07	20.42	
27 Sa Harald	4.07	20.42	
28 So 5. So. n. Trin./6. So. n. Pf.	4.08	20.42	
29 Mo Peter und Paul	4.08	20.42	
30 Di Pauli Gedächtnis	4.09	20.42	

JULI			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Mi	Theobald	4.10	20.42	
2	Do	Mariä Heimsuchung ☾	4.10	20.41	
3	Fr	Kornelius	4.11	20.41	
4	Sa	Ulrich	4.12	20.40	
5	**So**	**6. So. n. Trin. / 7. So. n. Pf.**	4.13	20.40	
6	Mo	Jesaias	4.13	20.39	
7	Di	Willibald	4.14	20.39	
8	Mi	Kilian	4.15	20.38	
9	Do	Cyrillus ●	4.16	20.38	
10	Fr	Sieben Brüder	4.17	20.37	
11	Sa	Pius	4.18	20.36	
12	**So**	**7. So. n. Trin. / 8. So. n. Pf.**	4.19	20.35	
13	Mo	Margareta	4.20	20.35	
14	Di	Bonaventura	4.21	20.34	
15	Mi	Kolumbus	4.22	20.33	
16	Do	Ruth ☽	4.24	20.32	
17	Fr	Alexius	4.25	20.30	
18	Sa	Rosina	4.26	20.29	
19	**So**	**8. So. n. Trin. / 9. So. n. Pf.**	4.28	20.28	
20	Mo	Elias	4.29	20.27	
21	Di	Praxedis	4.30	20.26	
22	Mi	Maria Magdalena	4.31	20.24	
23	Do	Apollinaris	4.33	20.23	
24	Fr	Christine ○	4.34	20.22	
25	Sa	Jakobus	4.36	20.20	
26	**So**	**9. So. n. Trin. / 10. So. n. Pf.**	4.37	20.19	
27	Mo	Martha	4.39	20.17	
28	Di	Pantaleon	4.40	20.16	
29	Mi	Beatrix, Martha	4.42	20.14	
30	Do	Abdon	4.43	20.13	
31	Fr	Germanus	4.44	20.11	





AUGUST			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Sa	Makkabäer ☾	4.46	20.10	
2	**So**	**10. So. n. Trin./11. So. n. Pf.**	4.47	20.08	
3	Mo	August	4.49	20.07	
4	Di	Dominikus	4.50	20.05	
5	Mi	Oswald	4.51	20.03	
6	Do	Verklärung Christi	4.53	20.02	
7	Fr	Donatus ●	4.55	20.00	
8	Sa	Cyriakus	4.56	19.58	
9	**So**	**11. So. n. Trin./12. So. n. Pf.**	4.58	19.56	
10	Mo	Laurentius	4.59	19.54	
11	Di	Hermann	5.01	19.52	
12	Mi	Klara	5.03	19.50	
13	Do	Hippolytus	5.04	19.48	
14	Fr	Eusebius	5.06	19.46	
15	Sa	Arnulf/*Mariä Himmelf.* ☽	5.07	19.44	
16	**So**	**12. So. n. Trin./13. So. n. Pf.**	5.09	19.42	
17	Mo	Bilibald	5.11	19.40	
18	Di	Agapitus	5.12	19.38	
19	Mi	Sebald	5.14	19.36	
20	Do	Bernhard	5.16	19.34	
21	Fr	Hartwig	5.17	19.32	
22	Sa	Philibert	5.18	19.30	
23	**So**	**13. So. n. Trin./14. So. n. Pf.**	5.20	19.28	
24	Mo	Bartholomäus ○	5.21	19.26	
25	Di	Ludwig	5.23	19.24	
26	Mi	Samuel	5.25	19.22	
27	Do	Gebhard	5.26	19.20	
28	Fr	Augustinus	5.28	19.17	
29	Sa	Johannis Enthauptung	5.29	19.15	
30	**So**	**14. So. n. Trin./15. So. n. Pf.**	5.31	19.13	
31	Mo	Paulinus ☾	5.33	19.11	





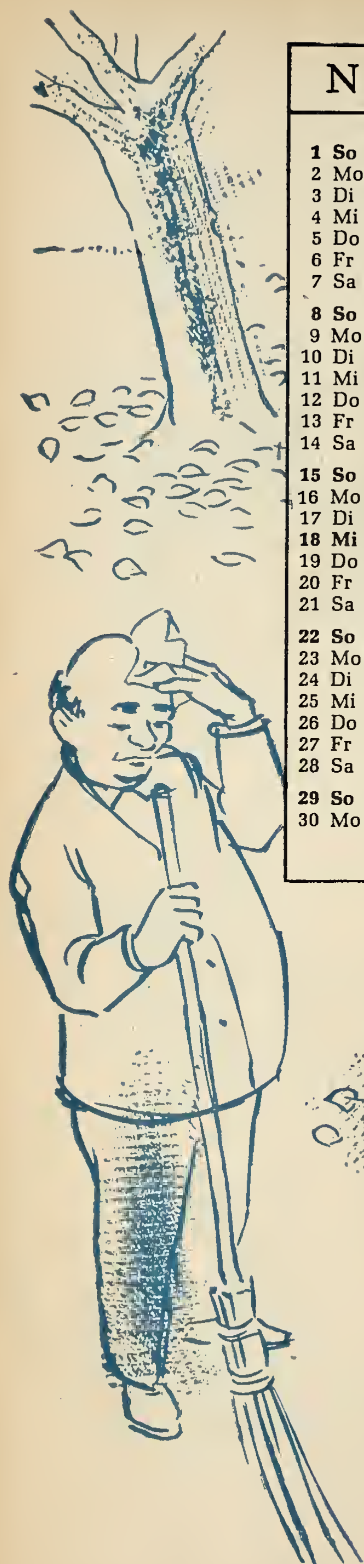
SEPTEMBER		Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Di	Ägidius	5.34	19.09	
2 Mi	Absalon	5.36	19.06	
3 Do	Mansuetus	5.37	19.04	
4 Fr	Moses	5.39	19.02	
5 Sa	Herkules	5.41	18.59	
6 So	**15. So. n. Trin./16. So. n. Pf.**	5.42	18.57	
7 Mo	Regina (	5.44	18.55	
8 Di	Corbinian/*Mariä Geburt*	5.46	18.52	
9 Mi	Bruno	5.47	18.50	
10 Do	Sosthenes	5.49	18.48	
11 Fr	Protus	5.50	18.46	
12 Sa	Syrus	5.52	18.44	
13 So	**16. So. n. Trin./17. So. n. Pf.**	5.53	18.41	
14 Mo	Irmgard (	5.55	18.39	
15 Di	Nikomedes	5.56	18.37	
16 Mi	Euphemia	5.58	18.35	
17 Do	Lambertus	5.59	18.32	
18 Fr	Titus	6.01	18.30	
19 Sa	Januarius	6.02	18.28	
20 So	**17. So. n. Trin./18. So. n. Pf.**	6.04	18.25	
21 Mo	Matthäus	6.06	18.23	
22 Di	Moritz	6.07	18.21	
23 Mi	Hoseas, *Herbstanfang*	6.09	18.18	
24 Do	Johannis Empfängnis	6.11	18.16	
25 Fr	Kleophas	6.12	18.14	
26 Sa	Cyprianus	6.14	18.11	
27 So	**18. So. n. Trin./19. So. n. Pf.**	6.16	18.09	
28 Mo	Wenzeslaus	6.17	18.07	
29 Di	*(Erzengel Michael)*	6.19	18.04	
30 Mi	Hieronymus	6.21	18.02	





OKTOBER	Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1 Do Remigius	6.22	18.00	
2 Fr Vollrad	6.24	17.58	
3 Sa Jairus	6.26	17.56	
4 So 19. So. n. Trin./Erntedkf. 🌑	6.27	17.53	
5 Mo Placidus	6.29	17.51	
6 Di Fides	6.30	17.49	
7 Mi Amalia	6.32	17.47	
8 Do Pelagia	6.33	17.45	
9 Fr Dionysius	6.35	17.43	
10 Sa Gideon	6.37	17.40	
11 So 20. So. n. Trin. / 2. So. n.	6.38	17.38	
12 Mo Maximilian Mich.	6.40	17.36	
13 Di Kolomann ☽	6.42	17.34	
14 Mi Kallistus	6.44	17.32	
15 Do Hedwig	6.45	17.29	
16 Fr Gallus	6.47	17.27	
17 Sa Florentin	6.49	17.25	
18 So 21. So. n. Trin. / 3. So. n.	6.50	17.23	
19 Mo Ferdinand Mich.	6.52	17.21	
20 Di Wendelin	6.54	17.19	
21 Mi Ursula 🌕	6.56	17.17	
22 Do Cordula	6.58	17.15	
23 Fr Severin	6.59	17.13	
24 Sa Salome	7.01	17.11	
25 So 22. So. n. Trin. / 4. So. n.	7.03	17.09	
26 Mo Amandus Mich.	7.04	17.07	
27 Di Sabina ☾	7.06	17.05	
28 Mi Simon und Judas	7.08	17.03	
29 Do Engelhard	7.09	17.02	
30 Fr Hartmann	7.11	17.00	
31 Sa *Reformationsfest*	7.13	16.58	

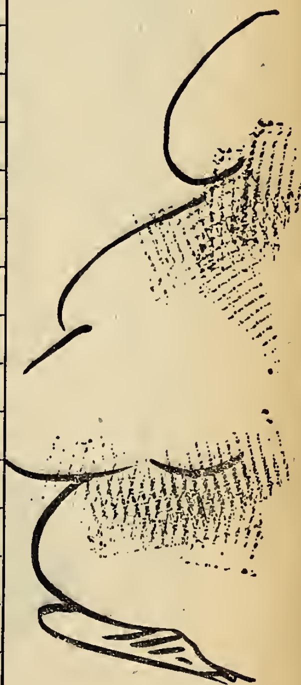




NOVEMBER			Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	**So**	**23. So. n. Trin. / 5. So. n.**	7.14	16.56	
2	Mo	Victorinus **Mich.**	7.16	16.54	
3	Di	Gottlieb	7.18	16.53	
4	Mi	Charlotte ●	7.20	16.51	
5	Do	Blandina	7.22	16.49	
6	Fr	Leonhard	7.24	16.47	
7	Sa	Engelbert	7.25	16.46	
8	**So**	**Drittletzter So. d. Kirchenj.**	7.27	16.44	
9	Mo	Theodorus	7.29	16.42	
10	Di	Martin Luther	7.31	16.41	
11	Mi	Martin, Bischof	7.32	16.39	
12	Do	Jonas ☽	7.34	16.38	
13	Fr	Briccius	7.36	16.36	
14	Sa	Levinus	7.38	16.35	
15	**So**	**Vorletzter So. d. Kirchenj.**	7.39	16.33	
16	Mo	Ottomar	7.41	16.32	
17	Di	Hugo	7.43	16.31	
18	**Mi**	**Bußtag**	7.44	16.30	
19	Do	Elisabeth ○	7.46	16.28	
20	Fr	Amos	7.47	16.27	
21	Sa	Rufus	7.49	16.26	
22	**So**	**Letzter So. d. Kirchenj.**	7.51	16.25	
23	Mo	Klemens **Totensonnt.**	7.52	16.24	
24	Di	Chrysogonus	7.54	16.23	
25	Mi	Katharina	7.55	16.22	
26	Do	Konrad ☾	7.57	16.21	
27	Fr	Otto	7.58	16.20	
28	Sa	Günther	8.00	16.20	
29	**So**	**1. Advent**	8.01	16.19	
30	Mo	Andreas	8.03	16.18	



DEZEMBER				Sonne auf	Sonne unter	NOTIZEN
1	Di	Arnold		8.04	16.17	
2	Mi	Candidus		8.06	16.17	
3	Do	Cassian		8.07	16.16	
4	Fr	Barbara	⊕	8.09	16.16	
5	Sa	Abigail		8.10	16.15	
6	**So**	**2. Advent**		8.11	16.15	
7	Mo	Agathon		8.12	16.14	
8	Di	Edith/*Mariä Empfängnis*		8.14	16.14	
9	Mi	Joachim		8.15	16.14	
10	Do	Judith		8.16	16.14	
11	Fr	Damasus		8.17	16.14	
12	Sa	Epimachus	☽	8.18	16.13	
13	**So**	**3. Advent**		8.19	16.13	
14	Mo	Nikasius		8.20	16.13	
15	Di	Johanna		8.21	16.14	
16	Mi	Ananias		8.21	16.14	
17	Do	Lazarus		8.22	16.14	
18	Fr	Christoph		8.23	16.14	
19	Sa	Lot	☺	8.24	16.14	
20	**So**	**4. Advent**		8.24	16.15	
21	Mo	Thomas		8.25	16.15	
22	Di	Beata, *Winteranfang*		8.25	16.16	
23	Mi	Dagobert		8.26	16.16	
24	Do	Adam und Eva/*Hl. Abend*		8.26	16.17	
25	**Fr**	**1. Christtag**	☾	8.26	16.18	
26	**Sa**	**2. Christtag, Stephanstag**		8.27	16.18	
27	**So**	**Sonntag nach Weihnachten**		8.27	16.19	
28	Mo	Unschuldige Kinder		8.27	16.20	
29	Di	Jonathan		8.27	16.21	
30	Mi	David		8.27	16.22	
31	Do	*Silvester*		8.27	16.23	





Holzschnitt von Rudolf Güthinger

Kriegserblindung, ihre Auswirkung und Überwindung

Von Dr. Hans Ludwig, Vorsitzender des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Wenn wir auf den Blättern unseres Jahrbuchs, das sich vorwiegend an einen sehenden Leserkreis wendet, dieses Thema einmal aufgreifen, so ganz gewiß nicht deshalb, um bei behördlichen Stellen oder in der Öffentlichkeit Mitleid für die „armen Kriegsblinden" zu erwecken. Nichts liegt uns ferner. Wohl aber erscheint es angebracht, die Leser unseres Jahrbuchs auf die Folgeerscheinungen hinzuweisen, die mit der Kriegserblindung verbunden sind, und sie um Verständnis für unsere besondere Lebenssituation zu bitten.

Seit Jahr und Tag sind wir bemüht, eine wissenschaftlich fundierte Broschüre über die Auswirkungen der Kriegserblindung in medizinischer, psychologischer und soziologischer Sicht herauszubringen. Die Wichtigkeit, ja die Notwendigkeit unserer Bemühung, eine solche Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage zu veröffentlichen, wird niemand bestreiten. Das um so mehr, als wir über die Praxis der Kriegsopferversorgung und -fürsorge im allgemeinen und über die Versorgung der Kriegsblinden und ihrer Hinterbliebenen im besonderen sehr enttäuscht sind, seitdem wir die Realität ihrer Durchführung im einzelnen kennengelernt haben. Wir sind der Meinung, daß eine methodisch exakte, gut lesbare und wirkungsvoll ausgestattete Darstellung über die besondere seelische und soziale Situation der Kriegsblinden und ihre Sonderstellung im Verhältnis zu den Geburts- und Unfallblinden ausgearbeitet werden sollte, ohne daß man dabei die Schwere des Leidens und die Not der Überwindung bei diesem Personenkreis minder zu bewerten braucht. Das geht nur, wenn man an Hand eines sorgfältigen und systematischen Studiums der seelischen und körperlichen Prozesse feststellt, wie der einzelne Kriegsblinde sein Schicksal erlebt und verarbeitet, wobei natürlich auch die zurückliegenden Zeiten vor und nach der Erblindung, ferner die Kriegsblindenehe, die Frage der Kindererziehung sowie die berufliche und gesellschaftliche Situation mit berücksichtigt werden müssen. Aus einer Anzahl biographischer Längsschnitte und Lebenslaufanalysen von Kameraden lassen sich wahrscheinlich schon bestimmte Verhaltens- und Erlebnisweisen feststellen, die eine Sonderstellung unseres Personenkreises und eine besondere Hilfe rechtfertigen.

Die aufmerksamen Leser unseres Jahrbuchs werden mir darin zustimmen, daß man diese besondere Art der seelischen und körperlichen Reaktion und die innere Verarbeitung des Kriegsblindenschicksals auf der Basis der allgemeinen Folgen jeder Erblindungsart sehen muß. Denn diese allgemeinen Bedingungen bilden zunächst einmal die unentbehrliche Voraussetzung eines jeden Blindheitsschicksals. Aber wir müssen doch je nach dem individuellen Fall eine gewisse Gewichtsverteilung der Schädigungsfolgen vornehmen. Was wir mit unseren zivilblinden Schicksalsgefährten gemeinsam haben, ist die Tatsache, daß wir ebenso wie sie orientierungs- und dadurch gehbehindert sind, wahrscheinlich sogar mehr als sie, weil sie vielfach von früh auf an ihren Zustand gewöhnt sind und eine größere Selbständigkeit in der Bewegung und Orientierung erreichen als der Späterblindete. Doch damit ist das Wesen unserer Erblindungsfolgen nicht erfaßt, sondern es kommt darauf an, wie wir den jäh über uns hereingebrochenen Verlust des Augenlichtes und die damit verbundenen Schädigungsfolgen in einer für uns und unsere Umgebung spezifischen Weise innerlich verarbeiten, d. h. wie wir mit diesem Schicksal fertig werden oder auch nicht fertig werden. Auch hierfür gibt es in unseren Reihen Beispiele genug. Es ist schon ein bedauernswerter Zustand, daß wir den maßgebenden Stellen, denen unser Geschick anvertraut ist und die über unsere versorgungs- und fürsorgerechtlichen Belange zu entscheiden haben, immer wieder die Schwierigkeiten vor Augen führen müssen, unter denen die Kriegsblinden ihr Leben führen, ohne daß wir damit das Opfer anderer Beschädigter schmälern wollen. Aber wir sind doch der Auffassung – und wissen uns hierin mit der Mehrheit des deutschen Volkes einig –, daß die Kriegserblindung eines der schwersten Schicksale ist, das Menschen im Kriege treffen konnte.

Aber nicht nur der Verlust des Sehvermögens allein begründet eine gewisse Sonderstellung der Kriegsblinden im Versorgungswesen. Vielmehr müssen bei Kriegsblinden

die mittelbaren und unmittelbaren Schädigungsfolgen berücksichtigt werden. Wir haben in unseren Publikationen, in unserer Zeitschrift und hier in unserem Jahrbuch wiederholt darauf hingewiesen, daß bei Minderbeschädigten seelische Begleiterscheinungen und Schmerzen durch eine Erhöhung der MdE entschädigt werden können, während bei Erwerbsunfähigen eine solche Rentenerhöhung nicht möglich ist. Auch hinsichtlich der Pflegezulage werden wir so behandelt wie diejenigen Schwerbeschädigten, die den Verlust zweier Gliedmaßen erlitten haben. Es wird also der Verlust des Augenlichtes dem Verlust zweier Gliedmaßen in etwa gleichgestellt, was sich aber nach näherer Prüfung als unhaltbar erweist. Das Wesentliche bei dem Verlust von Armen und Beinen ist die Einbuße selbständiger und uneingeschränkter Bewegungsmöglichkeit und eine damit verbundene Behinderung in der häuslichen oder beruflichen Betätigung. Diese rein körperlichen Beeinträchtigungen sind bei uns in ebenso hohem Maße vorhanden. Sie bilden aber trotzdem nicht das Wesentliche und besonders Wichtige. Zwischen einem noch so schweren Gliederverlust und dem Verlust eines so wichtigen Sinnesorgans wie des Augenlichts besteht doch ein tiefer Unterschied. Bei noch so schwerer körperlicher Behinderung, aber gesunden Sinnesorganen, kann der Mensch Werke von hoher Geistigkeit und Schönheit schaffen. Wer hingegen das Augenlicht verloren hat, dem ist zunächst das Tor geistiger Ernährung verschlossen; er muß sich diesen Zugang zu den geistigen und kulturellen Gütern mit Hilfe der heute gegebenen zahlreichen technischen Errungenschaften erst mühsam bahnen. Denn mit dem Sehen hat der Kriegsblinde nach einem früheren Reichsgerichtsurteil neun Zehntel aller Sinneswahrnehmungen eingebüßt.

Hinzu kommt noch, daß bisher die vielfältigen und erst in neuer Zeit von der medizinischen Wissenschaft erkannten organischen Folgeerscheinungen der Kriegserblindung nicht genügend berücksichtigt worden sind. Neueste Forschungen auf diesem Gebiet haben ergeben, daß die Kriegserblindung nicht nur erhebliche sekundäre Folgen in Form von Veränderungen im Skelettsystem, von Störungen der Verdauungsorgane und Stoffwechselstörungen nach sich zieht, sondern daß mit der Erblindung auch unmittelbare Störungen der hormonellen Steuerung im gesamten Organismus verbunden sind. Ich verweise hier auf einen Artikel von Professor Dr. Fritz Hollwich „Der Einfluß des Augenlichtes auf die Regulation des Stoffwechsels" und andere Veröffentlichungen. Die vielfältigen persönlichen Erfahrungen unserer Kameraden und die Gutachten unserer Heimärzte, die ich immer mit großem Interesse lese, bestätigen ausdrücklich die Einzelergebnisse der medizinischen Forschung. Da erkennt man oft ein ständiges Ringen mit gesundheitlichen Störungen mancherlei Art, wie sie in der bekannten und allgemein verbreiteten Schlaflosigkeit, in vorzeitigen Ermüdungserscheinungen, nervöser Überreizung, Verdauungsstörungen und neurasthenischen Erkrankungen zutage treten.

Von 200 Kameraden, die im Jahre 1962 in der Zeit von März bis Oktober in unserem Kurheim auf Borkum eine Badekur durchgeführt haben, litten nach dem Bericht unseres dortigen Heimarztes 161 an Schlafstörungen, 114 an dauernden Kopfschmerzen, 59 an vegetativen Störungen, 62 an Rheuma (beruhend auf Knochenverschleiß), und 7 klagten über entzündliche rheumatische Erkrankungen. 64 Kameraden hatten Kreislaufstörungen und 10 Herz- und Gefäßleiden. 32 litten unter Magen- und Darmbeschwerden. Sieben hatten ein Gallen- und Leberleiden, und so geht es fort.

In unserem Kurheim in Bad Homburg waren im gleichen Zeitraum 127 Patienten. Wie unser Heimarzt berichtet, litten auch

hier die meisten Kameraden an mehreren Krankheiten gleichzeitig, so daß die Zahl der behandelten Krankheitsbilder die Zahl der Patienten bei weitem übertrifft.

Aus alledem ist nun ersichtlich, daß es sich nicht nur um die Überwindung des Blindheitsschicksals an sich handelt, sondern daß gesundheitliche Störungen verschiedener Art auftreten, die mittel- oder unmittelbar in ursächlichem Zusammenhang mit der Erblindung stehen.

Der Verlust des Augenlichtes wirkt sich aber nicht nur in den zusätzlichen Schädigungsfolgen und äußerlich in einer Erschwerung oder Hemmung der selbständigen Bewegungs- und Betätigungsmöglichkeit aus. Wesentlicher sind die damit verbundenen seelischen Begleiterscheinungen, eben die Belastungen des Gemüts. Wer uns nur obenhin betrachtet, könnte glauben, daß mit der beruflichen Rehabilitation, mit dem Erwerb eines Eigenheims oder eines eigenen Pkw's nun schon alle Probleme des Blindseins gelöst seien. Er könnte auch glauben, wir brauchten nur gelegentlich eine Führung, und dazu genüge ein braver Führhund, eine liebende Frau oder irgendein treuer Begleiter. Nein, wir wissen es alle und erleben es wohl täglich einmal: blind sein bedeutet mehr als nur geführt werden von anderen. Es bedeutet vielmehr den Verzicht auf viele, viele Anregungen und Eindrücke, die das Sehen aus der bunten Fülle der Außenwelt, der Natur und Kunst dem Menschen vermittelt. Wie gerne möchten wir manchmal das Bild einer Landschaft, durch die wir fahren oder wandern, sichtbar in uns aufnehmen, ein kunstvolles Bauwerk oder eine großartige moderne technische Anlage wirklich mit den Augen erfassen. Freilich, unser Alltagsleben ist durch die gleichen Begriffe und Ordnungen geprägt wie das unserer sehenden Mitmenschen. Wir haben noch eine gute Vorstellung von der Welt, weil wir sie in all ihrer Pracht einmal gesehen haben. Wir wissen, was Raum und Weite, oben und unten ist, wie Wald, Wiese, Acker und Meer aussehen. Wir kennen den Himmel in all seiner Bläue und Unendlichkeit und wissen vom Dunkel der Nacht, von Mond und Sternen. Wir haben die Lieblichkeit der Blumen geschaut, uns an den Formen der Pflanzen erfreut und die Mächtigkeit der Bäume und die Beweglichkeit der Tiere sehend erlebt. Wir sind durch Dörfer und Städte gewandert und haben Bilder von alldem in uns bewahrt. Schauen und Vorstellen sind bei uns nicht so scharf getrennt. Es gibt ja auch ein inneres Sehen. Und doch, wie haben sich Landschaft und Städte im Wandel der Jahre und Jahrzehnte verändert. Wer von uns verspürte nicht die Sehnsucht, heute das alles selber noch einmal schauen zu können? Gewiß, unsere lieben Frauen oder sonst ein guter Begleiter beschreiben uns die Umwelt nach bestem Wissen und Vermögen, allein der Drang, diese farbige und vielgestaltige Welt selber noch einmal schauend zu erleben, bleibt im Herzen, und es kostet immer aufs neue große Überwindung, sich in das unabänderliche Geschick zu fügen. Wie schmerzlich empfinden wir alle oft unsere Abhängigkeit von sehender Hilfe, bei jedem Weg, den wir machen, beim Vorlesen, beim Heraussuchen von Akten und bei tausend kleinen Verrichtungen des täglichen Lebens. Dahin gehört auch die oft verhängnisvoll sich auswirkende fehlende Möglichkeit der raschen Umsicht und Übersicht, zumal in einer uns fremden Umgebung. Wir werden leicht ungeduldig im Verkehrsleben und leicht ungerecht gegen unsere Begleitung, wenn wir angestoßen werden oder auf der Autobahn nicht so vorwärts kommen, wie wir es uns vorstellen, nur weil wir die Vorgänge nicht übersehen können.

Wie gerne möchten wir unseren Frauen – die meisten Ehen wurden nach der Erblindung geschlossen –, Kindern oder Enkeln einmal in die Augen schauen, beispielsweise beim Geburtstagsglückwunsch oder am Weihnachtsabend, wenn wir mit ihnen unter dem

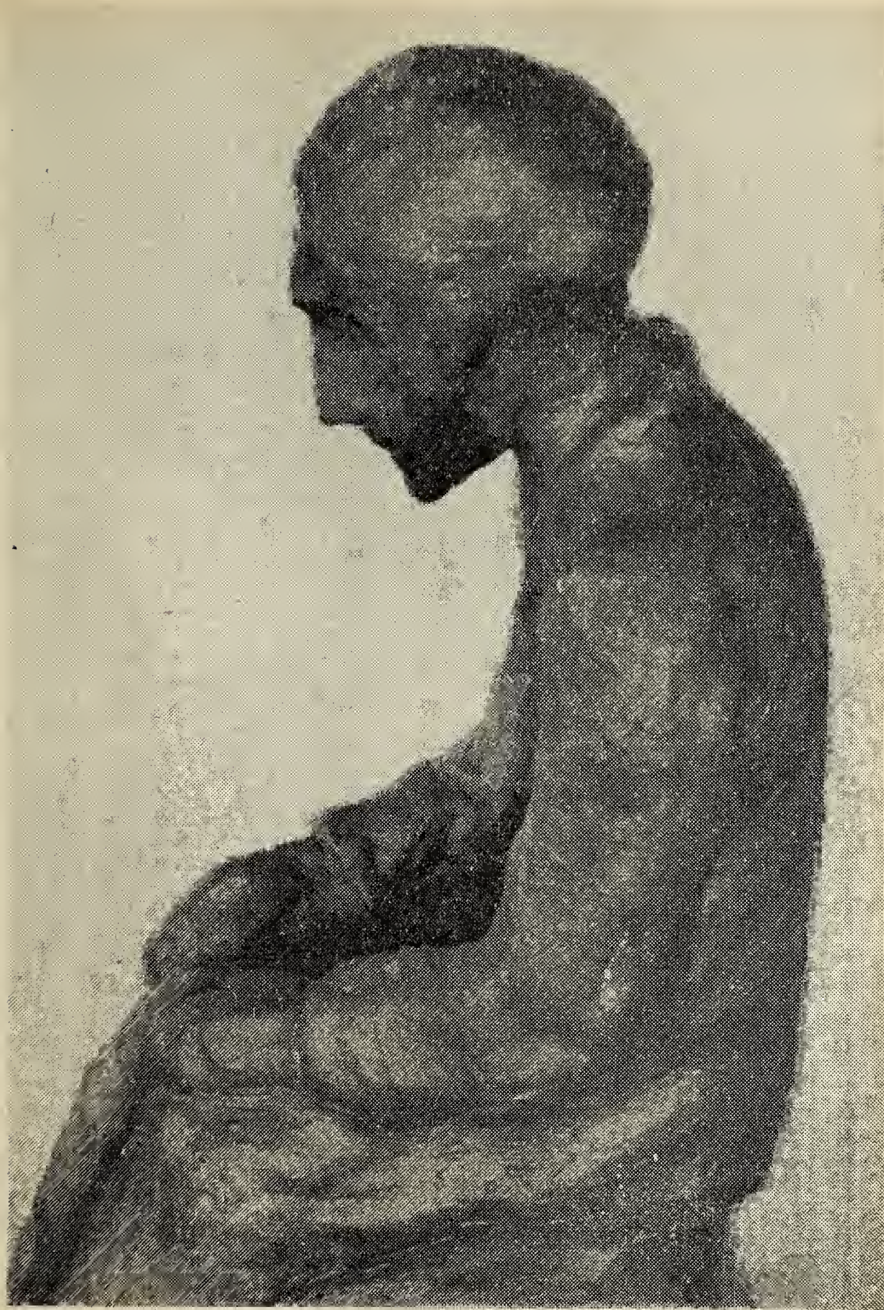
Lichterbaum stehen, um den Glanz ihrer hellen Augen in uns aufnehmen zu können. So manches Mißverständnis im Leben würde rasch beseitigt und manches unbedachte Wort nicht gesprochen werden, wenn uns die stumme Zwiesprache der Augen nach zugänglich wäre. Es bedürfte dann zumeist keiner Erklärung.

Hinzu kommt noch ein anderes wichtiges Moment: der Kriegsblinde muß sich, wie schon erwähnt, den Zugang zu den geistigen und kulturellen Gütern unserer Zeit erst mühsam auf dem Wege über die blindentechnischen Hilfsmittel bahnen. Unsere sehenden Mitmenschen, auch unsere schwerverletzten Kameraden, die noch im Vollbesitz ihrer Sinnesorgane sind, haben Bücher, Zeitschriften und Zeitungen stets vor Augen, und mühelos strömen ihnen von dort Anregungen, Belehrung und Unterhaltung zu. Gewiß, auch wir sind heute dank der technischen Errungenschaften unserer Zeit in der Lage, am geistigen und kulturellen Leben der Gegenwart in gewissem Umfange teilzunehmen, aber es zeigen sich auch hier immer wieder unüberwindliche Schranken. Von hier aus wird unser Kampf um die Anerkennung des Magnettongerätes als orthopädisches Hilfsmittel verständlich, weil es in der Tat schon für jeden Kriegsblinden unentbehrlich geworden ist.

Bedenken wir weiter: Die meisten Kriegsblinden haben ihren früher ausgeübten, erlernten oder angestrebten Beruf aufgeben müssen und sind vielfach auf Arbeitsgebiete abgedrängt worden, die nicht immer ihrem sozialen Niveau, ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechen. Wie oft ergeben sich beim Aufstieg und Fortkommen im Beruf Schwierigkeiten, weil ein gewisses Mißtrauen gegenüber den Leistungen der Blinden noch immer nicht völlig ausgeräumt ist, obwohl die Erfahrung längst gezeigt hat, daß ein Blinder, wenn er auf einen geeigneten Arbeitsplatz vermittelt und ihm dort Gelegenheit gegeben wird, seine Kenntnisse und Fähigkeiten fortzuentwickeln, wertvolle produktive Arbeit leistet. Für die Kriegsblinden ist ja die Arbeit mehr als eine bloße Erwerbsquelle. Sie ist eine seelische Notwendigkeit, ein Weg, leicht aufkommende Minderwertigkeitsgefühle und Depressionen zu überwinden, die jeden Kriegsblinden befallen, der zur Untätigkeit verurteilt ist. Freilich ist der Arbeitsrhythmus eines Kriegsblinden anders als die Arbeitsweise seiner sehenden Kollegen. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Arbeitsablauf eines Kriegsblinden, der im gehobenen oder höheren Dienst steht, aufzuzeigen. Dann würde man erkennen, welches Maß von gesteigerter Konzentration, von seelischer und körperlicher Anpassung er täglich aufzubringen hat, wenn er sich an seinem Arbeitsplatz behaupten und gleichwertige Arbeit leisten will. Schon der Weg morgens zur Dienststelle und nachmittags wieder nach Hause fordert von dem Kriegsblinden und seiner Frau, die ihn hinbringen und wieder abholen muß, im heutigen Verkehrsleben ein Übermaß an Willenskraft. Für den Sehenden bedeutet dieser Weg oft Erholung und Ablenkung.

Die Innenwirkungen der Erblindung erhöhen sich noch, wenn zum Verlust des Augenlichtes ein weiterer Schaden, etwa der Verlust beider Hände, anderer Gliedmaßen oder gar Sinnesorgane hinzutritt. Es steht ja nach ärztlicher Erkenntnis fest, daß die anderen Sinnesorgane stellvertretend eingreifen, wenn das Augenlicht eingebüßt wurde. Sie können bei der Orientierung gute Dienste leisten und vor mancher unerwarteten Gefahr warnen. Wie schön ist es für den Nichtsehenden, wenn er noch dem Gesang der Vögel oder dem Klang ferner Glocken lauschen und den Duft der Blumen in sich aufnehmen kann. Fehlen diese so wichtigen Sinnesorgane jedoch, so ist der Mensch doppelt hilflos. Der Tastsinn ist bei uns nicht so ausgebildet wie bei unseren zivilblinden Schicksalsgefährten. Die Erfahrung beim Lesen der Punktschrift bestätigt die wissenschaftliche Erkenntnis, daß bei Spätererblindeten der Umbau des Gehirns doch nicht mehr in dem Umfange vollzogen werden kann, wie das bei Blindgeborenen oder in der Jugend Erblindeten noch möglich ist. Alle Tastempfindungen beim Lesen der Punktschrift laufen bei uns Kriegsblinden immer noch über das optische Bild. Ich sehe die Punktschriftbuchstaben förmlich vor mir und kann wissenschaftliche Texte nur dann verarbeiten und im Gedächtnis behalten, wenn ich sie selber „unter den Fingern gehabt habe". In der Tatsache also, daß wir als Späterblindete heute mit einer für das Leben in Blindheit ungeeigneten Gehirnfunktion leben müssen, liegt für viele von uns gar oft die Wurzel nervöser Störungen und anderer Erkrankungen, die durch anhaltende körperliche Anstrengung entstehen. Daß sich derartige Störungen auch seelisch auswirken, ist bei dem engen Zusammenhang von Leib und Seele nicht weiter verwunderlich. Eine Gewöhnung an den Zustand der Erblindung gibt es nicht. Wer gewöhnt sich schon an offenstehende Türen oder Fensterflügel, an herumstehende Gegenstände oder daran, daß er unversehens eine Vase, ein volles Glas umstößt? Aus alledem wird deutlich, daß ein Kriegsblinder täglich außergewöhnlichen Belastungen körperlicher und seelischer Art ausgesetzt ist, die zu ertragen viel Kraft, Geduld und Selbstüberwindung erfordert.

Dies gilt in erhöhtem Maße für unsere Ohnhänder und taubblinden Kameraden, die ja bei all ihren Lebensfunktionen ständiger Wartung und Pflege bedürfen. Ihre Frauen



Diese plastische Darstellung eines Kriegsblinden wurde von Annemarie Faber geschaffen. In der meditativen Haltung der Gestalt kommt zum Ausdruck, daß der nach innen gewendete Blick eines Blinden oft tiefer und weiter zu schauen vermag als das nach außen gerichtete Auge eines Sehenden

müssen bei Tag und vielfach auch bei Nacht unentwegt in Bereitschaft stehen. Sie bringen unendlich viel seelische und auch körperliche Kraft auf und verzichten auf viele Lebensgüter, um dem so schwer betroffenen Mann die erforderliche Stütze und Lebenshilfe sein zu können.

Von hier aus wird die von uns erhobene Forderung auf die Einführung einer Pflegeleistungszulage für die Witwen von Pflegezulage-Empfängern verständlich und begründet. Unsere sehenden Freunde sind ja darüber unterrichtet, wie wichtig für den Nichtsehenden eine vertraute und verständnisvolle, allzeit bereite und ganz auf die besonderen Bedürfnisse eingestellte Pflegeperson ist, wie wir sie in unseren Frauen haben. Daher ist es unsere Pflicht, für die soziale Sicherheit unserer Hinterbliebenen zu sorgen und sie vor wirtschaftlicher Not zu bewahren. Die derzeitige Versorgung der Witwen reicht in keiner Weise aus. Unsere Frauen haben sich durch ihre langjährige Pflegetätigkeit einen Leistungsanspruch eigener Art erworben, dem der Staat sich nicht entziehen kann. Rechtssystematische Überlegungen sollten der Einführung einer Pflegeleistungszulage nicht im Wege stehen, weil sie durch das Leben selbst mit seinen humanen und sozialen Erfordernissen widerlegt werden.

Aus meinen Ausführungen ergibt sich mithin ein Leitgedanke: Das heutige Bundesversorgungsgesetz und alle hierzu bisher ergangenen Verbesserungsversuche konnten den notwendigen Erfolg und die Zufriedenheit der Kriegsopfer nicht bringen, weil die Grundlagen des Versorgungssystems vorwiegend rein rechtlicher und wirtschaftlicher Art blieben. Das Versorgungsrecht der Kriegsopfer sollte daher mehr als bisher nach der individuellen und psychologischen Seite hin erweitert und vertieft werden.

Es entspricht aber nicht der Lebensauffassung des Verfassers, nur die Schattenseiten der Kriegserblindung aufzuzeigen. Dies geschah auch nur, um die Öffentlichkeit einmal nüchtern und klar die vielfältigen Auswirkungen der Kriegserblindung erkennen zu lassen, aus denen so manche Reaktion gegenüber der Umwelt verständlich wird. Das Schicksal, das Ältere wie Jüngere und Menschen aller Stände und Berufe in gleicher Weise getroffen hat, ist hart. Aber wir wissen auch, daß jedem von uns die Möglichkeit gegeben ist, herauszufinden aus Dunkelheit und seelischer Not. Haben wir diesen festen Willen – und ich glaube, die deutschen Kriegsblinden haben ihn bewiesen – und steht uns ein liebender, mitsorgender und mittragender Mensch zur Seite, wie wir ihn in unseren Frauen besitzen, sind alle Wege offen, die zum inneren Frieden führen. Auch wir sind mit unserem ganzen Sein und Streben mitten hineingestellt in das große Zeitgeschehen, ja, in die tiefgreifende Wandlung aller politischen, geistigen und gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich im Zeitraum dieser beiden Weltkriege in unserem Volke vollzogen hat. Die Kriegsblinden stehen nicht abseits des flutenden Lebens in Staat und Gesellschaft. Sie haben Familien gegründet, Kinder erzogen und sich mutig und lebensbejahend dieser Welt gestellt. Sie haben sich im heutigen Bunde der Kriegsblinden gleichsam zu einer großen Lebens- und Familiengemeinschaft zusammengeschlossen, zu einer Selbsthilfeorganisation mit festen Zielen und Aufgaben. Von den 6300 Kriegsblinden stehen noch etwa 4000 im öffentlichen oder privaten Arbeitsprozeß. In der beruflichen Betätigung gewinnt der Kriegsblinde das Gefühl der Gleichwertigkeit und damit eine Basis für sein und seiner Familie Lebensglück. Fühlt er sich als gleichberechtigter und gleichverpflichteter Mensch innerhalb der Gemeinschaft, so trägt er alle Beschwerden und spricht nicht davon. „In labore lux!" Zur Arbeit aber gehört die Welt des Geistes, von der sie erst ihren letzten Sinn und Wert erhält. Diese geistige Welt wird uns mit Hilfe eines umfangreichen Schrifttums in Blindenschrift, modernen technischen Hilfsmitteln wie Radio und Ton-

bandgeräten, mit Vorträgen, Musikdarbietungen und Gesprächen erschlossen, und so haben wir die Möglichkeit, am politischen und kulturellen Leben der Gegenwart teilzunehmen. Die Kulturgüter dieser Welt können ja nur da erworben werden, wo sich jeder einzelne mit ihnen auseinandersetzt. Jeder Mensch, sei er nun sehend oder blind, muß in lebendiger Verbindung zu den Kulturgütern dieser Welt stehen und um ihren Besitz ringen. Die Erblindung ist keine Sonderform des menschlichen Daseins. Der Ausfall des Sehvermögens ist nicht zugleich auch ein Ausfall des Wissens und Denkens. Die Welt des Geistes ist reichhaltig und vielgestaltig. Wir hören gerne gute Musik und bereichern unser Wissen an wertvollen Büchern. Unsere Hörbüchereien geben jedem die Möglichkeit zu geistiger Unterhaltung und Fortbildung. Wir halten uns aufgeschlossen für echten Humor und fröhliche Geselligkeit. Wer einmal unsere Heime besucht und in unserer Mitte geweilt hat, wird bald merken, welch lebensfroher und geselliger Geist hier herrscht, daß aber auch für ernste Gespräche noch genügend Zeit bleibt. Aber auch die Beiträge dieses Jahrbuches zeugen in Wort und Bild vom Lebens- und Arbeitswillen der Kriegsblinden auf den verschiedensten Gebieten des wirtschaftlichen, technischen und geistigen Lebens. Da liest man von einem Hobby, das sich einer damit geschaffen hat, daß er seiner Frau an jedem Sonnabend die Wohnung gründlich auf Hochglanz bringt. Nebenbei bemerkt, handelt es sich um einen Landessozialgerichtsrat. Ein anderer hat sich in seinem Hause eine regelrechte Werkstatt eingerichtet und stellt die akkurateste Puppenstube für seine Tochter her oder richtet sich sein Arbeitszimmer für Radio- und Magnettontechnik selber ein. Ein dritter züchtet Brieftauben oder ist ein begeisterter Schachspieler, Funkamateur oder Versehrtensportler. Es gibt ja der Möglichkeiten so viele, dem Leben noch einen Sinn und Wert zu geben, und so hat sich wohl jeder in Haus, Beruf und Familie einen Rahmen geschaffen, der seinen persönlichen und gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht. Das Schicksal legt uns viele Schranken auf, aber es verwandelt sie auch in Stufen, die zur Höhe führen. Was wir brauchen, sind helfende Hände und verstehende Herzen, sind Menschen, die uns mit Vertrauen und Verständnis begegnen. Dann erfüllt sich das Wort von Emanuel Geibel: „Wenn es etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's unerschüttert trägt."



Auch beim Aussteigen aus der Straßenbahn ist es die Ehefrau, die ihrem kriegsblinden Mann die leitende Hand reicht. Würde ihr eine solche Hilfestellung in diesem Alter nicht auch das Aussteigen erleichtern? Aber trotz ihrer vielen Pflichten ist sie immer guter Dinge
4 Fotos: Meinhardt

Bis daß der Tod euch scheide

Fast fünfzig Jahre an der Seite eines Kriegsblinden

Nun wird mein Mann, der Kriegsblinde Ernst Meinhardt, 80 Jahre alt. Das ist wirklich ein gnadenreiches Alter, wenn man bedenkt, unter welch schwierigen Verhältnissen wir – er und ich, seine Lebenskameradin – seit beinahe fünfzig Jahren unser Leben bewältigen müssen. In dieses lange Leben soll der nachstehende Bericht einen kurzen Einblick geben.

Wir waren erst kurze Zeit verheiratet, als mein Mann 1914 eingezogen wurde. Im Jahre 1917, nach schwerer Verwundung, ereilte ihn das harte Schicksal der Erblindung. Wenig vorher hatte er unseren damals neun Monate alten Sohn Werner zum ersten Male gesehen – es sollte auch das letztemal sein. Die Nachricht von seiner schweren Verwundung traf mich wie ein Blitzschlag, ich glaubte, das Leben sei für uns nun ganz vorbei. Er sollte nun immer im Dunkel bleiben? Nie mehr sollten wir uns in die Augen sehen? Es war nicht auszudenken. Und doch mußten wir beide die Umstellung bewältigen; für mich hieß es, ihn auf diesem dunklen Weg in Geduld und Rücksicht zu begleiten. Wir suchten nach einer neuen Lebensordnung, was uns über so manchen Umweg nach vielen inneren und äußeren Kämpfen schließlich auch gelang. In jeder Ehe wechseln Freud und Leid, in einer Kriegsblindenehe aber sind diese Unebenheiten mit viel größeren seelischen Belastungen verbunden.

Endlich hatten wir uns eine Existenz aufgebaut. Derweil wuchs unser Junge heran, so daß er den Vater nun auf manchem geschäftlichen Wege begleiten konnte. Nach mühseligen „Gründerjahren" – mein Mann war nach der Erblindung selbständiger Kaufmann geworden – hatten wir jetzt auch etwas materiellen Gewinn, so daß wir uns das Leben ein wenig verschönern konnten.

Erst im Jahre 1926, als unser Sohn wegen der Schule immer weniger Zeit hatte, seinen Vater zu begleiten, holte sich mein Mann einen Führhund, den wir Afra nannten. Im Sommer 1927 fuhren Vater und Sohn das erstemal in das Kriegsblinden-Kurheim nach Swinemünde, während ich das Geschäft versorgte. Sonnengebräunt, begeistert von Heim und Ostsee, rundum gut erholt, kehrten sie zurück. Zum Empfang auf dem Bahnhof hatte ich auch unsere Afra mitgenommen, natürlich an der Leine, damit sie die beiden Urlauber nicht vor lauter Jubel umrisse. Was aber geschah? Afra drehte sich bei der Begrüßung zu mir herum, sie würdigte weder meinen Mann noch meinen Sohn eines Blikkes oder Lautes. Wir waren sprachlos über



Schlittschuhlaufen ist auch für Kriegsblinde ein schöner Ausgleichssport. Auf unserem Bild sehen wir Ernst Meinhardt und Frau im Februar 1935 auf dem Gondelteich in Braunlage, im Hintergrund Otto Weiske

soviel nachträgliche Empfindlichkeit. Erst am anderen Tag näherte sie sich den beiden wieder.

Jetzt fällt mir auch eine Swinemünder Begebenheit ein, die mir mein Mann erzählte. Ich bekam damals noch nachträglich einen nicht geringen Schrecken. Anläßlich eines Strandfestes waren Vater und Sohn mit mehreren Kameraden zu einer abendlichen Seerundfahrt auf dem herrlichen großen Dampfer „Deutschland" gestartet. Unterwegs sollte hier ein Feuerwerk veranstaltet werden. Dabei geschah es, daß aus Versehen eine Rakete statt nach oben nach unten abgeschossen wurde, mitten in den bereitliegenden Raketenvorrat fegte und diesen sofort zur Explosion brachte. Wie feurige Schlangen züngelten die Feuerwerkskörper auf Deck umher. Unser Junge hatte jetzt nur den einen Gedanken, den Vater anzupacken und mit ihm ins Wasser zu springen. Das aber konnte gottlob in letzter Minute verhindert werden. Diese Schrecksekunden erlebte ich während des Berichtes noch einmal mit und war dann doppelt froh und dankbar, daß beide wohlbehalten heimgekehrt waren.

Wir wohnten damals in Meuselwitz, einer kleinen Stadt in Sachsen, dem Heimatort meines Mannes, wo bald jeder jeden kennt. So war auch unsere Afra bekannt. Da sie ein schöner schwarzer Schäferhund mit Stammbaum war, wurde mein Mann aufgefordert, dem dortigen Schäferhund-Verein beizutreten. Gern ging er darauf ein. Dieser Verein hatte auch eine Keglergruppe, und so probierte mein Mann, wie es sich als Blinder kegeln ließe, hatte er doch vor dem Krieg, also noch als Sehender, einer Kegelgruppe in Leipzig angehört. Hier nun in Meuselwitz waren es auch lauter sehende Kegelbrüder, doch sie bezogen meinen Mann sofort in ihren Kreis mit ein; dank ihrer rührenden Hilfsbereitschaft wurde er bald wieder auf der Kegelbahn heimisch. Auch viele gesellige Stunden verlebten wir in diesem Kreise. Als wir im Jahre 1936 wegen der Gesundheit meines Mannes nach Berlin umziehen mußten, habe ich nichts mehr bedauert, als daß er das Kegeln aufgeben mußte. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg fanden sich in Spandau einige kriegsblinde Kameraden zusammen, die den Kegelsport wieder aufleben ließen. Diesen schloß sich mein Mann mit Freuden an. Bei diesen Kegelabenden kam es ab und zu auch vor, daß er als Ältester am besten abschnitt. Es ist ihm nicht leichtgefallen, den schönen Sport vor einem Jahr nun doch aufzugeben.

Jetzt schweife ich noch einmal zurück. Dank vertrauenswürdigen Bekannten, die unser Geschäft in unserer Abwesenheit weiterführten, war es mir später möglich, gemeinsam mit meinem Mann zu verreisen, vor allem unsere Kurheime zu besuchen. Im Sommer fuhren wir nach Swinemünde und im Winter nach Braunlage. Hier wie dort trafen wir mit netten Kameraden zusammen. In Swinemünde genossen wir das Strandleben, das Schwimmen und das Aalen in der Sonne, in Braunlage huldigten wir dem Schlittschuhsport oder vergnügten uns mit dem Rodelschlitten auf der Rodelbahn und der neuen Harzburger Straße, die damals nur wenig befahren war. Im übrigen hatte sich unser Sohn ein Segelboot zugelegt, an dem auch mein Mann viel Freude hatte, zumal er in jungen Jahren ein passionierter Segler gewesen war.

Der Anfang des Zweiten Weltkriegs überraschte uns in Swinemünde. Hals über Kopf



Swinemünde im August 1939: Frau Meinhardt liest ihrem Mann und seinem Kameraden die alarmierenden Nachrichten über die Zuspitzung der Lage vor

wurden die Sachen zusammengepackt. Nur unter großen Schwierigkeiten erreichten wir Berlin. Unser lieber Sohn wurde – wie seinerzeit sein Vater – sofort eingezogen und ist bis heute noch nicht wieder zurückgekehrt.

Schlimme Erfahrungen mußten wir nach Kriegsschluß machen. Als wir die Straßenbahn benutzten, die gerade ihren Betrieb wieder aufgenommen hatte, erklärte uns die Schaffnerin, daß unsere Ausweise keine Gültigkeit mehr hätten, wir müßten bezahlen. Als wir uns weigerten – denn wir bekamen damals noch keine Rente –, bemerkte sie, wir seien Kriegsblinde und darum Kriegsverbrecher, ließ den Wagen halten, holte den zweiten Schaffner und den Fahrer herbei und beförderte uns mit deren Hilfe gewaltsam hinaus. Wir warteten dann auf die nächste Straßenbahn. Hier nahm uns der Schaffner ohne Beanstandung des Ausweises mit.

Und da wir gerade bei der Straßenbahn sind, möchte ich wohl einmal erwähnen, daß wir unseren blinden Männern unter anderem nun schon viele, viele Jahre auch hier, ebenso wie bei Bus und Eisenbahn, beim Einsteigen behilflich sein müssen. Hat schon einmal jemand darüber nachgedacht, daß wir Ehefrauen der Blinden des Ersten Weltkrieges heute nicht mehr so ganz jung sind und es manchmal recht nötig hätten, daß man auch uns ein wenig beim Einsteigen hülfe? Und vielleicht nicht nur beim Einsteigen?

Margarete Meinhardt

Ernst Meinhardt war bis in sein hohes Alter aktiver Kegler der Kriegsblinden-Kegelgruppe Berlin-Spandau. Unser Bild zeigt, wie er noch mit 79 Jahren eine Kugel mit ganzer Kraft in die vollen schiebt



Unsere Frauen und wir

Es ist schon manches über unsere Frauen geschrieben worden. Das ist auch künftig nötig, damit im Bewußtsein derer, die uns Kriegsblinden ihre Aufmerksamkeit schenken, auch sie den ihnen gebührenden Platz bekommen. Der wird ihnen nicht von selbst eingeräumt. Da muß man nachhelfen; denn das Wirken unserer Frauen spielt sich meist unbeachtet in der Verborgenheit des häuslichen Umkreises ab oder geschieht, wenn sie uns in der Öffentlichkeit führen und behilflich sind, so unauffällig und selbstverständlich, daß ihr Tun keiner besonderen Beachtung oder gar Anerkennung für wert gehalten wird. Allenfalls läßt man ihnen einmal einen halben Blick oder in Gedanken ein mitleidiges: „Die arme Frau" zukommen. Oder man verwundert sich, wenn sie sich in unserer Gesellschaft fröhlich und unbeschwert zeigen. In beiden Fällen sind sie aber ziemlich sicher meist im nächsten Augenblick vergessen.

Was unsere Frauen tatsächlich leisten, können wohl nur wir, ihre kriegsblinden Männer, annähernd wissen; ich glaube sogar, wir müssen zugeben: Auch wir werden ihrer Leistung nicht immer gerecht, denn ihre Fürsorge ist uns – wenigstens zum Teil – im Lauf der Jahre zur Gewohnheit geworden. Wir wollen daher zu eigenem und zu unserer sehenden Mitmenschen Nutz und Frommen uns nachdenklich durch Kopf und Herz gehen lassen, was es bedeutet, die Frau eines Kriegsblinden zu sein.

Die Art der Beziehung zwischen Mann und Frau ist von Ehe zu Ehe verschieden je nach der Art der Persönlichkeiten, die sich zu einer Ehe verbunden haben. Das ist auch bei uns Kriegsblinden nicht anders. Aber eines ist in den weitaus meisten Kriegsblindenehen das gleiche: Sie sind durchweg gut. Das hat seine Gründe: Wenn eine Ehe die Erschütterung der Kriegserblindung des Mannes ausgehalten und überstanden hatte, dann war die Bindung zwischen den Eheleuten so stark, daß sie sich auch weiterhin bewährte. Eine Frau aber, die einen Kriegsblinden heiratet, weiß im allgemeinen, was sie tut. Nicht wenige Kriegsblinde haben ihre Pflegerinnen geheiratet. Damit war die günstige Vorbedingung gegeben, daß man einander kannte und wußte, wen man heiratete, und die Frau hatte erlebt, was sie in der Ehe erwarten würde, nämlich immerwährender Dienst.

Zunächst haben unsere Frauen mit Familie und Haushalt, vielleicht sogar mit Haus und Garten, dasselbe Maß an Arbeit und Aufgaben zu bewältigen wie alle anderen Hausfrauen und Familienmütter auch. Zusätzlich müssen sie vieles tun, was in der Ehe mit einem Sehenden Aufgabe des Mannes ist. Dazu aber kommt nun bei der Frau eines Kriegsblinden all das, was ihr die Behinderung ihres Mannes an besonderen Aufgaben und Pflichten auferlegt. Sie muß in besonderem Maße für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der häuslichen Umwelt sorgen, damit der Mann sich ständig in einer vertrauten Umgebung bewegen kann; alle Gebrauchsgegenstände müssen immer ihren gewohnten und gehörigen Platz haben, wo sie der Mann ohne weiteres findet, besonders für seine eigenen Dinge – Bücher, Maschinen, Schreibgerät, Kleidung, Wäsche – trifft das zu; nirgends in Wohnung, Garten und Keller darf etwas herumstehen oder herumliegen, über das er stolpern oder an dem er sich verletzen könnte, keine Tür darf halboffen sein; auf den Tischen darf nichts stehen, was er ahnungslos umwerfen könnte; vor allem müssen Vasen mit Blumen aus seiner Reichweite entfernt werden – und wie manchesmal gelingt es ihm doch, sie zu

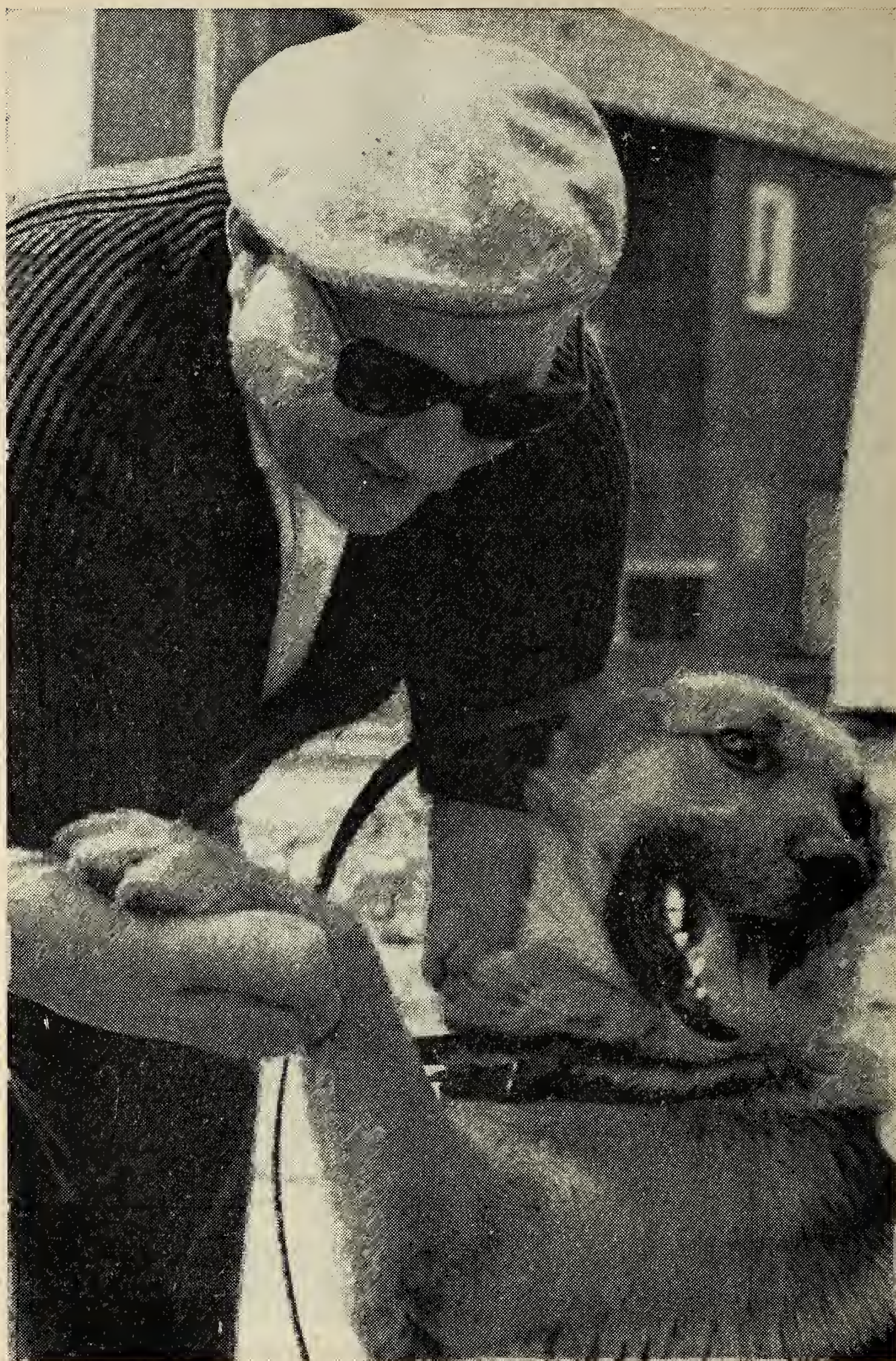


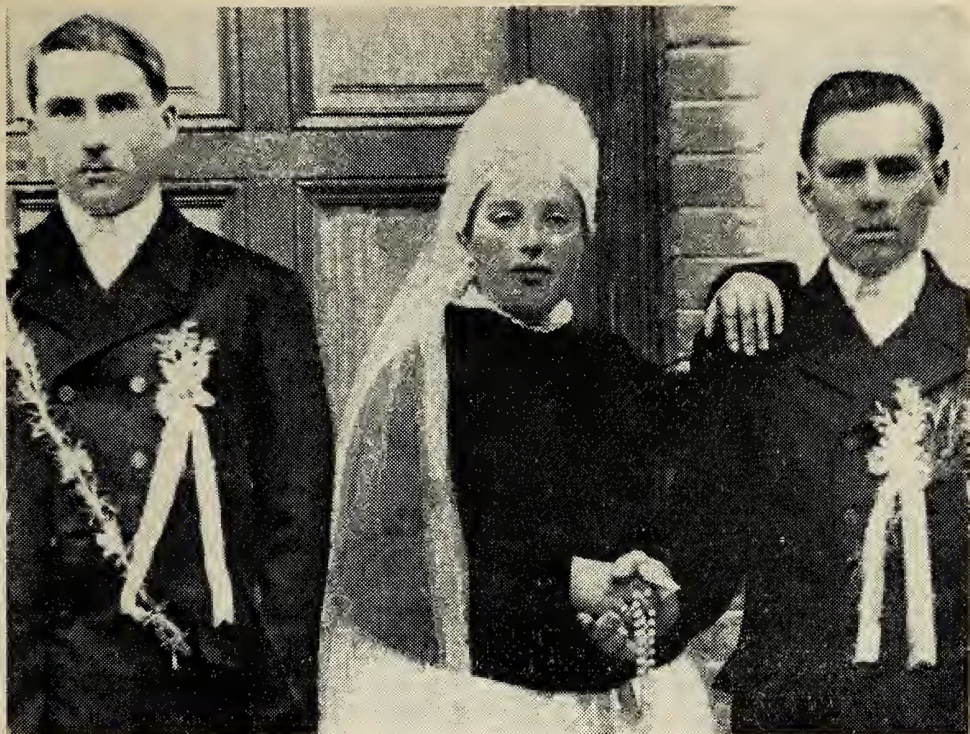
Frau am Fenster. Linolschnitt von Will Krick

erwischen und umzustoßen! Viele Frauen begleiten ihren kriegsblinden Mann früh zur Arbeitsstelle oder zum Verkehrsmittel und holen ihn abends wieder ab. Ist er dann zu Hause, so ergibt sich für sie neben der Sorge für sein leibliches Wohl eine Fülle weiterer Aufgaben. Da ist die eingegangene Post zu lesen oder – wenn es sich um Briefe handelt, die eingehend bearbeitet oder genau beantwortet werden müssen – dem Mann in Blindenschrift zu diktieren oder auf Tonband zu sprechen; da sind Zeitungen, Aufsätze aus Zeitschriften, Bücher vorzulesen (soweit es sie nicht in Blindendruck oder auf Tonbändern gibt) ohne Rücksicht darauf, ob ihr Inhalt die Frau interessiert oder nicht. Da sind, wenn der Mann geschrieben hat, Briefe und Manuskripte auf Tippfehler und Inhalt hin durchzusehen, zu beurteilen und mit ihm zu besprechen; wenn er noch ein Ehrenamt bekleidet, etwa in unserm Bund oder in einer anderen Organisation, so braucht er auch da vielfach ihre Hilfe. Zu Behörden- und Arztgängen, Besorgungen, Einkäufen muß sie ihn gewöhnlich begleiten, ebenso zu Vorträgen, Veranstaltungen, Sitzungen, Tagungen, auch wenn der Gegenstand der Veranstaltung sie gar nichts angeht und sie viel lieber zu Hause geblieben wäre. Bei alledem gehen aber die häuslichen und familiären Anforderungen weiter und wollen ihr Recht! Bedenken wir ferner, welche Nervenanspannung oft allein die Begleitung eines Kriegsblinden an sich für die Frau darstellt, zumal in den belebten Großstadtstraßen oder in den meist überfüllten Verkehrsmitteln. Immer und überall muß die Frau für zwei aufpassen. Und dabei muß sie so oft die belästigend neugierigen Blicke der lieben Mitmenschen ertragen! Allerdings soll nicht vergessen sein, daß die lieben Mitmenschen häufig auch freundlich, hilfsbereit und voll Takt und Rücksicht sind. Neben alledem möchte die Frau Verbindung halten mit den erwachsenen Kindern, die nicht mehr zu Hause leben, mit anderen Angehörigen und mit Freunden. Sie möchte musizieren, Zeit für ein gutes Buch oder nur hier und da einmal für ein wenig Besinnung haben; sie möchte sich vielleicht gar sozial oder politisch oder sonstwie öffentlich betätigen – kurz, Raum und Zeit für wenigstens ein Stückchen Eigenleben haben – muß sie doch bei aller Wohlgeordnetheit der äußeren Lebensumstände infolge der Seh- und damit der Bewegungs- und Betätigungsbehinderung ihres Mannes ohnehin schon auf vielerlei verzichten. Wie aber soll das alles in den Stunden eines Tages untergebracht werden? Eine besondere Belastung der Frau darf nicht übersehen werden: sie trägt nicht nur für sich selbst schwer an der Erblindung ihres Mannes – sie trägt auch seinen Schmerz mit, sie leidet sein Leid mit ihm, das immer wieder einmal die scheinbare Gewöhnung durchbricht, und sie muß ihm hilfreich beistehen, wenn die schwarzen Stunden ihn überfallen vor denen er nie sicher ist. So kann es dann geschehen, daß plötzlich einmal bei einer nichtigen Gelegenheit die Frau scheinbar ganz unbegründet „aus der Haut fährt" oder ihr Herz anfängt, sich unvorschriftsmäßig zu verhalten oder sich sonst eine körperliche oder seelische Unregelmäßigkeit ihres Befindens zeigt und daß sich dann bei näherem Zusehen herausstellt, daß die Frau durch die ständige Anspannung und Überbeanspruchung seit Jahren überfordert und nun am Ende ihrer Kräfte angelangt ist. Der jährliche gemeinsame Erholungsurlaub oder die Teilnahme der Frau an der Heil- und Badekur des Mannes schaffen da keinen Ausgleich; denn auch hier obliegt der Frau – und zwar jetzt sogar für die gesamte Dauer des Tages – die Betreuung ihres Mannes. Die Frau eines Kriegsblinden müßte, um seelisch und körperlich bei Kräften und den Anstrengungen der Betreuung ihres Mannes gewachsen zu bleiben, jährlich einmal für mehrere Wochen Haus- und Eheurlaub bekommen, damit sie wenigstens vorübergehend von Zeit zu Zeit einmal ganz ausspannen, sich erholen und ihren eigenen Bedürfnissen leben könnte.

Grundlegend wird sich an der Tatsache der Überbelastung der Kriegsblindenfrau kaum etwas ändern lassen. So wollen denn wenigstens wir, ihre Männer, uns dann und wann mit dankbarem Herzen daran erinnern und uns ganz bewußt machen, was unsere Frauen uns sind und was sie für uns tun in stiller Selbstverständlichkeit und ohne Anspruch auf Anerkennung. Unsere Mitmenschen aber mögen den Frauen der Kriegsblinden mit der Achtung begegnen, die ihrem immer opferbereiten Dienen zukommt.

B. Schütz





Hochzeit im Banat. Damals konnten der Jungbauer Lorenz Eberling und seine Frau nicht ahnen, welch schweres Los das Schicksal für sie bereithielt

Härter als das härteste Geschick

Ein kriegsblinder Ohnhänder, der einst Pflug und Zügel führte

Von einem zweifachen Schicksal ist die Familie Eberling betroffen, deren Vorfahren vor 200 Jahren auszogen, um die weiten Donauebenen Ungarns zu kolonisieren Mit Flößen, auf denen Hab und Gut verstaut waren, so hatte der Großvater erzählt, waren die Ahnen in das Reich Maria Theresias gekommen, wo sie bis zu ihrer Vertreibung 1945 großes Ansehen genossen. Die aus Lehm gebauten und mit freundlichen Farben getünchten Häuser der Donauschwaben mit ihren geräumigen Stallungen und großen Scheunen waren der sichtbare Ausdruck eines rastlosen Fleißes, der zum bescheidenen Wohlstand führte. Noch heute sind die deutschstämmigen Menschen dieses Landes, die nach über 200 Jahren wieder in ihre alte Heimat zurückgekehrt sind, von einer unstillbaren Sehnsucht erfüllt Hier in Süddeutschland, von wo sie einst auszogen, haben sie meist in Gemeinschaftsarbeit wieder ein Haus gebaut und hegen mit Liebe und Sorgfalt ein Stückchen Garten Aber die Sehnsucht ist geblieben.

Kamerad Eberling und sein Führhund hängen sehr aneinander, und der kriegsblinde Ohnhänder weiß, daß er sich auf seinen vierbeinigen Begleiter immer verlassen kann

In Salach im Kreis Göppingen gibt es über 200 Ungarndeutsche, die eine feste Gemeinschaft innerhalb des Ortes bilden, ohne sich aus dem Leben der übrigen Gemeinde auszuschließen. Zu Fabian und Sebastian, am 20. Januar, feiert man Kirchweih wie zu Hause. Meist sind auch noch die Familien zusammen wie auf den Höfen. Auf einem davon ist auch Lorenz Eberling groß geworden. Zehn Hektar Acker, Wald und Weinberge gehörten zum Anwesen in Barnja Bann. Hier in Salach ist es ein geräumiger Platz, auf dem

zur Straßenseite ein zweistöckiges Haus steht, in dem im Erdgeschoß der 1930 geborene Sohn Josef mit seiner Familie wohnt. Der blonde fünfjährige Wolfgang ist der jüngste Eberling. Im Nebenhaus wohnen der 78jährige Johann Eberling, Großvater und Urgroßvater zugleich, und sein Sohn, der kriegsblinde Ohnhänder Lorenz Eberling. Ihm, der von Haus und Hof vertrieben wurde, hat das Schicksal ein Leben in ewiger Nacht und ohne Hände aufgebürdet. Breitschulterig, mit dem unverkennbaren Gang des Bauern, der dem blinden Mann auch heute noch anhaftet, sah ich ihn zuerst im Garten, wo sein Sohn und sein Vater bei der Arbeit waren. Der kleine Wolfgang versuchte ebenfalls mit Hand anzulegen und wurde wohlwollend von den Älteren geduldet.

Zusammen mit zwei Geschwistern ist Lorenz Eberling in dem 1844 gebauten Elternhaus in Ungarn groß geworden. Am 21. 10. 1911 geboren, kam er während des Ersten Weltkrieges zur Schule und mußte nach Friedensschluß 1918 Kroatisch lernen, da seine Heimat mittlerweile aus Ungarn herausgelöst und Jugoslawien zugeschlagen worden war. Von März 1932 bis November 1933 wurde er Soldat in der jugoslawischen Armee und mußte als ausgebildeter Pionier bei Beginn des Balkan-Feldzugs gegen die deutsche Wehrmacht kämpfen. Schon im April 1942 holte ihn die deutsche Wehrmacht in ihre eigenen Reihen. Vor Reschew hatte die berittene Pioniereinheit, der er jetzt angehörte, den Auftrag, ein russisches Minenfeld zu räumen. Einen Auftrag, wie ihn der Pionier Lorenz Eberling schon hundertmal ausführte. Die Holzminen lagen schon längere Zeit im Boden, und beim Aufheben explodierte eine. Ohne Hände, die Oberschenkel durchbohrt von Splittern, die Augen durch die Stichflamme geblendet, das Gesicht entstellt, bringt man den deutsch-ungarischen Bauern in ein Lazarett nach Smolensk. Niemand gibt ihm



Mit großer Zärtlichkeit hängen die Enkelkinder an ihrem kriegsblinden Großvater

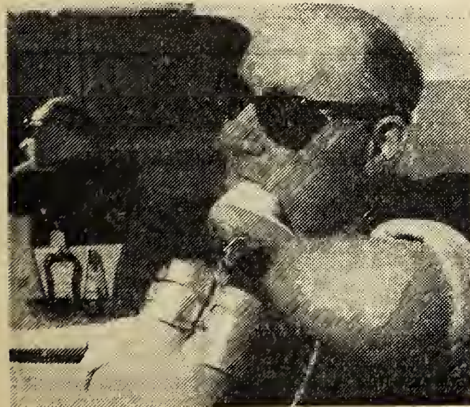


Ein Gang die Dorfstraße entlang, der Hund scheint das Ziel gut zu kennen

Kamerad Eberling wurde zum Mattenflechter umgeschult. Für ihn bedeutet die Arbeit mehr als nur Broterwerb, sie gibt ihm Selbstbewußtsein und hilft über manche schwere Stunde hinweg

Mit dem Elektrorasierer, der auf ein für Elle und Speiche angefertigtes Paßteil aufmontiert ist, kann auch der Ohnhänder jede Gesichtspartie erreichen

7 Fotos: W. Pabst





Dieser speziell angefertigte, mit zwei Spangen versehene Löffel, in die Spaltung zwischen Elle und Speiche gesteckt, ermöglicht dem Ohnhänder, ohne fremde Hilfe zu essen



eine Chance. Aber der Lebenswille des Mannes ist stärker als die Todesnachricht, die schon auf dem Hof eingetroffen ist. Mit einem Flugzeug wird er nach Berlin ausgeflogen. Im Oskar-Helene-Heim in Berlin-Dahlem werden die operativen Maßnahmen am rechten Arm vorgenommen, die Verwundungen an den Oberschenkeln ausgeheilt, und 1944 wird Lorenz Eberling nach Prag in die Kriegsblindenschule weitertransportiert. Am 20. April 1945 glückt es ihm, mit einem der letzten Rot-Kreuz-Transporte nach Wels bei Linz vor den anrückenden Russen weiterzukommen. Hier erlebte er auch den Zusammenbruch. 200 Kriegsblinde wurden gemeinsam mit dem Pflegepersonal von den Amerikanern übernommen, die den Transport nach Bad Ischl weiterleiteten. Der Sommer in Bad Ischl war für Lorenz Eberling und seine Schicksalsgefährten eine schlimme Zeit. Ende des Jahres 1945 kam der gesamte Transport nach Linz ins Lager Wegscheidt, wo Lorenz Eberling im März 1946 entlassen wurde.

Seine Familie hatte bei einem Bauern Unterschlupf gefunden, wo die Frau und der Sohn mitarbeiteten. „Das Haus war eine armselige Hütte", entsinnt sich der blinde Mann heute, „in dem sich die Ratten jagten und der Regen lustig durch das Dach plätscherte. Aber wir waren doch froh, daß wir wieder beieinand waren." Hier bekommt die Familie endlich ein Lebenszeichen von den Eltern, die in der Zwischenzeit nach Süddeutschland ausgewiesen wurden, und hier beschließt man auch, schwarz über die Grenze bei Salzburg zu gehen, um mit den Angehörigen wieder vereint zu sein.

Dankbar erinnert sich der Kriegsblinde heute, wie ihm seitens der Gemeindeverwaltung in Salach geholfen wurde. 1949 konnte er in der Blindenschule auf der Solitude das Mattenflechten lernen. 1950 begann er selbständig Matten herzustellen. Sein schweres Schicksal aber trägt der kriegsblinde Ohnhänder mit großem Mut und ernster Würde, wobei ihm seine ganze Familie mit Verständnis und treuer Liebe hilft. Über schwere Stunden bringt ihn die Arbeit hinweg, die für ihn nicht nur Broterwerb, sondern in weit höherem Maße helfende und ausgleichende Betätigung ist. *W. Pabst*

Wie bestellt und nicht abgeholt

Was alles geschehen kann, wenn ein Kriegsblinder eine Reise tut

Nicht immer bin ich „mit der Eisenbahn in jeder Beziehung gut gefahren", wie es so schön in einem Werbespruch heißt. Als ich im Februar 1946 von Zwickau (Sachsen) in Begleitung einer mutigen Schwester aus dem früheren Lazarett die Heimkehr ins Rheinland wagte, passierte schon zu Beginn der Reise ein Mißgeschick. Wir fuhren aus unerfindlichen Gründen eine Station weiter als Glauchau, wo wir hätten umsteigen müssen. Das hatte bei den damaligen Verhältnissen zwangsläufig zur Folge, daß ich meine Heimat einen ganzen Tag später „wiedersah".

Seinerzeit ahnte ich noch nicht, daß ich nach der Umschulung in die Dienste der Bundesbahn treten und ihren Aufschwung aus nächster Nähe miterleben würde. Wie angenehm, bequem und beruhigend ist es doch für einen alleinreisenden Kriegsblinden, sich heute in die Polster der 1. Wagenklasse sinken und ans Ziel fahren zu lassen, vorausgesetzt natürlich, daß er in den richtigen Wagen gesetzt wird!

Es geschah im August Anno 1957. Ich wurde in Hannover, wo ich einen Kameraden im Krankenhaus besucht hatte, an den D-Zug Berlin–Paris Nord, der gegen 17.00 Uhr abfahren sollte, geleitet. Um ganz sicher zu gehen, wandte sich meine Begleiterin an den Zugführer und bedeutete ihm, daß ich allein nach Köln zu reisen gedächte. Diesem fiel sogleich die Bestimmung der Vorschrift ein, nach der ich berechtigt war, die 1. Wagenklasse zu benutzen, und darüber vergaß er offenbar, daß ich ja nach Köln wollte; er verwies mich in den ersten Wagen. Bevor die fahrplanmäßige Abfahrtzeit gekommen war, setzte sich der Wagen plötzlich in Bewegung und rollte aus dem Bahnhof. Von Mitreisenden erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß ich

im Kurswagen nach Hoek van Holland saß. Als wir wieder in den Bahnhof einliefen, war mein D-Zug natürlich weg. Ich ging mit mir und dem Zugbegleitpersonal zu Rate und beschloß, im Kurswagen, der an einen Eilzug nach Rheine angehängt wurde, zu verweilen und in Minden auszusteigen, um von dort aus weiterzusehen. Den im ersten Grimme geborenen Gedanken, mich über den Zugführer zu beschweren, verwarf ich bald wieder; er war immerhin mein Kollege und hatte es gut gemeint. In Minden ließ ich mich zum Aufsichtsbeamten bringen, um wegen meiner späteren Ankunft in Köln den Abholdienst umzuorganisieren, kein leichtes Unterfangen; denn meine Familie war verreist, und ich wohnte für einige Tage bei Onkel und Tante in Köln-Ehrenfeld, sonst hätte ich durch einen kurzen Anruf zu Hause leicht aus der Misere herauskommen können. Ich läutete also eine mir bekannte Beamtin bei der Auskunft Köln Hbf an und bat sie zu veranlassen, daß kurz vor Einlaufen des ursprünglich ins Auge gefaßten Zuges über Lautsprecher ausgerufen werde, daß ich mit dem nächsten D-Zug, etwa 90 Minuten später, ankomme. Auf sie konnte ich mich verlassen und vertrieb mir in der Bahnhofswirtschaft Minden ruhig bei Dornkaat und Bier die Zeit bis zur Weiterfahrt. In Köln Hbf trat ich etwas müde und abgespannt gegen 23.00 Uhr auf den Bahnsteig und harrte des Onkels, der da kommen sollte und nicht kam. Nach etwa zehn Minuten Wartezeit rief ich um Hilfe und erregte dadurch Aufsehen beim Aufsichtsbeamten, der mich hilfsbeflissen an sein Telefon führte. Ich bat die gute Bekannte von der Auskunft auf einen Sprung zu mir. Wir stellten verärgert fest, daß der Lautsprecher sage und schreibe eine halbe Stunde vor Ankunft des verpaßten Zuges die gewünschte Durchsage von sich gegeben hatte, kein Wunder also, daß der Onkel sie nicht gehört hatte. Hoffend, daß er noch im Bahnhofsgelände herumschwirre, ließ ich nochmals laut verkünden, daß auf Bahnsteig fünf ein stehengelassener Kriegsblinder abzuholen sei.

Nach weiteren zehn Minuten vergeblichen Wartens ließ ich mich kurz entschlossen in ein Taxi setzen und nach Ehrenfeld fahren. Dort angekommen, klingelte ich Alarm, worauf die Tante vom IV. Stock heruntergehetzt kam und erstaunt war, mich ohne Onkel vorzufinden. Dieser war, als ich dem vorgesehenen Zuge nicht entstieg, wieder nach Hause gefahren, von der um mich in Sorge befindlichen Tante aber bald wieder zum Bahnhof gejagt worden, wo er wohl jetzt nach mir fahndete. Heilfroh, doch noch ans Ziel gekommen zu sein, und durstig nach den Strapazen der schwierigen Reise, lud ich meine Tante zu einem Glase Bier ein. Dies veranlaßte sie wiederum, zum IV. Stock hinaufzusteigen, um dem Onkel, falls er bald zurückkehrte, schriftlich zu hinterlassen, in welcher Gaststätte wir uns befänden. Mit der bekannten Vorfreude auf ein kühles Helles standen wir bald vor der ausgewählten Gaststätte und fanden sie geschlossen! Mit einem einzigen Wort, das die ganze verfahrene Situation trefflich kennzeichnete und daher dreimal über meine Lippen kam, aber dennoch nicht wiedergegeben werden kann, sprach ich mir alle Enttäuschung von der Seele. Danach verblieb nur noch ein Weg, der zur Omnibushaltestelle, um unsererseits den bedauernswerten Onkel abzuholen, der gegen 0.15 Uhr mit leicht zerknirschtem Ausdruck aus dem Bus stieg, dann aber sichtlich erleichtert aufatmete, als er den verlorenen Neffen gesund, doch wenig munter, vor sich sah.

Kurz vor dem Einschlafen sagte ich noch zu mir: „Weshalb bin ich eigentlich Kriegsblinder geworden? Wäre ich sehend geblieben, so hätte ich diesen schwarzen Reisetag gewiß nie erlebt, ein schlagender Beweis dafür, daß sich ein Kriegsblinder in fremder Umgebung nicht allein zurechtfinden kann und auch bei fremder Hilfe noch enorme Schwierigkeiten zu überwinden hat."

G. Mertens

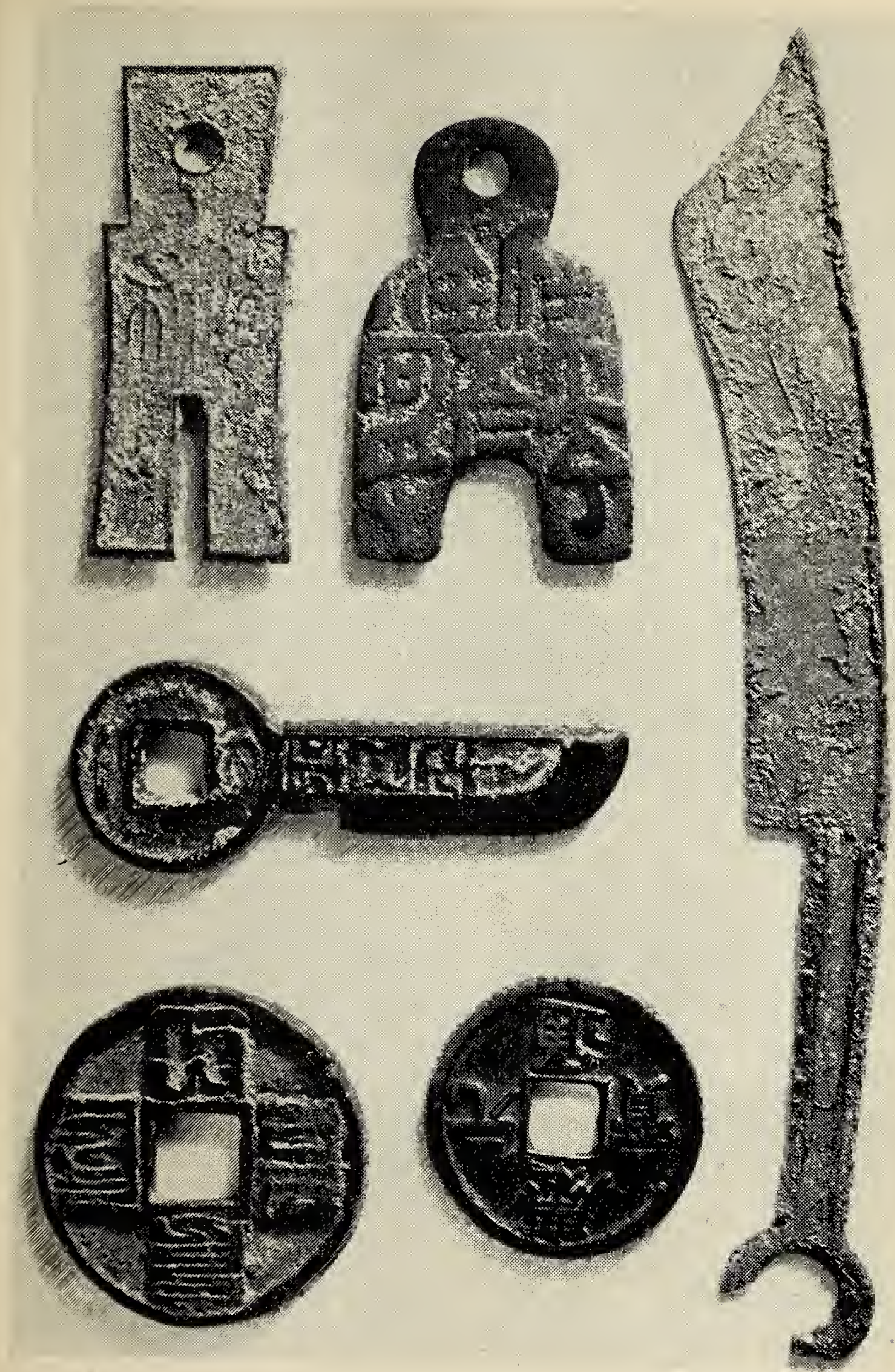
Geformt geprägt geschlagen

Die Münze als Spiegel und Zeugnis ihrer Epoche

Wäre heute noch jenes Münzgeld gültig, mit dem die Chinesen vor 2600 Jahren die gewünschte Ware einhandelten, so wäre es einfacher als jetzt, den Geldwert schon aus Form und Gewicht zu erkennen: Metall, das den Kaufwert für ein Gewand darstellte, wurde damals in China in Form eines Gewandes geprägt, Metall, das als Äquivalent für ein Messer galt, hatte Messerform, andere Geldstücke zeigten die Form eines Schuhs, eines Barrens und so weiter. Diese Prägungen lassen den Bezug zur bis dahin oder daneben üblichen Naturalwirtschaft deutlich erkennen. Auch die römische Bezeichnung „*pecunia*" für Geld weist auf Ursprung und Zweck als Tauschmittel hin, denn *pecus* heißt Vieh. Anders als beim Naturalientausch sind aber Münzen solche „Tauschmittel, denen die Obrigkeit einen Stempel aufgedrückt hat und damit den Wert des Objekts kennzeichnet und garantiert" Es sind also Münzen als gesetzliches Tauschmittel von jenem Metallgeld zu unterscheiden, das es schon vor rund 4000 Jahren im Orient als privates Tauschmittel gab; dieses Metallgeld mußte jeweils auf Gewicht und Feingehalt nachgeprüft werden. Unser Wort

Griechische Silbermünze, aus der griechischen Kolonie Tarent-Unteritalien (um 500 v. Chr.); das Münzbild zeigt den Götterliebling Tarras auf einem Delphin / griechische Silbermünze der Stadt Heraklea in Lukanien-Unteritalien (320—281 v. Chr); Kopf der Athena / griechische Silbermünze (Stater) der Stadt Croton in Bruttium-Unteritalien (550—480 v. Chr.); Dreifuß / römische Silbermünze (Denar) aus der Konsularzeit (um 71 v. Chr.); gejagter Eber mit Lanze und Hund / römische Kaisermünze (Mittelbronze) (98—117 n. Chr.); Porträt des Kaisers Trajanus

Von links nach rechts fortlaufend: chinesische Gewandmünze (Pu-Münze) zur Zeit des Usurpators Wang Mang (9—23 n. Chr.), Bronze / chinesische Gewandmünze (Pu-Münze) aus der Choū-Zeit (7.—6. Jh. v. Chr.), Bronze / chinesische Messermünze der Stadt Chü zur Zeit der Chuu-Dynastie (1122—255 v. Chr., Prägung um 400 v. Chr.), Bronze / kleine chinesische Messermünze zur Zeit des Usurpators Wang Mang (9—23 n. Chr.), Bronze / gelochte Bronzemünze zur Zeit der Yuang-Dynastie (1308 bis 1312 n. Chr.); mongolische Inschrift / große Käschmünze (um 1850 n. Chr.), Bronze



Münze kommt von griechisch *nomisma* (nomos = Gesetz), lateinisch *moneta*, althochdeutsch *muniza*. Dementsprechend wird Münzkunde auch als Numismatik bezeichnet.

Es scheint, daß die ersten Münzen etwa um das Jahr 700 v. Chr. in Lydien/Kleinasien geprägt wurden und wenige Jahrzehnte später in China. Dann tauchte dieses Zahlungsmittel in Persien, Griechenland und den von Griechen besiedelten Mittelmeerländern auf. Es handelte sich hierbei zunächst lediglich um ein gegossenes unförmiges Stück Metall, etwas gequetscht durch ein oder zwei aufgedrückte Stempel mit dem Münzzeichen. Diese primitivste Münzform wurde im 6. Jh. v. Chr. von der handlicheren Form der dicken runden Scheibe abgelöst. Davon gibt es zahlreiche Varianten (oval, viereckig, gewölbt, gelocht), im wesentlichen wurde aber die Rundform bekanntlich bis heute beibehalten.

Was ist es nun, das alte Münzen des Sammelns wert und die Münzkunde so interessant macht? Hinter dem Sammeln als solchem stehen recht unterschiedliche Motive und Triebe. Lassen wir die negativen einmal außer Betracht. Nicht das Sammeln um des Besitzes willen, sondern das stete, aufmerksame Zusammentragen „im Dienst am Schöpferischen und an den Schaffenden" und als Hüter des Erbes wird dem Sammler zur Freude, gewährt ihm das Gefühl innerer Bereicherung. Hinzu kommt, daß gerade mit der Numismatik viele Interessen- und Wissensgebiete berührt werden. Archäologie, Geschichte und Kunstgeschichte, das leuchtet ein, doch auch über die Erzvorkommen und die Wirtschaft ihrer Zeit und ihres Landes sagen die Münzen etwas aus. Weiter bieten etwa der Kopfschmuck der abgebildeten Herrscher und Götter, die Haar- und Barttracht, die Kleidung von Männern und Frauen, die Bauten, Brücken und Gerätschaften, mit deren Abbildungen die Münzen geschmückt wurden, kulturhistorisch Anhaltspunkte. Ganz besonders wird der künstlerisch Interessierte auch den Reiz des Kunstgewerblichen empfinden, der von jeder schön geprägten Münze ausgeht. Dieser Reiz wird nicht allein über das Auge, sondern infolge der Reliefprägung auch über das Tastgefühl vermittelt. So wird der Sammler mit jeder alten Münze auf vielfältige Weise angesprochen, und es mag wohl sein, daß er „das Glück des Empfangens" spürt, wenn er seine zusammengetragenen Stücke durch die Hände gleiten läßt oder eine Münze hinzu erwirbt. „Wer sammelt, nimmt in Pflege", sagt Prof. K. A. Reiser, womit er den ethischen Hintergrund des Sammelns zum Ausdruck bringt. Jede Münze ist ein Stück Vergangenheit, Zeugnis von Volkstum, Religion, Kultur und Politik, von Flora und Fauna, das wert ist, bewahrt zu werden.

Die frühen griechischen Münzen zählen zu den schönsten, ihre künstlerische Gestaltung und Ausführung wurde kaum je wieder erreicht. Das aus dem anfangs ungezeichneten quadratischen Münzstempel (*quadratum incusum*) über den Stempel mit Münzzeichen entstandene Münzbild auf der Vorderseite der Rundscheibe (dem Avers) zeigte zunächst Gottheiten oder Kultgeräte wie Dreifuß, Priestermütze, Altar oder göttliche Attribute wie den Blitz des Zeus, den Dreizack Neptuns, den Weinkrug Dionysos', die Keule Herakles'. Erst unter den Diadochen (etwa 2. Jh. v. Chr.) wurden Herrscherporträts üblich. Münzbilder aus dem Pflanzen- und Tierreich zeugen von der hervorragenden Naturbeobachtung der griechischen Stempelschneider; auch Fabelwesen wurden gern dargestellt. Neben dem Münzbild – oder später um das Bild herum – steht die Beschriftung (Legende), die sich unterschiedlich auf den Münzmeister, den Münzherrn (König) oder die Münzstätte (Prägeort) bezieht. Auf der Rückseite der Scheibe (dem Revers) befindet sich entweder der Name der Münzstätte, des Münzmeisters oder auch des Königs.

Die Griechen brachten das Münzwesen etwa 500 Jahre v. Chr. nach Unteritalien und Sizilien. Eines der ersten römischen Geldstücke war der „Aureus" (= der Goldene). Er wurde im 4. Jh. n. Chr. vom „Solidus" (= der Gediegene, Zuverlässige), ebenfalls einer Goldmünze, abgelöst. Die Bilder auf römischem Geld waren nach der Konsularfolge geordnet und zeigten später – seit Augustus – den jeweils herrschenden Kaiser, auch mit Gemahlin oder Sohn, ebenso diese für sich. Die Wiedergabe ist, besonders in den ersten zwei Jahrhunderten n. Chr., außerordentlich porträtscharf. Auf dem Revers findet sich häufig das Bild eines der Götter, bevorzugt von Jupiter und den Göttern der Fruchtbar-

keit, des Glücks, der Hoffnung, der Freude, des Sieges, der Eintracht und des Friedens. Oft wurden diese erstrebenswerten Zustände im menschlichen Dasein auch durch Symbole dargestellt. Weiter finden sich gerade auf römischen Münzen Bauwerke wie Tempel, Brücken, Triumphbögen und Wasserleitungen abgebildet, womit die Römer ihre einmaligen architektonischen Leistungen verherrlichten. Nach der Christianisierung wurden auch Heilige und religiöse Symbole als Vorlage für das Münzbild benutzt.

Die keltische Münzprägung begann im 2. Jh. v. Chr. Sie orientierte sich etwa an den griechischen Silbermünzen, den Tetradrachmen, die als Söldnergeld bekannt geworden waren. Doch mit der Zeit wurde dieses Vorbild nur noch verzerrt wiedergegeben, und nach Unterwerfung unter römische Oberherrschaft wurde römisches Geld übernommen. Die Gallier, die im 2. Jh. v. Chr. mit den Römern in Berührung kamen, prägten Gold- und Silberstücke mit Bildern römischer Kaiser und Gottheiten, wobei sie das klassische Vorbild mit dem Apollokopf auf dem Avers und dem Zweigespann auf dem Revers bevorzugten. Auch von germanischen Stämmen sind römisch inspirierte Münzen bekannt, so von den Vandalen, den Ostgoten, den Westgoten, den Burgundern und den Langobarden.

Die Karolinger (750–1300) gingen zur Silbermünze mit flacher Prägung über, dem „Denar". Sie wurde im Rahmen der Münzreform Karls des Großen, die der Zersplitterung des Münzsystems unter den Merowingern (1100 Prägestätten!) ein Ende machte, eingeführt. Der Name war von den Römern übernommen, bei denen der Denar (= Zehner) als wichtigste Silbermünze umlief, galt bei den Karolingern jedoch als „Pfennig" (im Wert nicht mit unserem Pfennig zu vergleichen). Man spricht daher vom frühen Mit-

telalter als der „Pfennigzeit". 12 Denare waren 1 Schilling (von „Solidus"). Von 1300 an wurde der Schilling unter der Bezeichnung „Groschen" (von lat. grossus = dick) geprägt, dementsprechend gelten das 14. und 15. Jh. als die „Groschenzeit". Alle diese Münznamen haben sich in verschiedenen Ländern Europas bis heute erhalten.

Im 13. Jh. traten italienische Handelsstädte mit besonders hochwertigen Goldmünzen hervor. So wurden ursprünglich nur in Venedig „Dukaten" geprägt. Ihren Namen hatten sie vom Schlußwort der Legende: *ducatus* (von lat. *ducere* = führen). Dieses einzige Geldstück aus reinem Gold gelangte auch nach Süddeutschland, wo es bis 1871 Gültigkeit besaß. Auch der „Gulden" (= gülden, golden) kam aus Italien, aus Florenz. In verschiedenen Staaten Deutschlands war er bis ins 19. Jh. im Umlauf. Der in Tirol geschlagene Groschen mit Doppelkreuz, „Kreuzer" genannt, galt in Deutschland ebenfalls bis 1871. Im 15. Jh. wurde in Tirol, Böhmen und Sachsen eine Silbermünze herausgegeben, die man nach dem böhmischen Silberbergwerk und Prägeort Joachimsthal „Thaler" nannte; sie behauptete ihre Stabilität bis ins 19. Jh. („Reichsthaler"), bis zur Einführung der Goldwährung. Der Name Taler aber ist abgewandelt auch in die Goldwährung übernommen worden, nämlich mit der Bezeichnung „Dollar".

Das Recht, Geld zu prägen und in Umlauf zu bringen, das sogenannte Münzregal, lag



Halber Golddukaten aus Belgien (1607), pures Gold

einst ausschließlich beim König (Kaiser), der es jedoch häufig an andere verlieh. So hatten zu Beginn der Neuzeit viele weltliche und geistliche Fürsten und auch Reichsstätte ihre eigene Münzhoheit. Das bedeutete, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg und ebenso zu Goethes Zeiten jeder der deutschen Klein- und Kleinststaaten eine eigene Währung besaß, also an jeder Grenze das Geld umgetauscht werden mußte. Das passierte einem zum Beispiel auf einer Reise von Köln nach München mindestens fünfmal. Die Unzahl von Münzen, die damals in deutschen Landen geprägt wurden, konnte selbst ein Numismatiker kaum vollständig kennen. Durch das zersplitterte Geldwesen waren Handel und Wandel über die Grenzen hinaus stark beeinträchtigt. Nichtsdestoweniger beharrten die Fürsten auf ihrem Münzregal; manch prächtiges und auch künstlerisch wertvolles Geldstück verließ ihre Münzstätten, das später die Münzsammler reizte, sich auf die Münzen des einen oder anderen Fürstentums zu konzentrieren. Mit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs im Jahre 1871 ging die Münzhoheit auf den Staat über; eine reichseinheitliche Währung und Münzgestaltung wurden eingeführt.

Münzen, die aus dem Verkehr gezogen werden sollen, werden „verrufen", zum Beispiel bei Regierungswechsel, bei starker Metallabnutzung oder bei Inflation. Mitunter wurden sie aber auch nur mittels Gegenstempel (Contremarke) oder Namenslöschung geändert. Geldentwertungen gab es zu allen Zeiten. So ließ der chinesische Usurpator Wang Mang in der Zeit um Christi Geburt eine Unmenge kleiner Messermünzen von überhöhten Werten schlagen; er brauchte Geld und kam so auf die einfachste Weise dazu. Der römische Kaiser Diokletian (um 300 n. Chr.) ließ plattierte Münzen herstellen, die außen je aus einem dünnen Silberblättchen, innen aber aus Kupfer bestanden. Die Münze war entwertet, der Silbergewinn für Diokletian aber beträchtlich. Eine solche Einsparungsabsicht liegt auch den „Brakteaten" zugrunde, die es von etwa 1100 bis 1300 in deutschen und slawischen Gebieten gab: sehr dünnes Silberblech von runder, aber nicht ebenmäßiger Form, einseitig geprägt, so daß auf der Rückseite der Abdruck negativ zu sehen ist. Daß diese Blechmünzen leicht zerbrachen und dadurch ungültig wurden, war für den





Preußischer Thaler, Reichsmünze (1866); Avers mit dem Porträt Wilhelms König von Preußen, Revers mit dem preußischen Adler. — Münzen aus der Sammlung Dr. W. Wundt, fotografiert von W. H. Müller

Münzherrn nur von Vorteil. Brakteaten sind in ihrer Eigenart ein Anreiz für Sammler; so mancher hat sich auf sie spezialisiert.

Andere haben sich auf die „Käsch"-Münzen aus Bronze, die bald nach Wang Mang in China geprägt wurden, verlegt. Unmengen gab es einst davon, soviel, daß die Japaner zu Beginn dieses Jahrhunderts waggonweise Käschs aufkauften (sie bestehen aus einer besonders wertvollen Bronze). Das viereckige Loch in der Mitte ermöglichte, sie auf einen Faden gereiht bei sich zu tragen. Ein Münzbild hatten sie nicht. Die Beschriftung gab zum Teil die Münzstätte, den Wert oder die Dynastie, zu deren Zeit die Münze geschlagen war, an. Bis 1911 haben diese Käschs in China gegolten.

Wir könnten nun noch etwa von den Ringmünzen der alten Ägypter, von den nur beschrifteten Gold- und Silberstücken des Islams, von den hervorragend geprägten großen Goldstücken aus Indien, vielleicht auch vom Münzwesen unter Queen Elizabeth, Napoleon oder dem Alten Fritz sprechen, vielleicht auch darüber, wie geprägtes Geld hergestellt und wo es gefunden wird, aber das ist ein zu weites Feld.

Wer eine Münzsammlung anlegen will, sondiere und beschränke sich. Ihr Reiz und Wert liegen in einer gewissen Vollständigkeit. So konzentriert man sich meist nur auf eine oder auch zwei, drei Münzreihen, wie etwa Münzen mit der Darstellung einer bestimmten Gottheit oder eines Symbols, die Münzen einer Stadt, eines Fürstentums, einer Münzstätte, eines Ordens. Oder man sammelt nur Münzen mit Gegenstempel, mit zwei- oder dreisprachiger Beschriftung (es gab nur wenige), unter Umständen auch nur solche aus Gold oder Silber oder Bronze, oder nur Denare, Dukaten, Brakteaten oder Taler.

Zum Schluß sei auf die wunderschönen Münzsammlungen hingewiesen, die es in aller Welt gibt, als Museums- und vielfach auch als Privatbesitz jedermann zugänglich. Im 14. Jh. wurde der Wert der Münze als Kunstobjekt und wissenschaftliche Quelle entdeckt, wenig später entstanden die ersten Münzkabinette, von denen es im Jahre 1590 in Holland allein 200 gegeben haben soll. Seither wurden viele neue Münzfunde gemacht und die Methoden ihrer Auswertung vervollkommnet, so daß die Numismatik als Hilfswissenschaft stark an Bedeutung gewonnen hat. Heute wie einst gilt die Freude des Sammlers jeder einzelnen schönen alten Münze.

G. Grude

Camper in Seenot



Daß auch Kriegsblinde, vor allem solche mit jugendbewegtem und praktischem Sinn, mit Freude und innerem Gewinn an der modernen Campingbewegung teilnehmen können, ist schon wiederholt gesagt worden. Natürlich ist mit diesem Begriff nicht unbedingt das turbulente und lebhafte Treiben auf großen und internationalen Campingplätzen gemeint. Wie überall gibt es auch hier die Möglichkeit, sich an stillen und freundlichen Orten, abseits vom großen Getriebe, zu erholen. Meiner Familie und mir schien dazu die deutsche Ostseeküste immer besonders geeignet.

Angefangen hat unsere Camperei mit einem Tandem und drei alten Wehrmachtszeltplanen. Damals, im Sommer 1949, radelten meine Frau und ich in knapp einer Woche von Kassel nach Scharbeutz, wo wir unmittelbar auf dem Strand unser geknüpftes Zelt aufstellten und in aller Bescheidenheit fröhliche Tage in Wind, Wasser und Sonne verbrachten.

Mit dem aufgehenden Wirtschaftswunder wurde auch die Zelterei komfortabler. Das Tandem wurde von unserem ersten Auto, einem alten Buckelford, genannt „Böckchen", abgelöst, und aus dem geknüpften Zelt wurde ein Hauszelt. Das „Böckchen" wurde durch einen „Bock" ersetzt, und aus dem Hauszelt wurde ein bequemes Familiendoppelzelt. Gekrönt wurde die Entwicklung durch die Anschaffung eines schönen, großen, gelben Ruderschlauchbootes, $2^1/_2$ m lang und ca. 1 m breit, mit dem wir die Fluten der Ostsee zu durchkreuzen gedachten.

Als wir im Sommer 1962 wieder auf unserer Wiese in der Nähe der Geltinger Bucht eintrafen, goß es in Strömen, dazu wehte ein munterer Wind, der uns beim Aufbau die nassen Planen aus der Hand riß und um die Ohren schlug. An Bootfahren war vorerst nicht zu denken. Doch wurde es im geräumigen Zelt dank innerer Erwärmung, die mancherlei Ursache hatte, trotz Wind und Regen bald wohnlich und gemütlich. Kam dann aber wider Erwarten doch einmal die Sonne hervor, brachten wir das Boot zu Wasser und genossen die Freude des Dahingleitens, unterbrochen von Sprüngen in das kühlende Naß, während unser mitfahrender Scotch-Terrier „Blacky" mit den Vorderpfoten auf dem Bootsrand stand und alles, was sich auf dem Meeresboden bewegte, nach Kräften verbellte.

Dann kamen wieder Regen- und Sturmtage. Der Himmel triefte, die Wiese dampfte, und das Boot lag auf dem Kopf hinter dem Zelt. – Sie kennen alle den verregneten Sommer 1962.

Eines Tages schließlich rissen die Wolken auf, der Regen ließ nach, und die Sonne kam durch. Freilich wehte vom Land her noch ein lebhafter, kühler Wind. Angesichts

dieser erfreulichen Entwicklung, von der wir nicht wußten, wie lange sie anhalten würde, zogen wir die Pullover über die Shorts und stiegen ins Boot, um ein wenig an der Küste entlangzufahren. Doch wer kennt die Tücken der Ostsee? Durch einen unglücklichen Zufall kamen wir aus dem Windschatten des Landes, merkten zunächst nicht, daß uns der Wind erfaßte und hinaustrieb und ruderten munter weiter, auch als die See schon lebhafter wurde. Stutzig wurde ich erst, als meine Frau mich fragte, ob es denn natürlich sei, daß sich die Bojen in Richtung auf das Land zu bewegten. Sie taten es scheinbar weiter, obwohl ich nun mit aller Macht und Kraft, die einem Regattaruderer Ehre gemacht hätte, wieder auf das Land zustrebte. Dieses redliche Bemühen dauerte fast zwei Stunden. Die Wellen waren inzwischen noch höher geworden – sie hatten Türhöhe erreicht –, und das Land entfernte sich immer weiter. Wenn wir einen Wellenberg erreichten, konnte meine Frau die Menschen am Ufer nur noch in Ameisengröße erkennen. Auch der Wind nahm zu, und oft schlugen die Wellen ins Boot, so daß wir bald wie in einer Badewanne saßen. Trotzdem dampfte ich vor Anstrengung, und neben dem Seewasser lief mir der Schweiß übers Gesicht, während meine Frau, die sich nicht warmarbeiten konnte, vor Kälte schnatterte und ganz grün im Gesicht wurde Die einzige Beruhigung war die, daß das Schlauchboot kentersicher war. Andererseits hatte ich Sorge, daß durch das starke Rudern die Ruderdollen, die auf den seitlichen Schläuchen angebracht waren, abreißen und wir dann steuer- und richtungslos herumtreiben könnten.

Da, in der höchsten Not (wir waren etwa 2½ km vom Land entfernt), erspähte meine Frau eine Hochseejacht, die unweit vorüberzog. Sie ergriff ein Badetuch, winkte und wurde tatsächlich gesehen. Die Jacht kam näher, umkreiste uns in voller Fahrt, und zwar mit solchem Effet, daß unsere Badewanne noch mehr angefüllt wurde, doch konnten wir die Besatzung – es war eine englische Familie – mit lauten Zurufen bitten, uns etwas näher zum Lande hinzuschleppen. Daraufhin entwickelte sich ein munteres Geduldsspiel, das darin bestand, daß uns ein junger Mann ein Tau zuwarf, das wir zu ergreifen und am Boot zu befestigen hatten. Nach einigen mißglückten Versuchen klappte es. Ich bekam das Tau zu fassen, doch ehe es mir gelang, das Boot in die richtige Stellung zu manövrieren, änderte der Seegang die Richtung, so daß wir mit dem Spiegel, dem flachen, breiten Bootsende, in die Fahrtrichtung kamen. Das Tau, das ich in der Hand hielt, straffte sich, das Boot bekam Fahrt, doch nur kurz, denn durch den Widerstand des Wassers gegen den Spiegel hob es sich mit der Spitze, wurde unter Wasser gezogen und schlug über das Heck um. Meine Frau machte eine Rolle rückwärts, ich eine vorwärts, und beide lagen wir in der kalten Ostsee (13 Grad), während das Boot kieloben schwamm. Die Ruder und der Bootsinhalt, Strandschuhe, Schaumgummipolster und Handtücher, trieben malerisch verteilt in der Nähe. Zeit zum

Erschrecken hatten wir nicht. Wir spuckten die Ostsee aus, schnappten nach Luft, überzeugten uns, daß wir noch da waren und verständigten uns dahin, daß an der Schlauchaußenseite des treibenden Bootes Griffe seien, an denen man sich festhalten konnte.

An Schwimmen war wegen des Seeganges nicht zu denken. Da hingen wir nun, und jedesmal, wenn wir einen Gedanken fassen wollten, schlug uns eine neue Welle über den Kopf und ließ uns den Gedanken nicht aussprechen. Dazu, das Boot wieder auf „die Beine" zu stellen, kamen wir gar nicht, denn in diesem Augenblick sah meine Frau – wir waren wieder gerade mal auf einem Wellenberg – in der Ferne einen kleinen Küstenfrachter, schrie und winkte und machte damit die entsetzten Engländer, die uns wieder umkreisten, aufmerksam. Die begriffen schnell, fuhren hinaus und verständigten den Frachter, der auch tatsächlich beidrehte.

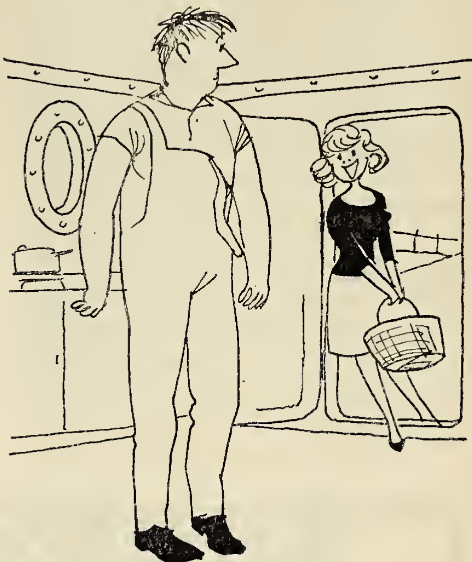
Inzwischen hatte man unser Mißgeschick auch vom Ufer aus durchs Glas beobachtet. Einer der Badegäste, ein junger Ingenieur aus Hamburg, der gerade abreisen wollte, montierte mit fliegenden Fingern sein kleines Motorrennboot zusammen, stieg mit dem Sohn des Bauern, dem unsere Wiese gehörte, hinein, und beide jagten unter Einsatz ihres Lebens hinaus. Sie kamen ungefähr gleichzeitig mit dem Frachter an. Es war mittlerweile eine halbe Stunde vergangen, wir hingen immer noch am Boot, waren aber inzwischen völlig erstarrt und blau im Gesicht. Wir konnten gar nicht so schnell zittern, wie wir froren. An unserer Erstarrung scheiterte dann auch der Plan des Bauernsohnes, das Boot wieder herumzudrehen, uns hineinzusetzen und das Boot in Schlepp zu nehmen. Er war mit einem eleganten Hechtsprung in die tobende Ostsee gesprungen und kletterte nun, nachdem sein Versuch gescheitert war, ebenfalls frierend auf das umgekehrt treibende Boot. Von dort aus tröstete er uns und gab die erforderlichen Anweisungen. Zunächst brach ein edler Wettstreit zwischen mir und meiner Frau aus, wer als erster gerettet werden solle. Meine Frau rief der an der Reling des Frachters stehenden Besatzung, dem Kapitän und zwei Matrosen, zu: „Retten Sie meinen Mann, er ist blind." Die Guten verstanden aber: „Er kann nicht schwimmen", und ihre Ratlosigkeit wuchs, weil sie es selbst nicht konnten. Dann hängte ich mich an das Motorboot – hinein konnte ich nicht, es wäre sonst selbst gekentert –, ließ mich von diesem unter Aufbietung der letzten Kräfte an den Frachter heranschleppen, fast immer mit dem Kopf unter Wasser und mit der Besorgnis, mit den Füßen in die Schraube des Bootes zu kommen. Es ging aber gut, und ich bekam eben noch ein dickes Tauende zu fassen, das von der Bordwand des Frachters herunterhing – dann zogen sie mich mit vereinten Kräften hoch. Oben stand ich dann mit wackelnden Knien – triefend

wie Hans-guck-in-die-Luft nach dem Sturz –, die Shorts hingen mir unter den Knien. Es muß ein Bild für die Götter gewesen sein.

Inzwischen bemühten sich die beiden anderen um meine Frau. Irgendwie mußte es ihnen gelungen sein, sie in das Motorboot hineinzuziehen und das inzwischen umgedrehte Schlauchboot, in das sich der Bauernsohn gehockt hatte, ins Schlepp zu nehmen und in Richung Küste zu fahren.

Mich aber forderte der Kapitän auf, doch in die Kajüte zu gehen, wo seine Frau mit einem Badetuch auf mich wartete. Erst als ich ihm erklärte, daß ich das gern tun würde, aber nicht wisse, welchen Weg ich einzuschlagen hätte, klärte sich das Mißverständnis mit der Blindheit auf. Nur die Schiffersfrau hatte davon noch keine Kenntnis.

Ich stolperte also über den Niedergang in die Kombüse, wo sie mir ein Handtuch in die Hand drückte, erklärte, sie habe mir trockene Sachen hingelegt und verschwand. Da stand ich nun also in der fremden Kombüse eines Küstenmotorschiffes mutterseelenallein, triefend naß, mit den Zähnen klappernd und mit einem Handtuch in der Hand. Doch das Bewußtsein, gerettet zu sein, verlieh neue Kräfte. Ich streifte das nasse Zeug ab, frottierte mich tüchtig und fahndete dann mit Erfolg nach den trockenen Sachen, die mir die freundliche Schiffersfrau bereitgelegt hatte. Diese Garderobe war ein Erlebnis, denn die Schiffsbesatzung war durch die Bank weg fast einen Kopf kleiner und erheblich schmaler als ich. Ich stieg also zunächst in die Badehose des Kapitäns – sie saß wie ein Bikinihöschen. Dann nahm ich ein buntkariertes Hemd; die Schulternähte saßen mir auf der halben Schulter, die Ärmel gingen bis zum Ellenbogen, und in der Länge erreichte es nicht einmal den Bikini. Außerdem war da noch eine wunderschöne wollene Latzhose nach Seemannsart. In der Länge reichte sie mir zu den Waden, in der Taille ließ sie sich nicht schließen, und es war auch nur möglich, einen Träger zu befestigen. Für die Füße waren ein Paar Lederschlappen, Größe 39, bestimmt – ich habe Größe 45 . . .



Dann erschien die Schiffersfrau wieder. Sie hatte Gott sei Dank Humor, nahm an meinem Kostüm keinen Anstoß und traktierte mich so lange mit heißem Kaffee, Kognak und Zigaretten, bis die Lebensgeister wiederkamen.

Inzwischen fuhr mein Frachter sachte Richtung Flensburg – in vier Stunden sollten wir etwa dort sein. Ich erfuhr, daß man mit

den Rettern meiner Frau so verblieben war, daß sie mich dort mit dem Wagen abholen sollte.

Sie selbst, eine blau- und grüngefrorene Venus, war inzwischen an Land gehievt und von einer Gruppe Badegäste gleich einer Trauergemeinde empfangen worden. Sie hatten geglaubt, ich sei in den Fluten der Ostsee geblieben. Meine Frau wurde gleich in warme Decken und in ein Bett gepackt und ebenfalls mit heißen Getränken zum Leben erweckt. Dann bestieg sie mit ihrem Retter, der es sich nicht nehmen ließ, wegen ihrer Erschöpfung den Wagen selbst zu fahren, das Auto und fuhr nach Flensburg. Gottlob hatte sie sich in der Eile den Namen meines Frachters „Pollux III“ gemerkt.

In Flensburg aber befiel sie Panik, denn die „Pollux III“ war niemandem bekannt, und sie war auch nicht gemeldet. Außerdem war es Sonntag, und alle Hafenbehörden waren geschlossen. Schließlich verwies man sie an den Zoll, weil dort alle Schiffe passieren müssen. Auch dort wußte man nichts von der „Pollux III“, doch der brave Zöllner beobachtete durch sein großes Fernglas jedes Schiff, das um die nächste Fördeecke hereinkam. Und endlich, nach mehr als einer Stunde, erkannte er die sich aus zwei Teilen zusammensetzende Aufschrift eines Schiffes, und tatsächlich, es war die „Pollux III“. Als sie festmachte, stürzte meine Frau, einen Henkelkorb mit trockener Wäsche am Arm, auf das Schiff, riß die Kombüsentür auf und wollte sich unter Tränen über meinen eleganten Aufzug kaputtlachen. Der guten Schiffersfrau liefen vor Rührung dicke Tränen über die Backen.

Wir hatten uns wieder, waren dem Leben neu geschenkt und konnten uns nicht genug darüber tun, daß unsere Tochter von dem ganzen Drama überhaupt nichts bemerkt hatte. Sie war mit dem kleinen Hund ins Zelt zurückgekehrt, hatte es sich dort gemütlich gemacht und gelesen . . .

Nächstes Jahr wollen wir wieder rudern, doch werden wir dann sicher auf den sogenannten ablandigen Wind achten!

Berthold Schulze

Strandimpression. Linolschnitt von Günther Barthel



Fernmündliches über den Blindensport

Auf der einen Seite der Strippe nimmt einer der vielen tausend Teilnehmer den Hörer von der Gabel, wählt vermittels der Scheibe einige Nummern und lauscht dann dem Ruf, der auf der anderen Seite auch prompt mit einem recht schrillen Ton ankommt. Und eben auf dieser Seite haben wir uns als stille Zuhörer eingestellt und werden, selbst unbemerkt, Zeuge eines Gesprächs. Natürlich hätten wir uns auch kurzerhand in den Draht direkt einschalten können, doch wäre ein solches Verhalten zu indiskret gewesen und verstößt außerdem gegen das Postgeheimnis. Das Erlauschte wird also etwas einseitig klingen. Hoffentlich werden wir daraus schlau!

Der Mann auf unserer Seite dreht sein Radio mit einem unwilligen Ton leiser, greift nach dem Hörer und meldet sich:

—

Schmidt!

—

Ach, guten Abend, Otto! Nett, daß du einmal anrufst!

—

Prima, prima, selten so gut gefühlt, da nur wenig so gehabt. Was hast du denn auf dem Herzen?

—

Sooo – ja, den Artikel hat mir meine Frau vorhin schon vorgelesen. Im großen und ganzen nett gemacht, nur etwas zu sehr ins Heroische gehend, diese Form mögen wir eigentlich nicht so sehr.

—

Na klar, was denkst du denn, bin von Anfang an dabei Unsere Blindensportgruppe hatte neulich ihr zehnjähriges Bestehen, war 'ne feine Sache.

—

Nein, nein, nehme ich dir nicht übel, denn diese Frage hab ich genau so erwartet. Sie wird mir sicherlich auch nicht das letztemal gestellt. Warum treibt ihr Blinden denn überhaupt Sport? So oder ähnlich taucht dieser Satz immer wieder auf, und ich will sie dir genauso kurz und klar beantworten wie all den andern Fragern, die oftmals sogar aus dem eigenen Kameradenkreis stammen.

In allererster Linie, weil es mir einen Mordsspaß macht. Wenn man so den ganzen Tag in der Bude hockt und seinen Dienst tut, daheim ist es bei den meisten auch nicht viel besser, da fehlt einem jede Bewegung, so daß man bald so'n richtiger alter, bequemer Herr wird. Nee, Otto, das war keine sehr schöne Zeit, als wir unsern Sport noch nicht hatten. Dabei sind meine Frau und ich damals viel mit dem Tandem gefahren. Jetzt steht das alte Ding schon seit Jahr und Tag im Keller herum und wäre vermutlich längst verrostet, wenn sich die Kinder seiner nicht erbarmen würden. Für uns ist das nichts mehr und darum haben wir uns auch den Wagen angeschafft. Wenn ich meinen Führhund nicht mehr hätte, würde ich vermutlich des Morgens buchstäblich vom Bett in den Sessel, von dort in den Wagen und dann auf den Büroschemel fallen. Nach Feierabend würde das dann in umgekehrter Reihenfolge vor sich gehen.

—

Natürlich ist das eine Übertreibung, denn so schlimm ist es auch wieder nicht, und ich tue meiner Frau sicherlich Unrecht. Aber du wirst doch einsehen, so wie bei euch



Wiederholte Zurufe durch das Megaphon sind die wichtigste Hilfe für den blinden Läufer, um die Richtung einzuhalten

Sehenden geht es bei uns nun einmal nicht. Du sitzt zwar auch den ganzen Tag im Büro, doch erstens fährst du mit dem Rad in den Dienst, dann kommst du nach Hause und hast in deinem nicht kleinen Garten ewig was herumzupusseln Das bedeutet 'ne Menge Bewegung und auch einigen Kraftaufwand. Außerdem bist du meines Wissens auch in einem Kegelklub, oder etwa nicht?

—

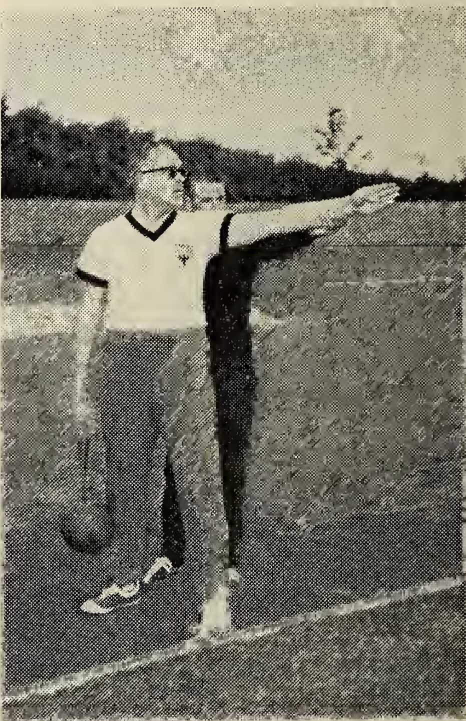
Siehst du, und es sind sicher nicht nur die Geselligkeit und die Mollen, die du an so einem Abend hinter die Binde gießt, sondern auch die Freude an aufzubringender Kraft und Geschicklichkeit, die dich auf die Kegelbahn locken. Bei uns ist das nicht viel anders. Ein tieferer Sinn steckt natürlich dahinter, vor allem vom ärztlichen Standpunkt aus wäre da vieles zu sagen. Aber nehmen wir diesen Sinn doch einmal weg, lassen wir ihn unbeachtet, denn wir richten unser sonstiges Handeln auch nicht ausschließlich nach der Vernunft aus. Würden wir es tun, dann müßten wir das Nikotin und den Alkohol wie den Beelzebub meiden. Also abgesehen davon, was meinst du wohl, Otto, was das für ein Gefühl ist, wenn man ganz allein, ohne jemanden am Patschhändchen zu haben, ganz frei und unbehindert über den Rasen läuft?

—

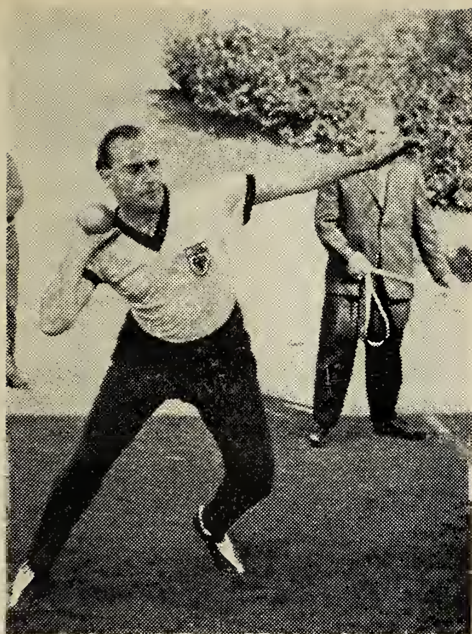
Kannst du dir nicht vorstellen? Nehme ich auch nicht krumm, altes Haus, mir leuchtete das im Anfang auch nicht ein. Wir werden dabei von unserem sehenden Übungsleiter und akustischen Hilfsmitteln, also durch Zuruf, gelenkt. Da wir uns auf ihn unbedingt verlassen können, laufen wir ganz gelöst und ohne jede Hemmung. Und so ist es bei all den vielen Übungen in der Leichtathletik, bei der Gymnastik und beim Turnen in der Halle, beim Spiel und beim Schwimmen.

—

Na klar, machen wir alles. Aber immer nur das, was wir als Blinde auch wirklich ausführen können. Akrobatik gibt es bei uns nicht. Im Anfang haben wir alle ein wenig



Die „Richtungsanzeige" ist eine wichtige Voraussetzung für den guten und erfolgreichen Schleuderball-Wurf



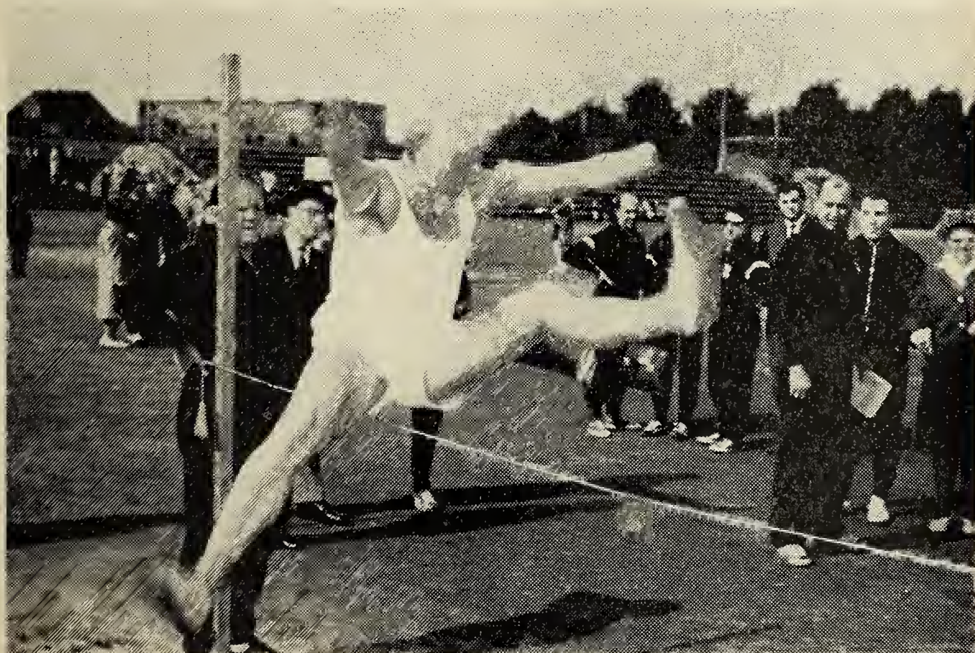
Der Standort beim Kugelstoßen ist nicht der übliche Kreis, sondern ein vorn und hinten begrenzter 3-m-Raum, der größere Sicherheit bietet



Zu den Übungen des leichtathletischen Mehrkampfes gehört immer der Weitsprung aus dem Stand. Auch er erfordert Konzentration und Körperbeherrschung

Der Hochsprung aus dem Stand verlangt vom Blinden ein Höchstmaß an Einsatzfreudigkeit, ja an Mut. Um einen so exakten Sprung zustande zu bringen, bedarf es außerdem ständiger Übung und nicht zuletzt einer guten Körperdisziplin

5 Fotos: L. Kosmehl



unsicher herumgetappt und nach Übungsmöglichkeiten gesucht, doch inzwischen haben wir so viele Erfahrungen gesammelt, daß wir ein fest umrissenes Übungsprogramm besitzen.

—

In dem Artikel wird auch nur über ein Blindensportfest geschrieben. In der Hauptsache betreiben wir aber auch keine Sportfeste, sondern unsere normalen Übungsstunden. Davon hört und sieht man natürlich nichts in der Öffentlichkeit, und warum sollte man auch?

—

Was heißt hier Sensation?

—

Hm, komisch eigentlich, diesen Vorwurf habe ich sogar schon aus dem eigenen Kameradenkreis gehört. Wer außerhalb des Blindensports steht und nur von ungefähr über die trennenden Planken guckt, der kann nur diese Ereignisse verfolgen, in denen wir unmittelbar vor die Öffentlichkeit treten, und sieht nichts von dem, was hinter dem allen steckt, das ist doch ganz klar.

—

Was hast du denn gegen einen Wettkampf?

Stört dich der Name so sehr? Wer als Blinder wieder gelernt hat, seinen Körper voll einzusetzen und sich in den ihm möglichen Sportdisziplinen zu üben, der verspürt naturgemäß auch einmal das Verlangen, mit Kameraden aus anderen Städten zusammenzukommen und sich mit ihnen in einem frohen Wettbewerb zu messen. Diese fröhlichen, spielerischen Wettbewerbe kannst du doch überall finden, auch in deinem Kegelklub. Einem solchen Verlangen nachzugeben ist doch kein Rekordstreben oder Leistungssport!

—

Nichts mit Personenkult, denn wir nehmen heute grundsätzlich nur noch Gruppenwertungen vor; so fördern wir den Gemeinschaftsgeist und brechen jeder Übertreibung die Spitze ab. Warum sollten wir also keine ungetrübte Freude an so einer sportlichen Begegnung empfinden? Natürlich geht es dabei um die Wurscht, so abgeklärt sind wir denn auch wieder nicht. Im Durchschnitt sind wir alle erst so um die Vierzig herum, und da ist man ja noch kein Mummelgreis. Es soll allerdings schon Zwanzigjährige geben, die alle Anzeichen dafür aufweisen.

—

Ich nehme dir gar nichts übel, mein Lieber, dir kam die ganze Sache nur spanisch vor, das würde mir vermutlich im umgekehrten Falle nicht anders ergehen. Bedanke dich nur bei dir selbst, daß du auf den glorreichen Gedanken kamst, gleich bei mir anzurufen. Wenn du mal Lust hast, besuche uns doch in einer Übungsstunde.

—

Warum solltest du denn stören? Ist ja klar, daß wir im allgemeinen keine große Lust haben, uns von jedem Wildfremden als Wundertiere anstarren zu lassen. Als „Blinde im Freigehege" sind wir im allgemeinen sehr empfindlich. Wenn meine Kameraden jedoch von mir erfahren, daß du da bist und warum, dann haben sie nichts dagegen, dann stört es sie gar nicht. Weißt du, Otto, man muß nur mit uns sprechen; so ist es hier beim Sport und so auch bei allen anderen Gelegenheiten. Wir sind mit Recht verstimmt, wenn man uns nur stumm beobachtet oder uns über unseren Kopf hinweg helfen will. Oft geht so ein Benehmen ins Auge, und meist in das unsrige. Wir haben dann nicht nur den Schaden, sondern auch noch den Unwillen der Hilfsbereiten zu ertragen.

—

Du hast vollkommen Recht, ohne die Hilfe eines Sehenden geht es wirklich nicht immer. Aber doch nur mit uns zusammen, wir sind eigentlich keine unmündigen Kinder mehr. So war und ist es auch bei unserm Blindensport. Ohne unsere sehenden, gleichfalls versehrten Kameraden, damit meine ich in erster Linie die zahllosen unbekann-

ten Übungsleiter der örtlichen Übungsgruppen, wäre es nie gegangen. Niemals wäre der Blindensport so populär geworden und hätte einen solchen Aufschwung genommen. Allein hätten sie es aber auch nicht geschafft.

Wir sind keine Kranken, sondern völlig gesunde Menschen, bei denen allerdings ein sehr wichtiges Sinnesorgan ausgefallen ist. So sind wir in schöner und gemeinsamer Arbeit diesen Weg gegangen. Wenn wir heute auf das letzte Jahrzehnt zurücksehen, können wir nicht nur zufrieden, sondern auch stolz auf das Geschaffene sein.

—

Selbstverständlich, bei allen Übungsabenden und sonstigen Veranstaltungen sind Ärzte dabei, die schon jahrelange Erfahrung auf dem Gebiet des Versehrtensports haben. Und trotzdem betreiben wir keine ausgesprochene Krankengymnastik, sondern eine ausgleichende und vorbeugende Heilgymnastik, um so alle Schädigungsfolgen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit unserer schweren Beschädigung stehen, auf ein erträgliches Maß einzuschränken. Daß wir dabei auch hinsichtlich der normalen Alterserscheinungen profitieren, versteht sich von selbst.

—

Du hast ganz recht, Otto. Viele von uns würden vermutlich ohne den Blindensport in diesem Alter keine Leibesübungen mehr betreiben, einige wenige allerdings doch. Ich fühle mich jedenfalls mopsfidel, bin gelenkig wie noch nie und bewege mich noch immer wie ein Junger.

—

Sind wir, Otto, sind wir ja auch. Man ist immer so alt, wie man sich fühlt. Das sage ich mir auch immer.

—

Ach was, ist ja Unsinn: warum solltest du mich denn nicht anrufen? Wenn es dich interessiert, kann ich dir ja ein paar Zeitschriften geben. Es handelt sich da um eine Monatsschrift des Versehrtensports und um unsere Bundeszeitung. Zwar sind die Artikel etwas anders aufgemacht als in der Tagespresse, dafür sind sie jedoch wirklichkeitsgetreuer, ohne jede Übertreibung und Glorifizierung. Und störe dich bitte nicht daran, wenn du in ihnen auch einmal etwas über Wettkämpfe liest. Diese Veranstaltungen dienen nicht nur der rein sportlichen, sondern vor allem auch einer unbedingt wichtigen menschlichen Begegnung, die gerade wir Kriegsblinden so dringend brauchen. Du magst ja sicher auch nicht hinter einer Glaswand leben?

—

Klar, Otto, wir verstehen uns schon. Du hör mal, jetzt müssen wir aber Schluß machen. Gerade habe ich festgestellt, daß gleich eine interessante Sendung im Radio beginnt, die ich mir eigentlich anhören wollte. Oder hast du noch etwas Wichtiges auf dem Herzen?

—

Also nicht – ? Na denn auf Wiederhören bis zum nächsten Male. Schönen Gruß an Grete.

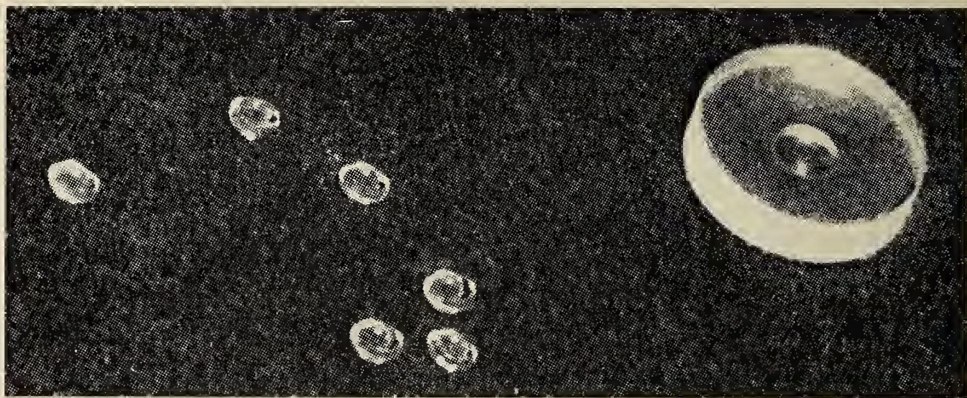
—

Ja danke, werde ich bestellen. Tschüß!

Auf der einen Seite macht es klick, auf der anderen vielleicht klack, damit wurde auf beiden Seiten aufgelegt und wir ziehen uns von unserem Lauscherposten zurück.

Wir haben, so meine ich wenigstens, genug gehört und werden künftig dem hier angeschnittenen Thema mit wesentlich mehr Verständnis gegenübertreten können.

Es steckt oft mehr hinter den Dingen, als man hinter ihnen vermutet. FK



Ein Blinder hilft sehen

Die fertig geschliffene Linse auf der Handfläche ist kaum zu erkennen 4 Fotos: E Wachsmann



Der kriegsblinde Linsenschleifer K. Rehm und seine Arbeit für Wissenschaft und Technik

Ein Zufall führte uns wenige Tage nach dessen vierzigjährigem Arbeitsjubiläum zu dem Kriegsblinden Karl Rehm nach Tiefenbach nahe Wetzlar. Wir hatten ihn an seinem Arbeitsplatz aufsuchen wollen und erfuhren erst bei dieser Gelegenheit von dem ganz besonderen Fest, dessen Spuren noch nicht verwischt waren: ein reichgedeckter Gabentisch mit vielen Glückwunschschreiben und duftenden Blumen war noch aufgebaut und wurde überhöht und gekrönt von einer Ehrenurkunde, verliehen von der Industrie- und Handelskammer Wetzlar.

K. Rehm ist seit dem Jahre 1923 in den weltbekannten Leitz-Werken in Wetzlar beschäftigt, wo er nach der Schulzeit als Lehrling begann. Diese Tätigkeit wurde nur durch den Kriegsdienst und die Gefangenschaft unterbrochen. Doch dies erfuhren wir erst später, im Laufe des näheren Kennenlernens und des Gesprächs.

Ein Fußweg führte uns von der Bahnstation Stockhausen über eine schmale Brücke, die in früherer Zeit dem Transport von Eisenerzen gedient hatte, über die Lahn zu dem Dörfchen Tiefenbach im Talgrund Dort. in einer Giebelstube. hatte der kriegsblinde Optiker seine Werkstatt eingerichtet. und hier arbeitet er in Heimarbeit etwa sechs Stunden täglich Der feste Arbeitstisch trägt die Arbeitsgeräte und ist durch ein Starkstromkabel mit der elektrischen Hauptleitung verbunden. Auch die tellerförmige, gerillte Schleifschale wird hier aufgesetzt. Durch das Fenster dringt helles Licht herein. Die Sonnenstrahlen wärmen und beleben auch den. der den Sonnenschein nicht mehr mit eigenen Augen sehen kann. Das Handwerkszeug liegt dem Linsenschleifer Rehm im wörtlichen Sinne „zur Hand“. Zwei fremde



Die gestielten „Köpfe" erinnern an facettenförmige Insektenaugen

Hände verrichten nötige Handreichungen; doch werden sie seit langem nicht mehr als fremd empfunden; denn sie gehören dem Arbeitskameraden, Herrn Uhl, der auch die Verbindung zum Werk aufrechterhält. Er steht seinem kriegsblinden Kollegen täglich zur Seite, ja, er sitzt an seiner Seite auf einem der hochbeinigen Stühle am Arbeitstisch.

Als uns viele gläserne Linsen, lose wie Edelsteine im Juwelierladen auf dunkles Tuch gebettet, gleichsam anblickten, oder zu vieren zusammengefaßt auf gestielten „Köpfen" an facettförmige Netzaugen von Insekten oder exotische Blütenknospen erinnerten, fühlten wir uns eigenartig berührt. Ein Mensch, dem wie jedem anderen Menschen mit der Geburt zwei gesunde Augen-Linsen geschenkt waren, ein Mensch, der sich einen Beruf wählte, der sich ausschließlich mit dem Schliff gläserner Linsen zu optischen Zwecken befaßt, dieser Mensch, Karl Rehm, verlor im Kriege durch splitterndes Glas sein Augenlicht. Er verbringt seine Tage und Stunden mit dem Schliff winziger Linsen für wissen-

In über 40 Arbeitsjahren erhielt sich Kamerad Rehm seine ruhige, sichere Hand, die für das Schleifen der etwa fünf Millimeter kleinen Linsen unbedingt erforderlich ist. Hier sehen wir ihn an der rotierenden Schleifschale, neben ihm sein sehender Mitarbeiter



schaftliche Spezialmikroskope, die dazu dienen, Menschenaugen besser und genauer sehen zu lassen!

Um etwa zweihundertzwanzig solcher Linsen verwendungsreif zu schleifen, werden rund neun volle Arbeitstage benötigt. Das Rohmaterial kommt in Form kurzer Glasstäbchen auf den Werktisch. In verschiedenen, aufeinanderfolgenden Arbeitsgängen werden die Roh-Linsen vom Glasstab gelöst, dann geklebt, gekittet, geschliffen, poliert. Feuchtigkeit, Wärme, Rotation und Schmirgelmasse beziehungsweise das kornfreie Polier-Rot sind für den Schliff und sein Gelingen ausschlaggebend. Der Schliff und die Politur der Kronlinsen, die aus Kronglas (Crownglas), einem bleifreien Alkali-Kalkglas für optische Gläser geformt wurden, wird durch den Mitarbeiter nachgeprüft. Die Wölbung der Linse muß auf Radius stimmen. Die Regenbogen- oder Spektralfarben lassen den Fertigkeits- und Vollkommenheitsgrad erkennen.

Zum erforderlichen Arbeitsmaterial gehören neben Schwämmchen und Pinsel noch Pech und Siegellack zum Kleben sowie Spiritus zum Ablösen und Spülen. Dem Linsenschleifer Rehm blieb die ruhige, sichere Hand erhalten. Liegt eine der kleinen Linsen, mit einem Durchmesser von etwa 5 mm, auf seiner Handfläche, oder hält er sie behutsam und fest zwischen den Fingerspitzen, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke: Hier sieht ein Mensch mit den Fingerkuppen!

„Als ich mein Augenlicht verlor ...", sagte K. Rehm, als er von jenem tragischen Augenblick sprach. Wir meinen, das Wort „verlor" sei zu milde. Er „verlor" nicht sein Augenlicht, es wurde ihm genommen, zerstört, geraubt!

Im August des Jahres 1944 stand der Soldat Rehm am Fenster eines Hauses in Riegelsberg bei Saarbrücken. Die Sirenen schwiegen, es war kein Fliegeralarm. Plötzlich erschütterte eine ungeheure Detonation Luft und Erde. Es gab Tote und Verletzte. In weitem Umkreis barsten die Fensterscheiben. Dem deutschen Wehrmachtssoldaten Rehm, dort hinter dem Fenster, verletzten scharfe, spitze Glassplitter das Auge. Es entzündete sich. Eine rechtzeitige Operation hätte das andere Auge retten, erhalten können. Sie war zu jener Zeit an diesem Ort nicht möglich oder wurde versäumt. So griff die Entzündung auf das heilgebliebene Auge über: beide Augen erblindeten!

Was aber, fragen wir, was war die Ursache der großen Explosion? Es war keine Granate, keine Bombe der Kriegsgegner, es war die vorzeitige Zündung einer deutschen V-Waffe!

Ohne Augenlicht kam Soldat Rehm ins Lazarett, in Gefangenschaft, ohne Augenlicht kam er endlich, im August 1946, heim zur Familie, zur Frau und den drei Kindern, heim zur Mutter. Ohne Augenlicht nahm er bereits wenig später, im November, die grausam und grausig unterbrochene Arbeit, Linsen für die Optik zu schleifen, wieder auf. Seit nunmehr über vierzig Arbeitsjahren schleift der Linsenschleifer Rehm Linsen. Zum Jubiläum kamen viele Gratulanten, von der Werksleitung, aus dem Kreis der Arbeits- und der Kriegskameraden, der Freunde und der Familie. Es fehlten die vielen seines Jahrgangs, die aus dem Kriege nicht mehr heimgekommen waren.

Unter denen, die wie er das Augenlicht verloren, gibt es wohl keinen, der die gleiche Arbeit vier Jahrzehnte hindurch verrichten konnte. Dem feinen Lächeln Karl Rehms sieht man an, daß er sein Jubiläum mit berechtigtem Stolz feierte. Er ist nicht verbittert. Er brauchte nicht umgeschult zu werden, er mußte sich „nur" den neuen Gegebenheiten anpassen. Und: „Anpassung tilgt Leiden", sagt der chinesische Weise Laotse!

Hildegard Helene Kuhn

Die Douglastanne

Es war einmal eine Douglastanne. Sie wuchs am Abhang eines Berges und schaute mit ihren dunkelgrünen Zweigen weit hinunter ins Tal.

An einem wunderschönen Sommerabend wünschte der letzte Sonnenstrahl der Tanne noch schnell eine gute Nacht, ehe er seinen Brüdern nacheilte, die schon auf dem Wege zur anderen Erdhälfte waren, um dort der Natur, den Menschen und Tieren Licht und Wärme zu bringen. Es war ein besonderer Grund, warum der Sonnenstrahl gerade zu dieser Tanne so freundlich war: Sie feierte ihren Namenstag. Ja, sie hatte natürlich einen Namen, wie auch alle anderen Bäume des Waldes. Sie hieß Luitgard. Den ganzen Tag über, vom frühen Morgen an, war man lieb und gut zu Luitgard gewesen. Ihre Schwestern hatten mit den Zweigen zu ihr herübergewinkt und gratuliert. Die Vögel sangen ihre übermütigsten und melodienreichsten Lieder, der Wind hatte mit seinem warmen Hauch ihre Zweige gestreichelt, selbst die Wolken winkten ihr zu, und das Eichhörnchen aus der Nachbarschaft hatte ihr auch einen Besuch gemacht. Bald würden der Mond und die Sterne ihre silbergleißenden Grüße vom Himmel herabschicken und die Tanne in den Schlaf küssen. Und doch war Luitgard ein wenig traurig. Nur an einem Tage im Jahr, nämlich an ihrem Namenstage, wurde ihr von der Mutter Erde die Kraft verliehen, einem Menschenkinde etwas Gutes zu tun. Nun war dieser Tag bald zu Ende, und dann würde sie ihre Zauberkraft nicht mehr weitergeben können. Ob das wohl daran lag, daß die Menschen lieber in den Städten blieben, gebannt von deren äußerer Pracht, ihren glänzenden Lichtern und lockenden Melodien? Ob wohl die meisten der Menschen darüber vergaßen, wie schön und wieviel glückbringender es sein kann, ein paar Stunden im Walde verlebt zu haben? Ja, erleben mußte man diese Stunden in der Natur, nicht aber nur verbringen um des Zeitvertreibs willen. Schade, daß die Menschen so einseitig, oberflächlich und eigentlich doch so dumm sind. Und sie sandte einen langen, traurigen Blick hinunter in die Ebene, wo nun die ersten Lichter in der nahen Stadt aufflammten.

Aber was war denn das? Da kamen wahrhaftig doch noch zwei Exemplare dieser merkwürdigen Gattung Mensch den Weg zu ihr herauf. Ein Mann war es und eine junge Frau, das sah sie jetzt. Lebhaft plaudernd, lachend, dann wieder in den wundersamen Frieden und die feierliche Stille dieser Dämmerstunde hineinlauschend, und sich am letzten Abendleuchten erfreuend, kamen die beiden nun näher und näher. Sie waren untergehakt und blieben dann vor der herrlich gewachsenen, hohen Tanne, die heute ihren Namenstag feierte, stehen. Das Mädchen zeigte auf die Tanne und erklärte seinem Begleiter etwas. Luitgard hielt den Atem an. Ob die Menschen jetzt wohl etwas spürten von ihrer Zauberkraft, die sie immer noch erfüllte? Der Mann da schien besonders aufgeschlossen zu sein gegenüber den Schönheiten der Natur und ihren Geheimnissen, obwohl er merkwürdigerweise noch jetzt, in der Dämmerung, eine dunkle Brille trug. Wozu das wohl gut ist, fragte sich die Tanne und wunderte sich etwas. Denn die Sonne war nun hinter den Wolken verschwunden und bald würden die dunklen Fittiche der Nacht ihre Schwingen ausbreiten. Der Mann hob seine Hände und tastete an den Zweigen der Tanne entlang. Ahnte er jetzt endgültig, daß etwas Besonderes mit Luitgard los war? Spürte er nun, da er ganz nahe bei ihr war, ihre Wunderkraft? Nun schaute der Mann an ihr empor. Da er nun wußte, daß dies eine Douglastanne war, erklärte er seiner Begleiterin, daß dieser Baum in seiner Heimat am Bodensee häufig zu finden sei. Er löste vom nächsten Zweig der Tanne ein paar Nadeln, zerrieb sie mit den Fingerspitzen und sog den würzigen Duft ein. Dann brach er mit seinen feingliedrigen, schmalen Händen sehr behutsam ein paar Zweigstückchen ab und reichte sie der Frau. Die Tanne lächelte still in sich hinein. Sie war erfreut darüber, daß der Mann, der immer noch vor ihr stand, so liebevoll mit ihr umging. Wie oft schon hatte sie es erlebt und beobachtet, daß die Menschen, wenn sie schon mal in den Wald kamen, unbedacht, ja sogar roh den Bäumen und Sträuchern Schmerzen zufügten und sie verletzten. Vor allem aber war sie glücklich darüber, daß sie ihre Zauberkraft nun doch noch weitergeben durfte.

Und dieser Zauber klang lange nach, wirkte über diesen Abend und diese Nacht hinaus noch auf lange, lange Zeit. Auf welche Art? Nun, durch die Erinnerung! Denn die mit den Zweigen der Douglastanne Beschenkte hatte ihr kleines Heim damit geschmückt. Und immer, wenn ihre Augen das dunkle Grün, das wie mit einem Silberhauch überzogen war, streiften, oder die Hände träumerisch über sie hinwegglitten, hin und wieder auch ein paar Nadeln zwischen den Fingern zerrieben, immer stand das Erlebnis jener wundersamen Abendstunden vor ihrem Inneren, als sie mit einem geliebten Menschen über alle Maßen glücklich gewesen war. Immer

Liebespaar. Holzschnitt von Will Krick



noch hörte sie seine tiefe, zärtliche Stimme, die sich fest in ihr Herz eingeprägt hatte. Und sie verspürte heiße Freude darüber, daß es einen Menschen wie diesen auf der Welt gab. Ja, er war blind. Aber das war kein Grund für sie, ihn nicht zu lieben und seine innere Kraft zu bewundern.

In diesen Tagen, die immer noch erfüllt waren von der Erinnerung, wurde es der jungen Frau zur Gewißheit, daß ihr und des geliebten Mannes Leben von jenem Abend an untrennbar verbunden waren. Sie wollte seine Gefährtin werden, für immer, solange sie lebte, solange er lebte.

Und also hatte sich der Zauber erfüllt, der von der Tanne Luitgard an ihrem Namenstag auf die beiden Menschen übergegangen war. Und nun müßte dieses Märchen eigentlich schließen mit den Worten, die von alters her jedes Märchen beenden: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute glücklich und in Frieden." Aber diese Geschichte, lieber Leser, ist gar kein Märchen, sie hat sich wirklich und wahrhaftig zugetragen. Woher ich das weiß? Nun, das ist mein Geheimnis und bleibt es auch.

Die beiden Menschen aber glauben noch heute fest daran, daß damals ein Zauber mitspielte, als sie sich fanden. Doch das ist ja nichts Neues. Denn die Stunden der Liebe sind immer Stunden der Verzauberung und der tausend Wunder. Und hoffentlich bleiben sie es, solange es noch Menschen gibt, die sich lieben.

H. Bumann

In die Flucht geschlagen

Die Glocke des deutschen Wirtschaftswunders hatte zum ersten Male angeschlagen, da bezog ich ein schlüsselfertiges Einfamilienhaus Marke Leichtbauweise mit schallverstärkenden Wänden und Decken, licht-, luft- und feuchtigkeitsvoll, kurzum: eine Tiefkühltruhe!

Vor dem ersten Osterfest hatten wir zum zweiten Male tapeziert. Es war spät geworden. Die Arme schmerzten mich vom Aufhängen der Gardinen. Aber ich konnte nicht einschlafen, wie das bei uns Kriegsblinden

häufig der Fall ist. Nachdem ich bis fünftausend gezählt hatte, ohne Schlaf zu finden, stand ich auf, zog mir den Bademantel über und ging in den Keller hinab, mir ein Glas Eingewecktes zu holen.

Auf der untersten Treppenstufe stockte mein Fuß. Hinter der Garagentür war ein Ruscheln und Rascheln zu hören, ein sägendes Geräusch, als mache sich jemand am Fenster zu schaffen. Einbrecher! schoß es mir durch den Kopf; dann erstarrte ich zur Salzsäule. Ich wagte kaum, mich umzudrehen, denn jeden Augenblick konnte sich einer der Ganoven auf mich stürzen. Mir blieb gar kein anderer Ausweg, als die Kellertreppe rückwärts wieder hinaufzusteigen.

Oben rannte ich in das Schlafzimmer und weckte meine Frau. „Diebe! Einbrecher!" rief ich erregt. „Steh auf und bring mir die Kanone!" Schlaftrunken, wie meine Frau war, kroch sie aus dem Bett, fand auch richtig die Schublade mit der Kanone, drückte sie mir in die Hand und zwei Schuß Munition dazu. Doch niemand darf glauben, daß es sich bei diesem Geschütz um eine Feldhaubitze schweren Kalibers handelte. Es war eine gewöhnliche Schreckschußpistole, wie man sie auf jedem Jahrmarkt zu kaufen bekommt. Als ehemaliger Artillerist wußte ich damit umzugehen. Einen der beiden Knallkorken drückte ich in den Lauf, dann faßte ich Mut und zog meine Frau hinter mir her in den Keller. Im Gänsemarsch nach Art der sieben Schwaben schlichen wir die steinerne Treppe hinab mit dem Unterschied freilich, daß wir statt des Spießes einen zünftigen Vorderlader vor uns hertrugen. Unten spannte ich den Hahn, bog um die Ecke und lauschte.



Wieder hörte ich das schürfende Geräusch Es klang wie Metall auf Metall. Kein Zweifel, sie waren dabei, die Gitterstäbe durchzusägen. „Paß auf!" flüsterte ich zu meiner Frau. „Erst Schuß, dann Licht, dann wieder Schuß!" Bei diesen Worten öffnete ich, wenn auch mit Hangen und Bangen, die Garagentür. Mannhaft befahl ich mir „Feuer!", schob meine Rechte durch den Türspalt und drückte ab. Ein ohrenbetäubender Knall erfüllte die Kellerräume. Es ballerte, als flöge ein Faß Dynamit in die Luft. Mir schien, das Haus breche über mir zusammen. dann hatte ich schon wieder den zweiten Korken im Lauf Mit einem „Hände hoch!" stürzte ich in die Garage. „Keine Bewegung! Kriminalpolizei!" Doch ich kam vorerst nicht mehr dazu, meine Allerweltskanone nochmals abzufeuern, denn obwohl meine Frau laut aufschrie, legte sie mir die Hand auf den Arm und sagte: „Stopp! Keinen Schuß mehr! Die Einbrecher fliehen!"

„Ausgezeichnet!" rief ich nun siegesbewußt. „Denen will ich es zeigen." Schnell hob ich meine Waffe und feuerte hinter den Flüchtenden her. Aber dieser Schuß wäre wie der erste gar nicht nötig gewesen Meine nächtliche Polizeiaktion stellte sich nämlich als blinder Alarm heraus Schuld daran waren Tapetenreste vom letzten Tapezieren. Mein Sohn hatte sie in einen alten Kinderwagen geworfen. Dieser Wagen stand genau dort, wo mir ein richtiges Auto noch fehlte. Nachts waren dann gewöhnliche graue Feldmäuse scharenweise herbeigeströmt, waren durch das offenstehende Fenster geklettert und hatten sich am wohlschmeckenden Tapetenkleister gütlich getan. Ihr lautes Nagen erweckte leider in mir die Vorstellung vom Durchsägen eiserner Gitterstäbe. Als meine Frau später das Licht einschaltete, stürmten die kleinen Allesfresser in heilloser Flucht davon. Ich konnte nicht einem den Garaus machen, geschweige denn, daß ich einen strumpfmaskentragenden Ganoven fing. Mir blieb nur der Geruch von Pulver, Knochenleim und versengtem Korken als die kümmerlichen Zeugen einer mißlungenen Schlacht. Welch unrühmliches Ende kaum erwogener Taten eines ehemaligen Kanoniers der Panzerartillerie!

P. P. Porzig



„Was gibt es Neues, Rex?" Erwartungsvoll schaut Sascha zu dem Riesen empor. Er ist immer sehr galant zu ihr, und wenn sie einen Koller bekommt, ihn wütend anfaucht oder sogar zu beißen versucht, wehrt er sie nur nachlässig mit seiner Pfote ab, als würde er ein verspieltes Kind zur Ordnung rufen

Von guten und noch besseren Führhunden

„Ich hatte mal einen...", so oder doch ähnlich fangen jene Erzählungen an, die vorwiegend an den gewichtigen, runden Tischen zu hören sind, in deren Mitte meist ein bunter Wimpel oder eine liebevoll gestickte Standarte prangt, den Stammtischen. Ob es sich bei der Runde um Jäger oder Angler, um Briefmarkensammler oder Kaninchenzüchter, ehemalige Seebären, Schülervereinigungen – jetzt mit Bart – oder Sangesbrüder, also um Normalbürger handelt, ist nicht so wichtig, sondern allein die Tatsache, daß sie irgendein gemeinsames Interesse haben, dem sie mit aller Leidenschaft nachgehen und über das sie nun hier miteinander sprechen können.

Es wird da nicht etwa aufgeschnitten, in keiner Beziehung übertrieben, i bewahre, und wenn sich auch oft die Balken biegen und die Wirte Angst um ihr Haus haben. Es ist stets nur die lauterste Wahrheit, und sollten diese Worte, die sich meist nur mühsam ihren Weg durch dicke Rauchschwaden bahnen, auch noch so märchenhaft erscheinen. Allenfalls eine vollkommen unbeabsichtigte Ungenauigkeit in der Erinnerung, kleinste Abweichungen, aber doch kein Jägerlatein oder Seemannsgarn, denn so was gibt es in diesen Kreisen gar nicht.

Wenn Kriegsblinde zusammensitzen, sind die Gesprächsthemen sehr unterschiedlich, je nach Zusammensetzung der Gruppe. Sind es alle Bürstenmacher oder Telefonisten, dann wird eben gefachsimpelt, daß es nur so raucht. Doch auch andere Fragen können die Gemüter heftig erhitzen und zu langen, löblichen Reden einen willkommenen Anlaß bieten.

Fällt das Stichwort Blindenführhund, dann wissen sie alle etwas zu berichten, denn irgendwann einmal hatten sie einen. Wer so einen braven Vierbeiner besaß, so einen rechten Prachtkerl, so einen treuen, anhänglichen und immer bescheidenen Kameraden, wird dann nicht verfehlen, in das Loblied einzustimmen. Es gibt vieles, das allen Führhunden gemeinsam ist, was sie schon deshalb rühmenswert macht, und darauf möchte ich zu sprechen kommen. Der eigene Hund aber war und ist natürlich ein besonderes und seltenes Prachtexemplar.

Dieser Zug, immer das dem eigenen Herzen Nahestehende besonders liebevoll zu betrachten und Eigenschaften an ihm zu bewundern, die anderen verborgen bleiben, ist nur allzu menschlich und darum uns allen verständlich. Auch hier gibt es, genau wie bei anderen Passionierten, keine Flunkerei, höchstens einige leichte Grenzverstöße, denen man jedoch recht nachsichtig begegnen sollte.

Auf jeden Fall hatte ich mal einen... das heißt, es war eine Sie, von der ich mich dann allerdings aus mannigfaltigen Gründen bald wieder trennen mußte. Nicht zuletzt wegen jener Neigung, die erst offenbar wurde, als wir beide allein unseres Weges zogen. Schon beim ersten Spaziergang mit Senta – es war an einem schönen, sonnigen Frühsommertag – machte ich die recht fatale Entdeckung. Kaum waren wir aus der Haustür und einige Schritte ge-

Auch Bernhardiner eignen sich ausgezeichnet als Blindenführhunde. Diese beiden sind ihrer Ziehmutter ans Herz gewachsen, werden sie aber bald verlassen, um die Aufgabe, für die sie ausgebildet wurden, zu übernehmen



Aber ach, der vordem so ungetrübte Sommertag war gar nicht mehr so heiter, denn im allgemeinen pflegte ich in den frühen Morgenstunden nicht derartige Mengen des schmackhaften Gerstengetränkes zu konsumieren. – Sentas Neigung änderte sich nicht, ihr unwiderstehlicher Drang in jedes Bierlokal aber wirkte sich auf meine Geldbörse aus. Als sie außerdem auf meine Frau eifersüchtig wurde, schlug unsere Abschiedsstunde. Es fiel uns beiden nicht leicht, doch wurde ich durch meinen nächsten Hund voll entschädigt. Harras war weder ein Bierfreund, noch liebte er Lokalitäten, nur allein die eine, in der jederzeit eine Schüssel mit Kotelettknochen für ihn bereitstand. Das war jedoch mein Stammlokal, hier vereinigten sich also unsere Interessen. Auch sonst war es ein prächtiges Tier. Er führte ausgezeichnet, fand jeden einmal gegangenen Weg sofort wieder und schien oft meine Gedanken zu erraten. Niemals machte er sich selbständig, und scheinbar brauchten wir keine Leine für ihn. Bei den weiten Spaziergängen, die meine Frau und ich oft machten, lief er brav mit, den Kopf zwischen unser beider Knie geschoben. Und lief er einmal allein, dann wartete er an den Straßenübergängen auf uns,

gangen, als Senta plötzlich wie angewurzelt stehenblieb, eine entschlossene Linkswendung machte, und schwupp – weil ganz unerwartet, war ich vollkommen willenlos – uns beide in eine mir sehr bekannte Gastwirtschaft zog. Der Mensch ist bekanntlich eitel, und so konnte ich nicht gut gestehen, daß dieser Besuch durchaus nicht meinem eigenen Wunsche entsprach. Recht geschmeichelt nahm ich das Lob über die unverkennbare „Klugheit" meines ersten Führhundes entgegen, trank gelassen ein freundliches Helles, verabschiedete mich und ging.

Nun wohnten wir damals in einer Straße, die für den weiteren Spaziergang an diesem Morgen und mit eben dieser Hündin sehr hinderlich sein sollte. Schon nach knapp hundert Metern ein erneuter Ruck, die bekannte Linksdrehung und hinein in die offenstehende Tür, wobei mir der wohlvertraute Biergeruch entgegenschlug. Auch hier ein Helles und Verabschiedung.

Die nächste Kneipe lag nur vierzig Schritte entfernt, und gleich im Nebenhaus noch einmal eine, dann hatte ich den mit Hellen gespickten Hürdenlauf geschafft.

hen, mußten wir Harras ausnahmsweise an die Leine nehmen. Er tat ihnen nichts zuleide, nein, er war ja eine durchaus gutartige Natur, nur mochte er das eben nicht. Vielleicht aus Futterneid? Lief er frei und witterte von weitem etwas, dann raste er schnurstracks in den betreffenden Winkel und bellte so lange, bis das verschreckte und oft schimpfende Paar den traulichen Ort räumte. Beim erstenmal war es sehr amüsant für uns, doch dann siegte unser verständiges Herz, schließlich waren wir ja auch noch jung.

Harras endete leider auf eine tragische Weise, er wurde überfahren. Durch Altersblindheit und -taubheit behindert, hatte er einen langsam heranrollenden Kraftwagen nicht wahrgenommen und lief direkt hinein.

Mein neuer Freund heißt Greif und ist so ganz das Gegenteil seines Vorgängers. Er ist nicht eigentlich rauflustig, aber er geht auch keinem Streit aus dem Wege. Nach seinem Körperbau und Wesen hat er dazu auch keinen Grund, nur ist das für einen Blinden recht unangenehm. Zudem ist er ein Sänger. Er singt jedoch nicht, wenn er allein ist, etwa aus Sehnsucht, sondern nur vor lauter Freude, wenn ich kam unaufgefordert bei Fuß. Er ging allen Beißereien aus dem Wege, vielmehr suchte er in kritischen Situationen Schutz bei mir, ja war manchmal ein ausgesprochener Feigling. Als Führhund aber war er ideal.

Nur gegen zwei Leidenschaften konnte er nicht an: er liebte Fische über alles und Liebespaare ganz und gar nicht. Seine Vorliebe für Fische nahm mitunter groteske Formen an. Nicht nur, daß er auf jedem Abfallhaufen nach ihnen fahndete – und leider wohnte in nächster Nähe ein besessener Angler –, sondern er ging so weit, bei unseren Spaziergängen an der Hunte, einem kleinen Flüßchen in Oldenburg, den Anglern die Fische vom Haken zu fressen, wenn sie ihren Fang mit einem leichten Schwung an Land zogen. Lebende Fische als Hundefutter, das war wirklich ein starkes Stück, ist aber leider immer wieder vorgekommen, zum größten Gaudi der Angler, die dem Hund diesen Spaß bei ihren kleineren Fängen wohl gönnten.

Liebespaare mochte er dagegen überhaupt nicht, und in den warmen Nächten bestimmter Monate, wenn in dunkeln Hauseingängen und von dichten Hecken geschützt, die jungen Paare beisammenste-

mit ihm ausgehen will. Dann tanzt und singt er in freudiger Erregung ob dieses schönen Ereignisses, daß es schaurig durch das ganze Haus hallt. Nun bin ich kein glücklicher Hausbesitzer, sondern nur ein bescheidener Mieter in einem Wohnblock. Harras' Gesang des Morgens ist also für alle Mitbewohner ein zuverlässiger Wecker.

Am schlimmsten führt er sich nach einem Urlaub auf, oder wenn wir ihn bei sonstiger Abwesenheit vorübergehend in seine Ausbildungsstätte zurückgeben müssen. All die Tage ist er brav und ruhig, doch am Abholtag muß er etwas merken, denn wenn er nur den Motor unseres Wagens hört – der vom Ford brummt nun einmal ganz charakteristisch – oder eine Wagentür klappt, dann ist er ganz aus dem Häuschen. Es gibt für uns kein Gespräch und kein Verweilen mehr in dem Haus, denn er singt und heult so lange, bis er in meiner Nähe ist, und gibt eigentlich erst dann völlig Ruhe, wenn er im Wagen sitzt und weiß, nun geht es wieder heim.

Wie auf dem Berufsweg, so auch beim Spaziergang sind die ausgebildeten Vierbeiner treue Begleiter



Daheim hat er im Keller einen trockenen und hellen Raum für sich ganz allein. Neben seiner überdachten Liegestätte stehen dort nur noch ein alter Kleiderschrank, der allerdings die netten feuchten Sachen für seinen Herrn beherbergt, sowie einige andere ausrangierte Möbelstücke und die Fahrräder.

An einem Abend ging ich mit meiner ältesten Tochter nach unten, um unsern Greif zu einem ausgedehnten Spaziergang zu holen. Ich steckte den Schlüssel ins Schloß, drehte ihn herum und klinkte auf und – die Tür blieb zu. Nanu, wer hat denn da wieder zweimal geschlossen? Nein, es mußte schon offen sein. Ein nochmaliger Versuch, dann noch einer, jetzt recht energisch, schon mit weit weniger Geduld. Doch weiter ohne jeden Erfolg, und während Greif drinnen immer heftiger jaulte und sich freute, gab ich meine nutzlosen Versuche entmutigt auf. War etwas verklemmt? Was hemmte die Tür? Nach einigen Sekunden Nachdenkens schickte ich Renate hinaus an das Kellerfenster, denn in mir war ein Verdacht aufgestiegen. Er wurde sogleich bestätigt. Greif mußte vorher, vermutlich als wir die Treppe herunterkamen, beim Hochspringen mit der Pfote den Riegel berührt und dabei zugeschoben haben. Die Tür war nur noch von innen zu öffnen. Im Geiste sah ich schon einen verhungerten, elendig umgekommenen Hund hinter dieser Tür liegen. Erst meine Frau fand einen Ausweg, und kurz entschlossen schritt sie an seine Verwirklichung. Die Glasfenster dieses Raums stehen immer

offen, damit Greif frische Luft hat, nur die Siebfenster sind geschlossen. Mit einem Schraubenzieher angelte meine Frau nun geschickt durch eines der kleinen Drahtlöcher; mit viel Geduld gelang es ihr, den sperrenden Hebel nach oben zu drücken und dann leicht das Schutzfenster zu öffnen.

Das sind allerdings sehr kleine Fenster, nichts für Einsteigdiebe mittlerer Jahrgänge, und selbst wenn wir uns noch so schlank gemacht hätten, da hindurch wären weder meine Frau noch ich gekommen. Renate raffte also ihre Röcke zusammen, tja, und dann wollte dieses Mädel doch wahrhaftig mit dem Kopf zuerst hinein. Das ging allerdings nicht, denn es hätte eine unsanfte Bauchlandung gegeben. Rückwärts ging es auch nicht viel besser, doch mit gemeinsamer Nachhilfe klappte es soweit, daß sie bald mit haltsuchenden Beinen innen auf der Fensterkante schwebte.

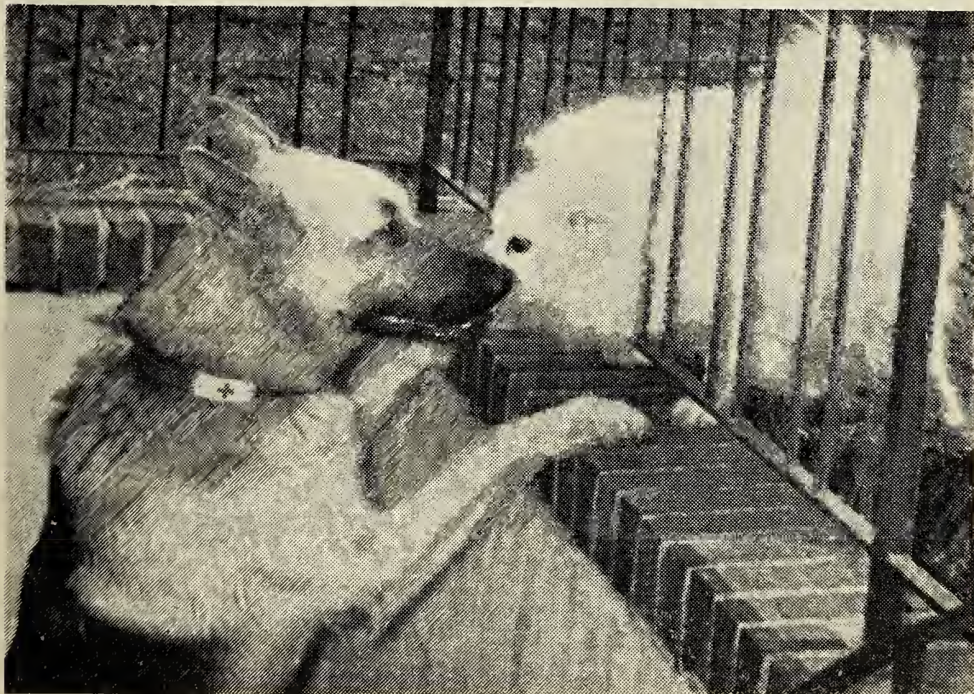
Greif sah all diesen Bemühungen mit einem verwunderten Freudengeheul zu, von der gegenüberliegenden Häuserfront dagegen die aufmerksam werdenden Nachbarn. Wir standen im Mittelpunkt eines allgemeinen, ungewollten Interesses. Greif ließ Renates haltsuchende Füße nicht aus den Augen und sein Benehmen machte alle ihre Bemühungen, auf den Boden zu kommen, zunichte. Erst als ich ihn an die Kellertür lockte, konnte sie abspringen, zur Tür eilen und diese öffnen.

Als wir von diesem Ausgang zurückkehrten, holte ich mir einen Hammer und zwei Nägel, die ich so einschlug, daß der Riegel unverrückbar festsaß. Diesem gewitzten Kerl war nicht mehr zu trauen. – Und wie war das mit dem Harras, der damals am ersten Weihnachtstag bei Brumunds den Festbraten fraß?

Nein, nein, bitte keine Sorge, meine lieben Leser, Sie haben mir bisher so nett zugehört, daß ich dieses unerschöpfliche Thema nicht weiter ausspinnen will. Ich hätte zwar noch so einiges auf Lager, doch während Sie mir geduldig ihr Ohr leihen, rutschen meine Kameraden schon unruhig auf ihren Stühlen hin und her, und wenn wir jetzt am runden Tisch beisammensäßen, ich wette, schon lange hätte mich einer unterbrochen:

„Na, und ich hatte mal einen ..." FK

„Guten Morgen, lieber Rex! Kommst du raus zum Spielen?" So scheint dieses entzückende weiße Wollknäuel zu fragen. Sascha ist eine Spitzhündin aus der Nachbarschaft. Wenn sie ihren großen Freund erblickt, rast sie auf ihn zu und begrüßt ihn zärtlich — *4 Fotos: L. Kosmehl*



Dichter kämpften um ihr Augenlicht

James Joyce, als das Stachelschwein unter den Dichtern bekannt, erst spät in seiner irischen Heimat geehrt, war schon als Schüler Brillenträger; in seinen Mannesjahren litt er unter vielen schmerzhaften Augenentzündungen. Dieses literarische Genie, das in seinen Werken nach Form und Inhalt ganz neue Wege einschlug, wurde als Zweitältester von 17 Geschwistern am 2. Februar 1882 in Dublin geboren. Joyce wollte zuerst Jesuit werden – kein Wunder, war er doch der anerkannt hochbegabte Schüler von Irlands vornehmster Jesuitenschule, der seinen Geist an den Werken des Aristoteles und des Thomas von Aquin geschult wußte. Bald aber wandte er sich in Paris dem Studium der Medizin zu, um dann als Sänger nach Dublin heimzukehren. Mit 22 Jahren machte er Nora Barnacle zu seiner Frau; mit ihr siedelte er nach Zürich und später nach Triest über. Hier entstehen die Werke „Jugendbildnis" und „Ulysses". Hier werden auch seine Kinder Giorgio und Lucia geboren. Als Italien in den Krieg eintritt, begibt sich Joyce wieder in die Schweiz, in dieses mit Recht als „Naturschutzpark der Geister" gerühmte Land, nach Zürich. Dann folgen zwanzig Jahre fleißigen Schaffens in seinem geliebten Paris (1919 bis 1940) wo durch die tatkräftige Hilfe von Miß Sylvia Beach, einer Buchhändlerin in der Rue de l'Odéon, der „Ulysses" erscheinen kann. Während Joyce an „Finnegans Wake" schreibt, nimmt seine Sehkraft weiterhin ab. In diesem bemitleidenswerten Zustand muß er bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs Paris abermals verlassen. Der Dichter eilt nach Zürich. Wenig später löscht ein bösartiges Magenleiden sein Lebenslicht aus.

Bereits als Schüler hatte Joyce so schlechte Augen, daß er bei zerbrochenen Brillengläsern keine schriftlichen Arbeiten ausführen konnte. Zahlreiche schmerzhafte Augen-



Illustration zu „Thérese Raquin" von Emile Zola, Linolschnitt von Günther Barthel

attacken, welche die Regenbogenhaut entzündeten, lagen schon hinter ihm, als ihn am 18. August 1918 während der berüchtigten Grippeepidemie plötzlich auf der Züricher Bahnhofstraße ein so stechender Augenschmerz traf, daß er auf eine Straßenbank gelagert werden mußte. Jede Straßenbeleuchtung umtanzten nun Lichter in allen Farben des Regenbogens. Joyce ahnt sofort, daß es sich diesmal um den Ausbruch des seit langem befürchteten „Grünen Stars" handelt. Nach einigen beruhigenden Behandlungstagen operiert ihn Prof. Siedler nach der Methode seiner Zeit, indem er einen kleinen Ausschnitt in die Regenbogenhaut anlegt, um die gestörten Druckverhältnisse des erkrankten Auges zu normalisieren. Es folgt ein viele Wochen dauernder Aufenthalt in verdunkeltem Raum, Joyce kann weder lesen noch schreiben. Der sensible Dichter unterwirft sich in den folgenden Jahren nicht weniger als zehnmal dem Messer der Augenchirurgen in Zürich, Paris, Salzburg, München, Nizza und London; wir hören die Namen Weber, Ziedler, Haab jun., Marina, Gamper, Stehli, Morax, Collinson, Hartmann, Borsch, Tolde, Heesch, Colin, Brewster, Stewart und James! Diese Stationen umreißen einen Leidensweg sondergleichen. Die Jahre 1925 und 1929 bringen neue Verschlechterungen durch Episkleritiden und andere Entzündungen, die nur geringfügig auf die üblichen Behandlungsmethoden von Salicylgaben, pupillenerweiternde Pharmaka, Jodgaben, Wärmeapplikation und Blutegel ansprechen. Da bringt der operative Eingriff des weltbekannten Schweizer Ophthalmologen Prof. Alfred Vogt doch noch die große Wende zum Guten: Am 15. Mai 1930 operiert Vogt den stark komplizierten „Grauen Star" des linken Auges mit Erfolg, den er durch zwei Nachoperationen noch verbessern kann. Mit Vergrößerungsgläsern vermag Joyce nun wieder zu lesen und zu schreiben, natürlich in bescheidenem Maße, auch besucht er wieder seine so lange entbehrten Theater. Vogt lehnt jede Honorierung seiner Leistung mit dem Bemerken ab, es sei ihm eine Ehre und Freude, eine „so große literarische Begabung wieder zum Wirken gebracht zu haben", lediglich erbittet er ein signiertes Exemplar des Ulysses für seine Tochter. Noch oft kommt der Dichter zur Nachkontrolle in die Vogtsche Klinik. Zeitlebens hat Joyce dem großen Arzt unendlich gedankt, denn wer Sehen schenkt, schenkt wahrhaft Leben.

Geistige Lichtmenschen trifft eine über sie hereinbrechende Blindheit wohl noch stärker und tiefer als die, die zwar optisch sehend, aber doch mehr oder weniger blind durchs Leben gehen. Bekanntlich blieb alle Not der Blindheit auch dem weltberühmten Verfasser des „Buches von St. Michele", dem Arzt Axel Munthe, nicht erspart, ja wir wissen heute, daß die Niederschrift dieses Werkes eigentlich erst in der Konzentration der Blindheit möglich wurde.

Nach einer anstrengenden Konsultation bei einem schwedischen Prinzen litt Munthe an starken Augenschmerzen an einem Auge, die eine Netzhautablösung zur Folge hatte. Auch der vielbemühte Augenarzt seiner Zeit, Prof. Pagenstecher in Wiesbaden, konnte das Leiden der ablatio oder Netzhautablösung nicht heilen. So blieb der 50jährige lange Zeit in einem verdunkelten Zimmer in Rückenlage. Später zog er mit einem erblindeten Auge in den Ersten Weltkrieg. Da aber die dauern-

den Entzündungen erhebliche Beschwerden auslösten und die Gefahr einer Erkrankung des anderen Auges drohte, entfernte Prof. Katz in Karlsruhe den ewigen Störenfried. Der das Kunstauge herstellende Glasbläser war von der tiefblauen Färbung der Munthe-schen Regenbogenhaut sehr beeindruckt. Munthe, der früher selbst augenärztlich tätig gewesen war, wußte sehr gut, daß sich in dem erhaltenen Auge eine Linsentrübung entwickelte, langsam zwar, doch ständig zunehmend, so daß sich ihm die Umwelt in einen dichter und dichter werdenden Nebel hüllte. Da die Operation dieses Grauen Stars in erhöhtem Maß die Möglichkeit einschließt, daß es hernach zur Netzhautablösung kommt, die absolute Blindheit bedeutet, durchlebte Munthe viele sorgenvolle Jahre zwischen Hangen und Bangen, das Damoklesschwert einer ablatio dauernd über sich. In diesen Jahren dunkler Einsamkeit flüchtet sich der Dichter in die Vergangenheit: es entstand „Das Buch von St. Michele". Als sich dann völlige Nacht über seine Augen gesenkt, er nur zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren hatte, entschloß sich Munthe, eine Staroperation vornehmen zu lassen.



Bei der Deutschen Bundesbahn erfüllen auch Kriegsblinde vollwertige Aufgaben im Dienst der Reisenden

Vorbereitend ließ er sich in Berlin dreizehn Zähne ziehen, damit das Operationsergebnis nicht durch ein schadhaftes Gebiß beeinträchtigt oder in Frage gestellt werden konnte. Dann aber hätte Munthe seinen Entschluß beinahe wieder umgestoßen, da eine Kette von Mißgeschicken ihn unsicher machte. Denn 1934 konnte er nicht mit einem deutschen Begleiter nach Wien zu einer augenärztlichen Kapazität reisen, weil diese Begleitperson nach dem Willen der damaligen Machthaber für die Einreise nach Österreich 1000,- Mark bezahlen mußte. So wandte er sich an Prof. Walter Löhlein nach Freiburg; doch dieser hatte soeben einen Ruf nach Berlin angenommen und bat Munthe, in etwa drei Wochen dorthin zu kommen. Völlig niedergeschlagen, wollte Munthe nun schon unverrichtetersache wieder in seinen Turm nach Materita zurückreisen, als der schon zuvor genannte Züricher Prof. Alfred Vogt sich erbot, Munthe kurzfristig zu operieren. Vogts sichere Krankenführung und seine beeindruckende klare Behandlungsart gaben dem Patienten bald sein seelisches Gleichgewicht zurück. Die Operation gelang, das Gespenst der Netzhautablösung verflüchtigte sich; als wieder Sehender verließ auch dieser prominente Patient das gastliche Zürich mit seiner trauten Pension Florhof. So brach auch für Munthe durch Vogts Eingreifen noch einmal ein neuer Tag an. Gerade am 4. Oktober erhielt er sein Augenlicht zurück, am Tage des hl. Franziskus. Munthe, den großen Tierfreund, verband schon längst eine innere Gemeinsamkeit mit dem milden assisischen Heiligen. Nun war der Protestant Axel Munthe zutiefst überzeugt, daß Franziskus ihn in dieser Stunde der Not beschützt habe. Während der Heimreise stand er verzaubert an den Fenstern des Zuges und erlebte voller Dankbarkeit Farben und Licht einer lange schmerzlich entbehrten Wunderwelt. Gefragt, was ihn am stärksten beeindrucke, meinte er: die Sterne über Capri!

Gedenken wir nun noch Adolf von Hatzfelds, des Dichters des Münsterlandes und der Soester Börde, der schon mit zwanzig Jahren sein Augenlicht auf tragische Weise durch Zerstörung der Sehnervenkreuzung verlor. In seinen aufnahmefähigsten Jugendjahren „sah" er in des Wortes Urbedeutung das alte Münster und seine Landschaft; mit hoher Intensität und Sensibilität erlebte

er die grandiose Weite und gleichzeitige Begrenztheit dieses Raumes, seine Lichtverklärtheit und tiefe Melancholie. Wie die meisten Westfalen, war er sich seiner zwei Seelen bewußt: einer starken Ichbezogenheit gepaart mit dem nicht minder heftigen Drang zum Allgemeinen; kurzum, er kannte „das irdische und himmlische Gesicht" des niederdeutschen Menschen. In diesem blinden Edelmann mit der witternden Kopfhaltung war die Polarität westfälischen Menschentums versinnbildlicht und beheimatet, allen, die ihn kannten, blieb sein durch Wissen und Erfahrung geprägtes Antlitz unvergessen. Bodenverbunden und in einer beispielhaften Tradition stehend, berauschte ihn immer wieder der große Kreis des weiten Horizontes dieser Ebene und die wenigen Dinge, die einfach und wichtig vor dem Himmel stehen. Und da Hatzfeld ein geborener Dichter war, konnte der Früherblindete diese westfälische Heimatflur in einer unvergleichlichen Schau ins Licht heben. Etwas Boden unter den Füßen zu haben von jener Erde, von der man stammt, das war des wahrlich Vielgereisten sehnlicher Endwunsch. Er erfüllte sich, als er auf der Höhe des Haarstrangs bei Bilme seßhaft wurde. Von hier im Süden die sauerländischen Berge ahnend, aus denen er aufbrach, da er in Olp geboren wurde, die Luft der Börde atmend und im Norden die sich hundert Kilometer weit dehnende Münsterische Ebene einbeziehend, riß es ihn aus der Kleinheit der Einzeldinge in das Allgemeingültige. Hier lagen die Wurzeln seines Wesens. An diesem Lieblingsplatz hat er oftmals am steinernen Tisch vor seiner kleinen Schreibmaschine gesessen, ganz von seiner dichterischen Berufung erfüllt. Ob in seinem Werk Positano, Franziskus, Flug nach Moskau, immer geistert im Hintergrund die Landschaft seiner Seele: Westfalen, das lichtere Soest mit seinen wunderbaren grünen Domen und das viel strengere Münster mit seinen grauen gotischen Türmen, die „wie abgeschlagene Köpfe" in den dunklen Himmel ragen. Da fühlt er sich oft nur als Spielball der Dämonen, in ihm bohrt das tragische Begreifen seiner Herkunft, wenn er dichtet: „Die Hintergründe meines Lebens sind nicht ich / Das sind die Väter, die mich schwer umkreisen / Ihr unerlöstes Blut ertrage ich."

Dieser blinde Sänger wuchs in der Rezitation über sich selbst hinaus und machte deutlich, daß sich ein Gedicht erst durch den rechten Vortrag vollendet. Schon Thomas Mann hat von Hatzfeld bestätigt, daß seine

Naturromantik auch in Eichendorffs „Taugenichts“ stehen könnte, „innig und echt steigt sein Dichtertum aus einer Menge krasser und dreister Windbeutelei unserer Tage“.

Nun, Adolf von Hatzfeld ist vor einigen Jahren blind gestorben, kein Arzt der Welt konnte seine erloschenen Augen wieder sehend machen. Aber etwas bindet die drei Dichter James Joyce, Axel Munthe und Adolf von Hatzfeld, nämlich lange Jahre der Blindheit. Und trotz aller Schicksalswidrigkeiten setzte sich bei ihnen die Berufung durch. Alle drei waren in den Jahren ihrer Blindheit gezwungen, ganz nach innen gekehrt, mit den Augen der Erinnerung uns die Wunderwelt ihrer Träume und Beobachtungen greifbar nahezubringen und uns Sehenden nie Gesehenes vor Augen zu stellen. Es lohnt sich, daß diese Blinden uns bei der Hand nehmen, um uns die vielfältige Schönheit unserer Welt, ihre Beglückungen und Bedrängnisse, in die Zauberkraft des Wortes eingefangen, zu vermitteln.

Dr. Carl H. Sasse

Der Taucher

Eine feuchte, aber wahre Begebenheit

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?“ Diese königliche Aufforderung, die immerhin noch in eine Frage gekleidet war, führte in späteren, weniger königlichen Zeiten zu der bekannten, mehr befehlsartigen Kurzfassung: „Freiwillige vor!“

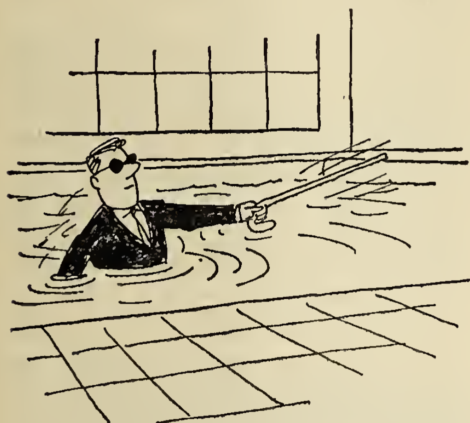
Unverkennbar hat der Auffordernde jeweils etwas auf dem Herzen, oder aber in diesem Organ etwas Finsteres ausgebrütet und erwartet bestimmt, daß einer der Angesprochenen seinem Wunsch nachkommt. Trotz dieser unmißverständlichen Erwartung enthält aber jede dieser beiden Aufforderungen so etwas wie eine demokratische Respektierung persönlicher Rechte. So soll in einen tiefen, dunklen Schlund oder in ein anderes Behältnis voll abgestandenen Wassers nur der springen, der aus freien Stücken dazu bereit ist. Dennoch kommt es mitunter vor, daß sich jemand unfreiwillig mit Wasser benetzt ohne dazu gezwungen worden zu sein, wie die folgende Geschichte beweist.

In unserem schönen Kurheim an der Ahr gibt es ein Schwimmbassin. In diesem überaus behaglichen Haus zu Blankenheim weilte nun während der Osterferien ein zumindest in Nordrhein nicht unbekannter Kamerad, der hier zur Wahrung seines Inkognitos Jakobus genannt sein soll. Er gehört zu den vielen Selbstlosen unserer Organisation, die still und unermüdlich für das Wohl aller tätig sind. Beitragswesen und Finanzen sind sein eigentliches Betätigungsfeld. Deshalb ist er auch noch in Blankenheim verwaltungsmäßig engagiert.

An einem schönen nachösterlichen Nachmittag begab sich besagter Jakobus ins Kellergeschoß, wo er sich mit seinem Stöckchen entlang dem Tretbecken zum Schwimmbad tastete. Wer ihn so kommen sah, tadellos im dunkelblauen Zweireiher mit scharfer Bügelfalte, der erkannte gleich, daß Jakobus die Baderäumlichkeiten nicht ihres eigentlichen Zweckes wegen aufsuchte, sondern in Wahrung kurheimlicher Interessen. Präzise gesagt, er wollte zur Regulierung der Temperaturverhältnisse die Lüftungsklappe aufstoßen, damit frischer Sauerstoff in das Schwimmbad gelange. Erhobenen Hauptes betrat Jakobus die zu dieser Zeit menschenleere Schwimmhalle. Drei Schritte geradeaus, und er hatte das an der Längsseite des Beckens angebrachte Geländer erfaßt. Von der wohltuenden Stille sehr, von der Badeluft jedoch weniger angetan, machte Jakobus linksum und bewegte sich gemessenen Schrittes weiter. Die Finger der rechten Hand marschierten im Gleichschritt auf dem flachen Rand des Metallgeländers mit. Als die Finger kein Metall mehr spürten, kombinierte Jakobus messerscharf, daß die Längsseite zu Ende war und er nun vor der Außenwand stand, an welcher ein Stück weiter der Architekt die Entlüftungsklappen in Kopfhöhe hatte anbringen lassen. Jakobus machte an dieser Stelle eine Rechtswendung, die jedem alten Obergefreiten Ehre gemacht hätte. Langsam betrat er den nicht sehr breiten Gang, der die Schmalseite des

Schwimmbeckens von der besagten Außenwand trennt. Nun setzte Jakobus die linke Hand in Aktion. Dadurch hatte er nicht nur Führung, sondern auch die Gewißheit, irgendwo an den Rand der Entlüftungsklappe zu stoßen; eine Maßnahme, die für den durchaus praktischen Sinn des Jakobus spricht. Mit der rechten Hand das Geländer der Schmalseite fassen zu wollen, wäre ohnehin vergeblich gewesen, denn diese Seite ist geländerlos.

Als die linke Hand statt Mauerwerk glattes Glas spürte, blieb Jakobus stehen, nahm Front zur Wand und drückte mit leicht hoch-



gerecktem Arm gegen den Rahmen. Hier war Widerstand. Jakobus biß auf die Zähne, ließ ein leichtes „Na" hören, drückte weiter, stärker und setzte zu einem neuen Wort an, von dem man nur das ver . . . hörte. Ob es ein „verflixt" oder ein böseres Wort werden sollte, wird sich nie mehr ergründen lassen, denn plötzlich hielt Jakobus die Klappe – die der Entlüftung dienende – in der Hand. Mit einem Ruck stieß er sie auf und trat aufatmend wie einer, der das Werk seiner Hände bewundern möchte, oder aber schleunigst Abstand von körperlicher Arbeit gewinnen will, einen Schritt zurück. Das aber war ein ausgesprochener Fehltritt, denn Jakobus trat ins Leere. Dies wiederum bewirkte, daß sich der 168pfündige Körper, den Gesetzen der Schwerkraft folgend, nach hinten neigte.

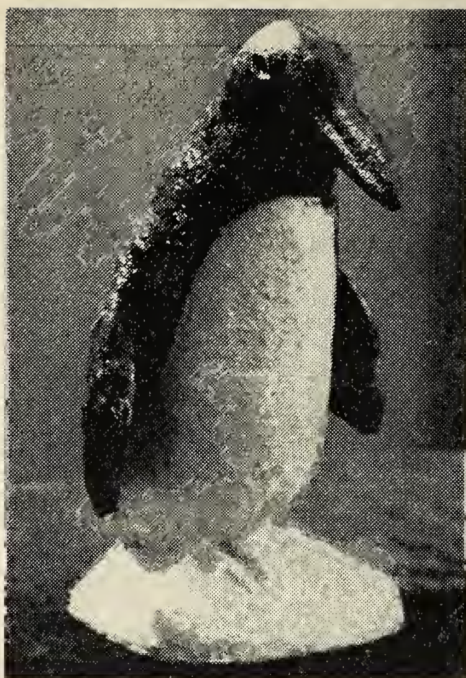
Um es kurz zu machen, Jakobus fiel, lang wie er war, klatschend mit einem mächtigen Plumps ins Wasser und tauchte unter wie besagter Knappe im Schlund. Just in diesem Augenblick betrat der badebekleidete Sohn eines Kameraden die Halle, sprang mit einem Satz ins Wasser und half dem unfreiwilligen Taucher auf die Füße, das heißt auf die Schuhsohlen. Da stand unser Jakobus nun mit hängenden Schultern, stumm vor Schreck, Stöckchen in der Hand und Brille wie angegipst auf der Nase, im nassen Element. Das Wasser spielte mit der immer noch korrekt sitzenden Krawatte und Jakobus mit dem Gedanken, den Architekten umzubringen. Daß auf Mord oder Totschlag Zuchthaus steht und ein weiteres Verweilen in der feuchten Verpackung zu einem chronischen Schnupfen führen konnte, wurde dem zutiefst Grollenden augenscheinlich gar nicht bewußt. Erst als ihm der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß in seiner Rocktasche ein auf eine beachtliche Summe lautender Scheck schwamm, kam Bewegung in die klatschnasse menschliche Säule. Behende, das Stöckchen voran und eine Bugwelle vor sich her treibend, watete Jakobus zur Ausstiegtreppe, schüttelte sich wie ein gut getrimmter Pudel und verließ stapfend die Stätte seines Fehltrittes. Als die schnell herbeigerufene Ehefrau vor Lachen prustend, erschien, stand ihr Jakobus bereits unter der warmen Brause, barfuß bis zum Hals und spülte sich, ebenfalls prustend, Schreck und Kälte aus den Gliedern. Seine ersten Worte, die ihm sein auf das Gemeinwohl eingestelltes Herz eingab und die ganz eindeutig seine Kassiererqualität beweisen, waren: Frau, flöck (schnell) dä Scheck. Beide, Jakobus und Wertpapier, wurden behutsam abgetupft und zum weiteren Trocknen hingelegt, ersterer ins Bett, letzteres auf die Heizung. Dadurch behielten beide ihren Wert.

Als der unfreiwillige Taucher einige Zeit später in seiner zweiten Garnitur im Clubraum aufkreuzte, kam er sozusagen vom Wasser in die Traufe. Die Kameraden hatten nach Bekanntwerden des unfreiwilligen Tauchmanövers schon so gelacht, daß der Kurerfolg mehr als gesichert war. Nun frotzelten und lästerten sie derart, daß Jakobus am liebsten wieder untergetaucht wäre, diesmal allerdings still in der Menge. „Na, Jakobus, schon trocken hinter den Ohren?" „Was, du trinkst ja schon die dritte Flasche Bier, hattest du noch nicht Flüssigkeit genug?" „Mensch, hörst du heute aber schlecht!" „Du hast wohl noch Wasser in den Ohren!" „In dieser Badesaison werden vorwiegend zweireihige Badeanzüge getragen, blaue Farben werden bevorzugt".

„Jakobus ist ein Opfer seines Glaubens, er glaubte, die Schmalseite des Beckens hätte auch ein Geländer." So und ähnlich plätscherte es dahin. Es wurde ein munterer Abend zum Abschluß einer fröhlichen Kur. Jakobus, der traurig an seinen Zweireiher dachte, weil dessen Hose nur noch bis zu den Waden reicht, macht seitdem die Klappe nicht mehr auf. Außerdem hat er sich geschworen die Schwimmhalle künftig nur noch badebehost zu betreten.

Moral von der Geschicht: „Wer anderen ein Schwimmbecken baut, fällt selbst hinein."

F. Vaupel





Um sich im Lichte zu bewähren

Von einem kriegsblinden Töpfer
mit künstlerischer Note

Mit wenig Ton und viel Verstand
macht der Töpfer allerhand!

Leise surrt die Scheibe: Der Töpfer ist am Werk. Mit einem Draht schneidet er das eben fertig gewordene Gefäß von der Scheibe. Vorsichtig wird es auf ein Brett gehoben. Ein bereitliegender Tonklumpen wird gefaßt und auf die rotierende Scheibe gebracht. Ein kurzes Dirigieren, und der Klumpen sitzt genau auf der Mitte. Nun drückt der Daumen der rechten Hand ein Loch hinein, ein kleiner Zug zur Seite, und schon ist der Boden eines Gefäßes da. Zwischen den Fingern steigt der Werkstoff schnell in die Höhe – immer dünner wird die emporsteigende Wand, die Urform eines Behältnisses ist fertig. Alles, was nun folgt, dient der besseren Handhabe oder der Schönheit des Gefäßes. Damit der zwischen den Fingern hindurchgleitende Ton nicht hängenbleibt, wird reichlich Wasser dabei verwendet. Nun faßt der Meister mit beiden Händen den Scherben, leicht drückt er von innen nach außen, und ein Bauch kommt heraus. Immer breiter wölbt sich dieser, und ich wundere mich, daß der dünne Werkstoff nicht auseinandergerissen wird. Jetzt gibt die Hand nach, und immer enger wird das entstehende Werk. Beide Hände drücken dann von außen, und ein Hals entsteht. Plötzlich steht die Scheibe still. Mit den Fingern wird am oberen Rand der Ausguß gezogen. Damit ist der Krug im ersten Arbeitsgang fertiggestellt. Später, wenn der Scherben etwas härter geworden ist, wird der Henkel angeklebt.

Das alles beobachteten wir in der Werkstatt des kriegsblinden Töpfers Walter Richter. Außer der Scheibe sind da noch Brennofen, Regale und eine Werkbank. Fertige und halbfertige Arbeiten stehen bunt umher. Vor allem aber sind es die Plastiken, die unser besonderes Interesse erregen. Alle sind sie

„Anfangsgeschöpfe", Urbilder, so nennt der kriegsblinde Keramiker Walter Richter seine Tierfiguren. Alles Schmückende fehlt, die Wirkung liegt in der Elementarform. Oben ein Pinguin, unten ein Eulenpaar

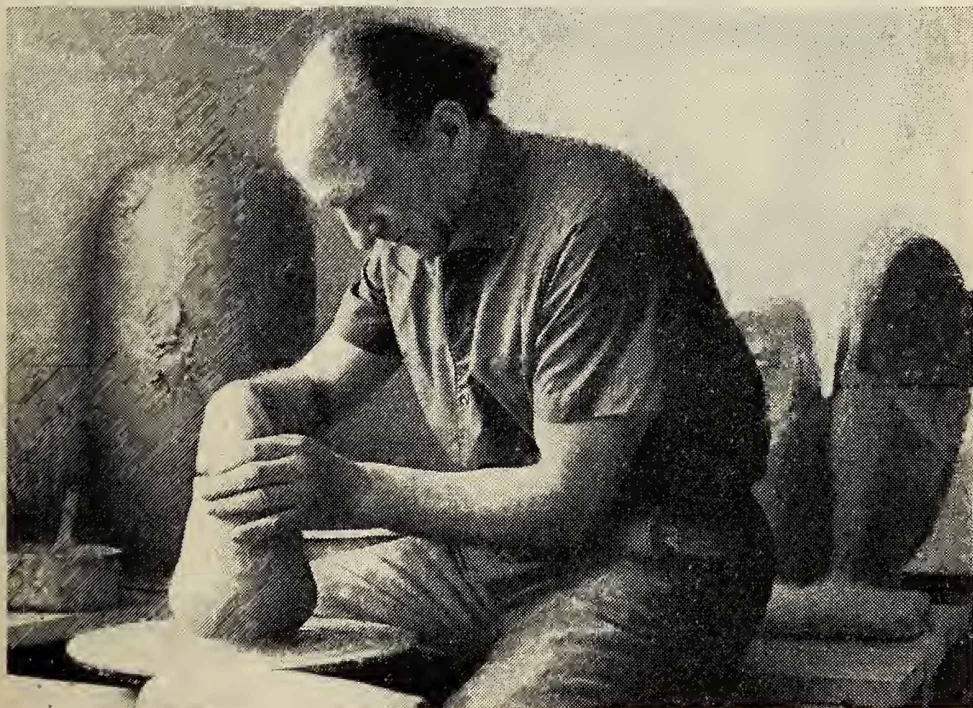
sehr elementar aufgefaßt: Gleich Urbildern stehen sie da. Beiwerk und Zufälligkeiten sind bewußt weggelassen. Tiere und Vögel sind seine bevorzugten Schöpfungen. Aber auch Köpfe stehen da und sind in ihrer Ausdrucksweise überzeugend.

Dann hören wir seine Geschichte: „Nun bin ich Töpfer geworden. Der Weg dahin war lang und hart. Zuvor hatte ich als Maler Licht und Farbe auf mein Banner geschrieben – aber es wehte nicht lange, denn das Schicksal warf mich ins Dunkel zurück. So mußte ich mich beugen. Die Augen zerstört im wahnsinnigen Gemetzel des Krieges, das Licht also für immer fort – das war niederschmetternd. Jedoch Lebenswille und Schaffensdrang regten sich bald. Als Maler konnte ich nicht mehr schöpferisch sein; aber alles Leben wird ja aus der Finsternis geboren, um sich dann im Lichte zu bewähren So ertappte ich mich bald dabei, daß ich in Gedanken Geschöpfe formte. Anfangsgeschöpfe sollten es sein – die eben dem Dunkel entsprungen.

Es war der Ton, der sich mir anbot. Nicht ganz einfach war es, eine Fachschule zu finden, die gewillt war, das Experiment mit Blinden zu wagen. Wie aber immer in der Welt, bleibt ein Gedanke nicht allein. Und so fanden sich zur gleichen Zeit noch zwei Kameraden mit demselben Begehren. Die Staatliche Keramikfachschule in Bunzlau/Schlesien erklärte sich dann bereit, uns aufzunehmen. Hier lernten wir eifrig das Töpfern auf der Scheibe. Das Technische begriffen wir bald. Oft schüttelten die Lehrer den Kopf, wenn sie uns etwas Neues beibringen sollten. Ihre Rede war stets: „Wie soll ich es Ihnen nur zeigen, Sie sehen doch nichts." Doch unser Schaffensdrang war groß, und bald erzwangen wir uns den Unterricht in der Kunstabteilung. Nun erst fing für mich die rechte Freude an. Denn Modellieren wollte ich, und das Töpfern sollte erst die zweite Stelle einnehmen. Wir arbeiteten dort elementar, und so kam ich meinem Ziele immer näher.

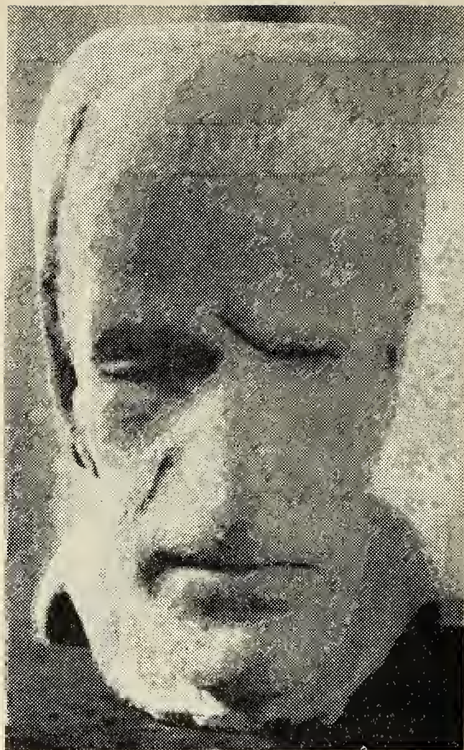
Leider wurden wir bald von der sich nähernden Front vertrieben. In Waldenburg/Sachsen, einer alten Töpferstadt, ließ ich mich nieder. Die Zeit war günstig, um selbständig zu schaffen. Meine ersten Erfolge wurden mir dort zuteil. Anläßlich der Braillefeier wurde von der Regierung der Sowjetzone ein Porträtkopf von mir angekauft. Er befindet sich jetzt im Zentral-Buchverlag der Blinden in Leipzig. Die Leipziger Museen sowie die von Dresden, Chemnitz und Zwickau kauften Ge-

Der Kriegsblinde Walter Richter bei der Arbeit an der Töpferscheibe





Pferde. Holzschnitt von Rudolf Güthinger



Kopf eines Kriegsblinden. Tonplastik von Walter Richter
4 Fotos: Wöhrstein

fäße. Im städtischen Museum Glauchau stellte ich gemeinsam mit einem Maler Plastiken und Gefäße mit großem Erfolg aus.

Lebensgroße Töpferfiguren, die ich formte, fanden einen Platz im Bahnhofspark in Waldenburg. Lassen Sie mich kurz berichten, wie es meiner Tochter erging, als sie dort im Park spielte. Eine fremde Frau, die sich die Figuren eingehend betrachtete, fragte meine Kleine: „Wer hat denn diese Plastiken gemacht?" Als sie antwortete: „Die hat mein Vati gemacht", da griff diese sich an die Stirn und sagte: „Du spinnst wohl."

Seit fünf Jahren bin ich nun hier im südlichen Schwarzwald heimisch geworden. Im Laufe der Zeit konnte ich mir eine neue Werkstatt erstellen Wie Sie schon hörten, modelliere ich und forme Gefäße. Mit Freude erfüllt mich, daß ich nun schon zum vierten Male eine Plastik für den Kriegsblinden-Hörspielpreis anfertigen konnte. Elementar sind meine Arbeiten alle, töpfermäßig hergestellt – Urbilder – und alle sind mit der Erdhaftigkeit des Materials behaftet. Wer sich zu den Urgründen des Seins hinabtasten kann, dem muß nicht bange sein. So stelle ich diese ersten Gedanken, aus Erde geformt, dem Licht entgegen. Hier können sie dann in Abarten weitergedacht werden. Ich habe nur den Anfang gemacht. So kenne ich zum Beispiel nur eine Eule, die weder Uhu noch Kauz, noch Schleiereule ist. Diese haben sich erst viel später in ihrer Umgebung entwikkelt. In meinen Porträtköpfen sind es meist die Probleme der Blindheit, die ich behandle – teils in Ergebenheit – teils in Anklage.

Und nun noch kurz einige Bemerkungen über die Keramik als Blindenberuf. Seinerzeit gab es viele Diskussionen darüber. Indessen hat die Zeit uns gelehrt, daß dieser Beruf sich nur bedingt für Blinde eignet. Außer den technischen Dingen wird viel Formgefühl und Phantasie verlangt. Einfache Töpfe zu fabrizieren, lohnt sich nicht. Alles andere geht über das Kunsthandwerk zur Kunst, und es sind wohl nur wenige, die dazu die Voraussetzungen mitbringen. Meines Wissens gibt es jetzt – mich einbezogen – vier kriegsblinde Keramiker, davon lebt einer in der Ostzone Ist aber einer künstlerisch veranlagt, so will ich nicht von einem Versuch, zu modellieren und zu töpfern, abraten. Manche Freude hält dieser Beruf bereit, und er kann dann wohl auch zur Erfüllung werden."

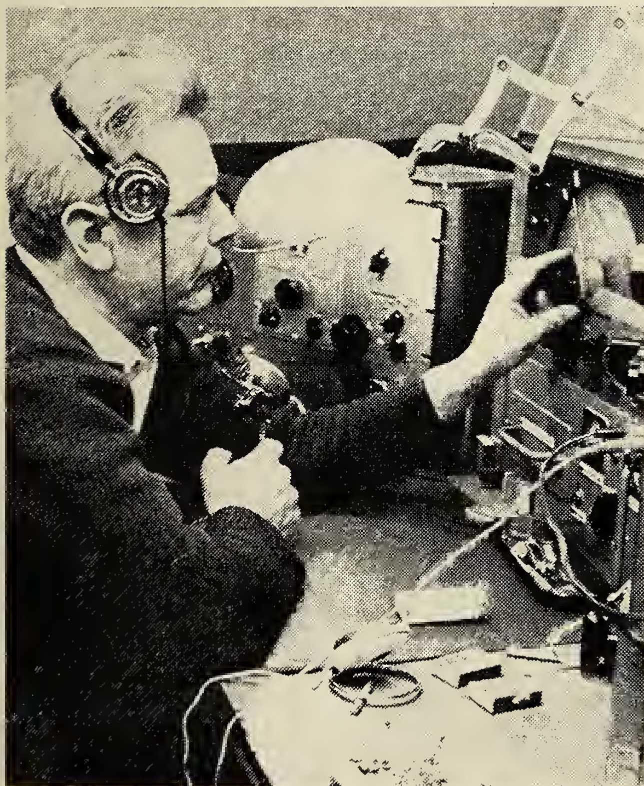
Wari

Über den ganzen Erdball hinweg

Als Mitarbeiter an der Amateurradiostation DJ 4 JJ des kriegsblinden Funkamateurs Walter Mohwinkel möchte ich einmal über unsere Funkarbeit berichten.

Ich selbst bin 17 Jahre alt, Schüler des hiesigen Gymnasiums und komme seit etwa zwei Jahren oft zu Herrn Mohwinkel, da mich der Amateurfunk sehr interessiert. In dieser Zeit konnte ich so viele Erfahrungen sammeln, daß ich noch im Laufe dieses Jahres bei der zuständigen Oberpostdirektion mein eigenes Rufzeichen zu erhalten hoffe. Bei allen Arbeiten, die der kriegsblinde Funker nicht selbst erledigen konnte, habe ich immer gern geholfen.

Der OM (old man = Bezeichnung für Funkamateur) Walter ist mit einem 100-Watt-Sender auf den Kurzwellenbändern 80 m, 40 m, 15 m und 10 m und auf dem UKW-2-m-Band mit einem 15-Watt-Sender QRV (sendebereit). Hoch über dem Dach seines Hauses fallen zwei Antennen besonders ins Auge: einmal eine Spezialantenne für das 20-m-Band und ein Richtstrahler (Beam) mit drei Elementen, bei dem das längste Element über 11,50 m mißt, zum anderen noch 4 m höher eine Spezialantenne für das 2-m-UKW-Band, bestehend aus zehn Elementen. 25 Diplome aus aller Welt beweisen die Leistungsfähigkeit dieser kleinen Station. Die Funkverbindungen werden durch zwei Sendearten hergestellt, nämlich durch Unterbrechung des unmodulierten Trägers mit Morsezeichen (Telegraphie) und mit moduliertem Träger (Telephonie oder Sprechfunk). DJ 4 JJ ist seit dem Frühjahr 1958 als Funkamateur tätig. Seit dieser Zeit hat M. schon mehrmals bewiesen, daß durch den Amateur-



Kamerad Walter Mohwinkel vor seiner Amateurradiostation DJ 4 JJ. Von hier aus hat er schon ungezählte Verbindungen zu anderen Funkamateuren in aller Welt aufgenommen. Daß es bei diesem Hobby gegebenenfalls möglich ist, bei Notständen helfend einzugreifen, erhöht seine Bedeutung und gibt dem Funkamateur nach gelungenen Hilfsaktionen ein Gefühl tiefer Befriedigung

funk bei Katastrophen und anderen Notfällen wertvolle und schnellste Hilfe geleistet werden kann. Dafür zeugen seine Eintragungen und viele Dankschreiben und Telegramme, die bei ihm eingegangen sind.

Als es um Minuten ging

Zur Zeit der Erdbebenkatastrophe in Agadir, als dort alle Nachrichtenverbindungen zerstört waren, wurde von einer marokkanischen Funkamateurstation über eine italienische Station ein sehr dringend benötigtes Medikament verlangt. M. versuchte die ganze Nacht hindurch per Funk und Telefon eine Stelle ausfindig zu machen, bei welcher dieses Medikament zu erhalten war. Bis zum anderen Morgen ohne Erfolg. Am Vormittag des darauffolgenden Tages hatte er auf dem 80-m-Band eine Verbindung mit einer Station in Bonn. Diese Station war auf der Lauer (in Zusammenarbeit mit dem Hauptquartier des DRK in Bonn), eventuell einlaufende Nachrichten aus Agadir aufzunehmen. Über das benötigte Medikament war schon ein Telegramm von anderer Seite eingegangen, allerdings so verstümmelt, daß man damit nichts beginnen konnte. Nach Vermittlung des Telegramms von M., das vollständig war, konnte das DRK in Bonn seine Hilfsaktion für Agadir starten. Das Generalsekretariat des DRK in Bonn dankte M. mit Schreiben vom 14. 4. 1960 für diese Rettungstat.

In der Nacht vom 23. zum 24. 10. 1961 saß M. an seiner Station und wurde von einer schwedischen Station in Telegraphie bei schlechten Bedingungen gefragt, ob er QTC-QRV (Bereit, ein Telegramm entgegenzunehmen?) sei, was M. bejahte. Er nahm folgendes Telegramm auf: „Ampule Japanesi on Mitomycin on Amateur radio W50WS very seriously ill of cancer by air to Yugoslawia red cross sent." Noch in der gleichen Nacht hatte M. Verbindung mit jugoslawischen Stationen in Belgrad, die sofort Verbindung mit dem dortigen „Roten Kreuz" aufnahmen. Von einer dieser Stationen wurde ihm eine Stunde später mitgeteilt, daß man beim Hauptquartier des RK in Belgrad von diesem Telegramm nichts wisse. Am anderen Morgen gab M. auf dem 40-m- und 20-m-Band die QTC an jugoslawische, österreichische und deutsche Stationen weiter, mit der Bitte, den Absender ausfindig zu machen Am Nachmittag des 24. 10. 1961 erhielt M. mit der Post ein Telegramm von der Station DL 3 TB in Itzehoe, welche die genaue Anschrift des an cancer (Krebs) erkrankten Jugoslawen mitteilen konnte. Es handelte sich um einen er-

krankten Funkamateur, nicht in Belgrad sondern in Serajewo. Eine der Funkverbindungen hatte ein österreichischer Funkamateur in Innsbruck mitgehört, der in seinem Beruf als Postbeamter die Möglichkeit hatte, am 24. 10. 1961 in Serajewo anzurufen. Der dortige Postbeamte vermittelte das Gespräch aber nicht an das Hospital weiter, mit der sarkastischen Bemerkung: „Wir haben hier viel mehr Medikamente als ihr in Deutschland!" Dies gab der OM in Innsbruck telefonisch an M. durch. M. hatte im Laufe der letzten Nacht schon telefonisch bei der Auslieferungsapotheke des DRK für die Bundesrepublik in Hannover angerufen und vom diensttuenden Apotheker die Zusage erhalten, daß eine bestimmte Menge von Ampullen des japanischen Medikaments Mitomycin in Süddeutschland beschafft werden könne. Es wurde dort nur noch auf die Anschrift des Hospitals gewartet. Nach Erhalt des Telegramms aus Itzehoe und dessen Übermittlung zum DRK Hannover wurde von dort aus Mitomycin auf schnellstem Wege per Flugzeug nach Serajewo geschafft. Der Bruder des erkrankten Funkamateurs hat sich beim DRK in Hannover und bei DJ 4 JJ sehr bedankt. An dieser Hilfsaktion haben Funkamateure aus Jugoslawien, Österreich und Deutschland tatkräftig mitgeholfen.

Am 24. 1. 1963 hörte M. auf dem 20-m-Band, wie die spanische Station in Zaragoza (EA 2 CL) um Mithilfe bei der Beschaffung eines sehr dringend benötigten Medikamentes, nämlich Proper Myl, für ein an einem Tumor erkranktes junges Mädchen bat. M. schaltete sich ein und bat den spanischen OM Ludwig um 20 Minuten QRX (bitte warten), um in dieser Zeit wiederum das DRK in Hannover anzurufen. Hier wurde ihm die negative Antwort zuteil, daß Proper Myl in Deutschland nicht bekannt sei. Er überbrachte diese Mitteilung EA 2 CL und versprach dem OM, trotzdem alles zu tun, um das Medikament irgendwo auf der Welt aufzutreiben. Telefonische Anrufe bei der Universitätsklinik in Göttingen, der internationalen Apotheke in Hamburg, dem Allgemeinen Krankenhaus in Celle, verliefen ebenfalls negativ. M. nahm Verbindung mit englischen Funkamateuren auf, die bei den zuständigen englischen Stellen auch nur eine negative Mitteilung bringen konnten. Unter der Bezeichnung Proper Myl war dieses Medikament auch nicht in England bekannt. Sorry! Am 25. 1. 1963 richtete M. seine 20-m-Richtantenne nach Süden, um seine Anfrage in Italien anzubringen Er hatte in Sprechfunk Verbindung mit der Station I 1 QF in Neapel. Der dortige OM Pietro war ihm als Arzt bekannt. Im Laufe dieses QSO (direkte Verbindung mit) konnte Pietro in seinen Fachbüchern feststellen, daß Proper Myl in

Rom hergestellt wird und ein Gegenmittel für Tumor- und Krebserkrankungen ist. M. bat I 1 QF in Rom anzurufen und die schnellste Übersendung des Medikaments per Flugzeug nach Zaragoza zu veranlassen. Die Vorsitzende des hiesigen Ortsverbandes des DRK hatte inzwischen beim Landesverband des DRK die Zusage erhalten, daß die Kosten für das Medikament vom DRK übernommen würden. Nach zehn Minuten stellte sich jedoch heraus, daß Pietro die benötigten 50 ccm Proper Myl selbst in seiner Schublade gefunden hatte. Er sandte es sofort per Flugzeug nach Zaragoza. Am nächsten Tag bekam M. aus Zaragoza die Funkmeldung: „medicamento arriva, muchos gracias!" (Medikament angekommen. Vielen Dank.)

Diese Beispiele beweisen, daß ein kriegsblinder Funkamateur nicht nur in der Lage ist, seinem Hobby nachzugehen, sondern durch seine Funkarbeit im Notfall auch über den ganzen Erdball hinweg Hilfe zu leisten vermag. Es ist selbstverständlich, daß das nicht ohne große Opfer an Zeit und Nervenkraft geht, aber ohne Opfer ist keine echte Hilfe möglich. *T. v. d. Hagen*

Ein Hobby und ein Programm

Anfangs – ich gestehe es offen – war ich manchmal etwas verwirrt, wenn ausgerechnet am Samstagvormittag die Hausglocke schrillte und ich öffnen mußte, denn jedesmal stand der Postbote oder Obstlieferant mit stummem Vorwurf vor mir, weil ich mit der über die Hüfte gerutschten alten Arbeitshose, dem überhängenden bunten Buschhemd und den schweißverklebten Haaren in der Stirn nicht gerade empfangsfähig dreinschaute. Als dann sogar einmal der Eiermann mitleidig fragte: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Doktor?" und dabei offensichtlich auf den Handfeger in meiner Rechten stierte, da drohte mich fast meine seelische Widerstandskraft zu verlassen. Meine murmelnde Antwort, aus der zu entnehmen war, daß ich bloß den Hausputz erledigte, hat dem Eiermann wahrscheinlich wenig Klarheit gebracht.

Inzwischen trete ich dem Eiermann, dem Postboten und dem Obstlieferanten längst mit erhobenem Haupt entgegen. Sie wundern sich auch nicht mehr, mich am Samstagvormittag in jenem nicht gerade empfangsfähigen Zustand allein in der Wohnung anzutreffen, denn daß ich den Hausputz mache, ist allen längst geläufig.



„Fehlt Ihnen etwas, Herr Doktor?"

So ein Hausputz am Samstagvormittag ist nicht bloß eine nützliche Arbeit und eine gründliche, jedem Kriegsblinden zu empfehlende Bewegungstherapie, sondern auch ein gutes Mittel zur Kontrolle des eigenen Selbstbewußtseins. Wir gewöhnen uns so leicht an unsere Selbsteinschätzung nach dem Monatsgehalt, dem Einkommensteuerbescheid, der sozialen Stellung, ja sogar nach der Funktion im Bunde der Kriegsblinden Deutschlands, daß uns gelegentlich eine Dämpfung, ein heilsamer Vergleich gut tut. Meine Frau sagt zwar regelmäßig zu mir: „Nimm dich nur nicht so wichtig!", und mancher von uns müßte sich glücklich schätzen, seine Frau sagte es zumindest ebensooft zu ihm, doch so ein Hausputz wirkt da Wunder!

Ob ich denn wirklich so ein Haustrottel sei?, möchte da mancher fragen. Ob es mir nicht gelänge, derartig abwegigen Anforderungen entgegenzutreten? Wer redet da von Anforderungen, von Haustrottel? Es fing so an:

Meine Frau legte sich eines Tages einfach ins Bett, nicht weil sie wollte, sondern weil wieder einmal das Maß übervoll war, das Maß dessen, was ich und die Familie ihr zugemutet hatten. Die drei Kinder schrien zwar nicht nach Brot, denn die gute Oma übernahm es, sie und den hinterlassenen Ehemann zu sättigen. Doch als es Samstag wurde und nun auch die Oma begann, sich zu übernehmen, da faßte ich einen Entschluß: ich „beschloß" gewissermaßen, mich zum Putzmann zu entwickeln. So leise Erinnerungen aus der Kinder- und Jugendzeit waren noch geblieben, aus der Zeit, da Mutter sich der Hilfe ihres Jungen versicherte. Und ich begann!

Das erste Opfer war der Schuhschrank im Flur. Gegen sein nicht gerade stabiles Vorderbein donnerte ich mit dem „Blocker" (so heißt bei uns das Ding, mit dem man bohnert!), und mit Gekrache flog das Schrankbein durch die Gegend, während sich der Schuhschrank ächzend zur Seite neigte. Meine Frau war vor Schreck schon fast gesund. Der nächste Zwischenfall betraf meinen kleinen Finger, den ich beim

Volkswagen 1500
das vernünftige Automobil
für gehobene
Ansprüche



Volkswagen 1200
das vernünftige Automobil
für kluge Rechner



Volkswagen-Transporter
für jede Branche —
für jeden Zweck





Volkswagenwerk AG

kräftigen Zurückziehen des Blockers zwischen das Ende des Blockerstiels und die Wohnzimmerwand einklemmte. Nach Anlegung eines Notverbandes war das Werk vollendet, nicht ohne daß noch der Gips samt Tapete von einer Kante an der Heizung spritzte.

Das sind aber Zwischenfälle, die ich längst schon hinter mir habe. Eines allerdings habe ich bis heute noch nicht gelernt, und ich werde es auch wohl nie lernen: meinen Hausputz zu machen, solange auch nur ein Glied der Familie in der Wohnung ist. Ich habe es meiner Frau mit ähnlicher Energie abgewöhnt, mir in den Hausputz hineinzureden, wie sie mir abgewöhnt hat, beim Autofahren spitze Bemerkungen zu machen. Seitdem habe ich volles Verständnis für unsere längst verflossene, alte Putzfrau, die so lange mit Stühlen wetterte, mit Geschirr klapperte, ungewöhnliche Stürme von Zugluft erzeugte und allen Leuten Eimer und Möbelstücke auf die Zehen stellte, bis es niemand mehr in der Wohnung aushielt. Heute weiß ich, daß das keine Bösartigkeit war und auch keine Ungeschicklichkeit, sondern ganz einfach Notwehr. Sie konnte in ihrer Stellung zum Haushaltsvorstand und seiner Familie nicht mit einem Rausschmiß drohen. Sie mußte sich zu helfen wissen!

Wenn aber die Familie am Samstagvormittag das Haus fluchtartig verlassen hat, und ich wirklich allein bin, dann fühle ich mich als König im eigenen Reich. So mancher sollte es mal probieren, und er wird mir beipflichten, daß es manchem Bürohocker wohl anstünde, sich am freien Samstagvormittag eine Bewegung zu verschaffen, der er während der ganzen Woche entraten muß, es sei denn, er belastet seine Frau noch mehr durch Begleitung auf langen Spaziergängen.

Dabei kann sich jeder mit dem Hausputz befassen, der noch seine gesunden Glieder hat. Und wie er das anfangen soll? Mach's wie ich, Kamerad, und fang einfach an. Du bist keineswegs mit mir allein. So mancher unserer Kameraden hat die Freude am eigenen Hausputz längst kennengelernt und scheut sich nur, sich zu unserem Hobby zu bekennen. Laß dir zu Anfang noch von reifen und klugen Frauen raten, und erfinde selbst die notwendigen Hilfen und Anhaltspunkte, wenn du die ersten Möbelstücke zerschlagen und zerschunden hast, und freu dich dann am eigenen Werk! Ob das ein „Werk" sei, über das man sich freuen könnte? Versuch's!

Fang einfach mal mit dem Schlafzimmer an, dem einfachsten Zimmer in einer Wohnung, wie ich aus Erfahrung sagen kann. Bettenmachen zuerst, dann Bettumrandung abkehren oder mit einem der heute so praktischen Teppichklopfsauger absaugen, zusammenrollen und wegbringen. am besten ins Freie an die Luft! Dann ausfegen mit dem von Kriegsblinden in erstklassiger Handarbeit hergestellten Roßhaarstubenbesen (zu beziehen bei der zuständigen Kriegsblinden-Arbeitsfürsorgeeinrichtung!), Staub aufnehmen mit Handfeger und Schaufel, dann, je nachdem, mit dem Flaumer aufnehmen und mit Bohnerwachs einwachsen, oder wenn die gute Frau auf das Einwachsen diesmal verzichtet, ohne Einwachsen bohnern! Dann wieder Bettumrandung drauf! Bleibt bloß noch das Staubwischen (wie beim Kommiß gelernt), Bilderrahmen. Fensterborde und Türrahmen nicht vergessen! Und so geht das durch die ganze Wohnung. Du sollst mal erleben, mit wel-

cher Wonne du anschließend in ein heißes Bad steigst im Vollbewußtsein einer echten Leistung, die man sehen kann, und zufrieden, dich nicht nur ausgiebig bewegt, eine nützliche Arbeit verrichtet, möglicherweise sogar das Geld für die Putzfrau eingespart und – schließlich – das viele Gerede von „der ewigen Dankbarkeit für die Frau des Kriegsblinden“ mit eigener Hand und eigenem Schweiß in die Tat umgesetzt zu haben!

Vielleicht kommt dir dann auch einmal so mancher gute Gedanke, wenn du auf den Knien liegst und Bohnerwachs auf dem Linoleum zerreibst, während der Lautsprecher des Radios die Hausfrauensendung überträgt. Vielleicht geht es dir dann wie mir, Kamerad, daß dir einfällt, daß es wohl einige hundert blinde Frauen allein in der Bundesrepublik gibt, die dieses Werk alltäglich, Woche für Woche und immer wieder tun, die dazu noch kochen und waschen, kurzum, die einen Haushalt führen müssen unter den gleichen Bedingungen, unter denen wir unserem Hobby frönen. Vielleicht fällt dir dann auch ein, wie gut es wohl wäre, wenn sich die deutschen Blindenorganisationen zu gemeinsamem Bemühen zusammenfänden, etwa um echte maschinelle und sonstige technische Erleichterungen für blinde Frauen in Haushalt und Garten ausfindig zu machen. Vielleicht teilst du dann auch meine Auffassung, es wäre vielleicht möglich, eine zentrale Stelle zu schaffen, die bei Prüfung von Haushalt- und Gartengeräten ein Prädikat verteilt „Für Blinde besonders geeignet“, und daß dieses Prädikat als Werbeakzent für manche Firma wertvoll sein könnte, wenn ihre Kundschaft aus dieser Bezeichnung schlösse, daß es sich um Geräte handeln müsse, die für jedermann, nicht nur für Blinde, sehr einfach zu bedienen sind. Möglicherweise könnte sich daraus sogar materielle Hilfe für die blinden Frauen unserer Tage ergeben, die ihnen über die technische Hilfe hinaus Erleichterungen in ihrem Dasein verschaffte? Du siehst Kamerad, so wird aus einem Hobby ein Programm! K. K.

PS. Ich lege Wert auf die Feststellung, daß „ER“ das alles in freiem Willensentschluß angefangen hat und freiwillig weiterbetreibt. Ich wasche meine Hände in Unschuld! N. K.



Frühlingswald (Reißnerweg). Linolschnitt von Günther Barthel

Er war besser als sein Ruf

Der berühmte Wanderarzt Johann Andreas Eisenbart

Wer kennt nicht den Sang vom Doktor Eisenbart, der die Leute „auf seine Art" kurierte. Mit urwüchsigem Humor werden die Radikalkuren des merkwürdigsten Arztes besungen, der Zahnweh durch Herausschießen des Zahnes und Podagra durch Abschneiden der beiden Beine auf eine ebenso einfache als gründliche Art zu heilen verstand. Als das Lied 1818 im Göttinger „Kommersbuch Germania" gedruckt wurde, war es nach glaubwürdigem Zeugnis schon lange in aller Munde. Die erste Strophe heißt:

Ich bin der Doktor Eisenbart,
Zwillewillewit bum bum!
Kurier' die Leut nach meiner Art,
Zwillewillewit bum bum!
Kann machen, daß die Blinden geh'n,
Zwillewillewit juchheirassa,
Und daß die Lahmen wieder seh'n,
Zwillewillewit bum bum!
Lautoria, lautoria, zwillewillewit, juchheirassa,
Lautoria, lautoria, zwillewillewit bum bum!

Um „billichen Preiss"

Eisenbart hat „theils durch Medicamenta, theils durch Instrumenta curiert", „diese Kunst an unterschiedenen Orthen glücklich geübet" und war zugleich bemüht „seine Wahren feyl zu haben undt zu verkauffen".

Schon Tage vor seinem Kommen ließ er bekanntgeben „So jemand meiner Hülffe benöthiget, kan des Morgens nichtern seinen Urin auffangen und ihm zusenden". Um „billichen Preiss" bot er „die curieusen und bequeme Bruch-Bänder", „Balsamisches Pflaster, balsamischen Hauptaugen- und Gedächtniss-Spiritus" samt anderen „Köstlichen Artzneyen" und „was an Augen-Curen, Brüchen, Leibs-Gewächsen, Hasenscharten von ihm verrichtet werden, achtet er gering".

Öffentliche Dankandacht

Die Urteile über Eisenbarts ärztliche Tätigkeit widersprechen sich. Manche sehen ihn als Typus des unwissenden Marktschreiers, der nichtsdestoweniger die gefährlichsten Operationen vornahm; andere bezeichnen ihn als einen bedeutenden Operateur. Zieht man in Erwägung, daß er – erst dreiundzwanzig Jahre alt – in Altenburg mit gutem Erfolg sechsunddreißig Operationen ausführte, und daß er manche von ihnen in einer Zeit vollendete, „da man ein halbes Vaterunser betet", so muß man sagen, daß Eisenbart sein Fach ausgezeichnet verstand.

Eisenbart muß ein tüchtiger Heilkünstler gewesen sein. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß 1707 in der Petrikirche zu Berlin eine öffentliche Danksagung für die von ihm bewirkte Heilung einer seit zehn Jahren völlig gehörlosen Frau gehalten wurde. Und das Kurfürstlich Sächsische Medizinalkollegium stellte ihm nach strengster Prüfung das Zeugnis eines überaus kenntnisreichen Mannes aus; rühmend wird darin eine von Eisenbart erfundene Nadel zum Staroperieren erwähnt, womit der graue Star wirklich „gestochen" wurde.

„Zu Obern Vitach" bei Regensburg

Seine Eltern waren der „Ehrenveste und Kunstreiche Herr Mathias Eisenbart, Bürger, Oculist, Stein und Bruchschneider zu Obern Vitach" bei Regensburg und dessen „eheliche Hausfrau Maria Magdalena". Er wurde nach „Christl. Cathol. Brauch getaufft" und hat „bey dem von Römischer Kayserl. Majtt. auch andern Chur- und Fürsten des Reichs privilegierten Oculisten, Stein- und Bruchschneider Alexander Billern zu Bamberg in der Lehr sich aufgehalten".

Dann zog er von Markt zu Markt und die zeitgenössischen Bilder zeigen ihn in dichtestem Getriebe bei chirurgischer Tätigkeit. Arme Leute behandelte er kostenlos.

„So andere Aerzte nicht helffen können . . ."

Dieses Talent und sein Geschick, mit den Menschen umzugehen, haben Eisenbart zwar große wirtschaftliche Erfolge, aber auch viel

Mißgunst und Feindschaft eingebracht, zumal er in Flugblättern von sich behauptete: „Weil nun der höchste Gott mich zum Artzt beruffen, hab ich aus Christlicher Liebe nicht ermangeln können, dieses im Druck auszugeben lassen, daß ich viel armen brest- und mangelhafften Leuten kan dienen, so andere Aertzte an ihnen verzweiffeln, und nicht helffen könne, doch Ich durch die Gnade Gottes hernacher curiret habe".

Kaiser und Reich in Bewegung...

1703 kaufte er in Magdeburg eines der größten Grundstücke mit dem 1671 erbauten Hause „Zum güldenen Apfel". Von dem nunmehrigen festen Wohnort, wo er 1704 sogar Schützenkönig wurde, unternahm Eisenbart noch manche große und auch kleine Reisen, unter anderem nach Wetzlar, wo sein Auftreten in einen großen Skandal gezogen wurde, der das ganze Reich beschäftigte.

In dem kurz vorher von Speyer der Franzosengefahr wegen nach Wetzlar verlegten Reichskammergericht hatte sich eine Spaltung der Beamtenschaft ergeben, die zu einem völligen Stillstand der Rechtspflege führte. Eisenbarts Tribüne war dicht vor dem alten Rathaus, in dem das Reichskammergericht untergebracht war, aufgeschlagen worden, und seine Leute hatten zum Ergötzen gerade der Juristenfamilien mehrere Tage hintereinander eine das Gerichtswesen bös verspottende Komödie aufgeführt. Der Zulauf war riesig und diese Vorgänge machten Eisenbart auch da bekannt, wohin er zuvor vielleicht noch nicht gedrungen war, denn es hagelte Beschwerden beim Reichstag.

„Viele Menschen rühmlichst curiret!"

Das bekannte Lied vom Doktor Eisenbart ist folgenden Ursprungs. Eisenbart hatte am 11. Oktober 1686 in Gera einen Knaben operiert. Der Vater, der am Bett des Kranken wachen sollte, schlief ein. Der Knabe fiel aus dem Bett und starb an den durch den Fall eingetretenen Komplikationen. Eisenbart wurde zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilt, obgleich er offenbar unschuldig war. Seine Gegner beuteten die Sache aus, indem sie ein Spottlied auf ihn verfaßten, dem später nach Laune weitere Verse angefügt wurden.

Dagegen haben angesehene Zeitungen den so schwer verunglimpften Wander- und Wunderarzt rühmend erwähnt. Noch am 24. September 1724 wurde in der Vossischen Zeitung in Berlin berichtet: „Dass der Königl. Preuss. Rath Eisenbarth von Magdeburg annoch zum Trost vieler bedrängter Patienten allhier seyn, wird hierdurch zu wissen gethan; er hat die kurze Zeit viele Menschen an allerhand theils gefährlichen Krankheiten rühmlichst curiret, in specie hat er der 11. Sept. von einem 25jährigen Menschen mit geschwinder Be-



„Für den Herrn da unten auch noch ein Bier?"
„Bloß nicht — der muß nachher fahren!"

hendigkeit dergleichen Steine, wie beygehende Figur zeiget, in Größe eines Hühnereyes aus der Blase geschnitten".

Der „hocherfahrene weltberühmte Herr . . ."

Drei Jahre später starb Eisenbart auf der Durchreise in Hannoversch-Münden im Gasthof „Zum wilden Mann", der dem Bäckermeister Jost Barthold Schepeler gehörte. Seine Kinder setzten ihm einen Grabstein, der an der Mündener Aegidii-Kirche noch zu sehen ist und die Inschrift trägt: „Alhir ruhet in Gott der weiland hochedle, hocherfahrene weltberühm. Herr, Herr Joh. Andreas Eisenbart, Königl. Großbritannischer und Churfürstl. Braunschw. Lüneb. privilegierte Landarzt, wie auch Königl. Preussischer Rath und Hofoculiste von Magdeborg. Gebohren Anno 1661, gestorben 1727, den 11. Novembris. Aetatis 66 Jahr."

Der Grabstein zeigt oben das von zwei pausbackigen Engeln gehaltene Wappen Eisenbarts. Oben ein putziges bärtiges Männlein, das in den ausgestreckten Händen eine Nadel und ein Messer hält; eben jene Instrumente, die der Doktor wahrscheinlich am meisten brauchte. Und darunter in dem Wappenschild ein Vogel Strauß, der in seinem Schnabel ein Hufeisen so hält, daß es wie ein Bart aus Eisen aussieht: eben Eisenbart! Die Nachwelt versuchte eine Ehrenrettung des Geschmähten, indem sie an seinem Sterbehaus in großer Schrift bekundete: „Er war besser als sein Ruf!"

Angret

Als kriegsblinder Passagier nach Israel

Als der Zehntausendtonner von der Kaimauer losmachte und sich langsam aus dem Hafen von Venedig schob, lehnten ein paar hundert Passagiere an der Reling und ließen ihre Blicke noch einmal zurückgleiten über das Panorama der alten Handelsrepublik und über das bewegte Treiben im Hafen. Alles nahm gestikulierend oder verhalten, lautstark oder besinnlich Abschied von Europa, denn erst in Haifa würde man wieder festen Boden unter die Füße bekommen.

Einige hundert jüdische Auswanderer, meist aus osteuropäischen Ländern, die in Israel eine neue Heimat suchten, nicht wenige israelische Europa-Touristen auf der Heimreise und zwei Dutzend Berliner Unterprimaner mit ihren Lehrern erlebten so das sprichwörtliche babylonische Sprachengewirr, wie es in jedem Hafen der Welt zu hören ist. Obwohl ich als der Klassenlehrer jener Schülergruppe blind bin oder gerade weil ich blind bin, ließ ich mir nichts entgehen, was auf meine vier Sinne einstürmte, um auf meine Art das größte Reiseabenteuer meines Lebens zu genießen. Natürlich hatte ich auch meine Frau und meine Schüler bei mir, die mir freigebig von dem mitteilten, was immer ihre Augen erspähten.

Der Plan zu unserer Studienfahrt nach Israel und zu einem Arbeitsaufenthalt in einem Kibuz war in jenen Weihnachtstagen vor drei Jahren gereift, als eine Welle antisemitischer Schmierereien über Europa, ja über die ganze Erde hingegangen war. Wir hatten im Unterricht der jüdischen Geschichte den breitesten Raum eingeräumt, und einige hatten sogar im jüdischen Gemeindehaus Hebräisch gelernt, um wenigstens einiges „mitreden" zu können.

Und nun war es endlich soweit. Allein die viertägige Seereise wurde ein einmaliges Erlebnis. Schon nach ein paar Stunden fühlte ich mich an Bord heimisch und wußte auf der „Phocee", unserem französischen Passagierdampfer, besser Bescheid als manch sehender Passagier, da mir von allen Seiten Neuentdeckungen zugetragen wurden. Als Frühaufsteher war ich schon an Deck, als noch alles schlief und nur die Matrosen „Rein Schiff!" machten. Und wenn ich als erster an der Back erschien und mit dem kongolesischen Steward das Frühstück besprach, seine Sprachkenntnisse nützten

mir ebensowenig wie die meinen ihm, dann zeigte sich das Wunder, daß der Kongolese am Ende doch begriff, was ich zu mir zu nehmen wünschte. Aber sobald wir die Straße von Otranto verlassen hatten, und an den westlichen Vorgebirgen des Peloponnes entlangglitten, verlangte es niemanden mehr zu essen. Aus der Ägäis pfiff trotz strahlenden Sonnenscheins eine Brise, die die Schüler endgültig davon überzeugte, daß Homer in der „Irrfahrt des Odysseus“ keine Märchen erzählt hat. Nun merkte auch ein Blinder, daß sich das Schiff auf hoher See befand. Wie Betrunkene konnten wir uns nur Schritt für Schritt, am Geländer entlanghangelnd, an Bord fortbewegen. Sobald wir aber auf der Höhe von Alexandria waren, legte sich der Sturm wieder, so daß wir mit wachsender Spannung unserer Landung in Haifa entgegensehen konnten. Noch vor dem Morgengrauen liefen wir dann endlich in die Bucht ein. Je faszinierter die Augen aller Passagiere auf das Lichterwunder der Stadt und des Karmelgebirges starrten, desto weniger konnte der blinde Passagier darauf hoffen, wie in Venedig unterwiesen zu werden. Es muß wohl jeden besonders berühren, das erwachende Haifa im Zwielicht des orientalischen Morgens zu erleben. Aber dieses sichtbare Märchen aus „Tausendundeiner Nacht“ wurde bald vom Lärm des Hafens zerstört, als sich das Schiff auf Hörweite an den Hafen herangeschoben hatte. Als ich am Arme meiner Frau die Landungsbrücke hinunterstakste und im Menschengewühl der Zollabfertigung untertauchte, wollte ich meinen Ohren nicht trauen: Im Orient, im Lande der Juden, hörte man mehr deutschsprechende Menschen als beispielsweise im Hafen von Venedig. Der Lärm der Hafenstadt war unbeschreiblich, der Straßenverkehr so dicht, daß mir jeder unsterblich schien, der Haifa je lebend verlassen hat. Obwohl nur noch die letzten Kalenderblätter des Septembers abzureißen waren, kletterte die Quecksilbersäule auf über dreißig Grad im Schatten, so daß ein kurzärmliges Hemd und eine dünne Hose gerade das Richtige für eine Reise durch das Heilige Land waren.

Im Hafen empfing uns Jehuda, der uns mit seinem Pullman-Bus vierzehn Tage durch das Land fuhr, und unser Reiseleiter Joav, dessen geschichtliche Kenntnisse ihn befähigten, uns auf unserer Fahrt durch mehr als dreitausend Jahre morgenländischer Geschichte Rede und Antwort zu stehen.

Wir fuhren in unserem Reisebus die ganze Mittelmeerküste des Landes von Norden nach Süden entlang, durchquerten vom Gaza-Streifen aus die Negev-Wüste zunächst in der Richtung zum Toten Meer, dann bis zum Roten Meer am Golf von

Zwei Beduinenmädchen im Negev aus der großen Schar der Nomadenkinder, die noch keine Seife, keinen Kamm, kein Taschentuch kennen und keine Schule besuchen



Aquaba, wo wir in Elath den südlichsten Punkt unserer ganzen Reise berührten, und erreichten dann in einer eintägigen Fahrt die Stadt Jerusalem. Von hier aus bereisten wir den Norden des Landes bis Tiberias am See Genezareth, besuchten die Ausgrabungsfelder von Kapernaum und besichtigten schließlich in Nazareth die Felswohnung der Heiligen Familie. Während der zweiten Hälfte unseres Aufenthalts in Israel arbeiteten wir in einem Kibbuz in der Nähe von Tel Aviv.

Für einen blinden Historiker waren die Ruinen von Cäsarea, Askalon und Avdat sowie die Grabungsfelder von Hazor und Kapernaum eine wahre Fundgrube, die er nach Herzenslust durchstöbern konnte. Die lebendige Gegenwart dieses Landes begegnete uns in dem deutlichen Unterschied zwischen jüdischen und arabischen Siedlungen. Die arabische Lebensweise lernten wir auf dem Basar in Akkon kennen. Man brauchte ihn gar nicht mit eigenen Augen

Im Süden des Staates Israel, bis hin zum Roten Meer, zieht sich die wüstenähnliche Tafellandschaft Negev, größtenteils eine Felseinöde. In einigen Gebieten ist der Anbau von Gerste, Weizen und Hülsenfrüchten möglich, auch Bodenschätze birgt die steinige Erde



zu betrachten; die Nase verriet ohnehin die Berge von Fischen, die in der Sonne langsam vor sich hin stanken, so daß sich der europäische Tourist fragte, ob sie überhaupt jemals einen Käufer finden würden. Gar nicht zu überhören waren die Hantierungen der Kupferschmiede, die vor ihren engbrüstigen Läden hockten und kupfergetriebenes Geschirr gemächlich zurechthämmerten. Aber auch nomadisierende Araber gibt es noch heute in Israel. So stießen wir im Negev auf Beduinen, die ihre Kamele und Schafe nach Beer Shewa trieben, wo sich seit mindestens fünftausend Jahren ein berühmter Kamelmarkt befindet. Diese Beduinen, besonders aber die Jungen und Mädchen, sind die Sorgenkinder des jungen Staates. Sie aus dem Zustand des Analphabetentums herauszuheben, ihnen beizubringen, wie man Zahnbürste und Seife, Kamm und Taschentuch benutzt, stellt die Lehrer auf eine harte Geduldsprobe.

Dagegen konnten wir in den jüdischen Siedlungen und in den modernen Großstädten europäische Lebensweise wiederfinden, die die respektvolle Bezeichnung rechtfertigt, daß Israel das „Preußen des Vorderen Orients" sei. Was wir in diesem Lande an Gastfreundlichkeit und Zutrauen, an Behaglichkeit und Herzlichkeit als einzelne und als Gruppe erlebt haben, ist unbeschreiblich und ließ für kurze Zeit das Gefühl aufkommen, als habe es niemals eine nationalsozialistische Herrschaft in Europa gegeben. Diese Aufgeschlossenheit und Hilfsbereitschaft war um so erstaunlicher, als jeder unserer neuen Freunde Angehörige in Auschwitz oder Treblinka verloren hatte. Es ist selbstverständlich, daß wir gerade in dem Gespräch mit Israelis über die jüdische Vergangenheit, über die Gegenwart und die Zukunft des Staates ein wesentliches Ziel unseres Unternehmens sahen. Unsere Diskussionen waren um so beziehungsreicher für beide Gesprächspartner, als Berlin und Jerusalem ähnliche Schicksale haben: Beide Städte sind durch eine Mauer gespalten. Der jordanische Teil Jerusalems mit der Altstadt ist noch hermetischer vom israelischen abgeschlossen als West-Berlin von Ost-Berlin. Jedermann kann mit Durchreisevisum vom jordanischen in den israelischen Teil gelangen, aber nicht mehr zurück. Lediglich zu Ostern und zu Weihnachten können christliche Pilger durch das Mandelbaumtor, das gar kein Tor ist, sondern nur eine einfache Verbindungsstraße, zu den heiligen Stätten nach Bethlehem gelangen. Wir mußten uns also damit begnügen, vom Zionsberg und vom Ramath-Rachel aus hinüber nach Golgatha, zum Ölberg und nach Bethlehem zu schauen.

Als Blinder kam ich erst wieder zu meinem Recht, als wir den Berg Zion mit seinen jüdischen und christlichen Heiligtümern besuchten. Das Grab König Davids, der Abendmahlsaal und die Dormitions-Church Mariae künden davon, daß dieser Berg Juden und Christen gleichermaßen heilig ist. Ohne meinen jüdischen Freund hätte ich mich gewiß nicht in den Gepflogenheiten des Ortes zurechtgefunden, denn wo das christliche Heiligtum anfängt und wo das jüdische aufhört, vermag nur ein Ortskundiger zu sagen. Diese Kenntnis aber war um so wichtiger, als man das Grabmal König Davids mit bedecktem, das christliche Heiligtum jedoch mit entblößtem Kopf betritt. Und wie mußten wir staunen, daß das Cenaculum, in dem Jesus mit seinen Jüngern nach christlicher Überlieferung das letzte Abendmahl nahm, ein gotischer Rittersaal aus dem Mittelalter war. Der Zionsberg ist für beide Religionen eben nur ein symbolischer Ort, denn auch die Gebeine König Davids liegen nicht im Grabgewölbe des Zionsberges. Da es auch aus dogmatischen Gründen keine Grabeskirche Marias geben kann, bekam die Kirche den Namen „Dormitions-Church", wo Maria bis zum Jüngsten Tag schläft. Etwas bedrohlich wurde unsere Besichtigung dadurch, daß nur ein paar Meter von uns entfernt jordanische Soldaten mit schußbereiten Maschinengewehren hinter Sandsäcken saßen und uns zwar scharf, aber doch wohl nicht feindselig beobachteten. 1948 wurde der Zionsberg gerade noch von jüdischen Soldaten erobert, bevor der Waffenstillstand zwischen Arabern und Juden abgeschlossen wurde, so daß die Grenze heute quer über den Berg verläuft.

Im Gegensatz zum modernen, zivilisierten Norden des Landes stehen die weiten Gebiete der Negev-Wüste, die sich bis zum Roten Meer erstrecken, so daß unser Ju-



Die Klasse der Paulsenschule Berlin, in der Mitte ihr kriegsblinder Lehrer Dr. Dieter Liepe. Die Aufnahme wurde im Kibbuz Nir Eliahu gemacht, in dem die Schüler während ihres Aufenthalts in Israel arbeiteten



Diese Schülerin aus Berlin wollte einmal probieren, wie es sich auf einem Kamel, gar noch ohne Sattel, reiten läßt
4 Fotos: Liepe

gendtreffen in Elath wirklich die echte Atmosphäre eines Orientaufenthaltes spüren ließ. Wir saßen in unmittelbarer Nähe des Meeres in einem großen Kreis, den viele hundert Jugendliche bildeten. Es war abends gegen zehn Uhr und noch immer warm. Mohammedaner und Drusen, Juden und Christen, Jemeniten und Araber, Deutsche und Israelis sangen und musizierten auf ihren volkstümlichen Instrumenten. Ein wohl zwölfjähriges Arabermädchen quinquilierte auf ihrer Rohrflöte, während ihre kleine Freundin ein orientalisches Lied dazu sang. Dann verließen die Mädchen den Kreis und räumten den Platz für eine jüdische Jugendgruppe, die mit Bongotrommeln, Blockflöten und Trompeten die israelischen Volkslieder begleitete, die deutsche Romantik, orientalische Verlorenheit und wilde Rhythmik widerspiegelten.

Der Jubel, mit dem wir als Berliner Jugendgruppe empfangen wurden, entsprang offensichtlich einer echten Zuneigung. Dieser Eindruck entstand immer wieder, wo wir mit jungen Israelis zusammenkamen. Die deutschen und die israelischen Jugendlichen repräsentieren wohl eine heranwachsende Generation, die sich besser versteht als die ältere Generation.

Als uns jedenfalls drei Wochen später einige dieser jungen Israelis, mit denen wir am Golf von Aquaba zusammengetroffen waren, in Haifa zum Schiff brachten, war ihr Wunsch nach einem Wiedersehen so ehrlich gemeint und unser Verlangen, Israel wiederzusehen, so tief, daß so mancher von uns, wenigstens für kurze Zeit, ins Heilige Land zurückkehren wird, um die persönlichen Bande zwischen Israelis und Deutschen fester zu knüpfen. *Dr. Dieter Liepe*



Historische Tier-Kuriosa

Dachshund, Dackel oder Teckel ... „ein alleweil unartiges und garstiges Hündchen" (Gesellschaftsblatt um 1850), „ein tapferer, kluger und scharmanter Kamerad" (Försterzeitung, 1925). Er war vor zweitausend Jahren schon der Lieblingshund der Römer. Genaueres weiß das Hunde-Museum in Wien. Unzählige Dackelgeschichten sind im Umlauf, manche sind erstunken und erlogen, manche sind wahr. Diese ist wahr: Ein Dackel, der mit Vorliebe helles Bier trank, wurde eines Tages dabei ertappt, wie er aus einem im Keller stehenden Kasten Bier eine Flasche mühselig herauszog, sie zwei, drei Kellerstufen hinaufschleppte und dann fallen ließ. Er wiederholte dieses Fallenlassen so lange, bis die Flasche zersprang und das Bier herausfloß, das er dann in aller Gemütlichkeit aufschleckte. Es waren bereits drei Flaschen Bier auf diese Weise verkonsumiert worden, ehe man den Übeltäter entdeckte.

Hunde-Kriegsdienst gab es auch schon. Im Mittelalter schickte man gepanzerte Doggen gegen den Feind. Man hatte den hungrigen Tieren Brandtöpfe und scharfe Messer auf den Rücken gebunden. So stürzten sie sich rudelweise auf die Pferde des Gegners, brachten sie in Verwirrung und zu Fall. Dabei geriet die feindliche Front in ein solches Durcheinander, daß an einen Angriff nicht mehr gedacht werden konnte.

Tierstaaten sind zuweilen vorbildliche, saubere und vollkommen durchorganisierte Gebilde. In einem Termitenhaufen herrscht trotz scheinbarer Unruhe und Hast Disziplin, die Ordnung grenzt ans Phantastische. Selten hat ein Termitenhügel nur zweihundert Bewohner – in den kunstvoll angelegten, unterirdisch weitverzweigten Baulichkeiten leben manchmal zwei Milliarden Termiten. In einem Hummelstaat ist es einfacher, er umfaßt selten mehr als 50 bis 200 Tiere. Ein Wespennest hat 3000 bis 5000 Bewohner, ein Bienenstock zwischen 20 000 und 75 000. Ein Ameisennest, in dem beim ersten Aufbau vielleicht nur 100 Ameisen werken, wird in kurzer Zeit von 100 000 fleißigen Tieren bewohnt.

Einen heute unbegreiflich großen Einfluß spielte in Volksbräuchen, Legenden und Sagen das Einhorn. In manchen Gegenden wurde es gehalten, um Wasser zu finden. Man glaubte, wenn man es lange genug dürsten ließe, würde es unterirdische Quellen und Wasserläufe aufspüren und aufscharren. Der Wunderkraft seines (zu Pulver zerriebenen) Horns traute man alles zu, Heilung von Pest, Fieber, Darmleiden, man benutzte es sogar als Gegengift. Altchina hielt das Einhorn heilig, in Mitteleuropa wurde es geschützt. Als 1645 Thomas Bartholinus ein Buch: „Neue Beobachtungen, das Einhorn betreffend", herausgab, verwies er auf 600 fremde Buchstellen in zwölf Sprachen. Über kaum ein Tier ist vom 13. bis 17. Jahrhundert so viel Wahres, Törichtes und Phantastisches gedruckt worden wie über das rätselhafte Wesen mit dem langen Horn. K. V.

Wir mußten schwere Zeiten durchmachen

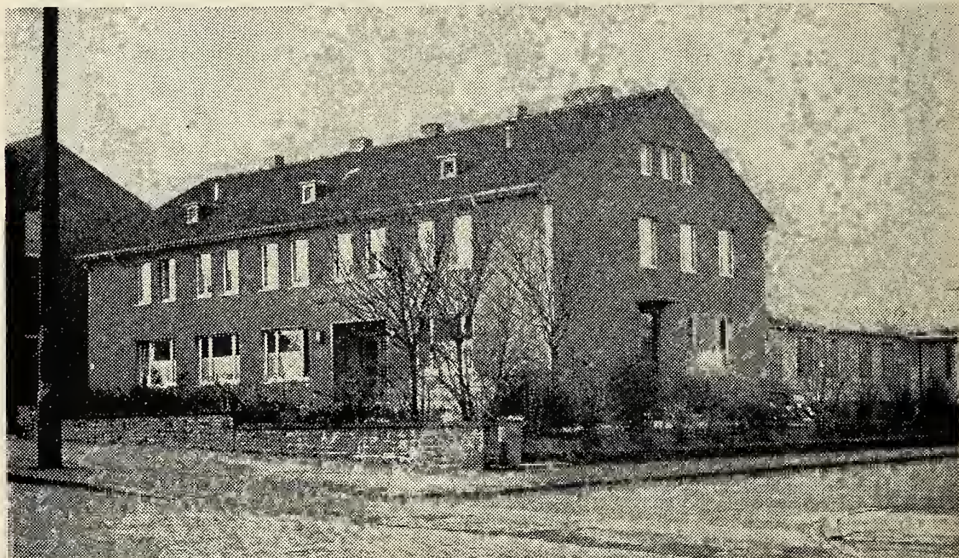
Entstehung, Entwicklung und heutiger Stand der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge in Nordrhein-Westfalen

Während des Ersten Weltkrieges und nach dessen Beendigung wurden viele Kriegsblinde als Bürstenmacher, Stuhl-, Korb- und Mattenflechter ausgebildet, ohne daß man sich Gedanken darüber machte, wie der einzelne später seine Erzeugnisse unterbringen könne. Da eine anderweitige Berufsvermittlung in der damaligen Zeit kaum gegeben war, mußten die Handwerker von Haus zu Haus oder von Wochenmarkt zu Wochenmarkt ziehen und ihre Ware anbieten. Daß sich die kriegsblinden Handwerker bei dieser Verkaufsmethode als Bettler vorkamen und mancher die ihm liebgewordene Tätigkeit einstellte, dürfte wohl verständlich sein. Zwar wurde auch von amtlicher und privater Seite versucht, dieser Not zu steuern, jedoch kam man über ein gewisses Anfangsstadium nie hinaus.

Da die Klagen der Handwerker in der Folgezeit nicht verstummten, stellte sich der Landesverband Westfalen des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands, dessen Vorsitzender ich von Januar 1934 bis Mai 1950 war, die Aufgabe, die Handwerker in einer Gemeinschaft zu erfassen, ihnen die erforderliche Arbeit zu vermitteln und den Absatz zu organisieren So entstand unter meiner Mitwirkung am 26. April 1935 die Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge Dortmund E. V., die sich betriebs- und betreuungsmäßig über Rheinland und Westfalen (jetzt Nordrhein-Westfalen) erstreckte. Diese Einrichtung erwies sich bald als sehr segensreich. Die Handwerker wurden hinreichend mit Arbeit versorgt und wieder frohe und ausgeglichene Menschen. Beim Aufbau der Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge leistete die Hauptfürsorgestelle Westfalen in Münster einen finanziellen Beitrag und würdigte damit die eingeleiteten Fürsorgemaßnahmen der Kriegsblindenorganisation

Leider wurde die Zahl der Handwerker während des Zweiten Weltkrieges dadurch erheblich gesteigert, daß man wiederum viele Kriegsblinde zum Handwerk drängte. So erfreulich die Entwicklung der Handwerkerfürsorge anfänglich war, um so sorgenvoller wurde die Folgezeit für den Geschäftsführer. Überseeische Faserstoffe blieben aus, die erforderlichen Hölzer waren nicht zu erstehen, und die Ersatzstoffe waren

Das 1954 erbaute Bürohaus der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen in Dortmund





Kamerad W. Scharra, der langjährige Geschäftsführer der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen, der sich mit ganzer Kraft dafür einsetzt, die erforderlichen Aufträge für die rund 150 betreuten Handwerker, vornehmlich Bürstenmacher, zu erhalten.

derartig minderwertig, daß die handwerkliche Arbeit in ein Nichts versank, dennoch wurden die Erzeugnisse gekauft, ohne daß es eines Angebotes bedurfte.

Nach der Währungsreform im Jahre 1948 sah sich aber die Handwerkerfürsorge vor die Aufgabe gestellt, die von ihr betreuten rund 400 kriegsblinden Handwerker mit Arbeit zu versorgen. Wenngleich die wirtschaftliche Lage der Handwerkerfürsorge sich langsam stabilisierte, so waren doch die Umsätze derart gering, daß die Kameraden nur ungenügend mit Aufträgen bedacht werden konnten. Sowohl seitens der Landesverbände Nordrhein und Westfalen des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als auch seitens der Hauptfürsorgestellen in Verbindung mit den Arbeitsverwaltungen wurde



Blick in einen der wohlgeordneten Lagerräume der Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen

Wo bestelle ich Besen, Bürsten und Matten?

Wenn Sie einem kriegsblinden Bürstenmacher über deprimierende Stunden der Untätigkeit hinweghelfen wollen, so richten Sie Ihre Bestellung an eine der folgenden Anschriften:

Bayerische Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge
GGmbH, 8000 *München 19*, Volkartstr. 63, Tel. 6 31 88
Zweigniederlassungen:
8900 *Augsburg:* Georgenstr. 43a, Tel. 57 94
8580 *Bayreuth:* Lisztstraße 1, Tel. 51 38
Lager und Büro: 8400 *Regensburg*, Nürnberger Straße 2, Tel. 64 90
8700 *Würzburg:* Erthalstr. 3/R, Tel. 7 87 72
Lager und Büro: 8500 *Nürnberg*, Schmausenbuckstraße 25

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge für Baden-Württemberg
GGmbH, 7000 Stuttgart W, Forststr. 52 A, Tel. 6 96 66

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen
GGmbH, 4600 Dortmund, Voßkuhle 39-41, Tel. 52 30 61
Abteilung 5000 *Köln*, Neußer Wall 14a, Tel. 7 67 55

Süddeutsche Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
GGmbH, 7800 Freiburg (Breisgau), Bernhardstr. 5, Ecke Karlstr., Tel. 3 57 97

Kriegsblinden-Arbeitsfürsorge von Rheinland-Pfalz
5473 Kruft über Andernach, Jahnstraße, Tel. Niedermendig 752
Zweigstelle: 6730 *Neustadt (Weinstraße)*, Gartenstraße 35a, Tel. 20 45

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge von Niedersachsen und Bremen
GGmbH, 3012 Langenhagen (Han.), Bachstraße 4, Tel. 66 18 18
Geschäftsstellen:
2800 *Bremen*, Osterdeich 14, Tel. 32 77 27
3300 *Braunschweig*, Broitzemer Straße 23, Tel. 2 43 83
2950 *Leer (Ostfriesl.)*, Conrebbersweg 42, Tel. 23 82
2900 *Oldenburg (Oldb.)*, Casinoplatz 1, Tel. 71 01

Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge Hessen
GGmbH, 3500 Kassel, Ludw.-Mond-Str. 39, Tel. 1 57 00

„St. Georg", Gemeinnützige Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft
2000 Hamburg-Altona 1, Theodorstraße 41, Tel. 89 20 64

Kriegsblinden-Arbeitsgemeinschaft Groß-Berlin E. V.
1000 Berlin-Friedenau, Handjerystraße 23, Tel. 83 72 00

Arbeitsgemeinschaft kriegsblinder Weber
3012 Langenhagen (Han.), In den Kolkwiesen 13, Tel. Hannover 7 77 92

Deutsche Kriegsblinden-Handwerkerfürsorge GmbH zu Bonn, Geschäftsstelle 8580 Bayreuth, Lisztstraße 1, Tel. 51 38

Hier zu kaufen, ist Ehrensache!



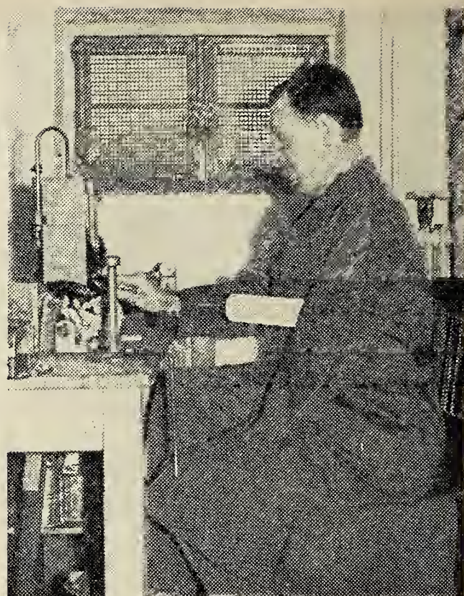
Wenn das doch jeder wüßte: Dies ist das Kennzeichen für alle gesetzlich anerkannte Blindenware! Auf dem Ausweis des Vertreters, der Sie aufsucht, muß sich dieses Zeichen befinden. Dann können Sie ihm vertrauen. Nur Behörden stellen diese Ausweise aus!

alles versucht, um diesem Zustand ein Ende zu bereiten. Diese intensiven Bemühungen führten schließlich dazu, daß viele kriegsblinde Handwerker erneut umgeschult werden konnten und in anderen Berufen Arbeit fanden. Von den ursprünglich erfaßten rund 400 Handwerkern wurde eine so große Zahl anderweitig lohnbringend beschäftigt, daß durch unsere Handwerkerfürsorge noch 149 Kameraden, vornehmlich Bürstenmacher, betreut werden. Bei dieser Zahl wird es bleiben. Das ist darauf zurückzuführen, daß ein Teil dieser Kameraden in industriearmen, ländlichen Gegenden wohnt und ein weiterer neben der Erblindung noch andere erheb-

liche Körperschäden erlitten hat und daher beruflich kaum vermittelt werden kann.

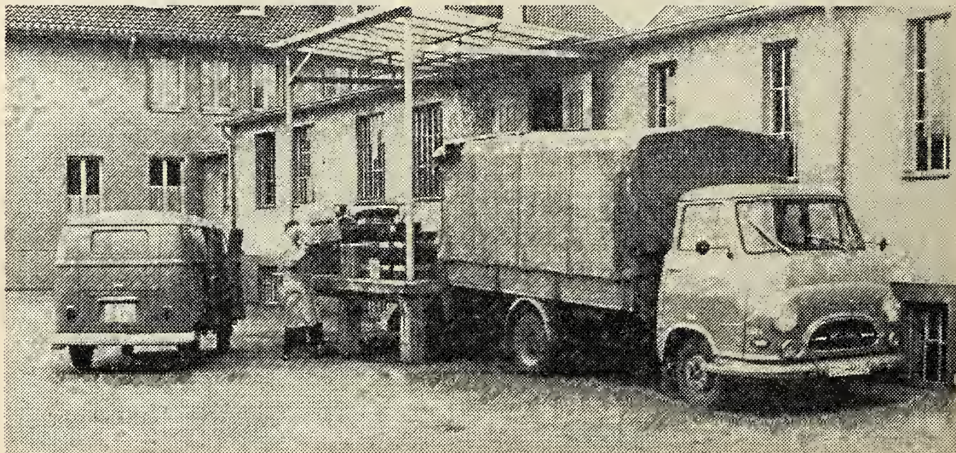
Im Jahre 1943 wurden die Betriebsräume in Dortmund, Brüderweg 38, durch Kriegseinwirkung vollständig vernichtet, so daß wiederholte Betriebsverlagerungen mit all ihren Nachteilen vorgenommen werden mußten. Als auch die letzte Unterkunft aufgegeben werden mußte und ein geeignetes Mietobjekt nicht erhältlich war, beschloß die Handwerkerfürsorge, eigene Betriebsräume zu errichten. Im März 1954 erfolgte die Grundsteinlegung in Dortmund, Vosskuhle 39—41, und am 1. Oktober 1954 konnte die neue Anlage bezogen werden. Sie besteht aus einem Bürohaus und einem dahinterliegenden Lagergebäude Im Erdgeschoß des Bürohauses befinden sich acht Büroräume und im ersten Obergeschoß drei Wohnungen, die von Betriebsangehörigen bewohnt werden. Das Lagergebäude ist 18 Meter breit und 40 Meter lang. Im Kellergeschoß lagern die Rohstoffe und Hölzer, auch ist dort eine geräumige Garage. Das Erdgeschoß enthält einen Packraum, zwei Werkstätten und anschließend einen Raum für Fertigwaren mit rund 620 qm. Die Handwerkerfürsorge Nordrhein-Westfalen unterhält in Köln, Neußer Wall 14a, eine Abteilung, durch die zwölf Handwerker betreut werden. Seitdem die Deutsche Kriegsblinden-Fürsorge (DKH) zentrale Aufträge an alle Einrichtungen der Handwerkerfürsorge im ganzen Bundesgebiet vermittelt, kann auch bei uns der Umsatz als zufriedenstellend bezeichnet werden.

Die Kriegsblinden-Handwerker-Fürsorge Nordrhein-Westfalen, die diese Bezeichnung seit Juni 1951 führt, ist vom Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen als Schwerbeschädigtenbetrieb, von den Regierungspräsidenten in Arnsberg und Köln als ein Zusammenschluß von Blindenwerkstätten gemäß dem Blindenwaren-Vertriebsgesetz vom 9. 9. 1953 und vom Finanzamt in Dortmund als gemeinnützig und somit als förderungswürdig anerkannt. *W. Scharra*



Dieser kriegsblinde Bürstenmacher mit nur einer Hand arbeitet in der Werkstätte, die im Erdgeschoß des Lagerhauses untergebracht ist — *5 Fotos: Lotz*

An das Bürohaus schließt sich ein 18 Meter breites und 40 Meter langes Lagergebäude an. Eine geräumige Laderampe erleichtert die reibungslose Anlieferung des Rohmaterials und den Versand der Fertigwaren



Verständnis kann man lernen

Einsichten und Ansichten einer klugen und verständnisvollen Frau zum Umgang mit Blinden

Ich kann sehen. Diese Tatsache ist mir noch nie so sehr als Reichtum vorgekommen, wie seit dem Tage, an dem unsere Nachbarn, ein Ehepaar mit einem Kind, ihr Haus bezogen. Das Ehepaar ist blind. Es hat für beide eine kurze Zeit in ihrem Leben gegeben, da auch sie sehen konnten. Krieg beziehungsweise Krankheit haben beiden das Sehvermögen genommen, der Mann ist außerdem Hirnverletzter. Seit vielen Jahren ist es nun dunkel um sie.

Es ist nur natürlich, daß wir Sehenden zunächst blinden Menschen gegenüber auf eine – manchmal fatale – Weise hilflos sind und aus Unkenntnis ihrer Situation ohne böse Absicht leicht taktlos werden können. Man hat Mitleid, echtes Mitleid, und es hört sich paradox an, daß man aus Mitleid taktlos werden kann. Und doch ist es so. Wir Sehenden sollten uns das Mitleid, das ja oft nur eine flüchtige Regung ist, die man möglichst schnell wieder abschüttelt, ganz abgewöhnen. Es führt viel schwerer zu einer guten menschlichen Beziehung als – Verständnis. Dies letzte kann man lernen, wenn man sich nur ein wenig Mühe gibt. Man muß versuchen, sich hineinzudenken in den Alltag, in das Leben behinderter Menschen. Man muß sie beobachten, nicht aus Neugier oder Sensationshunger, oder „um das Gruseln zu lernen", obwohl einem wahrlich das Grausen ankommen kann, wenn man sich die lebenslange Nacht vorstellt, die Licht- und Farblosigkeit, das optische Nicht-erfassen-Können aller Wunder der Welt, der Formen und Konstruktionen. Wer aber beim Mitleid stehenbleibt, wird nie dem Blinden eine Hilfe sein können. Ich gestehe gern, daß ich von meinen blinden Nachbarn im Laufe der Zeit sehr viel gelernt habe. Ich bewundere die Art, wie sie ihr Leben nicht nur ertragen und erdulden, sondern es formen, ihm Gestalt und lebendigen Inhalt geben, wie sie positiv und produktiv leben und arbeiten, ein gutes und glückliches Familienleben führen und ein gesundes Kind, das sie nie „gesehen" haben, versorgen und erziehen. Natürlich brauchen sie in ungewöhnlichen Situationen Hilfe, und wer von uns Sehenden will behaupten, daß das auf ihn nicht zuträfe? An irgendeinem Punkt sind wir Menschen alle auf Hilfe von außen angewiesen. Wichtig ist doch, daß wir ein „Fingerspitzengefühl" dafür bekommen, wo, wann und wie wir uns helfen müssen. Aus eigener Erfahrung mit meinen Nachbarn

haben sich für mich ein paar „goldene Regeln" herauskristallisiert, die ich hier aufführen will:

Hilfe soll angeboten, darf aber nie aufgedrängt werden. Man könnte dadurch die Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein des anderen gar zu leicht verletzen.

Hilfe muß selbstverständlich sein und darf nicht zu einer „Aktion" werden, die den anderen beschämt.

Hilfe darf nie zu einer Bevormundung ausarten, dann wird sie lästig und am Ende gar quälend.

Hilfe erfordert ein gewisses Maß an Geschicklichkeit, sonst wird aus ihr eher eine Behinderung.

Einige Beispiele mögen meine „goldenen Regeln" veranschaulichen: Wenn ein Blinder aus dem Bus oder der Straßenbahn aus- beziehungsweise einsteigt, will jeder gern helfen, packt seinen Arm so fest, als ob er den Menschen tragen müßte, ohne sich zu sagen, daß dieser ja ab- beziehungsweise aufwärts steigen will. Eine lose Unterstützung und der Hinweis: „Es sind drei Stufen, rechts können Sie sich festhalten", wäre viel wirkungsvoller. Oder – man erkennt einen Blinden auf der Straße und will ihn begrüßen. Wer das direkt vor ihm tut, dazu noch möglichst laut, wird ihn nur erschrecken (besonders Hirnverletzte!), da er sich ja auf seinen Weg konzentriert, gedanklich also voll beschäftigt ist. Es gibt eine leisere und etwas distanziertere Art, die einen letzten Endes näher an den Menschen heranbringt, als die allzu direkte und allzu forsche Art, die bestimmt gut gemeint ist. Denn Blinde sind in erster Linie Horchende, die die leisen Töne des Lebens viel intensiver erfassen als wir Sehenden. Oder – ein Blinder hat sich verletzt, was wohl verhältnismäßig oft vorkommt. Er blutet, hat eine Brandwunde, eine Prellung oder sonst etwas. Da müssen wir uns nur vorstellen, wie es ist, wenn man selbst nicht die Art, die Größe, die Schwere der Verletzung sehen kann. Ein beruhigendes Wort – aber bitte keine fromme Lüge! –, ein möglichst leises und untheatralisches Verbinden und eine wahrheitsgemäße Informierung des Verletzten können viel helfen. Man sollte niemals einen verletzten Blinden anfassen, ohne es ihn vorher wissen zu lassen. Ein beiläufiges Wort: „Ich wasche den Arm erst mal ab" oder „Ich klebe Ihnen ein Pflaster auf den Mittelfinger", bei einem Verbandswechsel die Frage: „Soll ich Ihnen das Pflaster abreißen, oder tun Sie es lieber selbst?" oder: „Ich tupfe die Wunde mit Jod ab, es wird etwas brennen" ist unumgänglich. Dann tut's bestimmt nur halb so weh. Oder – man leistet irgendeine kleine Hilfe. Für den Blinden heißt das, daß man in seiner Umgebung, die er genau kennt, etwas verändert. Man sollte jede kleinste Änderung auf eine beiläufige Art mitteilen. Für ihn ist es wichtig, zu wissen, ob auf einem leeren Platz plötzlich eine Tasse, ein Kästchen mit Eiern oder ein Paket liegt, oder ob die Obstschüssel, die ihren festen Platz auf einem bestimmten Tisch hat, nun auf dem Schrank steht. Wie und wo soll ein Mensch, der nicht sehen kann, zu suchen beginnen?

Eine anscheinend oft vorkommende Gedankenlosigkeit des Sehenden kann sich schwer störend zwischen ihn und den blin-

den Menschen stellen. Wer mit einem Blinden spricht, muß sich ihm zuwenden, ihn ansehen. Wenn man sich überlegt, daß das aufmerksame und ungeteilte Zuhören und die eigene Sprache ja das Sehen für ihn mitübernehmen müssen, dann kann man als Sehender es sich einfach nicht leisten, unaufmerksam zu sein, aus dem Fenster zu sehen oder sich „nebenbei" mit anderen Dingen zu beschäftigen, weil der andere einen „ja doch nicht sieht". Ich bin überzeugt, davon, daß er den Gesprächspartner „sieht" auf seine viel diffizilere Art. Ich habe es selbst erlebt, daß ein blinder Mensch mir von einem Sehenden sagte: „Der sieht mich nie richtig an." Ich habe es auch erlebt, daß er „sah", daß sein Gesprächspartner „unangenehme Augen" hatte. Täuschen wir Sehenden uns doch nicht über das Vermögen blinder Menschen, zu „sehen", und geben wir ihnen nicht aus Gedankenlosigkeit und Mißdeutung ihrer Fähigkeiten das Gefühl, daß wir es nicht nötig hätten, ihnen die gleiche Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Freundlichkeit zuteil werden zu lassen wie jedem andern Menschen.

Wir sollen auch keine Angst vor dem Wort „sehen, ansehen" haben. Es ist meinem Gefühl nach durchaus nicht falsch, einem Blinden einen Pullover in die Hand zu geben und zu sagen: „Sehen Sie sich ihn doch mal an!" Er wird ihn sich ansehen, anders als wir. Aber wenn wir das als Tatsache annehmen, werden wir selbst viel von unserer Unsicherheit ihm gegenüber verlieren. Man sollte auch ruhig mit einem Blinden über seine Blindheit reden. Sie ist kein „Tabu", an das man besser nicht rührt. Man sollte ihn fragen und sich erklären lassen, wie und auf welche besondere Weise er die tausend Dinge des täglichen Lebens, des Berufs, für die wir unsere Augen brauchen, vollbringt. Nur dann werden wir ihn auch verstehen können, ihm vielleicht hier und da einige Ratschläge geben können. Im allgemeinen aber wird man immer wieder feststellen, daß es bewundernswert ist, wie Menschen den Ausfall eines Sinnesorgans kompensieren, ja oft geradezu unwirksam machen durch erhöhte Schulung und angespanntestes Training der ihnen verbliebenen Sinnesorgane. Das alles sind auch nur Kleinigkeiten, die bedrücken können, sie sind aber nicht unwichtig.

Zum Schluß noch ein Beispiel: Wenn man als Sehender das Vertrauen genießt, einem blinden Menschen seine Post vorzulesen, das heißt, ihm sein ganz persönliches Eigentum, wie der Inhalt von Briefen es ist, mitzuteilen, zu übergeben, dann muß man sich darauf trainieren, diese Dinge zwar vorzulesen, sie aber nicht selbst zu hören. Das ist möglich, wenn man sich eindeutig klarmacht, daß das Gelesene einem nicht gehört, daß man also keinen Anspruch auf das Wissen um den Inhalt hat – es sei denn, der Blinde spräche von sich aus über die Post und erwarte eine Stellungnahme. Das wird einen auch davor bewahren, über den Inhalt dieser Briefe zu andern zu sprechen.

„Umschulung" ist daher nicht nur wichtig für die blinden Mitmenschen, sondern ebenso für uns Sehende, die wir oft, vielleicht täglich mit ihnen zusammenkommen. *Inge Helling*

In mehreren Sätteln gerecht

Ein kriegsblinder Telefonist und Feierabendbastler

Paris, Wien, London, Zürich und zahllose Orte der Bundesrepublik – der Kriegsblinde Heinrich Nitze ist stets mit der großen Welt verbunden. Er bedient die Telefonzentrale einer großen Papierwarenfabrik in Süddeutschland, und zwar mit einer Meisterschaft, die ihm ein sehender Kollege kaum streitig machen kann. Nicht weniger geschickt handhabt er sein Hobby, nämlich allerlei Bastelarbeiten, für die er sich eine wohlausgerüstete Werkstatt eingerichtet hat. Nach Geschäftsschluß – seine Frau holt ihn vom Betrieb ab – gilt der erste Weg in seinem kleinen Eigenheim dem Bastelraum. Hier werden Schlips und Anzug an den Nagel gehängt, wird in die „Schaffhose" gestiegen, und schon frißt sich die elektrische Kreissäge durch das mit sicherer Hand angelegte Brett. Voll Stolz zeigt der Kriegsblinde seinen Besuchern auch eine elektrische Bohrmaschine, mit der er ebenso selbstverständlich arbeitet wie mit Hammer, Zange, Kelle und Schaufel.

Diese kleine Werkstatt scheint die Mitte des ganzen Hauses zu sein. Während seine Frau in der Küche das Abendessen vorbereitet, repariert der gebürtige Rheinländer hier einen wackligen Stuhl oder eine klemmende Schublade. Auch der Gehweg um das Haus und die Gartenwege wurden eigenhändig betoniert. Für solche Arbeiten hat Heinrich Nitze sogar eine „Blinden-Wasserwaage" erfunden. Nach einigem Grübeln war ihm die Erleuchtung gekommen, daß es mit einem einfachen Gerät möglich sei, die Horizontale eines Glattstrichs mit Sicherheit zu bestimmen: Ein pendelndes Lot ist an der Spitze eines gleichschenkligen Dreiecks befestigt. In der Mitte der darunterliegenden dritten Dreieckseite befindet sich eine markierte Stelle, über der das Lot bei ebenem Untergrund auspendelt. Um auch umfangreichere Holzarbeiten ausführen zu können, ist der Bastler gegenwärtig dabei, sich eine Hobelbank zu bauen. Welch ausgezeichnete handwerkliche Arbeit er leistet, läßt das selbstgezimmerte Schränkchen in der Werkstatt erkennen; die Schubladen sind fachgerecht gefalzt und geleimt.

Wenn der Bastelraum sauber gefegt und das Werkzeug wieder an seinem Platz verstaut ist, begibt sich Heinrich Nitze in das gemütlich eingerichtete Wohnzimmer, wo die Familie das Abendessen einnimmt. Von diesem Zimmer aus führt eine Tür auf die Terrasse und in den Garten, den der Kriegsblinde selbst bearbeitet. Im Sommer bei schönem Wetter werden hier die Tonbänder aus der Blindenhörbücherei abgehört.

Heinrich Nitze, heute 47 Jahre alt, verlor das Augenlicht im November 1941 vor Sewastopol durch eine feindliche Handgranate. Er war mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eingezogen worden und hatte zunächst in Frankreich und Jugoslawien gekämpft. Nach seiner Verletzung lag er in einem Feldlazarett auf der Krim, wurde dann Anfang 1942 nach Bukarest gebracht und schließlich noch in Wien und Stuttgart behandelt. Noch im gleichen Jahr begann er einen Lehrgang für Bürstenmacher in der Kriegsblinden-Schule Solitude bei Stutt-



Mitunter hilft der kriegsblinde Telefonist auch am Empfangsschalter aus, sind ihm doch die Namen der Mitarbeiter und ihre Arbeitsgebiete bestens bekannt



Der kriegsblinde Bastler aus Passion hat sich eine „Wasserwaage" gebaut, mit deren Hilfe er seine Gartenwege sauber betonieren kann

gart. Hier lernte er durch einen ebenfalls kriegsblinden Kameraden seine spätere Frau kennen, die er zwei Jahre darauf heiratete.

Bis zum Jahre 1954 stellte Heinrich Nitze, zusammen mit seiner Frau und seinem Schwiegervater, Bürsten her. Dann mußte er diese Arbeit aufgeben, weil der beim Bürstenmachen unvermeidliche Staub seine anfälligen Bronchien schädigte. Auf der Blindenschule am Stuttgarter Kräherwald wurde er zum Telefonisten umgeschult. Nach Beendigung dieser Ausbildung fand er einen Arbeitsplatz in der Nähe seiner Wohnung

Wer die Papierfabrik anruft, hat keine Ahnung, daß der Telefonist blind ist. Mit größter Geschicklichkeit und Schnelligkeit stellen die flinken Finger die gewünschte Verbindung her. Die für Blinde gebaute Vermittlungszentrale erleichtert die Bedienung. So sind in die nebeneinanderliegenden Knöpfe der Amtsleitungen kleine Stifte eingelassen, die bei einem Anruf zugleich mit dem Summerton hochschnellen. Tastend kann der Blinde feststellen, auf welcher Leitung der Anruf kommt. Da Heinrich Nitze nach neunjähriger Zugehörigkeit zu seiner Firma mit dem Arbeitsplatz völlig vertraut ist und die Namen der Mitarbeiter an den genau hundert Nebenstellen im Schlaf hersagen könnte, findet jedes ankommende Gespräch sofort sein Ziel.

Schwieriger werde die Angelegenheit schon, teilte der kriegsblinde Telefonist mit, wenn in den Hauptgeschäftszeiten sämtliche sechs Amtsleitungen belegt und sehr oft auch überbelegt seien. Die angemeldeten Gespräche nach außerhalb können dann oft erst nach Minuten, manchmal auch erst nach längerer Zeit vermittelt werden. Die zahlreichen Anmeldungen kann er natürlich nicht im Gedächtnis behalten. Daher



Mit der gleichen Geschwindigkeit wie seine sehenden Kollegen stellt Heinrich Nitze die gewünschte Verbindung auf dem speziell für Blinde eingerichteten Vermittlungsgerät her 3 Fotos: G. W. Martin

notiert er sich die gewünschten Nummern auf einer Stenomaschine, die sie in Blindenschrift auf einem Papierstreifen festhält.

Daß sich Heinrich Nitze in seinem Betrieb größter Beliebtheit erfreut, konnten wir an der rührenden Fürsorge der Mitarbeiter erkennen. Die Kollegen führen in mittags in die Kantine und nach Feierabend zum Fabriktor, wo ihn seine Frau bereits erwartet. Ohne Begleitung unternimmt er keine Spaziergänge mehr, seit er seinen Hund wegen Altersschwäche töten lassen mußte. Mit diesem habe er früher ausgedehnte Ausflüge in den nahen Wald gemacht. Auch in seinem Wohnort habe er sich mit ihm gut zurechtgefunden. In den zehn Jahren, die ihn das Tier treu geführt habe, sei er auch ohne andere Begleitung draußen völlig sicher gewesen.

Zum Schluß gab der kriegsblinde Telefonist noch einen kleinen Beweis, wie sicher er sich heute zu bewegen versteht. Zu seinen Feierabendbeschäftigungen gehöre auch das Holzspalten, erzählte er. Weil er sich dabei oft beobachtet fühle, suche er die äußerste Ecke des Gartens auf; hier könne ihm niemand zusehen und ihn dadurch nervös machen. In den 22 Jahren seiner Blindheit habe er sich beim Holzhacken noch nie verletzt. Dagegen – und hierbei weist er eine kräftige Narbe an der linken Hand vor – habe er sich seinerzeit als Sehender durch einen bösen Beilhieb verletzt.

Die gestohlene Optik

Sommergäste in Bad Münster am Stein lernen nicht nur den leckeren Nahewein kennen. Irgendwann stehen sie auch einmal vor der Menagerie, der Miniaturausgabe eines zoologischen Gartens unter dem Rheingrafenstein am Naheufer drüben. Mögen Geldleute auch das Mittelmeer vorziehen, für mich ist Münster ein ideal gelegener Badeort. Noch heute denke ich gern an die Kur in unserem dortigen Kriegsblinden-Kurheim zurück.

Es war im heißen Sommer 1959, als wir gemeinsam durch die Wandelhallen spazierten. Damals besuchte ich auch die Menagerie. Eines Morgens setzten wir mit der Fähre über. Drüben empfing uns ein menschenfreundlicher Herr. Er begrüßte uns in liebenswürdiger Weise. Gegen ein geringes Entgelt führte er uns dann bergauf, bergab durch seinen stufenreichen Garten. Der Mann hatte Talent. In einem gut aufgebauten Vortrag vermittelte er uns ein klares Bild von der Art und Lebensweise großer wie kleiner Zooinsassen.

Gleich hinter der Pforte links befand sich der Affenkäfig. Wir standen lange davor, obwohl sich nur ein kleines possierliches Äffchen darin befand, doch Frauen und Kinder hatten ihre helle Freude an dem kleinen Kerlchen. Sie schabernackten mit ihm, der sich in unserer Gesellschaft als unter seinesgleichen fühlte. Auf eine der Kameradenfrauen machte der dunkelhäutige Vierbeiner einen besonders nachhaltigen Eindruck. Als wir unseren Rundgang fortsetzten, bat sie flehentlich: „Warte, Mann! Nur noch e Nüßche fürs Äffche." Und der Mann blieb stehen.

Wir waren mittlerweile am Springbrunnen angekommen, als die Kameradenfrau erschreckt aufschrie: „Ejj, Mann!" rief sie außer sich. „De Aff hät men Brill!" Tatsächlich hatte der liebe, kleine Nußknacker während der Fütterung blitzschnell durch die Gitterstäbe gegriffen und ihr die Brille von der Nase geholt. Nun war sie so gut wie hilflos geworden. „Mann, so tu was dajejen!" forderte sie de jute Willi auf. Doch der konnte ihr auch nicht helfen, denn er war blind.

Man holte den Wärter. Der kam gelaufen und hantierte umständlich an der Käfigtür herum, während der Affe sich die Brille selbst auf die Nase klemmte und mit einigen Sprüngen im äußersten Winkel seiner Behausung verschwand. Erst nach einer minutenlangen Hetzjagd konnte der Wärter ihm die gestohlene Optik wieder entreißen.

Auf dem Rückweg kamen wir noch einmal am Affenkäfig vorbei. „Na", fragte ich scherzend die noch immer aufgeregte Frau. „Wie wär's denn jetzt mit e Nüßche fürs Äffche?" Doch die Gefragte reagierte sauer. „Uhh nee!" wehrte sie ab. „Für den han isch nix mieh öwrig!" Pg.

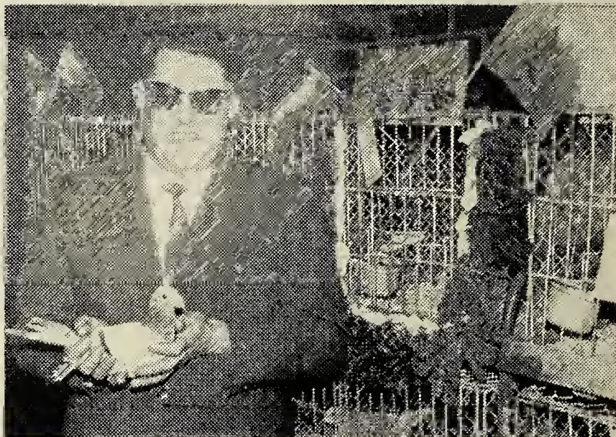


Die Brieftaubenzucht vom Vater geerbt

Es war eine Panzermine, damals in Rußland, am 29. Juni 1942, kurz nach meinem 24. Geburtstag. Als mich die Kameraden wegtrugen, war Nacht um mich. Sie trösteten, daß alles nur Schlamm und Dreck sei. Aber bei der Operation auf dem Hauptverbandsplatz, schon am nächsten Tage, mußte das eine Auge entfernt werden. Das andere war schwer verletzt. Eine Schwester bereitete mich darauf vor, daß ich völlig blind sein würde. Es war unfaßbar für mich, daß ich nun keinen meiner Lieben mehr sehen sollte, keine Blume, keinen Baum, keinen Himmel. Nicht ein Lichtstrahl mehr würde das Dunkel durchbrechen. Nur mit Gottvertrauen und aller Energie gelang es mir Schritt für Schritt, mich wieder in das Leben einzuordnen.

Heftig war der Schmerz, als ich dann zu Hause zum erstenmal wieder meine gefiederten Lieblinge, die vom Vater schon mit zwölf Jahren übernommenen Brieftauben, hörte, ohne sie sehen zu können. Mit diesen Tieren hatte ich schon vor dem Wehrdienst bis Budapest Erfolg gehabt, dann hatte sie meine Mutter gepflegt. Am 1. April 1945 mußten auf Anordnung der Militärregierung alle Brieftauben getötet werden. Erst neun Jahre später wurde der deutsche Brieftaubenverein wieder ins Leben gerufen. Da ließ ich mir 1955 einen Schlag bauen und begann mit einigen Tieren eine neue Zucht. Es erforderte doppelte Geduld für mich Blinden, bis ich wieder einen Stamm beisammen hatte. Ohne die Hilfe wirklicher Freunde und vor allem meiner lieben Frau hätte ich es wohl nicht geschafft. So bedeutet es eine große Anstrengung für mich, immer im Frühjahr die Zuchtpaare zusammenzusetzen. Von dieser Zu-

Alois Gramlich nahm nach seiner Kriegserblindung die vom Vater erlernte Brieftaubenzucht wieder auf. Trotz großer Schwierigkeiten gelang es ihm, einen Stamm zu züchten, mit dem er in den letzten Jahren gute Reiseerfolge erzielen konnte. Auch bei so mancher Leistungsschau der Reisevereinigung und des Kreisverbandes der Brieftaubenzüchter gehören seine Vögel zu den prämiierten Tieren





Viele Stunden verbringt der kriegsblinde Brieftaubenzüchter in dem saubergehaltenen Taubenschlag. Hier hat jedes der sorgsam gepflegten Tiere seine eigene Box   2 Fotos: Gramlich

sammensetzung kann der Reiseerfolg der Tiere abhängen. Manchmal war ich nahe daran, alles aufzugeben, so unglücklich war ich über meine Blindheit, die die Arbeit so erschwerte. Doch immer wieder raffte ich mich auf, und die späteren Erfolge bereiteten mir dann doppelte Freude.

Bei den Wettkämpfen geht es oft um Sekunden. So kamen meine Brieftauben drei Jahre hintereinander nur wenige Meter nach den schnellsten an, deren Besitzer dann die goldene Medaille verliehen bekam. Im Jahre 1961 erhielt ich bei einem Flug von Wien zum Heimatort Hainstadt/Hessen die silberne Verbandsmedaille.

Seit einigen Jahren zähle ich zu den erfolgreichsten Züchtern der Reisevereinigung (R. V.) Bauland und Würzburg. 1960 errang ich in Budapest den zweiten Preis und hatte die drei schnellsten Tauben. 1962 wurde ich – bei Preisgleichheit von erstem und zweitem Preis – dritter R.-V.-Meister und vierter Gruppenmeister und errang den von der Gemeinde Hainstadt gestifteten Wanderpokal. Zweimal war ich Meister unseres Vereins. Auch andere Spitzenpreise wären noch zu verzeichnen. Alle diese schönen Erfolge meiner Brieftaubenzucht sind die Belohnung manch mutloser Stunde, sie erfüllen mich immer mit großer Freude.

Ist die Reisezeit der Tauben beendet, findet innerhalb der Reisevereinigung und des Kreisverbandes eine Leistungsschau statt, an der etwa 1180 Mitglieder teilnehmen. Hierfür konnte ich zweimal das beste Männchen und einmal das beste Weibchen stellen, auch viele erste, zweite und dritte Preise gewann ich schon dabei. Im Jahre 1962 wurde ich bei der Reisevereinigung Bauland erster Ausstellungsmeister und innerhalb des Kreisverbands dritter Meister.

Die körperliche Verfassung meiner Tauben beurteile ich mit der Hand. Bei Anbruch der Dunkelheit nehmen sie ihren bestimmten Platz im Schlag ein. So lerne ich jedes einzelne Tier kennen und kann seine Entwicklung, seinen Zustand verfolgen.

Seit 1955 bin ich Erster Vorsitzender und seit zwei Jahren Reiseleiter unseres Vereins. Auch war ich einige Jahre im Ehrengericht der Reisevereinigung tätig. So habe ich heute eine Aufgabe, die mich befriedigt und beglückt. Ich brauche nicht abseits zu stehen, sondern kann sogar an maßgebender Stelle und erfolgreich mitmachen. Es hat Früchte getragen, daß ich mich vom Schicksal nicht unterkriegen ließ. *Alois Gramlich*

Das Pausengeheimnis

Hermann, Beifahrer auf meinem Doppelrad, unverwüstlich und zäh wie Krokodilleder, übernahm mit dem ersten Räderrollen das alleinige Kommando. In seiner Jugend war er Amateurrennen gefahren. Nun bekam er mit fünfzig Jahren die zweite Luft und legte sich in die Pedale, daß mir himmelangst wurde. Hermann fuhr traumwandlerisch sicher. Er hatte ein unwahrscheinliches Kurvengefühl und liebte die Geschwindigkeit wie Käpten Kröger seinen Priem. „Kurve links! – Kurve rechts! – Tempo! Tempo!" – So und in ähnlicher Weise dirigierte er mich, den Kriegsblinden, hinter sich her, flitzten wir die steilen Harzstraßen hinunter. Ans Bremsen dachte er nie, sondern jauchzte vor Vergnügen, wenn der Fahrtwind pfiff, und schnalzte laut, wenn die Profile surrten.



Ohne Rücksicht auf seinen Hintermann fegte er abwärts; und während er im Überschwang der Gefühle das Lied „Auf auf zum fröhlichen Jagen" sang, rutschte mir das Herz immer tiefer in die Hose, denn sechzig Sachen in der Kurve waren mir ganz einfach zuviel.

Außer chronischem Geldmangel hatte Hermann nur noch ein Geheimnis. Davon wußte ich freilich nichts. Auch dann noch nicht, als er ohne jeden ersichtlichen Grund immer häufiger Kurzpausen einlegte. Ich wunderte mich bloß und fragte, weshalb er fortwährend vom Rad steige. „Ach", meinte er, als wäre das die nebensächlichste Sache der Welt, „Ich rücke mir nur den Schlips gerade." Ablegen wollte er den unpraktischen Würgestrick auf keinen Fall. Ein Schlips, so unterstrich er, gehöre zum guten Ton. Er gehe nie ohne Schlips aus dem Hause, wovon ich keineswegs überzeugt war. Ich wußte jedoch, daß es auch eitle Männer gibt, darum ließ ich ihn künftig in Ruhe.

Der Sommer ging hin. Anfang September machte ich dann eine furchtbare Entdeckung. Eines Tages war Hermann bei einer unserer Fahrten müde geworden. Er legte sich an einem Waldrand ins Gras, schlief ein und schnarchte. Nichtsahnend saß ich dabei, als etwas Kühles mein Handgelenk streifte. Ich griff danach. Es war ein flaches, handbreites Fläschchen. Neugierig öffnete ich den Schraubverschluß. Sogleich stieg mir der schwelende Geist schlecht gebrannter Zuckerrüben in die Nase, es gluckste und der Groschen fiel. Mir ging ein Licht auf, das hinter Hermanns Pausengeheimnis leuchtete. Im Drang nach

Gewißheit wagte ich einen Schluck. Donner und Blitz! War das ein Rachenreißer! Mir blieb die Luft weg. Meine Augen tränten. Nur mit Mühe verhinderte ich einen Hustenanfall. Schnell spuckte ich aus, verschloß die Flasche wieder und steckte sie Hermann in den Rock.

Minuten später erwachte der Schläfer. Nachdem er sich gereckt und gestreckt hatte, setzten wir unsere Fahrt fort. Mir war dabei nicht ganz wohl zumute. Die nächste Pause erwartete ich voll Ungeduld. Mußte ich doch wissen, ob Hermann trank oder ob er, wie er einmal betonte, tatsächlich nur seinen Schlips geraderückte.

Meine Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt. Schon nach wenigen Kilometern trat Hermann auf die Bremse. Seufzend stieg er vom Rad, während ich angespannt lauschte. Und wirklich, er nahm einen Schluck, dann noch einen. Ich hörte es deutlich, und für Sekunden kam mich das Gruseln an; dann freilich lief mir die Galle über. Am liebsten hätte ich Hermann einmal richtig die Meinung gesagt. All sein Kurvengefühl, das traumwandlerisch sichere Fahren und die Tempomacherei kamen nur unter Alkohol zustande. Ohne seinen Rübenschnaps hat er überhaupt keinen Schneid, darum auch die geheimnisvollen Pausen. Vom guten Ton hatte er mir erzählt. Dabei hatte er mir einen Bären mit Schlips aufgebunden. Nun kam jeder Vorwurf zu spät. Umsonst, ihm jetzt noch ins Gewissen zu reden. Er würde sich nicht mehr ändern und verdiente auch mein Vertrauen nicht mehr. Was hätte ich auch sagen sollen? Hermann war zwanzig Jahre älter als ich. Im übrigen dachte ich an die Heimfahrt. War es nicht möglich, daß es uns zu guter Letzt noch aus der Kurve trug? Ich sah mich schon im Geäst einer Donnerfichte baumeln. Heiße Angst kroch mir den Rücken hinauf, kalter Schweiß lief mir den Rücken hinunter. Meine Füße waren schwer wie Blei. Mit der Todesverachtung eines Sturzkampffliegers klemmte ich mich auf mein Tandem, bremste viel und war heilfroh, als wir gesund zu Hause ankamen.

Fünfzehn Jahre sind darüber hingegangen. Heute erscheint mir Hermann in einem freundlicheren Licht, denn alles was er tat, geschah zu meinem Besten. Er war ein selbstloser, uneigennütziger und charaktervoller Mensch. Für ihn war der Geist gebrannter Rüben eine Medizin, die er sich um meiner Sicherheit willen in kurzen Abständen selbst verordnete. Das verdient Anerkennung und hebt ihn weit über alle Doppelradfahrer der umliegenden Ortschaften hinaus. Als leuchtendes Vorbild aller Spirituosenfreunde wird er einmal, dessen bin ich heute schon sicher, in das mit Etiketts reich verzierte Poesiealbum glückseliger Gemütsmenschen eingehen. Pg.



LORE HOHN
Staatl. gepr. Masseurin
zu allen Kassen zugelassen

Getragen vom Vertrauen der Patienten

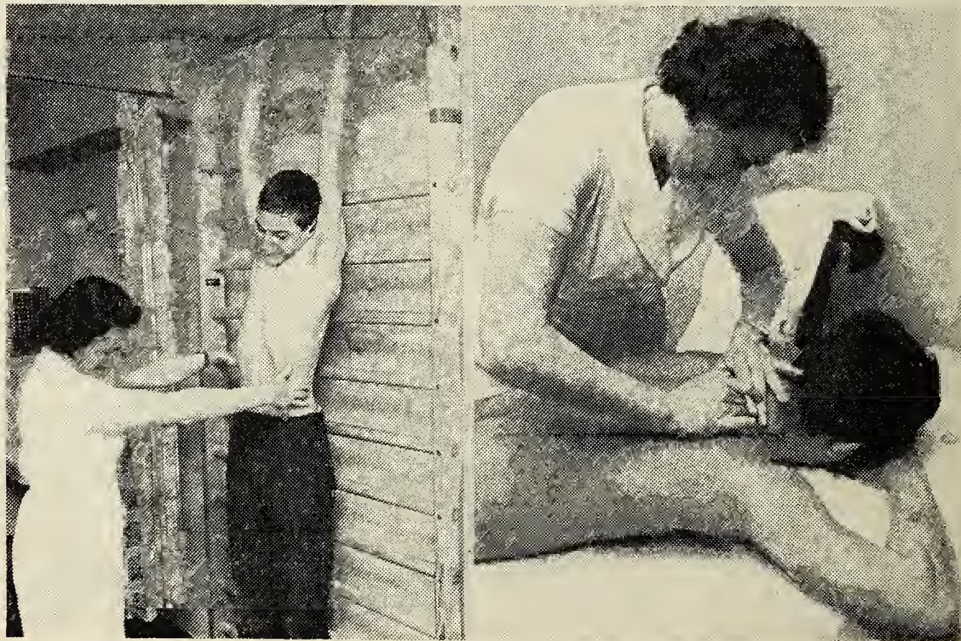
In eigener Praxis als kriegsblinde Masseurin tätig

An Dürers betende Hände mußte ich denken, als ich Frau Lore Hohn bei ihrer Arbeit zusah. Ihre schlanken Finger spürten die verkrampften Muskelstellen am Körper des Patienten. Es sind heilende und energische Hände zugleich. Mit den Händen hat Lore Hohn sich das Vertrauen ihrer Patienten erarbeitet, denn bevor die staatlich geprüfte Masseurin in der Bergstraße in Gosbach (Württemberg) ihre Praxis eröffnete, gab es niemanden, der solche Behandlungen ausführte in der kleinen rund 1400 Einwohner zählenden Gemeinde.

Ich war durch das Filstal von Wiesensteig her gekommen, wo der kleine Nebenfluß des Neckars seinen Ursprung nimmt und die Autobahn mit ihrem breiten, silbernen Band die Landschaft durchschneidet. Hier in Wiesensteig waren einst die Helfensteiner zu Hause, das mächtige Geschlecht, das bedeutende Männer der deutschen Geschichte hervorgebracht hatte und dessen Burgen einst das heute so friedliche Tal beherrschten. Im Volksmund nennt man den oberen Teil das Gaisentäle, das sich bis zur Fünf-Täler-Stadt Geislingen hinzieht. Eine einspurige Eisenbahnlinie verbindet die Gemeinden untereinander. Ein Kloster behütet in der Stille am Abhang der Berge eine Wallfahrtskirche. Kriegslärm und fremde Söldner haben oft das Tal in seiner langen Geschichte durchzogen, über dem sich ein blauer Aprilhimmel wölbte wie in den Apriltagen 1945.

Die auf der Autobahn vorrückenden Panzerkolonnen der Amerikaner wurden durch eine Brückensprengung zum Halten gezwungen. In die haltende Kolonne feuerten versprengte Reste einer Wlassow-Einheit, die sich auf einem Bergkegel im nahen Gosbach verschanzt hatte. Die dicht aufgefahrene Truppe erwiderte aus ihren Geschützen das Feuer. In Kellern und Bunkern saß die Bevölkerung

Nach gründlicher Ausbildung und langjährigem praktischem Einsatz hat sich die Kriegsblinde Lore Hohn als selbständige Masseurin niederlassen können. In ihrem Heimatort füllt sie heute einen umfangreichen Wirkungskreis aus



Gosbachs, als im Ort sechs Häuser in Brand geschossen wurden. Es gab zwei Tote und einige Schwerverletzte, zu denen Frau Hohn zählte.

Die gut aussehende, schwarzhaarige Frau spricht ungern über diese Schicksalsstunden. Lore Hohn hatte in Geislingen Friseuse und Kosmetikerin gelernt und verlor ihr Augenlicht in diesen Stunden, als der Krieg über ihre Heimat hinwegzog. Es ist unnütz, heute mit dem grausamen Schicksal zu hadern, das ein totaler Krieg friedlichen Menschen bereitet.

In der Blindenschule auf der Solitude, nahe dem ehemaligen Schloß der württembergischen Könige, lernte die schlanke, zierliche Frau dieses Schicksal meistern. Eine einjährige Ausbildung als Masseurin hat ihr in den Jahren 1946/47 den Weg in ein neues Leben gewiesen. Ihre Praktikantenzeit, nach vollendeter Ausbildung, konnte Frau Hohn im Bergkrankenhaus in Stuttgart absolvieren. Anschließend kam sie in die Zentralkliniken nach Göppingen. Hier, zum erstenmal auf sich selbst gestellt, fand sie in einem kriegsblinden Kollegen einen verständnisvollen Menschen, der ihr den Start erleichterte. 1955 wagte sie in ihrer Heimatgemeinde den Beginn als selbständige Masseurin. Über mangelnden Zuspruch kann sie sich nicht beklagen. In den schönen Praxisräumen im Untergeschoß ihres Hauses am Südhang des Leimberges herrscht reger Betrieb. Das Sanatorium im nahen Dietzenbach hat sich Frau Hohn als Mitarbeiterin verpflichtet, wo sie dreimal in der Woche tätig ist. Frau Hohn hat einen 13jährigen Buben, der in einem Internat seine Ausbildung erhält. Seit 1958 ist sie Witwe und lebt mit ihrer Schwester zusammen, die ihr den Haushalt führt, Buchhalterin ist und zugleich das für die Praxis notwendige Fahrzeug lenkt. *W. Pabst*


Auch für Frau Hohn bedeutet das Tonbandgerät ein wichtiges Hilfsmittel, sich auf ihrem Fachgebiet weiterzubilden. Außerdem ist es ihr „Buch", in dem sie nach Feierabend gerne liest — *3 Fotos: W. Pabst*

Urlaubsfreuden in Oberbayern

Wer kennt es nicht, das wunderschöne oberbayerische Urlaubsgebiet, das sich bis Garmisch-Partenkirchen und Berchtesgaden hin erstreckt, mit seinen gigantischen Bergen und den herrlichen Seen? Ein Traum für viele und ein Erlebnis für alle, die ungeachtet des Wetters und der Verlockungen des Südens ihre Zelte am Ammersee oder gar am Fuße der Zugspitze an den Ufern des Eibsees aufschlagen. Wem das Kampieren weniger Freude macht, der findet überall gastliche Aufnahme.

So war es bei uns, die wir das Glück hatten, unseren letzten Erholungsurlaub im Kriegsblindenkurheim Söcking am Starnberger See verbringen zu können. Wir, das sind also meine Frau, meine beiden Töchter und ich, lieben die Ruhe inmitten von Wasser und Bergen und schätzen zudem die bayerische Gemütlichkeit, die einem fast überall begegnet. Alle diese Voraussetzungen fanden wir im Heim, das trotz seiner modernen Ausstattung mit eigenem Schwimmbad doch in seinem Äußeren und auch in der Einrichtung der oberbayerischen Landschaft gut angepaßt ist. Die nähere Umgebung bietet allen Erholungssuchenden Gelegenheit zu ausgedehnten Spaziergängen durch Wald und Feld zu teilweise recht reizvollen Zielen. Wenn wir auf diesen Wegen weniger zu finden waren, so lag das an dem herrlichen Wetter, das uns fast vier Wochen beschieden war, und an der Tatsache, daß wir alle Wasserratten sind, die natürlich jede Gelegenheit ausnutzten, um entweder im Starnberger, Pilsen- oder Ammersee zu baden.

Es ist einfach ein wunderbares Gefühl, nach arbeitsreichen Monaten einmal bummeln und im Schatten hoher Bäume am Ufer eines Sees liegen zu können. Vor uns liegt die vom Wind leicht gekräuselte Wasserfläche, und weiter draußen gleiten einige Boote mit bunten Segeln vorüber. Im Hintergrund steigen die Berge an, und über allem spannt sich ein unwahrscheinlich blauer Himmel. Kein Wunder, wenn man hierbei ins Träumen verfällt, zumal eine bequeme Luftmatratze als Unterlage alle Voraussetzungen dafür schafft. Meine beiden Töchter allerdings, die die Beschaulichkeit noch nicht so pflegen und deren Träume sicher in ganz andere Richtung gehen, halten nicht viel vom Faulenzen, und es ist naheliegend, daß sie sich schon nach kurzer Zeit ein Opfer suchen. Wer wäre wohl geeigneter hierzu als der Vater? Ganz harmlos schleichen sie sich neben mich, mit einem Grashalm bewaffnet, und spielen Mücke. Bis ich nach heftigem Ummichschlagen begreife, welcher Art die Mücken sind, vergeht einige Zeit, während der sich die Übeltäter das Lachen verkneifen müssen. Ein kurzes Anvisieren der Nächstliegenden, und gleich ist die schönste Balgerei im Gange, die meist mit meiner Flucht ins Wasser endet. Verfolgt von meinen dreien, denn inzwischen hat sich auch die Mama auf die Seite der Töchter geschlagen, versuche ich wegzukommen. Ein Entrinnen aber gibt es nicht, und es muß herrlich sein, seinen Ernährer einmal tüchtig tunken zu können. Zum Glück habe ich genügend Luft, und hin und wieder kann ich neue schöpfen, wenn mir zwischendurch ein

Ausreißversuch gelingt. Schließlich finden meine Damen aber doch, daß ich noch gebraucht werde und beenden ihre Attacken. Ein ernsthaftes Schwimmtraining beginnt, und es wird in allen Lagen oft weit hinausgeschwommen. Handstand im Wasser, das Tauchen nach Muscheln und Steinen sind beliebte Spiele. So verrinnt die Zeit recht schnell, und eine Stunde solchen Treibens macht Appetit auf das mitgebrachte Vesper.

Eine wunderbare und recht reizvolle Abwechslung bietet sich in Form einer Dampferrundfahrt an. Auch hierbei bleibt der Phantasie ein weiter Spielraum, und man überquert bei einem Täßchen guten Kaffees ganze Ozeane und genießt dabei den Vorteil, nicht seekrank zu werden.

Aber nicht nur die Schönheit der Landschaft, sondern auch ein Stück bayerischer Kulturgeschichte spiegelt sich wider in zahlreichen Baudenkmälern, die lohnende Ziele für Tagesausflüge sind. Hervorgehoben seien insbesondere die Wieskirche bei Steingaden, die Königsschlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau, Kloster Ettal und nicht zuletzt Schloß Linderhof.



Wenn wir zu guter Letzt uns auch in den naheliegenden Bergen umgesehen und ihre Schönheit bewundert haben, so sei dies nur zur Abrundung des Bildes erwähnt. Ein gelungener Urlaub, der alle Erwartungen erfüllte, hinterließ bei uns die schönsten Erinnerungen an Oberbayern. *W. Hoerrmann*

IN NOMINE PATRIS ET FILII . . .

Der kriegsblinde Pater und Erzbischöfliche Rat Peter Lessenich aus Rövenich/Eifel

Es war ein herrlicher Sommertag, als wir den kriegsblinden Pater Peter Lessenich in seinem neuerbauten Pfarrhaus in der Pfarrgemeinde Rövenich (Bezirk Köln) besuchten.

Im Schatten des im Umbau befindlichen Gotteshauses, das als „Kirche der Kriegsblinden“ hergerichtet wird, heißt uns der blinde Erzbischöfliche Rat, Pfarrer Peter Lessenich, herzlich willkommen und lädt uns zu einem Plauderstündchen ein. Wir müssen gestehen, wir hatten eine ganze Liste von Fragen auf dem Herzen, Fragen, die uns mitunter sehr prekär erschienen.

Als uns der blinde Pfarrer durch seinen Garten zum Hause führt, sind wir erstaunt über die Fülle des Blumenflors, der den Steinweg säumt. Es grünt und blüht in allen Farben und Schattierungen. Hier bietet sich der Sommer in wirklich verschwenderischer Pracht dar. Inmitten dieser Blumenfülle zwitschern Wellensittiche aus einer Voliere. Es mögen über ein Dutzend sein. In der Diele eine weitere Überraschung. Eine Wand ist besetzt mit sich aneinanderreihenden Vogelbauern, in denen die Kanarienhähne rollen und die Weibchen brüten. Als uns der blinde Geistliche hinausführt auf den weiten Rasen mit dem herrlichen Blick in die Weite, auf die Zinnen und Türme der alten Römerstadt Zülpich und auf die am Horizont grüßenden Berge der nördlichen Eifel, stehen wir plötzlich vor einem Gehege, in dem sich Fasanen der verschiedenen Rassen tummeln.

Ja, hier lebt ein moderner Franziskus im Ehrenkleid des Priesters, der die Blumen und Tiere nicht sieht, der ihnen allen aber von ganzem Herzen zugetan ist und der es liebt, Zwiesprache zu halten mit den Geschöpfen der Natur. In einem Vogelbauer hockt etwas in sich gekehrt ein Wellensittich. „Ja“, bemerkt Pastor Lessenich, „dieses Vögelchen teilt sein Los mit mir, denn auch es hat sein Augenlicht verloren.“ Wenige Schritte weiter scharrt „Assi“, der treue Blindenführhund, unruhig am Gitter seines Zwingers. Als er die Stimme seines Herrn hört, leuchten seine Augen. Das prächtige Tier ist überglücklich, als die priesterliche Hand über seinen Kopf streicht. „Assi“ kennt sich nicht mehr aus vor

In der Siechenkapelle hält der kriegsblinde Pater Peter Lessenich einen Gottesdienst für die Teilnehmer an einer sonntäglichen Prozession ab



Freude und tollt wie ein ausgelassenes Kind auf dem Rasen.

Im Studierzimmer beginnt Pater Lessenich aus seinem schicksalsschweren Leben zu erzählen, das im Jahre 1912 in dem kleinen Dorf Soller bei Euskirchen begann. Im entsprechenden Alter hat sich der Sohn achtbarer Bauern zum Priesterberuf entschlossen. Nachdem er als Externer in Aachen die humanistische Reifeprüfung bestanden hatte, begann er in Paderborn seine theologischen Studien. Nach zehn Semestern wurde Peter Lessenich zur Wehrmacht einberufen. Im russischen Feldzug ereilte Peter Lessenich im April 1942 sein Geschick. Schwer verwundet, begann er seinen Leidensweg durch sechzehn Lazarette bis zur Blindenschule. Der Rußlandkämpfer hatte außer dem Augenlicht noch Sprache und Gehör fast gänzlich verloren und war dazu noch gelähmt. Langsam erst kam das Gehör wieder. Noch heute fällt es dem Beobachter auf, daß Pater Lessenich langsam spricht, so als ob er die Zunge erst forme. Zu allem Schweren gesellten sich noch Gehirnhaut- und Rückenmarkentzündung.

Als Lessenichs Zustand sich wesentlich verschlechterte, wurden seine Eltern vom Lazarett aus fernmündlich verständigt, daß in wenigen Stunden mit dem Ableben ihres Sohnes gerechnet werden müsse.

Der Besuch von Vater und Mutter am Krankenbett des Schwerverwundeten aber brachte die Wandlung. Der eiserne Wille zum Leben siegte in der schwersten Stunde. Schließlich wurde der kriegsblinde Peter Lessenich in sein Heimatlazarett nach Münstereifel übergeführt. Er war nur noch der Schatten seines Selbst.

Als der Krieg auch nach dem Eifelstädtchen griff, mußte das Lazarett geräumt werden. Lessenichs Leidensweg ging wieder von einem Lazarett zum andern, von Augenklinik zu Augenklinik. Alles umsonst!

Lessenichs ungebrochener Wille zum Leben siegte schließlich über den todkranken Körper. Ganz langsam trat eine Besserung ein. Dann sollte der Kriegsblinde wieder auf die Beine kommen. Da die gelähmten Arme und Hände keine Krücken zu halten vermochten, lernte er in einem großen Kinderlaufstuhl wie kleine Kinder gehen.

Als ihm Ärzte und Krankenschwestern rieten, es wäre doch ratsam, sich auf einer Blindenschule die Kenntnisse der Blindenschrift anzueignen, erschien ihm dieser Rat wie ein Todesurteil. Blindenschrift lernen, das bedeutete für Lessenich blind sein und auch blind bleiben. Die furchtbare Erkenntnis, das Augenlicht für immer verloren zu haben, brachte ihn an den Rand der Verzweiflung, sie zerbrach jäh seine letzten

Hoffnungen. Trotz und Hader erfüllten seine gequälte Seele. Nachdem Lessenich in der Marburger Augenklinik gründlich untersucht worden war, wurde er in ein Umschulungslazarett für Kriegsblinde aufgenommen.

Neue Hoffnung brachte ein Brief seines Freundes, des Bischofs Petrus Legge aus Meißen, in dem es unter anderem hieß: „Den letzten Nachrichten gemäß, die ich von Deinem Chefarzt erhielt, glaubte ich Dich tot und habe bereits drei schwarze Messen für Dich gelesen. Nun höre ich, daß Du lebst und wo Du bist. Gleich wie es körperlich um Dich steht: Wenn Du noch Priester werden willst, bitte ich Papst Pius XII. um Deine Weiheerlaubnis, sei versichert, er wird sie Dir geben!"

Ein Jahr verging. Lessenichs Schwester hatte ihren Bruder inzwischen nach Hause geholt. Das Jahr war ausgefüllt mit Geh-, Sprech- und Hörübungen. Die monatlichen Briefe seines bischöflichen Freundes gaben Lessenich wieder Mut und Hoffnung, aber auch die sichere Aussicht, daß der Papst ihm die Erlaubnis zum weiteren Studium und zur Priesterweihe geben würde. Nach einem Jahr, erfüllt mit hoffnungsvollem Warten, traf im April 1947 die erlösende Nachricht des Bischofs Legge ein: „Ich bin in Dresden auf Firmungsreise. Der letzten Anfrage gemäß gibt Papst Pius XII. infolge persönlichen Eingreifens in Deiner Sache die Erlaubnis zum weiteren Studium und zu Deiner Weihe. Ich rechne jeden Tag damit. Habe Hoffnung und Zuversicht!" Der schriftlichen Nachricht folgte am gleichen Tage ein Telegramm aus Dresden: „Nimm sofort Verbindung mit Köln auf zwecks Weiterstudium. Dein Petrus, Episkopus."

Mit Hilfe der Blindenstenomaschine in den Vorlesungen und mit Unterstützung von Vorlesern unter den Seminaristen des Priesterseminars in Bensburg machte Lessenich bemerkenswerte Fortschritte in seinen theologischen Studien und bestand alle Examen mit gut.

Er war, wie es wohl allen Erblindeten, vor allem den Kriegsblinden ergeht, zuerst recht unselbständig. In der ersten Zeit im

Priesterseminar blieb er immer so lange auf seinem Zimmer, bis jemand kam, ihn in den Hörsaal zu den Vorlesungen führte oder zum Essen abholte. Immer geführt und immer gestützt, wurde seine Unselbständigkeit noch größer.

Dies erkennend, öffnete eines Abends der Regens des Priesterseminars, der jetzige Weihbischof Dr. Frotz, Lessenichs Zimmertür und erklärte ihm: „In der Stadtkirche ist der Prediger für die Jugendpredigt am Sonntag um 7 Uhr ausgefallen. Ich habe an Sie gedacht." Einige Minuten betretenes Schweigen. Voller Schrecken sagte Lessenich: „Wir haben Freitag abend, wie soll das möglich sein?" Der Regens: „Es ist der achte Sonntag nach Pfingsten, das Thema dürfte Ihnen liegen, da Sie doch Jugendführer gewesen sind und sich in besonderer Weise mit der Jugendseelsorge befaßt haben."

Lessenich weigerte sich entschieden, dem Auftrag nachzukommen. Der Regens aber reagierte fest und entschlossen: „Sie halten diese Jugendpredigt. Sie gehen ganz allein zu der Pfarrkirche und kommen allein zurück. Niemand wird Sie begleiten und, bitte, Sie lassen sich von keinem Menschen – verstehen Sie gut – von keinem Menschen, auch wenn er es Ihnen anbietet, führen und zur Kirche geleiten."

„Undenkbar! Unmöglich! Wie denken Sie sich das?!" rief Lessenich erregt aus. „Dann können Sie nicht geweiht werden!" war die Antwort. Bebend vor Zorn über soviel „Brutalität höchster kirchlicher Stellen" verbrachte Lessenich den Samstag und die Nacht zum Sonntag. In der Frühe des Sonntags schleppte er sich auf Krücken zur Pfarrkirche, die er unter vielen Mühen drei Minuten vor dem Beginn der Predigt erreichte. Wie sich der heutige Pfarrer noch lebhaft erinnert, war die Predigt auch den Umständen entsprechend, sie verursachte Totenstille. Sogleich machte er sich wieder auf den Heimweg, für den er nach vielen Fragen rund drei Stunden benötigte. Als Lessenich die Hand auf die Türklinke des Priesterseminars legte, traten drei Seminaristen auf ihn zu, die ihn im stillen begleitet hatten, um notfalls einzugreifen.

„Der Tag war gräßlich schwer für mich", erzählte uns Pfarrer Lessenich, „aber ein solcher Gewinn, daß ich dem damaligen Regens des Seminars über die Maßen dankbar bin. Noch am gleichen Abend gestand Dr. Frotz dem Blinden, daß er ihm den Auftrag mit Tränen in den Augen gegeben hätte, um ihn selbständiger zu machen.

Der entscheidende Schritt war getan. Mut, Tatkraft und Unternehmungsfreude erwachten aufs neue. Lessenich wurde sicherer und selbständiger, er verrichtete die vielen Dienste, die man ihm auferlegte, mit Freude, um den Sehenden zu zeigen: „Was ihr könnt, kriege ich auch noch fertig."

Bei einem Besuch im Priesterseminar unterhielt sich der Kölner Erzbischof Kardinal Frings eingehend mit dem Kriegsblinden und entschied, daß der Priesterkandidat zu den Weihen zugelassen werden sollte. „Sie

Mit Hilfe der Punktschrift-Bogenmaschine schreibt der kriegsblinde Geistliche seine Sonntagspredigt nieder



werden manche Hilfe brauchen, die andere nicht nötig haben. Energie und Frömmigkeit werden schon alles schaffen“, erklärte der Oberhirte.

Am 10. August 1948 empfing Lessenich im Hohen Dom zu Köln die Priesterweihe. Sein Wunsch, für den er seit Jahr und Tag gelebt und gearbeitet hatte, war erfüllt.

Am 10. November des gleichen Jahres erhielt der Neugeweihte seine erste Stelle als Religionslehrer am Mädchenlyzeum des Klosters zur Hl. Familie in Merten im Landkreis Bonn, zugleich wurde er mit der Seelsorge im Krankenhaus und im Altersheim beauftragt. Am 1. Juli 1952 wurde er dem kränklichen Pfarrer in Merten als Kaplan beigegeben. Er wurde Jugendseelsorger der Pfarrei, gründete neunzehn Ju-

Aufrecht im Wagen stehend führt Pater Lessenich die Prozession seiner Gemeinde an

gendgruppen und gab Unterricht in allen Klassen der Volksschule und in vier Berufsschulklassen.

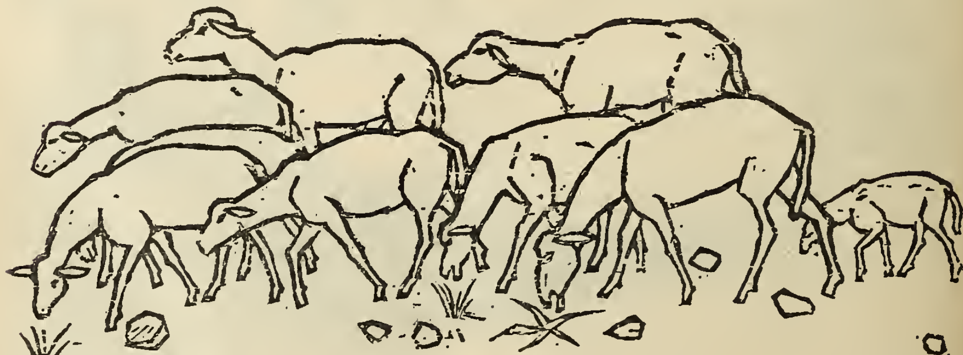
Der blinde Geistliche fand wider Erwarten schnell den Kontakt mit der Bevölkerung und vor allem mit der Jugend. Seine stille Beharrlichkeit, seine große Güte und sein lauteres Wesen ließen ihn überall die Herzen seiner Mitbrüder und Mitschwestern gewinnen. Die ihm anvertrauten Gläubigen, die ihm als blindem Seelenhirten zunächst zurückhaltend gegenüberstanden, erkannten bald, daß er mehr konnte, als sie ihm zugetraut hatten. In ihren Sorgen tröstet er sie allein durch das Beispiel seiner Geduld, mit der er die Schwere seines verantwortungsvollen Priesteramtes Tag für Tag auf sich nimmt.

Eine bedeutend schwerere Aufgabe wartete auf den blinden Priester, als er Ende 1955 als Pfarrherr in Rövenich, einem kleinen Dorfe im Kreise Euskirchen, eingeführt wurde. Nunmehr war ihm eine eigene Pfarrei anvertraut.

Das bleibende Verdienst von Pfarrer Lessenich ist die Renovierung der im Krieg stark beschädigten Pfarrkirche, die Anschaffung neuer Kirchenfenster, die alle unter dem Thema „Es werde Licht!“ stehen Für die Jugend seiner Pfarrgemeinde erbaute Peter Lessenich ein schönes, modernes Jugendheim.

Mit viel Mut, Tatkraft und Gottvertrauen ist der blinde Pfarrer an die ihm gestellten Aufgaben herangegangen und hat auch von höchsten kirchlichen Stellen Dank und Anerkennung gefunden. Papst Pius XII. ließ durch sein Staatssekretariat einen Brief an Peter Lessenich richten, in dem er dem Pfarrer, „der trotz seiner Kriegserblindung sein Amt voll und ganz ausfüllt“, lobende Worte der Anerkennung zollt. Der Kölner Erzbischof, Kardinal Frings, hat Pfarrer Lessenich am 5. Juli 1961 zum Erzbischöflichen Rat ernannt und damit einen Priester geehrt, der trotz seiner Behinderung durch ein schweres Kriegsleiden seine seelsorgerischen Pflichten in vorbildlicher Weise erfüllt.

Carl Brandt



Hungerweide. Linolschnitt von Rudolf Güthinger

Man sagt das so dahin ...!

Ein großer Teil des Wortschatzes, den wir täglich gebrauchen, besteht aus eingebürgerten und meist als treffend empfundenen Redensarten. Wir bedienen uns vieler solcher Ausdrucksformen, ohne zu wissen, wie sie entstanden und ihre Bedeutung erhielten.

Heute gebrauchte Aussprüche stammen oftmals noch aus dem Sagengut der alten Griechen oder aus der Bibel.

In unserem Sprachgebrauch ist die „Achillesferse" oder die „Sisyphusarbeit" noch immer ein Begriff, auch wenn man „Tantalusqualen" erleidet.

Was aber hat „in der Morgenstund' das Gold im Mund" zu tun? Dieses Sprichwort ist nur zu verstehen, wenn man weiß, daß im Althochdeutschen das Wort „Munt" Hand bedeutete.

Wenn „das Geld flöten geht", so hat das nichts mit Flötenspielen zu tun. Vielmehr geht dieser Ausdruck auf den niederdeutschen Begriff „vloten gan" zurück und entspricht der Bedeutung von „davonfließen".

„Das geht ja auf keine Kuhhaut" ist auch so ein Sprachbild, das seinen Ursprung aus der Zeit hat, als man noch auf Pergament, also auf Tierhäute, schrieb. Wenn jemand so viel schrieb, daß ein solches Leder nicht mehr ausreichte, dann ging es eben auf keine Kuhhaut.

Ein Lückenbüßer hat nichts zu büßen – er hat eine Lücke zu flicken, in der alten Schreibweise „büetzen".

Wenn etwas „nicht von Pappe" ist, meint man, daß es nicht so weich wie Kinderbrei = „Paps" ist, und wenn man sagt, es ist „stockfinster", dann denke man an ein Gelaß, in dem dazumal Landstreicher festgehalten wurden und das als der „Stock" bezeichnet wurde. Und wenn man sich „auf dem Holzweg" befindet, dann will man damit sagen, daß man in eine Sackgasse geraten ist, denn ein Holzweg im Walde führte nämlich nur bis zu einem Holzlagerplatz und nicht weiter. Auch aus der Volksmedizin haben sich manche Ausdrücke erhalten, so „läuft einem das Wasser im Munde zusammen", wenn die Speicheldrüsen auf bestimmte Vorstellungen reagieren. Die „Kehle ist wie zugeschnürt", wenn es zu krampfartigen Erscheinungen der Luftröhre kommt. Heute würde man es kaum glauben, daß in alter Zeit das Blut das Temperament bestimmen sollte. Man spricht aber immer noch vom „heißen" oder vom „bösen" Blut, oder man führt die „Stimme des Blutes" an. In dem Wort „Mitesser" lebt ebenfalls eine merkwürdige Vorstellung unserer Vorfahren fort. Man sah in ihnen Dämonen, die sich in Würmer oder Maden verwandelt haben.

Viele Redewendungen, die heute noch üblich sind, stammen aus der Jägersprache, so wenn jemandem etwas „durch die Lappen gegangen ist". Bei Treibjagden wurden nämlich Tuchfetzen aufgehängt, um das Wild abzuhalten. Manchmal aber setzten die gehetzten Tiere doch hindurch, sie gingen dann „durch die Lappen". „Auf den Busch klopfen", „nicht ins Garn gehen" oder „sich aus der Schlinge ziehen" sind ebenfalls Begriffe aus dem Sprachgebrauch des Jägers. „Blauen Dunst machen" bedeutet jemanden anlügen. „Blaue Ente" sagte man früher, wenn etwas in Zeitungen stand, was nicht den Tatsachen entsprach. Was hat aber die gute Ente mit den Lügen zu tun? Gar nichts! Der Ausdruck wird verschieden gedeutet. So soll Luther „Lugenda" für Legende gebraucht haben, aus dem dann später „Lügende" und „Lüg-Ente" wurde. Eine andere Version besagt, daß sich „Ente" auf die Bezeichnung „n. t.", das heißt: „non testam" oder „non testatum", zu Deutsch also unbestätigt bzw. unverbürgt bezieht.

UNIVERSUM



Spielkarten für Blinde sind an der linken oberen Ecke durch Punktschriftzeichen gekennzeichnet, so daß einem zünftigen Männerskat nichts im Wege steht

Auch Mühle, Dame, Domino und Mensch-ärgere-dich-nicht können Blinde ohne Hilfe eines Sehenden spielen, wenn Spielfeld und Steine entsprechend markiert sind



Seinen Kindern ein prächtiger Kamerad

Drei Briefe, die von einem Kriegsblinden und von Blindenhilfsmitteln berichten

In Briefen nehmen mitunter unsere unausgesprochenen Gedanken Gestalt an, da wir sie in die heimlichen Gespräche einflechten, die wir mit einem Partner führen, der nur durch die Kraft unserer Einbildung körperlos zugegen ist. Oft bilden sie eine lebendige und wärmende Brücke von einem zum anderen Herzen, aber auch eine kühne, gläserne Konstruktion, die sich mühelos zwischen zwei Gehirnen schwingt.

Zu Tausenden und Millionen wandern diese Briefe hin und her, sie mischen sich dabei bedenkenlos mit nüchternen, sachlichen Geschäftsbriefen und allesversprechenden Drucksachen. Doch dem Uneingeweihten bleibt ihr Inhalt ein Geheimnis. Sie bergen Glück und Enttäuschung in sich und lassen vielleicht dem Empfänger vor Freude das Blut jäh in die Wangen steigen oder grau und bleich vor Enttäuschung werden

Briefe sind nicht nur eine Frage des Stils, denn der Ausdruck des menschlichen Herzens läßt sich kaum in diesen Begriff einzwängen. Beim Lesen eines Briefes ist es immer gut, den Schreiber zu kennen, doch sollte man sich stets eine blutvolle Vorstellung von ihm machen, um dann mit Hilfe seiner Worte die Absicht und den Sinn des Schreibens zu erspüren.

Wir haben hier drei Briefe vor uns liegen, die ohne Probleme und Dramatik sind, soweit es die schreibenden und lesenden Personen selbst betrifft, und auch sonst lassen sie vieles von dem vermissen, wovon vorstehend die Rede war.

Und doch, zwischen den Zeilen, zuerst kaum erkennbar, ist etwas am Aufschimmern, von dem einst die großen Dichter den Stoff für ihre Werke nahmen Es sind nur drei schlichte Briefe zwischen einem jungen Menschen, den die Berufsausbildung in eine fremde Stadt führte, und seinen Eltern Wirklich nichts Besonderes, sehr alltäglich und doch – anders.

W . . . burg, den 4. 3. 61

Meine lieben Eltern!

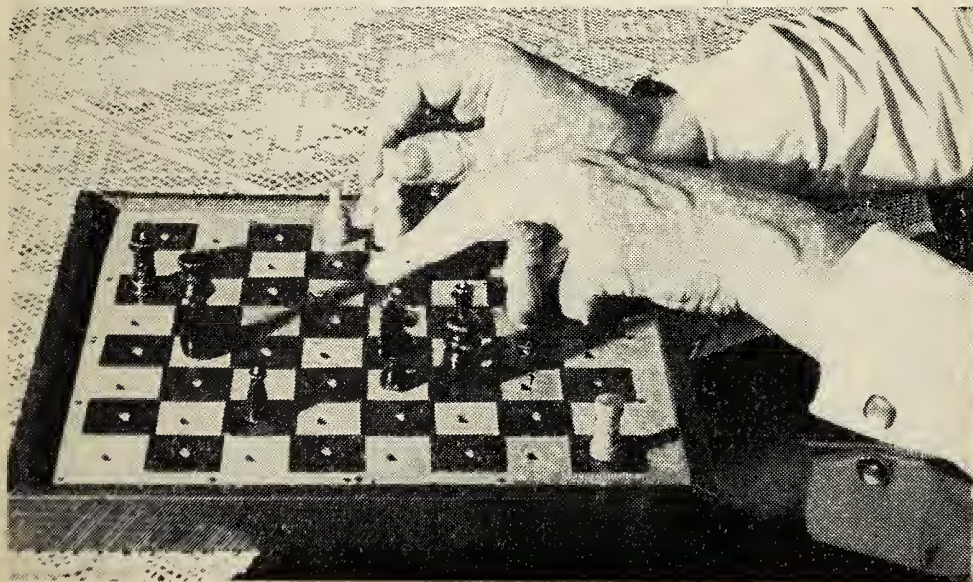
Ein jäher Regenschauer hat mich in die vier Wände meiner Bude zurückgescheucht und bietet mir zugleich eine willkommene Gelegenheit, Euch den längst fälligen Brief zu schreiben. Eurer lieben Ermahnungen eingedenk, gebe ich nachstehend einen Kurzbericht über meinen Gesundheitszustand. Er ist allgemein tadellos, nur mit dem Appetit hapert's mitunter. Das scheint jedoch nicht organisch bedingt zu sein, sondern muß am Fahrplan meines Magen-Versorgungs-Instituts liegen. Von Muttern gekocht, bleibt eben schon halb verdaut, und eine völlige Umstellung wird mir wohl nur schwer gelingen. Außerdem gibt es hier viele Gerichte, die mir meistens nicht einmal dem Namen nach bekannt sind.

Leider geht es mir nicht nur so mit den Speisen, sondern auch mit den Menschen. Sie sind in ihrer Art viel bedächtiger und verschlossener als daheim, und oft finde ich keine Tür, die zu ihnen führt. So ist es denn doppelt schmerzlich, wenn man so ganz allein hier herumhockt.

Allerdings bin ich wohl etwas ungerecht, denn seit einigen Wochen gibt es da noch den Peter, und seine Existenz stellt das soeben Gesagte wieder auf den Kopf. Ich habe Peter in der Penne kennengelernt, wir gefielen uns auf den ersten Blick. Wir haben eine ganze Menge gemeinsamer Interessen und laufen oft stundenlang durch die weiten Wälder. Das ist zwar bei dieser Jahreszeit nicht immer ein ungetrübtes Vergnügen, doch wird es im Frühling und Sommer viel schöner werden.

An den langen Abenden haben wir im Heim Schach gespielt. Na, Vati, von ihm könnten wir beide noch etwas lernen, ich war ganz verblüfft. Er schob seine Überlegenheit auf das Konto seines Lehrmeisters, der sich sehr viel Mühe mit ihm gegeben

Werner kommt aus dem Staunen nicht heraus, wie geschickt sein blinder Lehrmeister das Spiel aufbaut. An Hand eines gelochten Spielfeldes und der mit einem Stift versehenen Figuren kann sich der Blinde bestens über die Spielsituation orientieren 3 Fotos: L. Kosmehl



hat. Neugierig geworden, drang ich in ihn, und schließlich erklärte er sich bereit, mir diesen Mann vorzustellen. Vorher eröffnete er mir jedoch, daß es sich um seinen eigenen Vater handele und daß dieser kriegsblind sei. Als ich mich am Abend meines ersten Besuchs vor seinem Elternhaus an der Gartentür verabschiedete, sagte er mir, daß er nach seiner Eröffnung ein scheues Zurückweichen meinerseits befürchtet hätte. Was soll ich Euch von diesem Besuch erzählen, es war wunderschön. Oft komme ich in eine Wohnung und empfinde sofort eine abstoßende Ungemütlichkeit, eine unpersönliche Kälte, es sind reine Möbelausstellungen und scheinbar unbewohnt. Dort aber fühlte ich mich von der ersten Minute an wie zu Hause. Kam das nun von den Menschen, die mich mit einer wohltuenden Herzlichkeit empfingen, oder woran lag es?

Peters Vater ist prima, ein feiner und zugleich sehr humorvoller Mann in Deinem Alter, lieber Vati. Er hatte schon ein Schachbrett fertig vor sich aufgebaut und wollte wirklich mit mir spielen. Überrascht sah ich noch ein zweites Brett auf dem kleinen Tisch, doch ohne auf meine fragende Miene zu achten, schob mich Peter in den zweiten Sessel und forderte mich auf, dieses zweite Brett mit Figuren zu besetzen. Nun, ich tat, wie verlangt, doch klar wurde es mir erst, als mir Peter erklärte, daß darum jeder sein eigenes Brett hätte, damit sein Vater jederzeit den Stand des Spieles erfassen könne. Seine Figuren hatten an der Unterseite einen Stift und jedes Feld seines Brettes in der Mitte ein Loch. So konnte er alles abfühlen, ohne die Stellung in irgendeiner Weise zu verändern.

Dann ging es endlich los, und schon nach kurzer Zeit war es zu einem vernichtenden Ende für mich gekommen. Wahrscheinlich muß ich ein so verdutztes Gesicht gemacht haben, denn alle brachen in ein fröhliches, doch nicht schadenfrohes Gelächter aus. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß ich vollkommen perplex war, denn dieser blinde Mann vor mir verfolgte die Ansage meiner Züge so sorgsam, führte sie auf seinem Brett aus, tat seinen Gegenzug, schrieb unsere Züge in Blindenschrift mit und baute sein Spiel so wunderbar auf, bis er unvermutet blitzschnell zuschlug – und aus war der Traum.

Wir haben an jenem Abend nicht weitergespielt, denn mir drängten sich viele Fragen auf, und Herr T. schien es zu fühlen. Ausgesprochen hätte ich sie allerdings nicht, ich wollte ihm doch nicht weh tun. Aber er kam mir zu Hilfe und zeigte mir das Brett und die Figuren, erklärte mir das fein ausgeklügelte System, mit dessen Hilfe er sich im Spielverlauf orientieren kann und das ihm das königliche Spiel ermöglicht.

Wir haben dann von anderen Dingen gesprochen, und ich erzählte auch von daheim. Herr T. aber berichtete von seinen früheren Reisen, die er vor Ausbruch des letzten Krieges gemacht hatte, denn er ist zur See gefahren und kann so interessant erzählen, daß ich ihm stundenlang zuhören könnte.

Vor zwei Tagen war ich wieder bei Peters Eltern eingeladen, es wurden wieder schöne

Stunden. Nun bin ich auch Herrn T. gegenüber nicht mehr befangen, und mit dem Schachspielen geht es jetzt auch besser.

Jetzt habe ich vor lauter Erzählen ganz die Zeit vergessen, es ist sehr spät geworden heute abend, darum will ich mit dem Schreiben Schluß machen und zu Bett gehen. Morgen muß ich wieder frisch und munter sein.

Es ist schön, daß ich nicht mehr ganz so allein bin.

Es grüßt Euch in Liebe Euer Werner.

*

N . . . dorf, den 8. 3. 61

Mein lieber Junge!

Eigentlich wollte ich Dir sofort antworten, denn die Freude über Deinen Brief war bei uns sehr groß. Vor allem darum, weil Du Dein verborgenes Heimweh endlich zu überwinden scheinst. Es ist gut, daß Du Menschen gefunden hast, die Dir darin helfen. Deine Zeilen waren in ihrer Art so herzerfrischend, daß wir Dir sehr dankbar sind. Zugleich hast Du uns einen uneingeschränkten Einblick in Deine Welt gegeben, der uns völlig beruhigt. Das scheinbar zufällige Zusammentreffen mit Herrn T. scheint mir doch mehr zu sein als ein nur flüchtiger Eindruck. Es weckt in mir Erinnerungen, die weit zurückreichen bis in meine Kindheit. Ein Onkel von mir, er war ein Bruder meines Vaters, wohnte damals in K . . stadt, das war weit weg von meinem Heimatort, und so kannte ich ihn nicht. Als mein Vater aber eines schönen Tages dorthin fuhr, nahm er mich mit. Vorher schärfte er mir auf der Anreise genaue Verhaltungsmaßregeln ein, ohne mir jedoch hierfür einen Grund zu nennen. So begriff ich nur die Hälfte und hatte auch das bald völlig vergessen. Um so größer war dann der Schock, als ich Onkel Willi sah. Er war blind; eine Gasgranate im Ersten Weltkrieg hatte sein Augenlicht zerstört. Es verging eine lange Zeit, bis ich dieses Erlebnis überwunden hatte. Aber mein Vater verstand sich nicht sehr gut mit ihm, irgendeine leidige Erbschaft, es blieb bei diesem einen Besuch, und bald hatte ich ihn vollkommen vergessen.

Im Anfang der dreißiger Jahre kam ich unverhofft nach K . . . stadt, ein Leiter unserer dortigen Filiale war erkrankt, und ich mußte ihn vertreten. Da entsann ich mich des Onkels, faßte mir ein Herz, und nachdem ich mir die Anschrift besorgt hatte, besuchte ich ihn.

Aus diesem rein formal-familiären Anstandsbesuch wurden bald jene wunderschönen Abende, die gerade einem jungen Menschen durch die Tiefe der Gespräche so unendlich viel bedeuten. Diese Freitagabende fehlten mir nach meiner Rückkehr sehr, wir haben uns nie wieder getroffen. Onkel Willi spielte oft Schach mit mir, aber auch Dame und Mühle, und er hat mich in manches Geheimnis dieser Denkspiele eingeweiht. Doch ich habe noch viel mehr von ihm gelernt, nämlich Achtung vor dem Leid des Mitmenschen. In langen Gesprächen haben wir über all jene Dinge gesprochen, die uns beide bewegten. Er war ein sehr auf-

geschlossener Mensch und hat mir viele Anregungen geben können. Leider war er unter den ersten Opfern der Luftangriffe, so hast Du ihn nicht mehr kennengelernt.

Aus meinen damaligen Erfahrungen möchte ich Dir einiges Wesentliche übermitteln.

Frage niemals nach dem Hergang seiner Erblindung, auch Du würdest als Betroffener eine solche Frage als taktlos empfinden, da sie einen wunden Punkt Deines Lebens schmerzlich berührt. Wenn Du eines Tages das Vertrauen von Herrn T. erworben hast, dann kommt vielleicht einmal die Stunde, wo es ihn drängt, Dir von diesen Dingen zu sprechen. Gib ihm Deine Hilfe stets unaufgefordert und warte nie, bis erst ein kleines oder größeres Mißgeschick passiert ist. Denke aber immer daran, daß Herr T. keineswegs ein völlig hilfloser Mensch ist, sondern mit den alltäglichen Dingen in seiner vertrauten Umgebung ausgezeichnet fertig wird. Trotzdem gibt es immer Momente, und Du wirst sie schnell herausfinden, da braucht er jemanden. Dann springt man ein und hilft ihm, doch stets so, daß ihm die gedachte Unterstützung nicht eine Belästigung wird. Vor allem spricht man dabei mit ihm, nur so kann er wissen, warum und wie man helfen will.

Enthalte Dich jeden Mitleids und falschen Bedauerns, dieses Schicksal ist zu schwer, als daß man es mit gefühlvollen, ja sentimentalen Äußerungen verniedlichen darf. Ein echtes Verständnis kann man nur durch eine selbstverständliche Höflichkeit und Ehrerbietung ausdrücken, wie Du sie eigentlich jedem anderen Menschen entgegenbringen sollst.

Doch brauchen wir in dieser Hinsicht keine Sorgen zu hegen, da wir unseren Jungen stets nach diesen Grundsätzen erzogen haben. Halte Dich weiter so, mein lieber Junge, nur schreibe bitte etwas häufiger, denn Deine Mutti macht sich immer viel Sorgen um Dich.

Grüße bitte die Familie T., wenn auch unbekannterweise, auf das herzlichste von uns, und wir lassen für ihre Freundlichkeit und Güte danken, mit der Sie unseren Jungen in ihren häuslichen Kreis aufgenommen haben.

Auch von Mutti viele liebe Grüße!

Dein Vati.

*

W . . . burg, den 16. 3. 61

Mein lieber Vati!

Da ich mich wirklich bessern will, möchte ich heute Deinen lieben Brief sofort beantworten. Vor allem möchte ich Dir meinen Dank sagen für Deine so lieben, weisenden und beratenden Worte, die mir sicherlich ein guter Begleiter sein werden. Das Wissen um ihre Gültigkeit hat mir mein Selbstvertrauen und meine Sicherheit zurückgegeben, nun bin ich vollkommen gelöst und kann mit Herrn T. viel freier sprechen als bisher.

War ich als Junge oft unduldsam und habe Deine gutgemeinten Ratschläge in den Wind geschlagen und nicht befolgt, so haben mir die meist folgenden Erfahrungen immer ge-

zeigt, daß ein Auf-Dich-Hören besser für mich gewesen wäre.

Auch am letzten Sonntag war ich wieder bei T.s, es war ein wunderschöner, sonniger Tag. Wir hatten zum Abendessen Bier getrunken, und Herr T. zeigte darum hinterher keine Neigung zu einer Partie Schach. Das passe nicht in die augenblickliche Stimmung, meinte er zu uns, er könnte sich auch keine Symphonie in der Badewanne anhören. Damit hatte er nicht nur zweifellos recht, sondern auch die Lacher auf seiner Seite. Er schlug einen echten Männerskat vor, worüber ich nicht wenig erstaunt war. Wie sollte denn das nun wieder vor sich gehen?

Und wie es ging! Er spielte uns in Grund und Boden, und wir hatten alle Mühe, uns aus dem Keller in eine halbwegs anständige Stellung zu arbeiten. Es war allerdings erstaunlich, denn er mußte doch nicht nur jeden gespielten und angesagten Stich registrieren, sondern auch noch die eigenen Karten im Kopf haben, und zwar nicht wie beim Schach in stiller Konzentration. Wir machten vielleicht einen Krach dabei! Es wurde ein zünftiger Bierskat daraus; die weiblichen Familienmitglieder flüchteten sehr schnell.

Heute hat mir Peter den Inhalt einer Schublade gezeigt, der mich sehr in Erstaunen setzte. Da waren nicht nur das bekannte Blinden-Schachspiel, sondern auch noch die gezeichneten Skatkarten, ein Mühle- und Damespiel, ein Domino und sogar ein Mensch-ärgere-dich-nicht. Alle waren mit besonderen Markierungen versehen, auch die Würfel und Steine, so daß Herr T. mit all diesen Spielen vollständig ohne fremde Hilfe spielen kann. Wie Peter mir sagte, spielte sein Vater schon Mensch-ärgere-dich-nicht mit ihnen, als sie noch ganz kleine Kinder waren, und es sei immer sehr schön gewesen, wenn sie in den Abendstunden alle um den großen Tisch in der Stube saßen.

„Weißt du, Werner", sagte er zu mir, „manchmal vergessen wir Kinder fast, daß unser Vater blind ist, und das doch schon seit über zwanzig Jahren. Obwohl er uns nie gesehen hat und es doch eigentlich alles anders sein müßte als bei anderen Familien, kann ich bei ihm mit dem besten Willen keinen Unterschied zu anderen Vätern herausfinden. Ja, oft haben mich meine Spielgefährten um meinen Vater beneidet, weil er meistens ein besseres und tieferes Verständnis für uns aufbrachte. Niemals hat er sich abseits gestellt, weder draußen in seinem Beruf noch daheim im Kreise seiner Familie. Immer hat er eine Möglichkeit gefunden, seine schwere Verwundung zu überwinden, sie in seinen Beziehungen zu uns



„Die sollen ihren Krach unter sich ausmachen!"

gegenstandslos zu machen. Er ist wirklich ein prächtiger Kamerad."

Das war Peters längste Rede, so etwas kenne ich überhaupt nicht von ihm. Doch es handelte sich ja um seinen Vater, und da kennt er nichts. Ich bin sehr glücklich, ihn und damit auch seine Familie zu kennen, und wenn Ihr einmal nach hier kommt, brenne ich darauf, Euch dort einzuführen.

Es regnet nun schon seit zwei Tagen, ich werde meinen Schnupfen gar nicht mehr los. Ansonsten bin ich jedoch munter und fidel.

An alle meine Freunde viele Grüße, besonders jedoch an meine liebe Mutti und an Dich

von Eurem Jungen

FK

Herr Knigge war gar nicht so

Ehrenrettung für den meistzitierten und niegelesenen Erfolgshelfer

Ich fragte zehn, die jenes Zauberheilmittel „Knigge" zitierten: „Wer ... wo ... was ist denn der ... die ... das ... ?" Fünf von ihnen hielten Knigge für einen wirkungsvollen Rohrstock. Drei hatten sich überhaupt nichts weiter dabei gedacht. Der traurige zweistimmige Rest kam dem Feuer mit der Antwort näher: „Knigge ist ein Buch über vornehmes Benehmen!"

Knigge war ein Mensch!

Ein Beamter, der komponierte, flötete, übersetzte und dichtete, wenn er „gerade Geld nötig" hatte. Knigge schrieb Bücher über sein Leben, Cichorienbau, Freimaurer, Pest in Toulon, über „Des Rattenfängers Reise von Peina nach Fritzlar" und über „Des seligen Herrn Etatsrats Samuel Conrad von Schafskopf hinterlassene Papiere". Aber nicht einen einzigen Band über gutes Benehmen auf der Straße und im Salon.

Aufstieg

Das Buch, das Verärgerte immer meinen, heißt „Umgang mit Menschen". Es enthält keinesfalls Lehren über Etikette und Manieren. Es ist beileibe, wie allgemein angenommen wird, keine Droge zur Heilung von Rüpeleien. Nein, dieser Herr Knigge besaß überhaupt keinen Zeigefinger, mit dem er altväterlich drohte.

Dieses Büchlein ist viel, viel amüsanter, viel, viel interessanter und lehrreicher, nutzbringender und wissenswerter für den Leser mit gutem Gedächtnis als alle trockenen Lehrbücher über gute Formen vor, bei und nach Tisch. Dieses Büchlein hat einen viel höheren Ehrgeiz: Herr Knigge gibt Tips, wie man am bequemsten und reibungslosesten die Leiter des Erfolges erklettern kann, wie man seine Mitmenschen am geschicktesten und weisesten behandelt. Dieses Büchlein ist ein heiterer Vorgänger des heutigen Welterfolges von Carnegie: „Wie gewinne ich Einfluß und Freunde?". Nur mit dem Unterschied, daß Carnegie über zwei Millionen Leser in 20 Sprachen, Knigge nicht einen in irgendeinem der vielen Länder hat, in denen er einmal veröffentlicht wurde.

Dabei ist das Büchlein so modern, so anregend, so geschmeidig geschrieben, daß man schon während der Lektüre am liebsten ins „Meer springen und die Klippen umschwimmen" möchte, weil man nun weiß, wie man „den Schein von der Wahrheit unterscheidet, die Menschen richtig würdigt, in dem begründeten Bewußtsein des eigenen Wertes". „Denn man soll nicht ohne eine gewisse Zu-



versicht in die Gesellschaftt der Menschen eintreten, damit man nicht durch Blödigkeit unfähig werde, den Umgang mit Menschen von höherer Bildung und Erfahrung zu benutzen und zu genießen."

Knigge preist den Wert der Jugendfreundschaft.

Auf jeder Seite läuft es vor wertvollen Ratschlägen über: wie man Widerspruch erträgt, wie man unnötige Fragen vermeidet, sich nicht widerspricht, wiederholt und nicht nur Sorgenwolken verbreitet. Wie man nicht mechanisch spricht und einen Kranken gedankenlos begrüßt. Wie man gesellschaftliche Fehler vermeidet, indem man „lächerlich schlecht tanzt oder ein Instrument elend spielt und die Anwesenden zum Spott und Gähnen reizt".

Woher denn mag dieser Mann diese Kenntnisse so erschütternd zutreffend gesammelt haben? Schon aus der Vorrede darf man



schließen, daß er dieses so klare Wasser aus seinem eigenen Brunnen geschöpft hat.

Was muß denn dieser Herr Knigge in den 43 Jahren seines Erdenwallens alles erlebt und erlitten haben, um eine solche üppige Kette klügster Tips zu besitzen? Hier ist das Ab, Auf und wieder Ab seines Lebens auf einem Eßlöffel:

Adolph Freiherr von Knigge ist auf einem Gut nahe Hannover am 16. Oktober 1753 zur Welt gekommen, von der Mutter, einer gebürtigen Freiin von Knigge, verzogen, vom exzentrischen Vater als Dummkopf abgelehnt. Mit dreizehn wird er Waise und Erbe von 100 000 Reichstalern an ... Schulden. Das kostbare Gut wird verliehen.

Er kommt zu einem Kammersekretär in Pflege, versagt blamabel in der Schule, bis



ihn sein Erzieher so beschämt, daß er ehrgeizübervoll seine besten Mitschüler übertrumpft. Er studiert in Göttingen, verschafft sich dort aber, wie er selbst gesteht, durch grenzenlosen Ehrgeiz, durch Eitelkeit und übertriebene Reizbarkeit nur Unfrieden und Gegner.

Der Landgraf ernennt ihn in Kassel zum Hofjunker und Kammer-Assessor. Dort heiratet er eine Hofdame der Landgräfin, wird zum fürstlichen Günstling, leitet neben seinem Hofamt die hessischen Tabakfabriken, sitzt in der Kriegs- und Domänenkammer, fördert die Gesellschaft zur Pflege des Ackerbaues, bis ihn Ränke zum Abschied zwingen.

Enttäuscht zieht er sich mit seiner Frau auf das Gut ihrer Mutter nach Neutershausen in Niederhessen zurück, dichtet, komponiert, wandert, konstruiert ein malerisches Klavier, forscht nach Kunstschätzen, beschützt Armenheime und folgt der ehrenvollen Einladung des Kurfürsten von Hessen, der als Erbprinz in Hanau lebt.

Krank an Leib und Seele

In dieser Stadt leitet Knigge das Liebhabertheater mit fürstlichen Schauspielern, komponiert und inszeniert Ballette und erfreut sich wieder so lange höchster Gunst, bis er sich auch hier durch sein „zu unvorsichtiges Mundwerk und sein Einmischen in fremde Händel, die ihn nichts angehen", so viele Gegner schafft, daß er abdanken muß.

In Frankfurt schließt er sich in ein Gartenhaus vor dem Bockenheimer Tor ein und muß mit Pfennigen haushalten. Er veröffentlicht Romane und Predigten, gerät jedoch auch am Main mit der Umwelt in heftige Konflikte. So siedelt er dann in das damalige billigere Heidelberg über. Einer seiner Verehrer ist der Fürst von Saarbrücken. Er sichert sich die kurzweiligen Dienste des amüsanten Freiherrn für seinen Hof. Muß erwähnt werden, daß es auch Knigge dort nicht allzu lange aushält?

Krank an Leib und Seele kehrt er in die hannoversche Heimat zurück. Er bemüht sich um seine verpachteten väterlichen Güter. Empört greift er die Justiz an. Es nutzt ihm nichts. Schließlich kriecht der 38jährige Kämpfer als hannoverscher Oberhauptmann in Bremen unter. Grauenvolle Steinschmerzen mit Nerven- und Gallenfieber zwingen ihn immer wieder ins Bett. Mit 43 Jahren bekommt er die Gesichtsrose. In einem Nervenfieber wird er „in der Blüte des männlichen Alters" dahingerafft und in der Bremer Domkirche beigesetzt. *Michael Loring (ici)*



Mit Hobel und Gehrungssäge am Werk

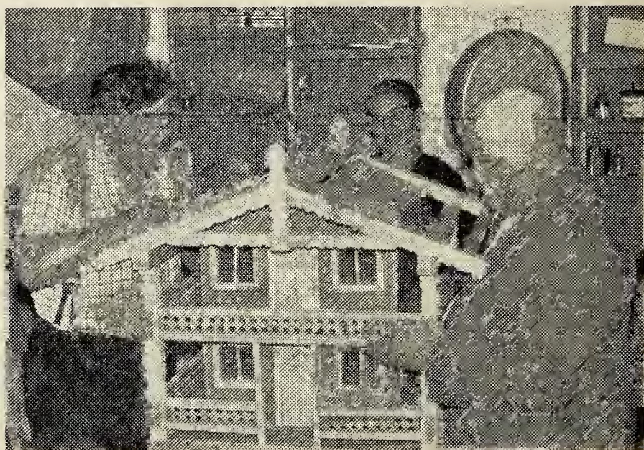
Immer wieder muß man erleben, wie blind viele Menschen für die Schönheiten der Natur sind. Sie sehen nicht das wechselnde Spiel der Landschaft und wissen kaum, was es bedeutet, sehen zu können. Wir, das waren der Bezirksleiter des Kriegsblindenbundes von Unterfranken, Regierungsamtmann a. D. Josef Friedel, und ich weilten zu Besuch bei einem Kameraden, dem ein grausames Schicksal das Augenlicht genommen hat. Er lebt seit Jahren in seiner Dunkelheit und ist in Wahrheit „sehender" als seine Mitmenschen mit zwei gesunden Augen.

Schreiner Ludwig Stark – ihm galt unser Besuch – gehört zu dem Kreis der 153 Kriegsblinden, darunter 22 aus dem Ersten Weltkrieg, die Amtmann Friedel seit Jahrzehnten betreut.

Es war der 3. Oktober 1944. Der damalige Unteroffizier Stark in einer Gebirgsdivision hatte an der italienisch-französischen Grenze unweit von Briancon Minen zu verlegen. Eine ging vorzeitig hoch. Der explodierende Sprengkörper zerstörte das Augenlicht. Der linke Unterarm und der rechte Oberschenkel mußten amputiert werden. Die rechte Hand war verstümmelt, konnte aber dank ärztlicher Kunst zusammengeflickt werden.

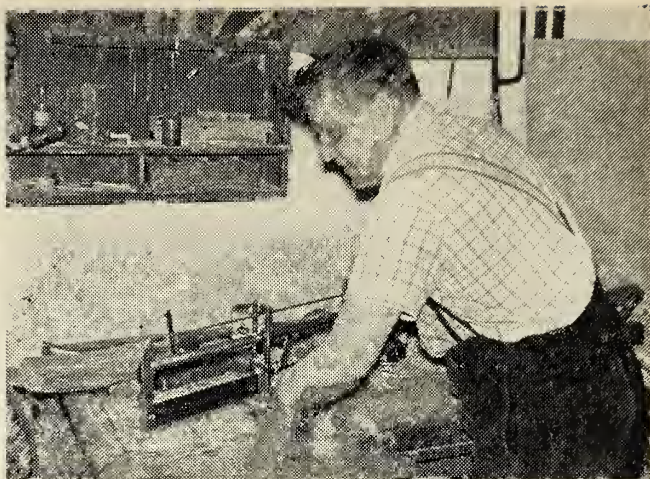
Nach zwei Jahren Lazarettbehandlung kehrte er 1946 in sein Elternhaus nach Alitzheim zurück. Zwei Brüder und ein Schwager waren gefallen, er selbst zum Leben eines Schwerstversehrten „verurteilt". Zunächst ganz auf die Hilfe seiner Umgebung angewiesen, wuchs in ihm der unbändige Wille, sein Schicksal mit Gottvertrauen zu meistern. Im Jahre 1948 nahm er an der blindentechnischen Grundausbildung in Tegernsee teil. Hier lernte er seine Frau kennen. Wenige Wochen nach der Hochzeit ging das junge Paar daran, sich ein Eigenheim zu bauen. Wacker half Ludwig Stark mit, so schwer er auch körperlich behindert war. Überall zeigte er sich nützlich. Seine handwerkliche Fertigkeit überzeugte bald den letzten Skeptiker. Seither ist er unermüdlich am Werke. Eine Gehrungssäge, die von der Bayerischen Hauptfürsorgestelle genehmigt wurde, hilft ihm sehr. So arbeitete er das Schlafzimmer seiner drei Kinder, eine Küchenanrichte und einen runden Tisch für das Wohnzimmer. Am liebsten jedoch stellt er Schatullen mit Einlegearbeit, Weihnachtskrippen und hübsche Sommerhäuschen für den Vorgarten her. Zahlreiche Weihnachtskrippen und Sommerhäuschen wurden schon in viele Orte des Bundesgebietes versandt, weitere Bestellungen liegen vor.

Kraftquell seines Lebens ist ihm die Familie, seine Frau und seine drei Kinder. Sie helfen ihm die schweren Stunden tragen. Besonders an den Festtagen empfindet er sein Blindsein schmerzlich. Über sie sieht er die Schönheit der erwachenden Natur, durch sie erlebt er das Geschehen ringsum. Bei unserem Besuch sprach Ludwig Stark aber kaum von sich selbst und seinem persönlichen Schicksal. Das stille Heldentum seiner Ehefrau erfüllt ihn, und mit heißem



Bezirksleiter Josef Friedel (rechts) begutachtet das Werk seines Kameraden Ludwig Stark: ein sogenanntes „Sommerhäuschen", das im Garten aufgestellt wird; in der Mitte Frau Stark

Hier arbeitet mit großer Sorgfalt der kriegsblinde Schreiner an der Gehrungssäge
2 Fotos: H. Burkard



Herzen appelliert er an die Mitwelt, daß auch der Staat seine moralische Verpflichtung gegenüber den Frauen der Blinden erkennt.

Dankbar ist er für die Einrichtung der Kriegsblindenhörbücherei, die es ihm und seinen Kameraden ermöglicht, am kulturellen und politischen Leben teilzunehmen. Klein und unbedeutend werden bei einem solchen Besuch so manche „Sorgen" des sehenden Menschen. Ein Mann, der schwerste Opfer hatte bringen müssen, baute sich sein neues Leben. Mitleidiges „Getue" mag Ludwig Stark ebensowenig wie seine anderen kriegsblinden Kameraden. Sie wollen nichts anderes, als gleichberechtigt der menschlichen Gesellschaft angehören, sie wollen mittätig sein, wie es uns in Alitzheim nachhaltig bewiesen wurde. Daraus aber erwächst die Berechtigung ihrer Forderung an den Staat, ihren Belangen in der Kriegsopferversorgung noch stärker als bisher Rechnung zu tragen. -dH-

Heute sprechen wir über ...

Kriegsblinder als Lehrbeamter bei der Deutschen Bundespost

Für die Überwachung der Ausbildung und lehrmäßige Unterweisung der Beamtenlaufbahnbewerber im Post- und Fernmeldewesen bestehen bei einer Reihe von Ämtern Ausbildungsstellen. Außerdem finden vor der Laufbahnprüfung mehrwöchige Abschlußlehrgänge in Post- oder Fernmeldeschulen statt.

Während der zwei- oder dreijährigen Ausbildungszeit werden die Dienstanfänger in Gruppen je nach Laufbahn und Einstellungsjahr an einem Tage jeder Woche in einem Arbeitskreis zusammengefaßt und lehrmäßig unterwiesen. In diesem Unterricht stehen die Betriebsfächer für die einzelnen Dienstzweige. wie Briefeingang, Briefabgang, Kassendienst und so weiter, natürlich im Vordergrund Gleichzeitig erhalten alle Dienstanfänger aber auch eine Ausbildung im Verwaltungsdienst, die gründliche Kenntnisse im Staatsaufbau, Verfassungsrecht, Beamten- und Verwaltungsrecht, Gesetzeskunde, Arbeits- und Sozialversicherungsrecht usw. vermittelt.

Als ich vor mehr als zehn Jahren bei der Deutschen Bundespost angestellt wurde, hatte weder meine Dienstbehörde noch ich eine Vorstellung davon, welchen Posten ich als vollwertige Arbeitskraft ausfüllen können würde. Zunächst wurde mir drei Monate lang Gelegenheit gegeben, alle die einzelnen Dienstzweige und Tätigkeiten in einem Postamt kennenzulernen. Dabei konnte ich mich auch über das Ausbildungswesen, das damals noch nicht so entwickelt war wie heute, informieren.

Da ich schon vor dem Wehrdienst Philologie und Pädagogik studiert hatte, hoffte ich, im Ausbildungswesen der Deutschen Bundespost eine dankbare Aufgabe zu finden. Ich machte also meiner Dienstbehörde den Vorschlag, mich versuchsweise als Lehrkraft

in den Arbeitskreisen und Lehrgängen für die Dienstanfänger zu verwenden. Obgleich es für sie wie für mich ein großes Wagnis war, wurde mein Vorschlag angenommen. Das Problem lag nun darin, daß ich zwar pädagogische Kenntnisse besaß, aber die in den Arbeitskreisen und Lehrgängen der DBP gelehrten Unterrichtsfächer völliges Neuland für mich waren. Für die Betriebsfächer fehlte mir jede Ausbildung und praktische Erfahrung, sie schieden von vornherein als Unterrichtsfächer für mich aus. Dagegen traute ich mir zu, mir die Verwaltungsfächer so zu erschließen, daß ich den Stoff beherrschen würde und den Unterricht als vollwertige Kraft erteilen könnte. Wissensgrundlagen hierzu waren von meinem früheren Geschichtsstudium her gegeben. So war mir das Staats- und Verfassungsrecht wohlvertraut; von hier aus gibt es Querverbindungen zu den Verwaltungs- und Rechtsfächern, so daß ich mich in diese ohne weiteres einarbeiten konnte. Am meisten aber stützte ich mich auf meine pädagogischen Kenntnisse sowie auf die im Studium erworbene Fähigkeit, sich ein Stoffgebiet wissenschaftlich-methodisch anzueignen.

Damit allein war es freilich nicht getan. Es galt nun noch, die Hürden zu nehmen, die mir durch die Kriegserblindung gesetzt waren. Ohne die Hilfe meiner Frau wäre das nicht möglich gewesen. Besonders in den ersten Monaten saß sie fast täglich bis in die frühen Morgenstunden bei mir, las mir aus den einschlägigen Büchern vor, las aufs Tonband, diktierte mir in die Bogenmaschine und hörte sich meine Vorträge an. Im ersten Jahr mußte ich jede einzelne Unterrichtsstunde gründlich ausarbeiten und benötigte dafür fast die doppelte Zeit. Aber schon nach einigen Wochen gewann ich die Überzeugung, daß ich es schaffen würde.

Anfang Februar 1953 war ich bei der Bundespost eingestellt worden, im Mai 1953 erteilte ich den ersten Unterricht. Schon bald fand meine Lehrmethode nicht nur bei den Schülern Anerkennung, sondern auch bei meinen Vorgesetzten, die verschiedentlich dem Unterricht beiwohnten.

Ein anderes Problem war das meiner Vollbeschäftigung. Da für mich die Betriebsfächer entfielen, die den Hauptanteil an Unterrichtsstunden ausmachen, wäre ich an nur einer Dienststelle mit meinem Lehrpensum nicht ausgefüllt gewesen. So wurde ich nicht nur bei meinem zuständigen Postamt in Karlsruhe, sondern auch bei den Lehrgängen der Fernmeldeschule Karlsruhe, der Ausbildungsstelle des Postscheckamtes Karlsruhe und in den Lehrgängen der Postschule in Heidelberg als Lehrkraft in meinen Spezialfächern eingesetzt. Das bedeutet, daß ich fast täglich viel unterwegs sein muß, da sich diese Dienststellen in den verschiedenen Gegenden unserer Stadt befinden, die Postschule Heidelberg sogar 60 Kilometer entfernt liegt.

Die Wege, die ich täglich zurückzulegen habe, gehe ich meist mit meinem Führhund. Da aber das Laufen mit dem Führhund

große Konzentration erfordert, begleitet mich auch häufig meine Frau.

Die Unterrichtsmethodik hat nichts mit dem Fachwissen zu tun. Ich werde oft gefragt, wie es eigentlich möglich ist, einen Unterricht lebendig und erfolgreich durchzuführen und ständig Kontakt mit den Schülern zu halten, wenn man nicht sehen kann. Nun, befriedigend erklären kann ich das nicht. Man muß wohl eine Unterrichtsstunde miterlebt haben, um zu verstehen, daß Kontakt mit den Schülern und lebendige Unterrichtsgestaltung wenig damit zu tun hat, ob der Lehrer sehen kann oder nicht. Doch will ich nicht verheimlichen, daß es in der Tat einige Schwierigkeiten sowie Grenzen für den Blinden gibt. Andererseits verfügen wir über technische Hilfsmittel und – ich gestehe es – pädagogische und psychologische Tricks, die die Schüler vergessen lassen, daß sie von einem Nichtsehenden unterrichtet werden. In gewissen Fällen muß ein Sehender einspringen. So übernimmt zum Beispiel ein Kollege die Klassenaufsicht, wenn ich eine Arbeit schreiben lasse. Auch für die Korrektur der Arbeiten muß ich eine sehende Kraft zu Hilfe nehmen, und zwar leistet mir meine Frau diesen unentbehrlichen Dienst.

Vor Beginn des ersten Unterrichts in einem neuen Arbeitskreis oder Lehrgang fertige ich mir in Blindenschrift eine Sitzliste mit den Namen der Schüler an. Wenn ich beim Aufrufen eines Schülers meinen Kopf in die Richtung wende, wo der Schüler sitzt, fühlt er sich unmittelbar angesprochen und erkannt. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist mir jeder Schüler in seiner Verhaltensweise, seiner Eigenart und so weiter vertraut; ich erkenne ihn auch sofort an der Stimme. Bald benötige ich die Sitzliste nicht mehr.

Ob die Schüler eine Frage richtig beantworten, weil sie gelernt haben und im Unterricht mitgehen, oder ob sie von Zettel oder Buch ablesen, hört man sehr schnell heraus. Meist merkt man es schon an dem Geräusch, das das Umschlagen einer Buchseite verursacht, sonst aber an der Art und Weise, wie die Antwort gegeben wird. Da ich ohnehin oft zwischen den Bankreihen hin und her gehe, komme ich scheinbar ganz zufällig an die Bank, wo der eben befragte Schüler sitzt. Mit der Hand fahre ich über das Pult, und schon kann ich das aufgeschlagene Buch oder einen Handzettel als Corpus delicti beschlagnahmen. Meine Schüler wissen inzwischen,

daß sie es bei mir zumindest genauso raffiniert anstellen müssen wie bei einem sehenden Lehrer, wenn sie unbemerkt abspicken wollen. Im übrigen kommt es darauf an, pädagogisch darauf hinzuwirken, daß die Schüler das Sinnlose und Unvernünftige solcher Unehrlichkeit einsehen lernen, denn in der Abschlußprüfung müssen sie beweisen, daß sie in der Ausbildungszeit wirklich etwas gelernt haben.

Im allgemeinen führe ich den Unterricht in Form eines Frage-und-Antwort-Spiels durch, denn die Schüler sollen den Stoff unter Anleitung der Lehrkraft selbst erarbeiten. Schon dadurch wird der Unterricht lebendig.

Alle für meine Arbeit erforderlichen gewünschten technischen Hilfsmittel wurden mir von meiner Dienstbehörde zur Verfügung gestellt: Schreibmaschine, Bogenmaschine, Magnetophonbandgerät, Blindenschriftkartei und anderes mehr. Ein Mangel aber konnte in den zehn Jahren meiner Unterrichtstätigkeit leider nicht abgestellt werden: das Fehlen einer ständigen Vorlesekraft. Ersatzlösungen, die diesbezüglich versucht wurden, blieben so unbefriedigend, daß ich nach wie vor meine Frau für diese Arbeiten in Anspruch nehme, die dadurch zuweilen bis an die Grenze des Zumutbaren belastet ist.

Doch ist es überaus befriedigend, nicht nur eine gesicherte Existenz durch die Anstellung bei der DBP gefunden zu haben, sondern als Blinder auch einen geistigen Beruf vollwertig ausfüllen zu können. Er beansprucht die ganze Persönlichkeit, so daß ich auch noch

Der kriegsblinde Lehrbeamte bei der Deutschen Bundespost Rudolf Ferbers kommt gerade, von seinem Airedaleterrier geführt, in die Klasse; gleich wird der Unterricht beginnen

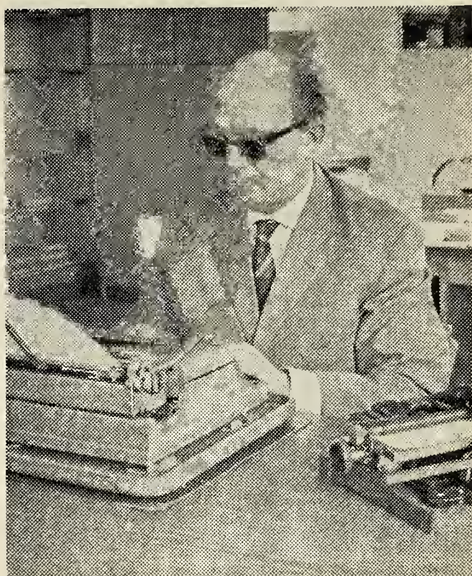
am Feierabend daheim in Gedanken mit entsprechenden Fragen und Aufgaben beschäftigt bin und neue Anregungen suche. Das schützt vor geistiger Trägheit und hält einen auch bei zunehmendem Alter frisch und beweglich.

Zunächst war ich im Angestelltenverhältnis beschäftigt worden. Ich bemühte mich natürlich, in das Beamtenverhältnis übernommen zu werden. Um meiner Dienstbehörde zu beweisen, daß auch ich durchaus vielseitig im öffentlichen Dienst eingesetzt werden könne, wie das von einem Beamten gefordert wird, ließ ich mich für das Abendstudium an der Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie in Karlsruhe einschreiben. Nach vier Semestern – zwei der erforderlichen Semester wurden mir auf Grund meines früheren Universitätsstudiums erlassen – konnte ich Anfang 1959 das Verwaltungsdiplom in Empfang nehmen.

Außerdem wurde ich Ende 1958 auf Empfehlung des Bundesministeriums für das Post- und Fernmeldewesen auf Grund einer Befürwortung der Oberpostdirektion Karlsruhe vor den Bundespersonalausschuß nach Bonn geladen, vor dem ich mich einer Prüfung unterziehen mußte. Die Entscheidung des Bundespersonalausschusses bewirkte dann meine Übernahme in das Beamtenverhältnis zum 1. Februar 1959.

Soviel mir bekannt ist, war ich der erste blinde Lehrbeamte bei der Deutschen Bundespost. In der mit Unterstützung des Bundesministers für das Post- und Fernmeldewesen herausgegebenen „Zeitschrift für das Post- und Fernmeldewesen" vom 25. Januar 1956 veröffentlichte ich einen Aufsatz: „Ein Kriegsblinder unterrichtet Dienstanfänger bei der Deutschen Bundespost", mit dem Untertitel „Kann ein Blinder Berufspädagoge sein?" Damals wünschte und hoffte ich, daß auch andere Oberpostdirektionen angeregt würden, ähnliche Versuche im Einsatz von Kriegsblinden zu wagen. Inzwischen wurde mir bekannt, daß es bereits bei mehreren Oberpostdirektionen kriegsblinde Lehrbeamte gibt. Meine in den „Unterrichtsblättern für das Post- und Fernmeldewesen", Ausgabe A, erschienenen verfassungsrechtlichen Referate fanden über den Bereich der Deutschen Bundespost hinaus Anerkennung. Auch das trägt dazu bei, daß ich mich in meinem Beruf ausgefüllt und befriedigt fühle.

Rudolf Ferbers



Neben seiner Lehrtätigkeit schreibt Rudolf Ferbers gelegentlich auch Beiträge für Fachzeitschriften. Hier überträgt er das mit der Pichtmaschine in Punktschrift geschriebene Manuskript in die Schreibmaschine
2 Fotos: Schlesiger



Schon viermal pilgerten der 63jährige Kriegsblinde Karl Wiegard (links) und sein Begleiter die 260 km von Much (Siegkreis) nach Werl (Westfalen) und zurück. Alljährlich ziehen viele Mucher diesen Weg, um ein altes Gelübde zu erfüllen. Foto: Föhrweißer

260 Kilometer auf Schusters Rappen

Das gibt es auch heute noch, im Zeitalter der Autos und Mopeds: die Fußwallfahrt, die echte Pilgerreise! Es mögen weit über hundert Gruppen in Deutschland sein, die den mehr oder minder langen Weg zu den Gnadenstätten zu Fuß zurücklegen, so wie es ihre Väter und Ahnen getan. Sie verzichten bewußt auf die bequemen Verkehrsmittel unserer Zeit, weil sie in der Wallfahrt immer noch den Opfergang sehen.

Zu ihnen zählen seit bald 200 Jahren die katholischen Gläubigen der Gemeinde Much im Siegkreis, einem schmucken Ort an der Bundesstraße 56 zwischen Siegburg und Gummersbach. Ihr Ziel ist in jedem Jahr der bekannte Marienwallfahrtsort Werl.

130 Kilometer beträgt eine Wegstrecke! Sechs Tage benötigen die Unentwegten für den 260 Kilometer langen Gesamtweg. Die Pilgerroute führt von Much über Oberwiehl nach Drolshagen (Kreis Olpe), wo zum erstenmal genächtigt wird, und zwar in Quartieren, die schon die Großväter beherbergten. Weiter führt der Weg am zweiten Tag über Listernohl, Attendorn, Heggen, Rönkhausen bis Hagen (Kreis Arnsberg). Am dritten Tag zieht die Schar entlang der Sorpetalsperre über Hachen, Neheim-Hüsten und Lüttringen nach Werl, wo sie schon an der Stadtgrenze mit dem Geläut aller Glocken empfangen wird.

Unter den Pilgern, die singend und betend durch die Fluren ziehen, befindet sich auch der Kriegsblinde Karl Wiegard. Zum viertenmal ist Karl Wiegard, der 1918 an der Westfront als Achtzehnjähriger sein Augenlicht verlor, mit seinem Begleiter dabei. Er hat seinen Wohnsitz in Niedermühle bei Aspach (Westerwald). Sein Gebetsanliegen: „Friede in der Welt! Seelenfrieden für alle Menschen!"

Über die Entstehung der Wallfahrt berichtet die Mucher Pfarrchronik:

„Im Jahre 1774 soll in hiesiger Gegend eine Viehseuche geherrscht haben, die nach damaliger Ansicht nur mit Salz bekämpft werden konnte. So zogen im genannten Jahr die Mucher Bauern nach Werl, der Sälzerstadt, um sich dort das kostbare Salz zu holen. Hier besuchten sie auch das Gnadenbild „Die Trösterin der Betrübten" und gelobten für sich und ihre Nachkommen, jedes Jahr nach Werl zu pilgern, sofern ihnen geholfen würde. Ihr Wunsch muß Erfüllung gefunden haben, denn ab 1775 ziehen die Mucher in geschlossener Prozession nach Werl und zurück." -fö-

Von alten Wetterregeln

Über keinen Naturvorgang gibt es im Volke so viele Ansichten, Sprüche und auch falsche Vorstellungen wie über das Wetter. Dr. Heinrich Faust, der auch als Weltraumforscher und Mitarbeiter des Büros Wernher von Brauns, des in Amerika lebenden, bekannten Raketenspezialisten, einen Namen hat schreibt darüber im „Bildungsbuch der Büchergilde" Gutenberg (Frankfurt am Main

Wien, Zürich): In der sehr großen Zahl von Volkswetterregeln und Bauernsprüchen findet der uralte Wunsch der Menschheit seinen Niederschlag, etwas über die zukünftige Gestaltung des „Umweltfaktors Nr. 1", des Wetters, zu erfahren. In diesen Versen und Sprüchen sind das Erfahrungsgut und die Vorstellungen unserer Vorfahren, von Generation zu Generation vererbt, in konzentriertester, prägnanter Ausdruckskraft zusammengefaßt, vielfach aber ursächlich falsch gedeutet und vielfach auch durchsetzt vom astrologischen Aberglauben ihrer Entstehungszeit.

So sind zum Beispiel alle Wetterregeln falsch, die sich auf die Lichtgestalt (die Phasen) des Mondes beziehen, denn der Mond übt nachweislich keinen Einfluß auf das Wetter aus. Niemand wäre für einen solchen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Wetterentwicklung dankbarer als der Meteorologe. Die Druckschwankungen (Gezeiten), die der Mond in der Atmosphäre verursacht, sind von der Größenordnung weniger Hundertstel Millibar, wetterwirksame Druckänderungen betragen dagegen mindestens 5 Millibar. Wenn gewisse Sprüche zum Beispiel behaupten, der zunehmende Mond „bringe Kälte", so ist das zwar richtig beobachtet, aber falsch gedeutet, denn die Sichtbarkeit des zunehmenden Mondes (der stets nur am Abendhimmel zu sehen ist!) und nächtliche Ausstrahlungsabkühlung sind beides Folgen abendlicher Bewölkungsauflösung. Das Entsprechende gilt für den Neumond, der Regen bringen soll: bei Neumond ist ebensowenig wie bei Regenwetter der Mond zu sehen.

Viele Wetterregeln sind deshalb falsch, weil sie in Gebiete „importiert" wurden, wo sie nicht mehr gelten, andere deshalb, weil sie die Kalenderreform von 1572, wo zehn Kalendertage übersprungen wurden und auf den 4. Oktober gleich der 15. Oktober folgte, unberücksichtigt ließen. Für einen Teil der Regeln dieser beiden Gruppen gilt jedoch, daß ihnen ursprünglich ein wahrer Kern zugrunde lag, der von der aufmerksamen Wetterbeobachtung unserer Vorfahren zeugt.

Für die Unhaltbarkeit eines großen Teiles unserer Volkswetterregeln spricht auch die Tatsache, daß sich viele paarweise widersprechen.

Allgemein gesagt, darf man einen Wetterspruch nie wörtlich, sondern nur dem Sinne nach betrachten. Die berühmte Siebenschläferregel besagt ihrem Sinne nach nur, daß eine Periode regnerischen Wetters folgt, wenn um den Siebenschläfertag herum Regen einsetzt. Die Erforschung langfristiger Witterungsentwicklung hat tatsächlich ergeben, daß es sich um jenen Termin herum entscheidet, ob der sogenannte „europäische Sommermonsun", der eine regnerische Periode bringt, sich einstellen wird oder nicht.



Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Volkswetterregeln zeigt allgemein, daß es viele Regeln gibt, denen ein wahrer Kern zugrunde liegt, daß aber die meisten doch irreführen. Man ließ einmal von Lehrern, Pfarrern, Bauern, Schäfern usw. eines größeren Gebietes im Herbst eine Wintervorhersage auf Grund der in jedem Gebiet verbreiteten Volkswetterregeln aufstellen. Die vergleichende Auswertung der eingesandten „Vorhersagen" ergab ein katastrophales Resultat.

Dr. H. Faust



ERKENNTNIS UND MAHNUNG

Sie sehen nur, wenn wir den Berg besteigen,
Uns in den Hauch des Wohlbefindens hüllen,
Als Bürger unsere Pflicht getreu erfüllen
Und gegen Gott uns ehrfurchtsvoll verneigen.

Sie sehen nicht, wenn wir in Wehmut schweigen,
Aus hohlen Augen heiße Tränen quillen,
Weil wir verdammt sind, gegen unsren Willen
Dem Dom des Dunkels Ehren zu bezeigen.

Wir wüßten wohl ein gutes Wort zu schätzen,
Wenn's auf den Lippen seh'nder Menschen stünd'!
Sie wissen nichts von unsichtbaren Netzen.
Sie kennen nicht des Wort's Bedeutung „blind"
Und werden Homer niemals übersetzen,
Wenn sie des Griechischen nicht mächtig sind.

Peter-Paul Porzig

Wesen und Ziele des Bundes der Kriegsblinden Deutschlands E. V.

Bundesgeschäftsstelle: Bonn, Schumannstraße 35, Telefon 22335

Als älteste deutsche Kriegsopferorganisation wurde der Bund der Kriegsblinden im März 1916 von den Kriegsblinden des 1. Weltkrieges gegründet. Ihm gehören — praktisch ausnahmslos — alle Kriegsblinden der Bundesrepublik und West-Berlins an, darunter auch jene, die durch den Luftkrieg oder andere Kriegseinwirkungen in der Heimat ihr Augenlicht verloren haben. Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist

ein Verband der Selbsthilfe

Das heißt, die Kriegsblinden wollen sich aus eigener Kraft und in kameradschaftlicher Gesinnung selber und gegenseitig helfen, mit ihrem Schicksal fertig zu werden.

Das geschieht auf verschiedenen Gebieten, zunächst und zentral mit der Erkämpfung und Sicherung einer ausreichenden Versorgung durch den Staat und angemessener Fürsorgemaßnahmen, um auch dem Kriegsblinden ein lebenswertes, erfülltes Dasein zu sichern. Der Bund der Kriegsblinden ist also auch

eine Kampf-Organisation für die Rechte der Kriegsblinden

Die Arbeit des Bundes der Kriegsblinden erschöpft sich aber nicht in der Forderung oder Wahrung von Rechtsansprüchen. Er handelt und hilft auch selbst, er schuf eine

eigene Kur- und Erholungsfürsorge mit neun Kurheimen und eigenen Einrichtungen zum Vertrieb von Blindenwaren

Dazu kommen selbständige Maßnahmen kameradschaftlicher Hilfe auf den Gebieten:

Arbeitsplatzvermittlung, Wohnungsbau, Darlehnsgewährung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Mitbegründer und Mitträger der Deutschen Blinden-Hörbücherei in Marburg und der fünf in Berlin, Hamburg, München, Münster und Stuttgart bestehenden

Blinden-Hörbüchereien

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aber weit mehr als eine Interessengemeinschaft. Im kameradschaftlichen Zusammenstehen aller einzelnen Mitglieder in den Bezirken und Landesverbänden ist er

eine echte Schicksalsgemeinschaft

Eine ganz persönliche Fürsorge und Beratung erfaßt jeden einzelnen Kriegsblinden. Er empfängt innere Ermutigung im Austausch mit seinen Kameraden in unseren Heimen, beim Sport und bei Zusammenkünften. Beim Kameraden findet er uneingeschränkt das helfende Verständnis, das ihm sehende Menschen oft nicht gewähren können.

Der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. ist aus diesen Gründen vom Bundesminister der Finanzen anerkannt worden als

besonders förderungswürdig und als gemeinnützige Einrichtung

Ebenso ist der Bund der Kriegsblinden Deutschlands E. V. als „mildtätige Einrichtung" anerkannt worden.

Vertrauensvoll arbeitet er mit Behörden, der Wirtschaft und anderen Verbänden Hand in Hand, um alles zu tun, was das schwere Schicksal der Erblindung erleichtern kann.

Helft uns dazu, daß wir uns selber helfen können!

13 139, 13 144, 13 146, 13 148, 13 754, 13 755, 13 769, 13 774, 14 031, 14 582, 14 596, 14 597, 14 708

WUSSTEN SIE SCHON?

Postleitzahlen-Verzeichnis in Blindenschrift

Bundespostminister Stücklen hat die Mittel für den Druck eines Postleitzahlen-Verzeichnisses in Punktschrift für Blinde bereitgestellt.

Vorerst ist im Auftrag des Bundespostministeriums im Verlag der Blindenstudienanstalt ein gekürztes Verzeichnis in einer Auflage von 3000 Stück erschienen.

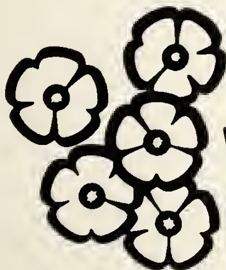
Es wird an die berufstätigen Kriegs- und Zivilblinden, insbesondere an die blinden Stenotypisten, auf Anforderung unmittelbar von der Blindenstudienanstalt in 355 Marburg, Am Schlag 8, kostenlos abgegeben.

Dieses gekürzte Verzeichnis enthält:

1. alle Städte mit ein- bis dreistelligen Leitzahlen,
2. die Vororte und Vorstädte dieser Gemeinden, soweit sie abweichende Leitzahlen tragen,
3. alle Kreisstädte ohne Rücksicht auf die Stellen ihrer Leitzahl,
4. alle Städte über 20 000 Einwohner.

Diese Auswahl reicht für fast 90 vom Hundert des gesamten Postverkehrs aus. Sie läßt sich in Punktschrift auf rund 40 Seiten Blindenschriftpapier im Format 27×34 cm unterbringen.

Ein vollständiges Verzeichnis in Punktschrift für Blinde ist in Vorbereitung. Es wird ein Werk von fünf Bänden mit ca. je 170 Seiten ergeben. Mit dem Erscheinen ist Ende 1963 zu rechnen.



Bitte:

VERGISS·MEIN·NICHT: DIE POSTLEITZAHL


1/13/2017
391758 5 5
00
HF GROUP - IN